

4154

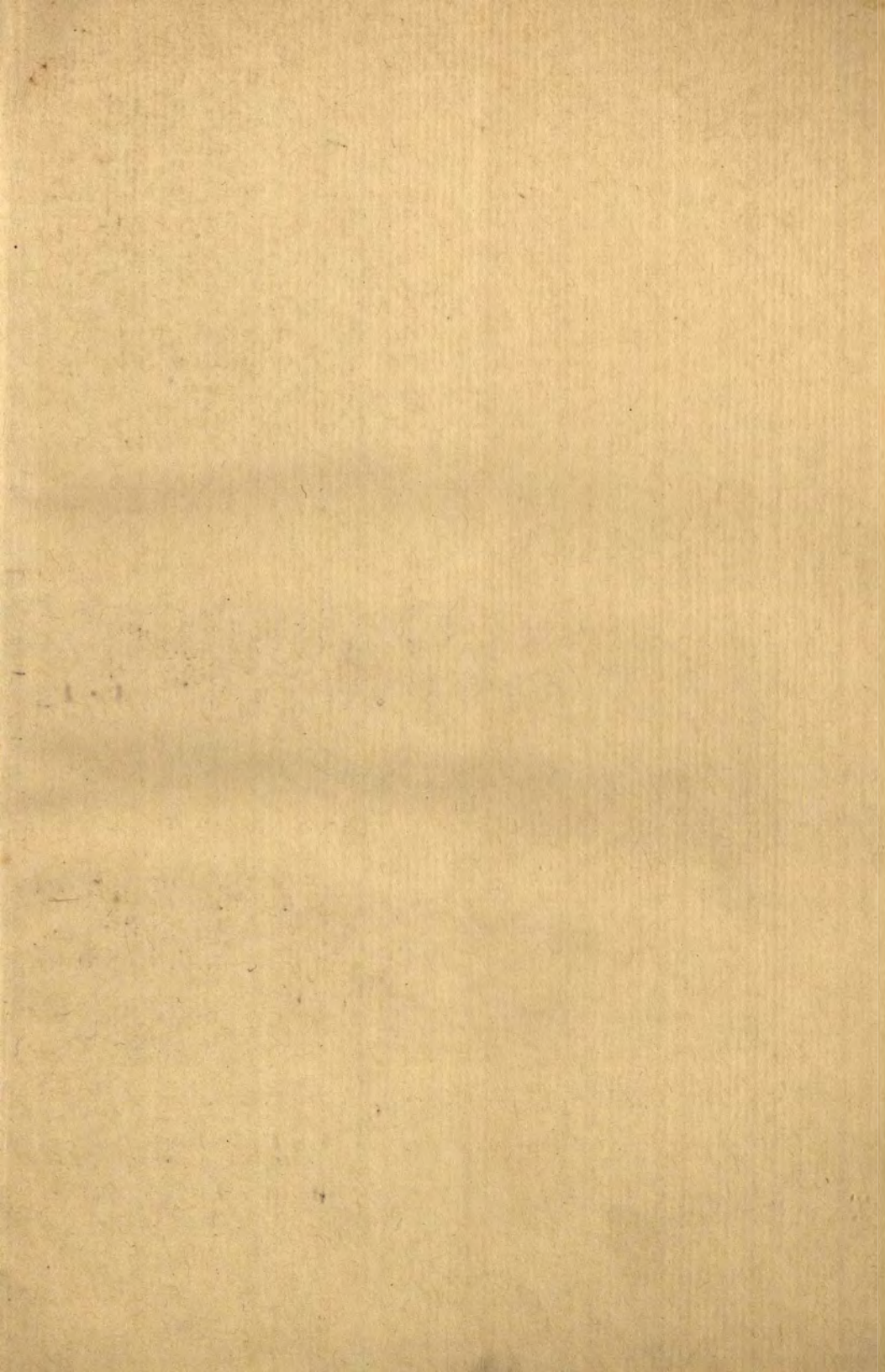
IM REICHE DES KONDOR

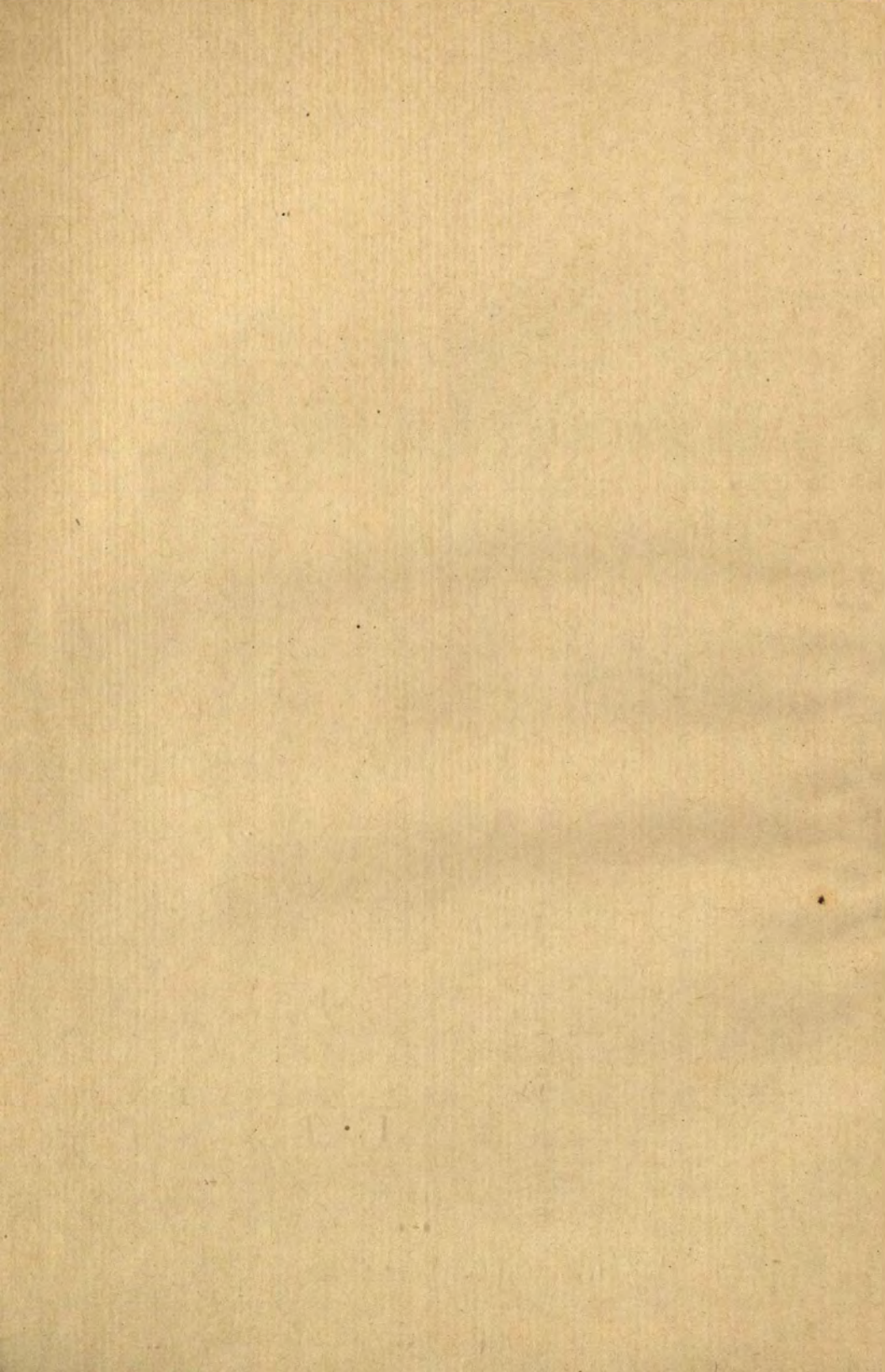
VON

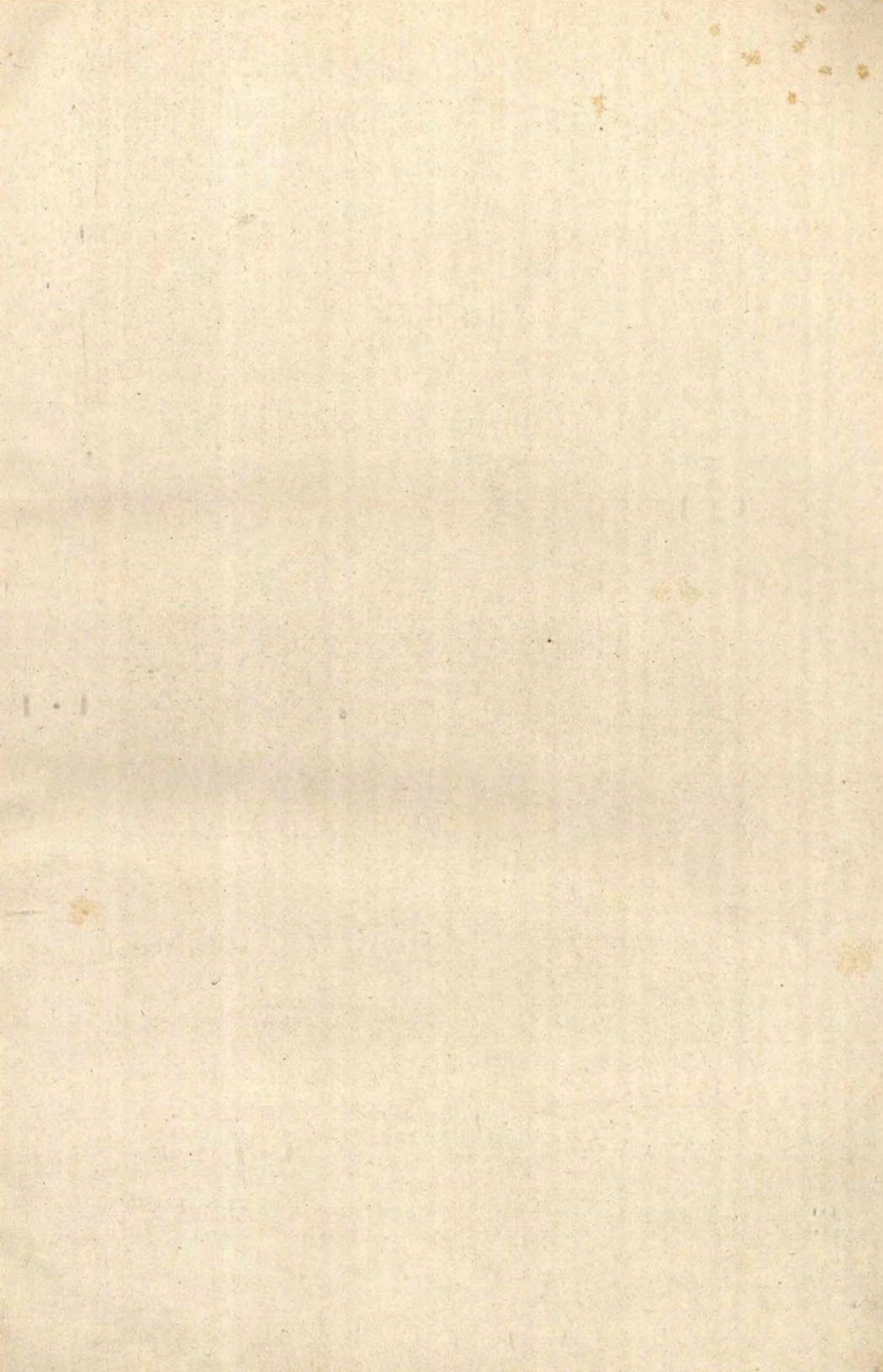
R.v. COLDITZ



BOEHNERSCHEN BUCHHANDLUNG
UND ANTIQUARIAT
BRESLAU
SCHMIEDERFOLKE 27/28
URSULASTRAÙE 27/28









Ernest von Goldville.

Im Reiche des Kondor

Streifzüge
durch die Wildnisse Südamerikas

Von
Major Rudolf v. Colditz



Mit einem Bildnis des Verfassers, 86 Abbildungen
auf 32 Tafeln und Zierleisten von Karl Wagner

BERLIN
VERLAGSBUCHHANDLUNG PAUL PAREY

Verlag für Landwirtschaft, Gartenbau und Forstwesen

SW11, Hedemannstr. 10 u. 11

1925

CBGiOŚ, ul. 7warda 51/55

tel. 22 69-78-773



Wa5164942

Dem Gedächtnis
meiner unvergeßlichen Freunde
Herrn Ricardo A. Day
Generalstabsoberst des Argentinischen Heeres
und
Herrn Alberto Gonzales
Estanziers in Uspallata



6154

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten
Copyright by Paul Parey in Berlin 1925

NH-63422



Vorwort.

Die nachfolgenden Erinnerungen haben lange in meinem Schreibtisch geschlummert. Ich hatte nicht die Absicht, sie zu veröffentlichen, wie ich auch meine Erinnerungen aus dem Spanisch-amerikanischen Kriege nie habe drucken lassen, trotz zahlreicher Anerbieten. Sie sollten meinem Jungen hinterlassen bleiben, der einige Jahre seiner goldenen Jugendzeit im sonnigen Argentinien und in Uruguay verbringen durfte und Argentinien lieb gewann wie sein Heimatland. Das aber hat nicht sollen sein! Eine Granate streckte ihn an der Somme zu Boden.

Ab und zu hatte ich wohl aus meinen jagdsportlichen Erinnerungen kurze Aufsätze in „Wild und Hund“ veröffentlicht, die Anklang fanden. Aus allen Teilen Deutschlands, aber auch fernher aus dem Inneren Südamerikas, trafen Briefe ein, in denen man mir nahe legte, ein Buch über meine Jagderlebnisse in jenen fernen Gegenden zu schreiben, die zur Zeit in Europa unbekannter sind als das Innere des schwarzen Kontinents. Ich konnte mich den angeführten Gründen nicht verschließen, ist es doch eine Tatsache, daß der Büchermarkt in den letzten Jahrzehnten mit Schilderungen aus Afrika überschwemmt worden, während in der gleichen Zeit weit weniger über Südamerika veröffentlicht ist. Die Zeit, in der berühmte deutsche Geographen die Hochgebirge und Urwälder Südamerikas durchforschten — Humboldt, Philippi, Burmeister, Carl von den Steinen, der Prinz von Wied, Schomburgk und andere — liegt weit hinter uns. Nur die Engländer haben sich in neuerer Zeit an der Durchforschung der Anden beteiligt — Fitz Gerald und Vines. Afrika ist eben Mode geworden, das Land des big game, des Großwildes.

Und doch besitzt Südamerika nicht minder interessante Gebiete, die vielfach weit weniger erforscht sind als Afrika. Wer kennt die unendlichen Wälder, die die Ebenen des Amazonasstroms bedecken, in denen noch wilde Indianerstämme hausen, die Brasilien nicht einmal dem Namen nach kennen..! Noch heute weiß man nicht, von wo eigentlich die ungeheuren Heuschreckenzüge kommen, die Argentinien's Ernten so gefährlich werden. Einige sagen — aus dem Chaco; andere — aus dem Inneren Brasiliens, aber niemand weiß etwas Positives. Wie wenige kennen die gewaltigen Hochgebirge Argentinien's, die eine Flächenausdehnung besitzen, die doppelt so groß wie das Deutsche Reich, wie wenige durchforschten die ungeheuren Wälder des Nordens! Was weiß man in Europa von diesen Gegenden? — so gut wie nichts! Argentinien, heißt es, ist ein ebenes Land, flach wie ein Tisch. Welch ein Irrtum! Wer beschäftigte sich nach dem Tode Philippis und Burmeisters mit der Fauna Chiles, Argentinien's und Süd-Brasiliens, die, wenn sie auch nicht so viele Arten von Großwild aufweist wie Afrika, dennoch außerordentlich interessant ist. So wenig bekannt ist sie, daß selbst das sonst so vorzügliche Werk Brehms in dieser Hinsicht große Lücken aufweist, besonders was Vögel anbetrifft.

Deshalb entschloß ich mich, meine jagdsportlichen Erinnerungen der Öffentlichkeit zu übergeben. Mir ist das seltene Glück zuteil geworden, daß ich während mehrerer Jahre, die ich im Sattel verbrachte, den Kontinent nach den verschiedensten Richtungen hin durchqueren durfte, besonders das gewaltige Hochgebirge der Anden wie kaum ein anderer kennen lernte, nicht nur auf den Wegen, auf denen der Herdenmensch wandelt, sondern dort, wo bisher noch selten oder nie ein Mensch gewesen, höchstens der Indianer auf flüchtigem Pferde gewelt, wo nur die Gemse der Kordilleren, das Guanaco, über die Felsen wechselt.

Diese Jahre waren die schönsten meines Lebens. Was ich damals erlebt, habe ich im Auszuge hier niedergelegt, zu aller weidgerechten Jäger Nutz und Frommen. Ich glaube damit eine Lücke auszufüllen.

Über die wirtschaftliche Bedeutung der südamerikanischen Länder, besonders der sogenannten ABC-Staaten — Argentinien, Brasilien und Chile —, ist in letzter Zeit viel geschrieben worden. Man hat mit Recht betont, daß Brasilien das Emporium der Tropen, daß Argentinien in absehbarer Ferne auf dem südamerika-

nischen Kontinent eine Stellung einnehmen werde, wie die United States auf dem nordamerikanischen, daß Chile, kein Land unbegrenzter Möglichkeiten, wie die beiden anderen, sich mit der Rolle eines den europäischen Ländern ähnlichen Staatswesens werde begnügen müssen. Ihre Kenntnis ist Gemeingut der Welt geworden. Weit weniger bekannt, ja, man kann wohl sagen fast unbekannt sind jene Gegenden, in denen der Weidmann und der Geograph reiche Tätigkeitsfelder finden, jene unendlichen Gebiete, die, zum Teil noch unerforscht, auch für die Wirtschaft in Kürze von großer Bedeutung sein werden durch ihren Reichtum an Erzen, Hölzern, Wasserkräften und als Kolonialgebiete. Schon heute dehnen sich im Chaco große Baumwollplantagen aus, deren Fläche von Jahr zu Jahr in riesigem Maßstabe wächst.

Zum Schluß eine Bitte: Aus Erfahrung weiß ich, daß die Jugend mich überschwemmen wird mit Fragen, wie sie nach drüben gelangen und in jenen jungfräulichen Gegenden jagen kann. Gemach, gemacht! Ohne vorzügliche Maultiere, Pferde und Führer in der Wildnis jagen zu wollen, hat keinen Zweck. Diese unentbehrlichen Mittel zu erlangen, kostet Geld, sehr viel Geld, so viel Geld, wie ein Deutscher es in den meisten Fällen heute kaum aufbringen kann. In Südamerikas Hochgebirgen und Urwäldern jagen ist eine andere Sache als pirschen daheim auf den Rehbock.

Was ich von der Veröffentlichung meiner Erinnerungen erhoffe, ist in erster Linie, daß sie den Männern von der grünen Farbe und allen Freunden des Reit- und Bergsports ein willkommener Lesestoff sein mögen, die langen Winterabende zu kürzen, die der Weidmann nach beendetem Tagewerk am Ofen zubringt, wenn der Schneesturm um das Forsthaus heult, die der Sportsmann in seinem Heim oder Klub der Erinnerung an die sportlichen Ereignisse hinter den Hunden oder im Hochgebirge widmet. Dabei mögen sie alle nicht vergessen, daß weder Argentinien noch Chile sich während des Weltkrieges zwingen ließen, dem großen Bund der Feinde des Deutschen Reiches beizutreten, sondern mit echt spanischem Stolz und Mut ihre Entschlußfreiheit zu bewahren wußten und Deutschland in jener alten herzlichen Freundschaft zugetan blieben, wie sie vor dem Kriege bestand. Trotz des verlorenen Krieges sind die Farben Schwarz-Weiß-Rot drüben heute noch genau so angesehen und hochgeehrt wie 1914. Das sollte

kein deutscher Weidmann den edelsten unter den Völkern Südamerikas je vergessen!

Daneben aber mögen sie all' denen, die unter dem Druck der wirtschaftlichen Lage sich gezwungen sehen, die teure Heimat zu verlassen und sich in Südamerika ein neues Heim aufzubauen, ein Bild geben von Land und Leuten, von Klima, Flora und Fauna. Die Ereignisse spielen sich ja zum großen Teil in jenen Gegenden ab, die für Ansiedlungen besonders in Frage kommen, z. B. im Chaco, den jungen Baumwollgebieten, in Misiones, dem Lande des Teestrauches, des Tabaks und der Waldausnutzung, im brasilianischen Rio Grande und im Süden Chiles, wo sich seit langen Zeiten die Deutschen besonders gern niederließen, schließlich in Patagonien, dem klassischen Lande der Schafzucht. Für solche Leser werden die ethnographischen Notizen von besonderem Wert sein, ebenso die Winke für Behandlung der Arbeitskräfte. Kreuz und quer durch die südlichen Länder des südamerikanischen Kontinents wird der Leser geführt und vielleicht manches in dem Buche finden, was er in nüchternen statistischen Abhandlungen nicht antrifft. Wie heißt es doch im Vorspiel zu Goethes „Faust“?: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen“, und weiter: „Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen, ein Werdender wird immer dankbar sein“.

Doch nun:

„Der Worte sind genug gewechselt,
Laßt mich auch endlich Taten sehn!“

Düsseldorf, Herbst 1925.

Rudolf v. Colditz.

Inhalt.

| | Seite |
|---|-------|
| 1. Kapitel. Die Jagdgründe | 1 |
| 2. „ Die wichtigeren Wildarten | 14 |
| 3. „ Die eingeborenen Rassen | 45 |
| 4. „ Zu Pferde hinter den Guanacos in den Kordillern von Uspallata | 55 |
| 5. „ Pirschgänge auf den Correntiner Pampashirsch | 77 |
| 6. „ Bisamschweine in den Urwäldern von Misiones | 101 |
| 7. „ Sumpfhirschjagd in den Wäldern des Chaco | 124 |
| 8. „ Jagd auf Jaguare | 146 |
| 9. „ Erlebnisse mit Tapiren in den Urwäldern des Acon- quija (Tucuman). | 171 |
| 10. „ Auf der Fährte des Puma (Silberlöwe) in den Lava- feldern des Südens | 193 |
| 11. „ Im Sturm der Zonda auf den Seen von Huanacache. Jagd auf Alguarasse (Wasserwölfe) | 223 |
| 12. „ Kondorjagden | 244 |
| 13. „ Die Schrecken des Hochgebirges | 260 |
| 14. „ Mit araukanischen Indianern hinter dem Huemul- hirsch in den Alpen von Traful (Pirschen und Parforcejagden) | 306 |
| 15. „ Erlebnisse mit patagonischen Rothäuten und Füchsen in den Urwäldern des Südens | 338 |
| 16. „ Im Sattel quer durch Patagonien vom Nahuel Huapi- see bis zum Rio Negro | 359 |
| 17. „ Auf den Wassern des Silberstroms | 373 |
| 18. „ Allerlei Niederwild in den Ebenen Argentiniens | 383 |
| 19. „ Schlußwort | 411 |



Hochtal im Winter.

Erstes Kapitel.

Die Jagdgründe.

Das Gelände, auf dem sich die nachfolgenden Ereignisse abspielten, ist ein sehr ausgedehntes, erstreckt es sich doch annähernd vom Wendekreis des Steinbockes bis hinab zum 42. Breitengrad, umfaßt also den südlichen Staat Brasiliens, Rio Grande do Sul, die Republik Uruguay, einen großen Teil von Argentinien und die auf dem Westabhang der Kordilleren gelegenen Teile von Chile.

Von Rio Grande kommt allerdings nur die östlich Porto Alegre gelegene, sich am Atlantischen Ozean entlang ziehende See- und Sumpfgegend in Frage, die Lagoa dos Patos (Entensee) und die Ufer des Flusses Sta Maria, der in der Nähe der orientalischen Grenze (Grenze der Republik Oriental del Uruguay) entspringt und bei Cazequi in den Ibicuhy mündet, der zum Uruguay strömt, beschränkt sich also auf die südlichen, leicht welligen Teile von Rio Grande. Es sind unbedeutende jagdliche Ereignisse, die sich auf brasilianischem Boden abspielten, so daß es überflüssig sein dürfte, dieses Gelände eingehend zu beschreiben.

Das Haupt-Jagdgelände lag auf argentinischem Gebiet. Deshalb müssen wir uns mit diesem von der Natur sichtlich gesegneten Lande etwas eingehender beschäftigen.

In einer Veröffentlichung des Deutsch-Argentinischen Zentralverbandes, Heft 3, 1912, wurde ein von mir seinerzeit in Berlin gehaltener Vortrag über „Die Aussichten für deutsches Groß-

kapital in Argentinien" abgedruckt, dem ich über die Geländeformation folgendes entnehme:

„Die Argentinische Republik erstreckt sich von Norden nach Süden zwischen den Breitengraden $21\frac{1}{2}$ und $54^{\circ} 52'$, also über 33 Breitengrade, und vom $54\frac{1}{2}$ bis zum $73\frac{1}{2}$ Längengrad, westlich von Greenwich, bedeckt demnach 19 Längengrade. Sie hat eine Oberfläche von 2 950 520 qkm oder annähernd 300 000 000 ha, bei einer Bevölkerung von etwa 10 Millionen Köpfen. Diese Oberfläche entspricht etwa der von Italien, Österreich-Ungarn, Frankreich, Schweiz, Deutschland, Holland, Belgien, Schweden, Norwegen und Dänemark zusammengenommen. Drei Fünftel der Oberfläche etwa gehören der Ebene an, zwei Fünftel sind Bergland bzw. Hochgebirge. Im Westen und Nordwesten liegen die gewaltigen Ketten der Cordillera de los Andes, jenes in der Tertiärzeit vollendeten jungen Felsengebirges, das die Wasserscheide bildet zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean, während im äußersten Nordosten die Ausläufer des vulkanischen, daher älteren Gneis- und Schiefergebirges des großen brasilianischen Berglandes sich bis in das Gouvernement Misiones hinein erstrecken. Zwischen diesen beiden Gebirgen wogte einst das Meer, das im Laufe gewaltiger Zeiträume eintrocknete. Sein Bett wurde mit sedimentären Anschwemmungen der großen von Norden und aus den Anden kommenden Ströme überschüttet. Dies gewaltige, im Süden etwa bis zum Rio Negro reichende Tiefland, aus dem nur stellenweise, Inseln gleich, einzelne Gebirgsstöcke hervorragen, so die Sierras de la Ventana und Tandil in der Provinz Buenos Aires, die Sierras von Cordoba und San Luis in den gleichnamigen Provinzen, weist nur sehr unbedeutende Höhenunterschiede auf. So strömt beispielsweise der Cuyabá, einer der Quellflüsse des Paraguay, im Innern des brasilianischen Staates Matto Grosso, auf einer Entfernung von annähernd 4000 km von Buenos Aires, nahe seinem Ursprunge, nur 200 m über Meereshöhe. Nach den Anden zu hebt sich die Ebene zunächst allmählich, dann aber in ihrem westlichen Teile stärker und erreicht am Fuße des Hochgebirges etwa 800 bis 900 m.

Südlich des Rio Negro geht das pampine Tiefland in das Hoch- und Terrassenland von Patagonien über, auf dem in früheren Zeiten Land und Meer oftmals abgewechselt haben. Die Plateaus fallen von den Kordilleren nach Osten zu ab und sind durchschnitten von großen Quertälern, die einstmals Meeresstraßen

waren, von denen heute nur noch eine, die Magellanstraße, vorhanden ist. Die Höhe der Plateaus beträgt im Durchschnitt 400 bis 500 m. Sie erreichen mit 800 bis 1000 m ihre höchste Erhebung am Fuße der Kordilleren. Das Terrassenland endet mit 100 bis 150 m hohen, steil abfallenden Küsten am Atlantischen Ozean.

Die Lebensader Argentiniens ist der La Plata-Strom, der gebildet wird von zwei gewaltigen Flüssen, dem Paraná und dem Uruguay, mit zahlreichen Nebenflüssen. Der 2000 km lange Paraguay mit seinen Zuflüssen, dem Pilcomayo und dem Bermejo, sowie der gleichfalls 2000 km lange Salado, letzterer besonders zu Bewässerungszwecken benutzt, sind die bedeutendsten Nebenflüsse des Paraná, dessen Länge ungefähr 4000 km beträgt. Er ist zumeist mehrere Kilometer breit und hat bei Corrientes, nicht weit von der Grenze Paraguays, also etwa 850 km von Buenos Aires und mehr als 1200 km vom Meere, noch eine Breite von fast 2 km. Er ist für Ozeandampfer schiffbar bis Santa Fé (610 km), für weniger tiefgehende Schiffe in seinem ganzen Laufe.

Der Uruguay, 1500 km lang, ist für Seeschiffe bis Concepcion del U. (182 km) schiffbar. Er hat zahlreiche Nebenflüsse, welche die argentinischen Provinzen Corrientes und Entre Rios bewässern.

Nach diesen gewaltigen Strömen ist der an der Nordgrenze Patagoniens fließende Rio Negro zu nennen, der, was Mächtigkeit anbetrifft, etwa dem Rhein zu vergleichen und ebenfalls schiffbar ist.

Im Westen entströmen eine Reihe von Flüssen den Kordilleren, so der S. Juan, der Mendoza, der Tunuyan, der Diamante und der Atuel, die nach Süden zum Colorado strömen und in ihrem Laufe weite See- und Sumpfgebiete bilden. Sie werden zum Teil schon jetzt zu Bewässerungszwecken ausgenutzt."

Meine Jagderlebnisse haben sich im wesentlichen in den bergigen Teilen Argentiniens, hauptsächlich in der Cordillera de los Andes abgespielt. Da man nicht voraussetzen kann, daß diese noch wenig erforschten Bergländer jedem Leser bekannt sind, erscheint es zweckmäßig, sich eingehender mit ihnen zu beschäftigen, denn nur dann wird es möglich sein, den Ereignissen zu folgen. Auch hier entnehme ich einem anderen, von mir 1914 in der Kgl. Kriegsakademie zu Berlin gehaltenen Vortrage, betitelt „Aus den hohen Anden Südamerikas“, eine Beschreibung des Gebirges, der ich nichts hinzuzusetzen habe.

„Die Kordillere der Anden ist ein in der Tertiärzeit beendetes junges Faltengebirge, das von den Diego Ramirez-Inseln im Süden bis zum Kap Gallinas im Norden den Lauf der Küste bestimmt und eine große kontinentale Wasserscheide bildet.

Ich teile das zu betrachtende Gebiet in zwei große Gruppen, nämlich: die südliche oder patagonische Kordillere, von den bereits erwähnten Inseln bis zum Busen von Reloncavi, also etwa bis zum 42. Breitengrade, und in die mittelchilenisch-argentinische Kordillere, die von genanntem Busen bis zur Grenze von Bolivien hinaufreicht.

Erstere besteht aus einer zwar zusammenhängenden, aber vielgliederten Kette, wenn man die auf den zahlreichen, dem Festlande vorgelagerten Inseln liegenden Berge nicht etwa als eine Parallelkette ansehen will, die nördlich des 42. Breitengrades ihre Fortsetzung in der chilenischen Küstenkordillere findet.

Für die patagonische Kordillere sind allgemeine Vergletscherung, üppige Laubwaldbedeckung und reiche Vulkanbildung charakteristisch.

Von Westen her schneiden zahlreiche Fjords in sie ein, so daß die Küste mit den vorgelagerten bergigen Inseln der norwegischen außerordentlich ähnelt.

Im Osten liegen mächtige Basaltplateaus, die von den Flüssen in tiefen Einschnitten durchbrochen werden.

Die Höhe des Gebirges erreicht hier bei weitem nicht die der mittelchilenisch-argentinischen Anden, denn der höchste Gipfel, der westlich vom See Buenos Aires gelegene San Valentin, hat nur eine Höhe von 3870 m. Schnee und Eis bedecken die Berge im nördlichen Teile der südlichen Gruppe von 1200 m an aufwärts und reichen weit tiefer im Süden. Die Paßhöhen sind niedriger und schwanken um 1000 m herum.

Bergseen, tektonischen und glazialen Ursprungs, in welche die Gletscher stellenweise hineintauchen, sind zahlreich eingebettet.

Eine eigentümliche Erscheinung ist die, daß die Flüsse vielfach im Osten entspringen, die höchste Kordillere durchbrechen und zum Stillen Ozean strömen.

Hier weist das Gebirge überall große landschaftliche Schönheiten auf. Großartig wirkt beispielsweise der Berg Sarmiento auf Feuerland (2070 m), am Fuße mit düsterem Wald umkleidet, oben in Schnee und Eis gehüllt, von wo „beryllfarbene

Gletscher", wie Darwin sagt, „gefrorenen Niagarafällen ähnlich“, sich in das Meer hinabschieben.

Nördlich des Busens von Reloncavi lassen sich zwei deutlich nebeneinander herstreichende Ketten erkennen, die Hauptkordillere oder „Cordillera Real“, auf der die argentinisch-chilenische Grenze entlangläuft, und die chilenische Küstenkordillere. Zwischen beiden liegt das große chilenische Längstal.

Die mittelchilenisch-argentinische Kordillere bildet in ihrem südlichen Teil den Übergang von der patagonischen Kordillere zu dem höheren, wald- und see-, schnee- und eisarmen Hochgebirge, das sicherlich mit seinen himmelanstürmenden Bergmauern von unendlicher Großartigkeit ist, aber an Mannigfaltigkeit der Landschaft hinter der südlichen Kordillere zurücksteht.

Nach Chile fällt das Gebirge, mit Ausnahme der nördlichsten Teile, steil und jäh ab, während es nach Osten in allmählichem Fall in die Ebene übergeht, oft unter Auftauchen neuer Ketten, die gewaltige Höhen erreichen.

Das Gebirge ist auch hier reich an Vulkanen, die aber zum größten Teil erloschen sind, und weist gewaltige Höhen auf. Ich erwähne in Chile den Osorno, den Calbuco, den lavaüberströmten Antuco und den noch heute Rauchsäulen ausstoßenden Villarica; in Argentinien: den Tronador, den Copahue und den Lanin mit Höhen von 2000 bis 4000 m, den Tinguiririca (4480 m), den vereisten Maipo (5336 m), den San José (5336 m), den Tupungato (6560 m) und schließlich den Aconcagua mit 7040 m Höhe.

Die Pässe sind zunächst verhältnismäßig niedrig, nur etwa 1000 m hoch. Die Paßhöhen nehmen dann aber, ebenso wie die Höhe der Berge, schnell zu.

Auch hier schmücken zahlreiche Seen das Gebirge, so der große Nahuel Huapi auf 735 m Höhe, ferner, ebenfalls auf argentinischer Seite, die Seen: Trafal, Villarino, Lacar, Huechu-Lafquen und Aluminé; auf chilenischer: Todos los Santos, Llanquihue, Rupanco, Puyehue, Ranco, Panguipulli, Villarica und zahlreiche andere.

Im Süden bedecken Laub- und Nadelwälder das Gebirge und seine Täler auf beiden Seiten, besonders auf der chilenischen. Erstere reichen im Gebirge bis etwa zum 39. Grad, in der chilenischen Ebene noch mehr nach Norden. An sie schließen im Gebirge Araucariawälder an, auf diese folgt niedriger Buschwald bis hinauf zum 37. Breitengrade. Nördlich davon wird das Hoch-

gebirge eintönig und kahl. Nur die an seinem Fuße im Osten gelegenen Ebenen sind mit dornigem Gestrüpp bedeckt, während in den Vorbergen mannigfaltige Kakteen gedeihen. Schwarze, rotbraune und gelbe Schuttmassen und Geröll bedecken die Hänge. Schnee krönt nur die höchsten Höhen.

Nördlich vom Aconcagua nimmt die Höhe der Berge etwas ab, die der Pässe aber bedeutend zu. Je weiter man nach Norden kommt, um so eintöniger wird die Landschaft der Hauptkordillere, denn die feuchten Winde, welche die Vegetation erzeugen, werden im Osten von den gewaltigen Gebirgsketten der Antikordilleren aufgefangen, während das Gelände im Westen reinen Wüstencharakter annimmt.

Zur mittelchilenisch-argentinischen Kordillere sind auch die zersplitterten Anti- oder Ostkordilleren zu rechnen, die als Seitenäste und Parallelketten der Hauptkordilleren gelten können. Sie liegen in den argentinischen Provinzen Salta, Jujuy, Tucumán, Catamarca, Rioja und San Juan und bestehen aus zahlreichen Ketten, die, von Süden nach Norden an Höhe und Breite zunehmend, nebeneinander herziehen. Die östlichen Kordilleren sind die älteren, denn sie enthalten Gneis, Granit, paläozoische Ablagerungen und junges Eruptivgestein. Sie bestehen aus gewaltigen Gebirgsketten, die ebenfalls zu höchsten Höhen sich erheben. Charakteristisch für sie ist der außerordentliche Minenreichtum, der am deutlichsten in der Sierra von Famatina und der von Aconquija in die Erscheinung tritt, und reicher Waldbestand.

Jujuy mit seinen tropischen Gebirgstälern, die von Bergen eingeschlossen werden, deren Höhen 6100 m erreichen, wie im Chañi; Salta mit den reichen Tälern von Calchaqui und Lerma; Tucumán mit denen von Tafi und Aconquija, sind kostbare Provinzen der Republik, deren große wirtschaftliche Reichtümer erst in der Zukunft voll und ganz ausgebeutet werden dürften. Hier gedeihen Zucker, Kaffee und Baumwolle und die köstlichsten Früchte. Die Viehzucht steht auf großer Höhe. Die ausgedehnten subtropischen Wälder, welche die östlichen Hänge der Gebirge, besonders in Tucumán und Salta, bedecken, enthalten reiche Schätze an Nutzhölzern aller Art. Die Täler sind größtenteils bevölkert. Einzelne Städte, wie Salta und Tucumán, zeigen bereits hohe Kultur. Alle haben gleichen Charakter, den der altspanischen Kolonialstadt — schachbrettförmige Anlagen mit den

typischen großen Plätzen. Eine lebhafte und intelligente Bevölkerung bewohnt diese Berggegend, die aus Abkömmlingen der altspanischen Rasse besteht, mit einem leichten Einschlag von Indianerblut, im allgemeinen ein schöner Menschenschlag."

Was nun die Bodenbedeckung anbetrifft, die für die Jagd von so großer Bedeutung ist, so finden sich Urwaldgebiete im Nordosten, Norden und in den bergigen Teilen des Nordwestens, hier auf den nach Osten gerichteten Abhängen subtropischer Urwald, ferner im Südwesten Urwald der gemäßigten bzw. kühlen Zone. Die Flora in beiden ist sehr verschieden. In der subtropischen Region sind folgende Holzarten charakteristisch: Zwei verschiedene Arten Laurel (Lorbeer — *Ocotea suaveolens*); drei Sorten Zedern mit rötlichem Holz; die Konifere (*Araucaria brasiliensis*) mit blaßgelbem Holz, sehr leicht und widerstandsfähig, für Haus- und Faßbau besonders geeignet. Dieser schöne Baum mit tadellos gewachsenem Stamm, 1 bis 2½ m dick, gebogenen Ästen und tellerförmiger, dunkler Krone, ähnelt der Kiefer und bildet lichte Wälder, die aber nur im Berglande vorkommen. Sodann mehrere Arten Jacaranda, z. T. mit rotem, dunkel geädertem, andere (*J. violeta*) mit dunkelviolettem Holz; Palo santo, schwer und sehr hart, aber sehr spröde, so daß das Holz beim Schlage wie Glas splittert; Naranjal, Apfelsinenbaum, der über und über mit goldigen Früchten bedeckt ist; Paraik; der buntblühende Mistol; Palo borracho, ein bizarres Gewächs, das seinen Namen (trunkener Baum) seinem Äußeren verdankt; Lapacho (oder aialai), ein mächtiger Baum mit starkem Holz; Algarrobbo oder Mapic mit eisenhartem Holz; Huaican, Pinguinik, mit herrlichen roten Blüten bedeckt; Guayaibi mit weißer Rinde und dunklem Holzkern; Toe, dessen Asche Salz ersetzt; Timbó mit rotem Holz; Urunday, bekannt durch treffliches Holz; Angico, Tala, Acacia, Mora, zum Wagenbau geeignet; Cañafistola, Ñandubay oder Caldén, Ceibo, Canelon, der schwammige, mit dichter olivfarbener Krone ausgestattete Ombú; Feigenbäume (*higueras*), Inga, Arazá, Loro, zahlreiche Myrtaceen, Bignoniaceen, Rubiaceen, Terebinthiaceen, Asclepiaceen und Bombaceen. Dazwischen, namentlich an den Flußläufen, vereinzelt oder in kleinen Gruppen, Palmen, im Chaco meist Wachspalmen, nicht in jener Fülle von Arten, wie sie Brasilien aufweist, aber charakteristisch für das Landschaftsbild; dazu zahlreiche Medizinalhölzer und Weiden, namentlich am Laufe des Paraná. Diese Baumart (*sauce lloron* = Trauerweide) ist von be-

sonderer Schönheit. Ihre langen Zweige, Frauenhaar vergleichbar, reichen bis auf die Erde hinab. Nicht zu vergessen die wirtschaftlich wichtigsten Baumarten, der rote und weiße Quebracho, beide mit eisenhartem Holz. Aus ersterem wird der bekannte, zum Gerben benutzte Extrakt gewonnen, letzterer liefert ein glänzendes Material für Eisenbahnschwellen usw. Der Quebracho ähnelt in gewisser Hinsicht unserer Eiche, hat einen mittleren Durchmesser von 40 bis 60 cm, erreicht auch öfters 1 m und mehr. Die Verästelung beginnt 6 bis 10 m über dem Boden. Der Kern ist besonders hart, das Holz ist so schwer, daß es nicht geflößt werden kann. Das des weißen ist nicht ganz so hart wie das des roten und hat weniger Gerbstoffgehalt. Der rote zerfällt in zwei Klassen, den *chaqueño* (im Chaco wachsender) und den *santiagoño* (aus Santiago del Estero), mit 20 bzw. 10 bis 15 v. T. Tanningehalt. Ersterer dient ausschließlich der Gewinnung von Tannin, letzterer wird auch zum Haus- und Brückenbau, zu Zaunpfosten und Telegraphenstangen verwandt. Sein Holz ist unverwüsthch. Vom roten Quebracho werden jährlich etwa 350 000 t in Blöcken (rollizos), 70 000 t in Form von Tannin ausgeführt, im Werte von 40 bis 50 Millionen Mark. Sehr viel von diesen Hölzern geht nach Deutschland.

Dazwischen im Osten Teesträucher (*Yerba Mate*), Bambusdickicht (hier *tacuará* genannt), baumartige Farne, Lianen, Piperaceen und ungezählte Arten Niederholz. Der Boden ist meist mit einem dichten Moostepich überzogen. Niederlein kennt — diese Zahl charakterisiert den nördlichen Urwald — 104 verschiedene Arten von Farnen.

Bald hoch, bald niedrig, dicht oder licht, bedeckt dieser meist undurchdringliche Urwald vorzugsweise diejenigen Geländestreifen, in denen die meiste Feuchtigkeit herrscht. Wo letztere fehlt, setzt der Trockenwald ein mit Mimosen, Dornsträuchern, Algarrobo, *Chañar* und *Algarrobilla*, auch diese mit hartem Holz, wie wir es in Deutschland kaum kennen. Oft steht die für den Regenwald charakteristische Fauna neben der des Trockenwaldes, beispielsweise im Chaco, ähnlich wie sich in Deutschland ein Buchenschlag an einen Fichtenschlag anreihet.

Nach dem Innern zu wird der Dornbusch nach und nach niedriger und geht in die Pampa über, diese wieder in die endlosen Luzerne-, Mais- und Weizenflächen, die den Reichtum des Landes ausmachen.



Bild 1. -

Geröll- und Schotterhänge in der Hochkordillere (Cuevastal).

Nur vereinzelt finden sich hier, besonders in den östlichen, Mesopotamien genannten Provinzen, Galeriewald an den Flußläufen und Waldgruppen in der Umgebung der Landsitze, sonst gleicht die Landschaft in ihrer endlosen, nur von leichten Geländewellen durchzogenen Fläche einem olivfarbenen Meere. Im Süden, in der Pampa Central und auf den Terrassen Patagoniens beginnt wieder der Dornbusch, um nach der Cordillera zu in Hochwald überzugehen, der auf der Höhe von Valdivia den Charakter des südlichen Urwaldes annimmt, der von dem subtropischen sehr verschieden ist. Ich gebe hier einen Auszug aus einem Bericht eines höheren deutschen Forstbeamten, der die Holzarten des südargentinisch-chilenischen Urwaldes im Auftrage studiert hat. Es heißt da:

„Die meisten der hier wachsenden Hölzer sind außerordentlich verwendbar, besonders die Koniferenarten, Maniu und Alerce, welch' letztere dem Redwood gleicht, das die rote Fichte von Riga ersetzt und ein brillantes Holz für Tischler- und Zimmerarbeiten liefert. Hierzu gehören auch Zeder und Zypresse, die ein erstklassiges Konstruktionsmaterial liefern, erstere besonders für Schiffsbau, da sie sich nicht unter Wasser wirft, sowie für Eisenbahnschwellen.

Ferner sind bemerkenswert viele Laurinaceen, besonders der Linguebaum, als Ersatz für Pitch-Pine, eine Art Acajú, für Möbel- und Drechslerarbeiten und der aromatische Peño.

Die Protaceen, die für Möbelschreinerei geeignet sind, wie Avellano-Hasel, für Wiener Möbel, Wagenbau und Faßfabrikation; Huinque, Ciruillo-Pflaumenbaum, als Ersatz von Eiche, für Türen und Fenster.

Die Myrtaceen: Temú, Tepú, Arrayan, Luma und Patágua mit sehr hartem und elastischem Holz für Wagenbau und Deichseln, das sich schön polieren läßt. Sie werden zu gleichen Zwecken verwandt wie Buchsbaum, Steineiche und Teakholz.

Die Cupuliferen für Tischlerei und Bauten, besonders auch für Eisenbahnschwellen, wie Roble und Rauli.

Die Magnoliaceen, zwei Arten von Canelo, die sich besonders für Zellulosefabrikation eignen.

Schließlich noch diverse Bäume, wie Laurel, der ein schönes Holz für Möbel liefert, Ulme mit festem Holz für Stellmacherei, der tanninhaltige Teniú, der Pelú, mit einem dem Buchsbaum ähneln-

den Holze und Tique, eine Nußbaumart, besonders schön in der Färbung."

Es wird schon jetzt ein lebhafter Handel mit diesen Hölzern nach Nordchile und Peru, ebenso nach der argentinischen Provinz Mendoza getrieben. Da liegt der Gedanke nahe, diese ungeheuren Wälder in größerem Maßstab dem Kapital nutzbar zu machen als bisher, um so mehr, als sie in unmittelbarer Nähe des Stillen Ozeans liegen, von dessen zahlreichen Fjords viele gute Häfen abgeben könnten. Argentinien und Uruguay sind bedeutende Importländer für Holz, das heute meist aus Schweden, Norwegen und Nordamerika kommt, weil die Fracht zu hoch sein würde, wenn man das Holz aus dem fernen Innern des Landes an die Küste schaffen wollte. Dies geschieht im allgemeinen nur mit dem kostbaren Quebracho. Diese Länder könnten nun sehr wohl von hier aus versorgt werden, ebenso Europa und Afrika. Nach fachmännischem Gutachten enthalten diese Wälder Hölzer aller Art, solche, die härter sind als Weißbuche und kaum von einer Axt angegriffen werden, und anderseits leichtere als Pappelholz. Auch zum Gerben verwendbare Lohe findet sich am Linguebaum. Die Bäume sind vielfach 40 bis 60 m hoch und schlank wie Lichter. Die Waldbestände werden auf viele Millionen Hektar geschätzt. Sie sollten durch kapitalkräftige Gesellschaften forstmäßig ausgebeutet, nicht, wie es heute in Llanquihue geschieht, mit Axt und Feuer vernichtet werden, wodurch stellenweise schon jetzt Holzmangel eingetreten ist. Nicht nur zum Zwecke der Urbarmachung wird nämlich heute Feuer benutzt, sondern in geradezu frevelhafter Weise wird der Wald oft ohne Grund angezündet. Besonders die Chilenen sind enragierte Waldbrenner. Überall sieht man im Süden Chiles kahlgebrannte Waldstellen, auf denen die verbrannten Bäume ihre verdorrten Stümpfe und Äste zum Himmel emporstrecken, „wie stumme Ankläger menschlichen Frevels gegen die Natur“.

Die für die erwähnten Nutzhölzer drüben gezahlten Preise schwanken zwischen 67 und 86 Mark für den Kubikmeter, dürften aber in Europa viel höher sein. So werden in Belgien schon heute für chilenische Harthölzer 100 bis 120 Franken cif Antwerpen geboten. Für Zypressenholz zahlt man in England 100 bis 120 Schilling und für Zeder 150 Mark für den Kubikmeter Rauminhalt. Der Wert, den diese Waldungen repräsentieren, ist ungeheuer, auch wenn man die Kosten für Anlage von Sägewerken, Wegen, Drahtseilbahnen, Ankauf von Segelschiffen, Hafenanlagen und Löhne

noch so hoch anschlägt. Es ist nicht meine Absicht, auf dieses interessante Thema näher einzugehen, ich bin aber überzeugt, daß die Ausbeutung der Wälder einfach und wenig kostspielig sein würde, denn die Verbindung von argentinischer Seite mit der Küste des Stillen Ozeans ist einfach, weil die zu überwindenden Höhen unbedeutend sind.

Eine solche Holzgesellschaft würde zweckmäßig gleichzeitig auf argentinischer Seite größere Weidegebiete erwerben, um Viehzucht zu treiben, also Waldnutzung und Viehzucht zu gleicher Zeit. Der Holzverkauf würde die Mittel liefern zur Beschaffung der Viehbestände.

Der Charakter des südlichen Urwaldes wurde wie folgt von mir geschildert:

„Nun betreten wir nach Süden das Gebiet der araukarischen Fichte, die entweder in Gruppen nach Art englischer Parks oder in dichten Beständen die Berghänge bedeckt, während sich jenseits der Anden in der chilenischen Ebene bereits der Laubwald ausdehnt.

Von nun an gewinnt die Landschaft täglich an Liebreiz, denn immer dichter wird der Araukariawald, von dessen nußartigen Früchten sich die Indianer nähren. Dann steht ganz urplötzlich, einer Wand ähnlich, der riesige Laubwald vor uns.

Immer mächtiger werden die Wälder, den nordamerikanischen von Washington, Oregon und Alaska ähnlich. Zwischen den Riesenstämmen bilden hohe Bambusstangen, Farne und Lianen ein unentwirrbares Dickicht, so daß es unmöglich ist, auch nur ein paar Schritte vom ausgehauenen Pfade seitwärts in den Wald einzudringen. Grabesstille herrscht überall, nur unterbrochen von dem Geräusch, welches das Anklopfen der Hufe der Reittiere an die Stämme, die über den Weg hingestreckt liegen, oder das Klopfen der Spechte verursacht. Eisige Kälte umschauert den Reiter, denn nie fällt ein Lichtstrahl in diese Waldfinsternis. Im Winter durchbrausen Stürme die Wälder. Dann stürzt manch tausendjähriger Baumriese zu Boden oder in die Flüsse, wenn Hochwasser die Ufer unterwaschen. So liegen an der Stromverbindung der beiden Seen von Lacar die Riesenstämmen in mehreren Reihen übereinander, mit den Wurzeln in der Luft und den Kronen im Wasser, ein Bild gigantischer Zerstörung, wie man es in europäischen Wäldern nicht sehen kann.

In den Tälern stehen zur Seite der Wasserläufe vereinzelt

Magnolienbäume, deren Blütenduft im Sommer das ganze Tal erfüllt. Auch wilde Apfelbäume sind häufig. Hoch auf den Klippen ragen dunkle Zypressen malerisch empor. Den Boden bedeckt ein Teppich von Walderdbeeren.

Ähnlichen Charakter trägt nun die Landschaft bis hinab zum Nahuel Huapi, dem „See“, wie er von den Landeseinwohnern genannt wird.

Weiter nach Süden, an der 16.-Oktober-Kolonie entlang, über die Seen Fontana, Buenos Aires, San Martin, Viedma und Argentino hinaus bis zu dem Halbinsel- und Inselmeer, das die Magellanstraße umgibt, überall ist das Landschaftsbild dasselbe. Auf argentinischer Seite ein welliger Aufstieg durch Weideland, in dessen Senkungen hier und dort ein einfaches Estanciahaus mit Wellblechdach liegt, hinauf auf die Höhen, entlang an Waldstücken, welche die Wasserläufe einsäumen und die Bergschluchten bedecken, dann hinüber über die Paßhöhe. Rings umher türmen sich kulissenartig schnee- und gletschergekrönte Berge. Zahllos sind letztere, mit mächtigen Lagen blauen Eises, das sich oft vorschiebt über die Höhenränder. Auf etwa 1000 m Höhe niedriger Baumwuchs mit zur Erde gekrümmten Zweigen, dann folgt bergab Canelogestrüpp, darauf lichter Wald und schließlich der dichte tausendjährige Urwald, in wundervoller, fast tropischer Pracht. Näher schieben sich die Felsen an die Flußläufe heran und undurchdringliches Dickicht erschwert auf beiden Seiten den Marsch. Zwischen den Riesenstämmen, die ihre Wipfel hoch in die Luft recken, ein geschlossenes Dickicht von Bambusstangen, Riesenfarnen und schmarotzenden Schlinggewächsen. Brausend tobt durch diese Wildnis der Bergstrom oder Wildbach über alte Riesenstämme dahin, die zahllos in seinem Bette liegen und das Befahren des Wasserlaufes mit Booten fast unmöglich machen. Gießbäche stürzen sich zu beiden Seiten von den Felsen herab in den Fluß. Mühsam hauen wir uns einen Pfad mit dem Buschmesser, so daß der Marsch nur langsam vor sich geht. Nun kommen Stellen mit sumpfigen Wiesen, dann sind Strecken im eiskalten Wasser des Flusses zurückzulegen, der grün oder milchig-grau gefärbt ist, je nachdem das Wasser einem See entströmt oder von Gletschern her stammt. Hoch hinauf an den Hängen klimmt der Hochwald, oben meist in dichte Nebelwände eingehüllt. Ab und zu sieht man kahle, oft abgebrannte Stellen mit verkohlten oder weißlichen Stämmen, auf denen ein Waldbrand oder Lawinenbruch getobt hat. Hier klimmen wir empor und genießen die herrliche

Rundsicht über die unendliche Waldespracht, die Flüsse, Seen, Gletscher und Firne, und lauschen dem Donner der Lawinen. Nichts Herrlicheres gibt es als einen solchen Rundblick in den patagonischen Alpen, wenn man, was freilich nicht oft sich ereignet, in eine sonnige Landschaft schauen darf!

Nun ist ein See zu kreuzen, den wir auf einem Floß befahren, denn ihn zu Fuß zu umgehen, ist unmöglich, weil die senkrecht aus den Fluten sich erhebenden Felsen zu mächtig sind. Seltsam geformte Inseln liegen in ihm. Oft braust der See, vom Sturme aufgewühlt, und der Regen peitscht uns, daß die Hände erstarren. Am Ausfluß heißt es dann schnell ans Land springen, um nicht von der Strömung fortgerissen zu werden. Hinaus geht es durch das eisige Wasser in mächtige Blattpflanzen hinein, die überall das Flußufer säumen. Nun folgt ein uralter Lärchenbestand, an dessen Ende uns ein neues Bild von Seen und Gletschern und Waldbergen, dom- und turmartigen Felsen überrascht — ein grünes Urwaldmeer, das schier endlos dahinwogt bis zu den granitenen Ufern des Stillen Ozeans, wo der Riesenwald endlich sein Ende findet; alles in allem ein Bild von unbeschreiblicher Großartigkeit. Indes, trotz aller Schönheit dieser gewaltigen Natur, läßt sie auf die Dauer einen einförmigen Eindruck zurück, so daß man schließlich froh ist, dem feuchtkalten Walde den Rücken zu drehen und auf die sonnigen Weideflächen Patagoniens zurückkehren zu dürfen, wo uns freundliche Kolonistenhäuser grüßen. Das mag wohl daher kommen, daß es drinnen im Walde tot ist, da die Fauna ganz fehlt. Auch fehlt der Mensch, es fehlen heute noch Hütten, Dörfer und Städte, ohne die uns auf die Dauer die herrlichste Landschaft ermüdet."



Jaguar.

Zweites Kapitel.

Die wichtigeren Wildarten.

Raubtiere.

Jaguar oder Unze (*Felis onza* oder *panthera*, auch *Leopardus onza*), das größte und stärkste amerikanische Raubwild, ein äußerlich schwerfällig erscheinendes Tier, mit mächtigem Nackenmuskel und verhältnismäßig kurzen Gliedmaßen. Die Gestalt verrät mehr Kraft als Gewandtheit. Dennoch ist letztere eine ganz außerordentliche. Die Länge des erwachsenen Tieres beträgt 1,50 m, vom Fang bis zum Rutenanfang gemessen. Die Rute ist 68 cm lang; die Höhe beträgt 80 cm. In der Gefangenschaft wird das Tier nicht so groß. Der Jaguar hat also mehr oder minder die Größe des indischen Tigers, d. h. nur in den besonders starken Exemplaren, wie sie in dem brasilianischen Staate Matto Grosso vorkommen. Er wird in ganz Südamerika kurzweg „Tiger“ genannt. Die Decke ist kurz, glänzend und weich, ihre Färbung sehr verschieden. Die Grundfarbe ist normal rötlich gelb. Auf ihr befinden sich runde, längliche oder unregelmäßige Ringe und Flecken schwarzen Tones. An der unteren Seite des Leibes herrscht hellere Färbung vor. Die Flecken haben verschiedene Größen. Es gibt helle, dunkle und schwarze Arten, letztere besonders in Matto Grosso.

Dieses Raubtier ist über ganz Südamerika verbreitet, besonders über die subtropischen Teile, Paraguay und Matto Grosso. In

Argentinien findet es sich hauptsächlich im Chaco, besonders in den Uferwäldern des Paraná, in Corrientes und Entre Ríos und in der Pampa Central. Es hält sich vorzugsweise in Uferwäldern, Waldsäumen, Schilf- und Dschungelfeldern auf. Ob irgendwo ein Jaguar steckt, stellt der Jäger an den Fährten fest, bzw. daran, ob Baumstämme mit Krallen bearbeitet sind. Das nämlich tut der Jaguar genau wie der indische Tiger.

Er jagt mit Vorliebe in der Morgen- und Abenddämmerung, auch bei Mondschein, aber nicht bei dunkler Nacht oder um die Tagesmitte. Seine Kraft steht der des Löwen und Tigers wenig nach. Die Sinne sind vortrefflich, nur die Witterungnahme ist schwach. Besonders gern reißt er Vieh aller Art, Wasserschweine und Sumpfvögel, nimmt aber auch kleinere Tiere, wie Ratten und Agutis. Er verschmäht auch nicht Alligatoren. Schildkröten bilden sein Lieblingsgericht, auch den Tapir reißt er gern. Dies erklärt seine Vorliebe für Uferwälder. Er tötet seine Opfer gewöhnlich durch einen Biß in den Nacken, wobei er mit der Pranke den Hals aufreißt. Daß er auf seine Beute springt, die Schnauze mit der Pranke fassend, ihr den Hals umdreht, wie man oft hört, habe ich nie feststellen können. Ich halte dies für eine Mythe. Vom Puma erzählt man übrigens dasselbe. Stiere greift er selten an. Die gehen ihm wacker auf den Leib. Aber Kühe, Pferde und Maultiere reißt er oft. Ähnlich wie die Hauskatze fischt er mit großem Geschick und schlägt die Fische mit der Pranke ans Ufer. Kleine Tiere verzehrt er ganz, größere nur zum Teil. Nach dem Fraß pflegt er der Ruhe in irgendeinem nahe gelegenen Walde. Darauf kehrt er noch einmal zum Aas zurück, aber nie öfter. Er schleppt seine Beute in ein Versteck, auch wenn sie noch so schwer, z. B. ein Pferd. Ich habe feststellen können, daß er, mit einer schweren Beute im Fang, einen hohen Zaun überfiel. Seine Muskelkraft ist eben bewundernswert. Unverwundet greift er den Menschen nicht an, wie beispielsweise der Tiger es tut. Man hört ihn oft nachts zur Seite des Weges knurren, wenn man ihm begegnet, aber er verläßt das Dickicht nicht, um anzugreifen. Er ist sehr heimlich. Sein Vorhandensein wird meist nur dadurch festgestellt, daß Vieh geraubt wird. Ich habe in Paraguay Farmer kennengelernt, die zwanzig Jahre und mehr im Lande gelebt hatten, ohne je einen Jaguar gesehen zu haben. Nie habe ich ihn brüllen hören. Was hierüber erzählt wird, beruht auf Irrtum. Dagegen knurrt er und gibt katzenartige Töne von sich. Ich habe

gehört, daß er, wenn Hunde ihn gestellt hatten, fauchte wie ein Tiger und ein Geschrei ausstieß, das klang wie: Huarr! Angebleit richtet er sich manchmal auf und greift an wie ein Bär. Er ist ein vorzüglicher Schwimmer und durchrinnt die breitesten Ströme mit Leichtigkeit.

Die Paarungszeit ist im August und September. Um diese Zeit kämpfen die Männchen untereinander. 4 bis 5 Wochen bleiben die Geschlechter dann zusammen und sind in dieser Zeit besonders gefährlich. In 3 bis $3\frac{1}{2}$ Monaten hat der weibliche Jaguar ausgetragen und setzt im Durchschnitt zwei Junge. Die Mutter sorgt gut für ihre Kleinen, die nach sieben Monaten dieselbe Färbung haben wie die Alten. Junge werden, früh eingefangen, sehr zutunlich, aber nach Jahresfrist tückisch und gefährlich. Das Fleisch soll wie fettes Schweinefleisch schmecken. Die Indianer reiben sich mit seinem Fette ein, in dem Glauben, daß sie dadurch seinen Mut erlangen. Alles Weitere über dieses starke Raubwild findet sich in dem Kapitel: Jagd auf den Jaguar.

Puma (*Felis concolor*), auf Guarani „Guazuará“ genannt, ein unersättlicher Räuber, überall in Südamerika außerhalb der unter Kultur stehenden Gegenden anzutreffen. Länge 1.85 m, wovon 0,65 m auf die Rute entfallen, Höhe 65 cm und mehr. Färbung gelbrot bis silbergrau, auf dem Rücken dunkler, am Bauche gelblich weiß. In Argentinien und Chile ist der Puma durchweg silbergrau, daher der Name „Silberlöwe“. Lebt vorzugsweise im Gebirge auf Geröllhalden, aber auch in der Pampa, besonders in Porstdickichten. Er nährt sich vorzugsweise von Schafen. Überfällt er eine Herde, so begnügt er sich nicht mit einem Stück, sondern würgt eine ganze Anzahl, reißt ihnen die Kehle auf und saugt das Blut aus. Seine Stärke ist groß. Trotzdem ist er feige und flieht vor dem Menschen. Nur ganz alte Pumas, denen die Kraft fehlt, Tiere zu reißen, wagen sich an den Menschen, ähnlich wie beim asiatischen Tiger.

Der Leib ist schlank, der Kopf auffallend klein. Er bevorzugt Lawafelder und Waldsäume. Nachts geht er auf Raub aus und legt dann große Strecken zurück. Vollgefressen, schiebt er sich irgendwo in ein Dickicht ein und verdaut. Festen Standort hat er nur dort, wo die Örtlichkeit günstig. Federvieh liebt er, insbesondere Strauße und Schwäne. Selten trifft man ihn am Ufer großer Ströme.

Man jagt ihn wegen seiner unheimlichen Mordlust. Die Gauchos suchen ihn zu Pferde auf und fällen ihn mit der Boleadora



Bild 2.

Chaco-Indianer.

Zu Kapitel 3.



Bild 3. Indianerinnen (Chiriguanas) aus dem Chaco.
Zu Kapitel 3.



Bild 4. Chaco-Indianer (Choratis).
Zu Kapitel 3.

und dem Lasso. Der Puma jagt auf Bäumen ebenso geschickt wie auf dem Lande. Die Paarung findet im März statt. Tragzeit — 3 Monate. Der Wurf besteht aus 2 bis 3 Jungen, die allerliebste sind und von der Mutter sehr gut behandelt werden. Über Einzelheiten der Jagdweise gibt ein ganzes Kapitel dieses Buches eingehenden Aufschluß.

F ü c h s e (Zorros). Es gibt nach Ansicht argentinischer Zoologen dort sechs verschiedene Arten von Füchsen, nämlich: a) Den Pampasfuchs oder Zorro de Buenos Aires, dessen Balg unter dem Namen „Chacal“ verkauft wird. Der lateinische Name ist *Canis vitulus*. Er ist identisch mit dem Azara-Fuchs, auch *Aguará Chay* genannt. b) Den Graufuchs von Santa Cruz, Chubut und der Vorkordillere, *Canis griseus*, auch „Gurú“ genannt. c) Den roten Fuchs, genannt Culpes, auch Zorro de Tierra del Fuego, Kordillerefuchs bzw. *Magellanicus*. d) Den Entre Ríos-Fuchs oder *Canis cancrivorus*, *brasiliensis* oder nach Azara — „Aguará Pope“. e) Den Rotfuchs oder „*Canis ferrugineus*“. f) Den Chacofuchs oder *Canis Aguará Jubatus* oder *Aguará Guazu* nach Azara — gewöhnlich *Alguarraz* genannt.

Der Pampasfuchs besitzt wie alle Fuchsarten unter der Lunte eine Drüse, „Viola“ genannt. Er bewohnt ganz Südamerika und ist besonders häufig im Inneren Argentiniens zwischen dem Pilcomayo und Rio Negro einerseits und dem Atlantischen Ozean und der Vorkordillere andererseits. Er kreuzt sich südlich des Rio Negro mit dem *Canis griseus* und in Entre Ríos mit dem *Canis cancrivorus*.

Seine Länge schwankt zwischen 0,95 und 1,25 m, wovon 35 cm für die Lunte abzurechnen. Die Läufe sind etwas länger als bei den anderen Arten. Im Nacken und am Rücken ist das Haar länger, von weißer (unten) und schwarzer Farbe (oben) und ähnelt einer Mähne. Allgemein gesehen ist die Färbung des Haares grau, am Rücken etwas dunkler. Die Läufe sind braun, die Branten schwarz. Einige Arten haben am Kopfe zwei weiße Flecken und an der Kehle einen.

Er ist ein Nachttier. Ranzzeit ist der Mai oder Juni. Im September bzw. Oktober wirft er 3 oder 4 Junge, die nach 2 Monaten die Fähin auf ihren Jagdausflügen begleiten. Seine Nahrung besteht aus Nagetieren, Heckenkaninchen, Tuco-tucos¹⁾, Viscachas, Hasen, Ottern und Federwild aller Art. Auch reißt er Lämmer.

¹⁾ Tuco-tuco, auch Tucú-tucú, eine Wühlmaus.

Lebt in Viscacha-Bauen und legt keine eigenen Baue an. Sein Balg ist wertvoll und wird mit 8 Dollar bezahlt.

Er wird mit Fallen gefangen oder mit der Schußwaffe gejagt, auch gehetzt mit und ohne Hund. 1 bis $1\frac{1}{2}$ km legt er in schneller Flucht zurück, aber auf 3 km wird er vom Pferde überholt. Dann tötet ihn der Reiter durch einen Schlag mit der Rebenque (Peitsche mit bleiernem oder silbernem Knauf) auf den Windfang.

In der Gefangenschaft ist er leicht zu zähmen und wird dann wie ein Hund, bleibt aber stets ungehorsam und läßt nie von seinem Instinkt, Hühner zu stehlen, ab. Naht die Ranzzeit, entflieht er und kehrt nie zurück.

Die Kreuzung mit dem *Canis griseus* im Tale des Rio Negro ergibt ein Produkt, das etwas kleiner zwar, dennoch einen besseren Balg trägt, der unter dem Namen „Fuchsbalg vom Rio Negro“ teuer gehandelt wird. Sein Haar ist feiner, die Mähne fehlt, die Farbe ist bläulich mit schwarzen Spitzen.

Der Graufuchs von Sta. Cruz ist weniger schädlich als der eben erwähnte. Der Färbung nach ähnelt er dem Pampasfuchs, doch hat der Balg einen leicht bläulichen Schein. Auch sind die Haare, namentlich im Nacken und auf dem Rücken, kürzer. Der Fang ist etwas kürzer als beim Pampasfuchs, die Lunte sehr dicht mit schwarzer Spitze. Die Kürschner schätzen den Balg wegen der Widerstandsfähigkeit des Leders und der Möglichkeit, ihn zum Silberfuchs umzufärben. Im übrigen ähnelt er seiner Lebensweise nach sehr dem europäischen Reineke.

Dieser Fuchs lebt nicht nur in Sta. Cruz, sondern auch im Neuquen, Mendoza, Catamarca und der Vorkordillere und nährt sich außer von Fleisch auch von den Früchten des Algarrobbo, Piquillin, Chañar und anderer Dornesträucher. Dort freilich ist sein Balg weniger gut als in dem kalten Sta. Cruz, auch wird er weniger sorgfältig zubereitet. Deshalb erzielt er nur einen Preis von 9,50 anstatt von 19 Dollar in Sta. Cruz. Ranzzeit ist im Juni (in Patagonien), der Wurf gegen Ende September, 3 bis 4 Junge. Er besitzt keinen Bau, sondern liegt meist zwischen Geröll. Er soll die Gewohnheit haben, einen Teil seiner Beute liegen zu lassen, um Raubvögel usw. (Chimangos und Möven, deren es überall in Argentinien viele gibt) heranzulocken und im geeigneten Moment über sie herzufallen. Im Volksmund heißt er „Don Juan“.

Gern begleitet er die Karrentransporte, um die Überbleibsel der Mahlzeiten zu fressen. Er ist sehr neugierig und überaus

frech. Wenn die Leute schlafen, revidiert er das Lager und stiehlt, was er stehlen kann, Salzsäckchen, Yerbatäschchen, Peitschen usw., um sie in der Nachbarschaft zu verbergen, nachdem er sie zuvor benäht. Seine Schlaueheit ist ebenso sprichwörtlich wie die unseres Reineke.

Gejagt wird er mit Fallen aller Art, besonders mit Schlegeisen, nachdem Witterung ausgelegt worden oder irgendein Gegenstand, der seine Neugier reizt, wie angebranntes Leder, ein Stein, der in fettiges Papier eingewickelt ist, angesengte Kleidungsstücke oder aromatische Kräuter aus anderen Gegenden. Auch wird Fleisch an einem Ast, etwa 1 m über dem Boden, aufgehängt, mit dem wohlverdeckten Schlegeisen darunter. Große Kastenfallen werden aufgestellt, aus Brettern und Draht, deren offene Tür sich automatisch schließt, sobald der Fuchs hineinschlüpft. Die Falle wechselt täglich den Platz. Ein Schaf wird im Kreise mehrfach derart um die Falle herumgeführt, daß die Fährten von allen Seiten bei der Falle zusammenlaufen. Ich selbst habe diese Art von Fallen nicht gesehen, kann nicht sagen, ob sie Erfolg haben, weil der Fuchs doch durch die Spuren des Menschen vergrämt werden müßte. Jedenfalls sind es Indianer, die diese Fallen aufstellen und mit besonderer Gewandtheit vorgehen dürften.

Der Rotfuchs Culpes ähnelt einem Polizeihund, nur die Lunte ist bedeutend größer und dichter. Auch er besitzt die Viola, was beweist, daß es sich um einen Fuchs und nicht um einen Wolf handelt. Die Farbe ist dunkel-beige bis gelblich, nach der Wamme zu weißlich, auf dem Rücken und an den Seiten silbergrau bis rot-beige. Nach der Lunte zu wird die Färbung hochrot. An der Kehle und unter der Wamme ist das Haar rein weiß.

Er lebt in der ganzen Vorkordillere der Anden. Seine Schädlichkeit ist sehr gering. Er ist seltener im Norden und nährt sich hauptsächlich von Nagern aller Art. Besonders gern jagt er Chinchillas. Seine Länge beträgt 1,25 m, wovon 42 cm auf die herrliche Lunte entfallen. Das Haar ist sehr fein. Im Süden kommt er häufiger vor. Hier wird er größer, 140 bis 180 cm lang, bei 45 bis 50 cm Luntlänge. Der Balg wird nur mit 20 Dollar bezahlt, weil dieses Wild gewöhnlich dann gejagt wird — wohl wegen der klimatischen Verhältnisse —, wenn Schonzeit sein sollte.

Im übrigen ist über die Ranzzeit, Fortpflanzung usw. dieses Raubwildes fast gar nichts bekannt.

Der Rotfuchs (*Canis ferrugineus*) lebt in den Anden und ähnelt

bald dem Magellanicus, bald dem Aguará Chay. Ob es sich hier um eine besondere Fuchsart handelt oder um ein Kreuzungsprodukt, ist nicht festgestellt. Er ist völlig rot, mißt 1 bis 1,30 m einschließlich Lunte (35 cm). Der Wert des roten Balges ist verhältnismäßig gering. Über diesen Fuchs ist außerordentlich wenig bekannt. Ich habe einige Exemplare erlegt, wußte aber nicht, daß es sich um eine besondere Art handelt. Im übrigen war damals das Interesse an diesen Pelztieren sehr gering. Da dieser Fuchs verhältnismäßig selten, wird es wohl noch längere Zeit dauern, bis uns genauere Daten über seine Lebensweise zugehen. Ich traf ihn an in der Kordillere von Mendoza, z. B. im Horcones-Tal, sodann am Collon-curá. Er soll sich hauptsächlich dort aufhalten, wo die Chinchillones oder Viscachas de la Sierra leben, denen er nachstellt. Der entrerianische Fuchs wird meiner Ansicht nach fälschlich mit dem Namen „Fuchs“ belegt. Er ist ein Schakal, denn ihm fehlt die Viola-Drüse. Früher hieß er perro cimarron (Wildhund) und fand sich in großen Mengen an der Küste des Atlantischen Ozeans, besonders in Mar chiquita und Tuyú, wo man ihn in Rudeln von 10 bis 12 Stück antraf, was auch dafür spricht, daß es sich hier nicht um einen Fuchs handelt.

Meist wird er verwechselt mit dem Aguará Chay, obschon er in Entre Rios Corrientes, im Chaco, Formosa und Paraguay häufig vorkommt, wo er unter dem Namen Aguará Pope bekannt ist, obwohl seine Läufe wesentlich kürzer sind als beim Aguará Chay.

Der Kopf ist rundlicher als beim Chay, der Fang kurz und spitz und etwas kleiner als bei den Füchsen. Die Lunte ist wenig dicht, das Haar auf dem Rücken leicht gewellt. Im ganzen scheint der Balg grau-braun zu sein. Die Färbung wechselt aber, je nach dem Aufenthaltsort. In Sümpfen ist sie heller als in trockenen Gegenden.

Er lebt von Fischen, Krebsen, Ottern, Wasservögeln und Eiern. Seine Zähmung ist leicht. Er kreuzt sich mit Hunden, so daß früher die Hunde auf dem Lande meistens Kreuzungsprodukte mit dem Pope waren. Die Indianer bedienen sich dieser Hunderrassen, um Strauße zu jagen.

Dieser Fuchs wird im Winter gejagt. Sein Balg wird geschätzt und ähnelt, gefärbt, dem des japanischen Fuchses. Ich habe ihn hier unter den Füchsen eingereiht, weil die amtliche Nomenklatur des Argent. Landwirtschafts-Ministeriums es so bestimmt hat. Dies trifft auch auf den Alguarraz zu, der ohne Zweifel kein Fuchs ist, sondern ein Wasserwolf (s. Brehm).

Seine ganze Körperform hat nichts mit einem Fuchs gemeinsam. Er ist ein Mittelding zwischen Wolf und Hyäne. Die Länge beträgt 1,15 bis 1,81 m bei 75 bis 90 cm Höhe. Der Körper ist dünn, schmalbrüstig, mit langen Läufen und geräumigem Fang. Die Lauscher sind verhältnismäßig groß. Die Färbung rot bzw. zimmetartig, die Mähne lang und dunkel. Das ganze Tier ist häßlich und antipathisch. Er ist sehr schlau und scheu und flieht den Menschen. Findet sich in ganz Südamerika, wo es Sümpfe gibt, aber stets in geringer Zahl. Bis 1890 gab es noch viele Alguarrasse im Mündungsgebiete des Colorado, heute lebt er besonders in den großen Sümpfen von Corrientes und des Chaco. Seine Nahrung besteht in Agutis, Fischen, Ottern und allen Arten von Nagern. Sehr beweglich und schnell, wird er doch im freien Gelände bald vom Hund und Pferd überholt. In den Schilfdickichten fühlt er sich sicher und sucht sich dort auch zu verteidigen. Der Alguarraz ist ein feiger Bursche und verläßt sogar seine Nachkommenschaft, was sonst kein einziges Tier tut —, um sich selbst in Sicherheit zu bringen. Wann die Ranzzeit und wann die Jungen gesetzt werden, darüber fehlen zuverlässige Daten, weil das Tier so außerordentlich heimlich ist.

P a m p a s k a t z e (*Felis pajeros*), ein schönes Tier, 1,20 bis 1,30 m lang bei 30 cm Rutenlänge und 30 bis 35 cm Höhe. Die Färbung ist gelblich-silbergrau mit dunklen Flecken und 4 bis 6 schwarzen Ringbändern um die Rute. Diese Katze bewohnt ganz Patagonien vom Rio Negro ab nach Süden und ernährt sich hauptsächlich von Geflügel und Nagern aller Art. Die Indianer fangen sie in Fallen und verkaufen die Bälge zu sehr geringen Preisen an die Almaceneros (Höker) in den nächstgelegenen Siedlungen. Sie ist größer als die deutsche Wildkatze und viel schöner. In Wäldern habe ich sie nie angetroffen, dagegen in großen Mengen in den Pampas des Südens.

Stinkt i e r, Zorrino, in Brasilien Surilho, *Conepatus suffocans*, alias „Schrecken aller Schrecken“, ein reizendes Tierchen von 40 cm Länge mit 28 cm Rute. Das lange Haar ist schwarzbraun und schwarz gefärbt mit weißen Streifen, die von der Stirn bis zur Schwanzwurzel laufen. In der Zeichnung stimmen diese Tiere selten überein. Lebt im freien Camp und hat die Lebensgewohnheiten des Marders. Man erkennt seine Anwesenheit an trichterförmigen Löchern, die es gräbt, um Mistkäfer zu suchen. Am Tage ruht es in Bauen unter Felsen bzw. Wurzeln. Es ist

der südamerikanische Skunk. Der Zorrino ist sehr tapfer und weicht weder Mensch noch Hund aus. Er bedroht zunächst seinen Gegner und bespritzt ihn, falls er nicht weicht, mit einer pestilenzialischen Brühe, die den Kleidern wochenlang anhaftet. Alle Kreatur meidet ihn deshalb geflissentlich. Nur Unerfahrene und junge Hunde stürzen sich in Abenteuer mit ihm. Kopfschmerz und Erbrechen packt den, der mit dem Pestsaft über-gossen wurde. Es ist, wie Hensel mit Recht sagt, „ein Iltis-gestank in vielfacher Verstärkung“. Lebt von Fleisch, besonders von Vögeln, auch von Eiern. Übernimmt sich leicht, erbricht sich und frißt in seiner Gier das Erbrochene von neuem. Der Balg ist als wertvoll bekannt. In seinem sorgfältig vorbereiteten Lager rollt er sich wie eine Kugel zusammen. Weiteres findet sich in den Einzelheiten dieses Buches.

Nutzwild.

Hirsche.

Sumpfhirsch, *Odocoileus dightotomus* oder *paludicus*, bewohnt, wie der Name sagt, die Sümpfe und Dschungeln Brasiliens und des nördlichen und mittleren Argentiniens, besonders die Uferwälder des Paraná. Er ähnelt dem deutschen Rotwild, ist aber leichter gebaut. Die Färbung ist rostkastanienrot im Sommer, im Winter braunrot. Die Kälber sind nicht gefleckt. Über das Geweih wird an anderer Stelle eingehend gesprochen werden. Gewöhnlich trifft man Rudel von 5 bis 6 Stück Wild an. Die Läufe sind hoch und dünn, die Schalen weit auseinandergespreizt, der Gang eigentümlich wackelnd. Die Lebensgewohnheiten sind von denen des deutschen Rotwildes sehr verschieden. Zur Äsung tritt er nicht regelmäßig auf Blößen und Felder aus, verläßt vielmehr seinen Standort in irgendeinem Pajonal (Dschungel) nur gezwungenermaßen, entweder von Hunden aufgestöbert oder durch Hochwasser hinausgetrieben. Er ist ein ausgezeichneter Schwimmer und durchrinnt die breitesten Ströme. Ob er in der Brunft schreit, kann ich nicht sagen, ich habe es nie gehört, das aber ist kein Beweis für das Gegenteil. Er hat manche Ähnlichkeit mit der afrikanischen Sumpfantilope.

Pampashirsch, Guazú, auch Guazuy, auf brasilianisch *Veado branco* (Weißes Reh), lateinisch *Odocoileus bezoarticus* oder *campestris*, ein mittelgroßer Sprossenhirsch, von 1,10 bis

1,30 m Länge mit 10 cm Wedel, am Kreuz 75 cm hoch. Auffallend ist die Dicke des brüchigen Haares, dessen Farbe meistens fahl gelbbraun ist. Der Hirsch ist etwas dunkler gefärbt als das weibliche Stück. An den Seiten und auf den Innenseiten der Gliedmaßen ist die Färbung der Decke am lichtesten, meist weißlich. Die Kälber sind noch heller und mit zahlreichen weißen Flecken übersät. Das Geweih ähnelt im Durchschnitt dem unseres Rehs, doch sind die Enden länger. Die unterste Sprosse ist tiefer angesetzt als beim deutschen Reh. Die gewöhnliche Länge der Stangen beträgt 25 cm. Im offenen Kamp ist das Geweih blaß und unansehnlich, in anderen Gegenden aber, namentlich in Corrientes, wo Drahtzäune fehlen, ist es dunkel, reich geperlt und mit zahlreichen Enden ausgestattet. Dies ist wohl das ursprüngliche Geweih des Pampashirsches, das nur dort degeneriert, wo dem Tiere durch die fortschreitende Kultur sein Lebenselement entzogen wird und wo Bäume zum Fegen fehlen. Das Tier setzt nur ein Kalb. Der Pampashirsch ist sehr scheu und hält sich meist auf hochliegenden Geländestellen auf, von wo er seine Umgebung weithin überblicken kann. Wo Drahtzäune eingerichtet werden, verläßt er sofort die Gegend. Da ihm viel nachgestellt wird, verringert sich seine Zahl täglich. Nur in solchen Gegenden findet man noch starke Rudel, die vom Menschen wenig betreten werden. Das Wildbret des Hirsches ist ungenießbar wegen des penetranten Moschusgeruches, das des Schmaltieres dagegen wohlschmeckend und ähnelt dem des deutschen Rehs. Im Mai wirft der Hirsch ab und hat im Oktober wieder neu aufgesetzt und gefegt. Über die Jagdarten siehe die späteren Kapitel.

Roter Spießhirsch, *Mazama rufa*, lebt in den dichtesten Waldungen von Guayana bis Paraguay und Misiones. Seine Höhe beträgt rund 67 cm. Seine Decke ist glänzend rotbraun, Innenseite der Läufe weißlich-grau. Entfernt sich ungern vom Walde, an dessen Rand er zu äsen pfl egt. Das Geweih besteht aus zwei kleinen Spieß en. Das Tier wirft im Dezember bzw. Januar ein Junges. Die Geschlechter bleiben dann zusammen. Das Wildbret ist vorzüglich. Dieser kleine Hirsch ist verhältnismäßig selten. Über seine Lebensgewohnheiten ist wenig bekannt. Ich habe ihn nur in Misiones angetroffen. In Brasilien ist er häufiger. Seine Tage scheinen gezählt zu sein. Die Kolonisten stellen ihm sehr nach. Sie jagen ihn mit einer besonderen Sorte von Hunden, die ihn im Walde aufstöbern und zu Tal jagen. Die Schützen

haben sich inzwischen im Tale an irgendeinem Wasserlauf aufgestellt und erlegen das Wild, wenn es vor den Hunden zum Wasser herabkommt.

Es leuchtet ein, daß bei einer solchen Brackenjagd das Wild in kurzer Zeit völlig aufgerieben wird.

Noch kleiner ist der chilenische Pudu hirsch, Pudu Mol (*humilis*), der nur 34 cm Schulterhöhe hat. Er ist rotbraun gefärbt und gelblich gesprenkelt. Die Läufe sind fast schwarz. Das kurze Spießgeweih ist als eine Rückbildung anzusehen. Auch dieser zierliche, einem Spielzeug ähnelnde, allerliebste Hirsch wird in Kürze verschwinden.

Einer der interessantesten südamerikanischen Hirsche ist der Huemul, das Wappentier Chiles. Es gibt zwei Arten dieser Familie, den chilenischen Huemul (*H. bisulcus*)¹⁾, auch chilenensis genannt, und den peruanischen (*H. antisiensis*). Persönlich habe ich nur ersteren kennen gelernt. Das Geweih ist sehr einfach und zeigt infolge Rückbildung nur eine Gabel, es kommen aber auch Sechs-, Acht- und Zehnder vor, aber nur ausnahmsweise. Sallac erwähnt einen Zehnder. Die Länge des Hirsches beträgt 180 cm, die der Lauscher 24 cm, Kopfänge 38 cm. Die Färbung ist rehbraun mit schwarzen Spitzen. Das Haar ist, da dieser Hirsch in den kühlen südlichen Kordilleren lebt und meist hoch oben im Gebirge seinen Stand hat, sehr lang und dicht. Der peruanische Huemul unterscheidet sich dadurch von dem chilenischen, daß er von der Stirn bis zur Spitze des Windfangs eine schwarze Zeichnung hat. Die Färbung ist gelblich braun. Die Lebensgewohnheiten sind denen des chilenischen ähnlich. Die Huemuls haben, obschon sie einen ausgesprochenen Hirschkopf haben, in ihrem Benehmen gewisse Ähnlichkeit mit Steinböcken. Dieses Wild ist selten und hält sich meist auf der Schneegrenze des Hochgebirges auf. Sie leben in kleinen Rudeln von 3 bzw. 4 Tieren. Weiteres in dem entsprechenden Kapitel.

Schwielensohler.

Das Guanaco, auch Huanaco genannt (*Auchenia huanaco*), hat etwa die Größe eines Edelhirsches. Die Länge beträgt 2,25 m, Höhe am Widerrist 1,15 m, Gewicht etwa 70 kg. Der Leib ist kurz, vorn breit, hinten, ähnlich wie bei den Kamelen,

¹⁾ Dieser Hirsch weicht von Jahr zu Jahr mehr nach Süden zurück und soll heute nur noch in Sta. Cruz und weiter südlich vorkommen.



Bild 5.

Chaco-Indianer (Matacos).

Zu Kapitel 3.



Bild 6. Die Benitez-Schneise im südl. Chaco.



Bild 7. Tobafamilie. Zu Kapitel 3.



Sichernde Guanacos.

sehr stark eingezogen. Der Hals ist lang, dünn und etwas nach vorn gekrümmt. Die Oberlippe springt etwas vor und ist sehr beweglich. Auch die schmalen Lauscher sind sehr beweglich. Das Licht ist tiefdunkel, lebhaft und außerordentlich schön, von langen Wimpern umrahmt. Die Läufe hoch. Die Sohlen schwielig und groß. Den kurzen Wedel trägt das Guanaco ein wenig abstehend. Das Männchen unterscheidet sich, von weitem gesehen, nur dadurch vom Weibchen, daß es stärker ist. Ein Geweih trägt es nicht. Die Decke ist lang und locker und besteht aus kurzem, feinem Wollhaar und längerem Grannenhaar. Am Kopf ist das Haar kurz. Die Färbung im allgemeinen schmutzig-rostbraun, am Unterleib, an den Innenseiten der Läufe, am Weidloch und auf der Mitte der Brust weißlich. Auch schwarze und graue Töne finden sich. Es bewohnt die ganzen Kordilleren von Feuerland bis hinauf nach Ecuador, doch ist es keineswegs gleichmäßig verteilt. Auf weiten Strecken fehlt es ganz, was wohl eine Folge des Eindringens der Kultur sein mag. Wo der Mensch erscheint, wird diesem Tiere sofort nachgestellt, insbesondere wegen der Decke, deren Wolle im Handel hoch bewertet wird und aus deren Leder Sattelzeug und Anzüge gefertigt werden. Im Süden, z. B. in Patagonien, beschränkt es sich nicht auf die gebirgigen Gegenden, sondern belebt auch in großen Rudeln die Ebenen, wohl deshalb, weil hier Menschen nur spärlich vorhanden. Rudel von 500 Stück sind dort keine Seltenheit, während ich sie im Gebirge selten in größerer Anzahl als 100 Stück angetroffen. Im Sommer steht das Guanaco hoch oben im Gebirge, etwa an der Schneegrenze; im Winter zieht es zu Tal und sucht dort geeignete Hutungen auf. Am häufigsten trifft man es in der Nähe von oder auf Geröll-

feldern, von wo es zur Äsung eine benachbarte Hochpampa aufsucht. Es klettert genau so gut wie die Gemse der Alpen. Zu einem Rudel gehören sehr viele Weibchen, die von einem alten starken Bock geführt werden. Ähnlich wie bei den Hirschen finden in der Brunftzeit schwere Kämpfe statt. Das Guanaco äst Gras und Moos, und zwar nur am Tage, niemals bei Nacht. Es schöpft salziges Wasser ebenso gern wie süßes. Lange Zeit kann es das Wasser ganz entbehren. Die Losung wird stets auf einen Haufen gesetzt, was die Indianer sich zu nutze machen, indem sie dieselbe als Brennstoff gebrauchen. Um Mittag pflegt das Guanaco Sandbäder zu nehmen. Solche Sandbadeplätze findet man gewöhnlich in der Nähe der Losungshaufen.

Das Guanaco ist sehr schnell, wird aber in der Ebene vom Pferde eingeholt, nicht aber im Gebirge. Zur Ruhe läßt es sich nieder wie ein Kamel und erhebt sich auf ähnliche Weise. Es paart sich im August und September. Die in der Paarungszeit stattfindenden Kämpfe werden sehr erbittert geführt. Oft stürzt hierbei der schwächere Bock in die Tiefe. Die Tragezeit beträgt 10 bis 11 $\frac{1}{4}$ Monate. Das Junge wird von der Mutter sehr zärtlich behandelt, bis es völlig erwachsen ist. Es ist dort, wo es mit Menschen zusammentraf, sehr scheu, im entgegengesetzten Falle äußerst vertraut. Es beißt und schlägt ähnlich wie das Lama. Es legt die Lauscher an den Kopf und spuckt seinem Gegner Speichel und Nahrung ins Gesicht. Angeblich läuft das angeschweißte Guanaco regelmäßig zum nächsten Wasser, um dort zu verenden. Junge Guanacos lassen sich leicht zähmen, ältere nicht.

Die seidigen Decken werden, obschon sie weniger wertvoll sind als die des Vicuñas, sehr geschätzt.

Natürlich wird aus diesem Grunde diesem Wilde mehr als zweckmäßig nachgestellt, namentlich von den Indianern des Südens, die den größten Teil der Guanacos erlegen mögen, deren Decken in den Handel kommen. Die Regierung sollte hier eingreifen, namentlich die indianische Jagdweise verbieten, bei der mit Boleadoras große Mengen dieses Wildes vernichtet werden. Alles auf die Jagd Bezügliche findet sich in den späteren Kapiteln verzeichnet. Die Guanacojagd bietet einen wundervollen Sport, dem sich kaum ein anderer vergleichen kann, riskiert doch der berittene Jäger in jedem Augenblick seinen Hals, wenn er in schwindelnder Höhe hinter dem flüchtigen Wilde hergaloppiert. Es gehört sehr viel Übung dazu, aus dem flüchtenden Rudel die

Böcke herauszuschießen. Um so mehr ist es zu bedauern, daß die Natur den Guanacos den Schmuck eines Geweihs oder von Krickeln versagte.

Das *Vicuña* ist ebenfalls eine wilde Lamaart, *Lama vicugna*, zierlicher als das Guanaco, mit krauser Wolle, die außerordentlich wertvoll ist. Die Färbung der Decke ist rötlich-gelb, an der inneren Seite des Halses und der Läufe hell-ocker, weiß an der Brust und am Bauch. Am längsten wird das Haar an der Brust, bis zu 12 cm. Am Kopf und Hals ist es ganz kurz.

Die zutreffendste Darstellung der Lebensgewohnheiten der *Vicuñas* verdanken wir dem bekannten Geographen Tschudi, der viel in den Gegenden reiste, in denen das *Vicuña* sich aufhält. Meine Beobachtungen stimmen im allgemeinen mit seinen überein. Auffallend ist, daß das *Vicuña* im Sommer zu Tal absteigt, im Winter dagegen die höheren Regionen aufsucht, also umgekehrt verfährt wie das Guanaco. Das erklärt sich daraus, daß im Sommer, z. Z. der großen Hitze, die Äsung auf den hohen kahlen Rücken sehr dürftig ist, während im Winter auch weiter oben Äsung anzutreffen ist. Im allgemeinen hält sich das *Vicuña*, weil es weiche, schwammige Hufe hat, vorzugsweise auf Wiesen und Pampas auf und vermeidet, steinige Halden zu überqueren, mehr noch Gletscher und Schneefelder. Ähnlich wie die Guanacos wandern sie den ganzen Tag äsend umher. Die weiblichen Stücke tun sich in Rudeln von 5 bis 15 Stück zusammen, zu denen ein alter Bock gehört, der seinem Harem mit großer Fürsorge, aber auch Strenge vorsteht. Droht eine Gefahr, so pfeift der Bock, worauf das Rudel in die Gefährlichkeitsrichtung äugt und flüchtig abgeht. Wird das Leittier — hier also immer ein Bock — angeschweift oder umgelegt, so laufen die weiblichen Stücke, laut pfeifend, um dasselbe herum und lassen sich lieber töten, als daß sie davonlaufen. Wird aber ein weibliches Stück getroffen, so ergreift das ganze Rudel die Flucht. Sie sind in dieser Hinsicht viel anhänglicher als die Guanacos, die stets flüchtig abgehen, sobald das Leittier (Männchen) gefallen. In der Ebene werden die *Vicuñas* vom Pferde eingeholt, im Gebirge aber nie. Auch sie klettern wie Gamsen.

Das *Vicuña* setzt im Februar ein Junges. Die jungen Machos (Männchen) bleiben bei der Mutter, bis sie mannbar werden, dann werden sie von den Weibchen mit Schlägen und Bissen hinausbefördert. Die jungen Böcke vereinigen sich dann mit anderen, meist den bei der Brunft abgeschlagenen, zu größeren Rudeln.

Auch mir ist es mehrfach aufgefallen, daß, namentlich nach der Brunft, größere Rudel nur männliches Wild umfaßten, während andere aus nur weiblichem bestanden, mit einem Bock als Führer. An erstere ist sehr schwer heranzukommen, weil sämtliche Tiere, nicht bloß das Leittier, Obacht geben. Selten trifft man einzelne Vicuñas an, außer in Gegenden, wo das Wild durch vieles Jagen dezimiert worden. Unter normalen Verhältnissen handelt es sich dann regelmäßig um Tiere, die an einer bössartigen Krankheit, die durch Eingeweidewürmer verursacht wird, leiden. Wie Tschudi berichtet, halten die Indianer oft große Treibjagden auf Vicuñas ab. Dies mag für Bolivien und Peru zutreffen, im Norden Argentinien habe ich davon weder etwas bemerkt, noch gehört. Es handelt sich dabei um eine Art von Lappjagd. Jede Familie stellt einen Mann. Witwen dienen als Köchinnen. Stöcke und Bindfaden werden mitgenommen. Ein bestimmter Raum, meist von einer halben Stunde Umfang, wird abgelappt. Ein Eingang bleibt natürlich offen. Durch diesen werden die Vicuñas der Umgebung in den umlappten Kreis hineingetrieben, der dann geschlossen wird. Darauf beginnt die übliche Schlächtereier mit den Bolas. Das Fleisch wird verteilt, die Decken kommen der Kirche zugute, die für den Erlös Altäre oder Ähnliches kauft.

Zur Inkazeit wurden solche Jagden in ungeheurem Maßstabe abgehalten, an denen sich bis zu 30 000 Indianer beteiligten. Kein Wunder, daß die Zahl dieses Pelzwildes immer mehr abgenommen hat. Tschudi nahm an einer solchen Treibjagd teil, sagt aber leider nicht, wo, bei der 122 Vicuñas erlegt wurden. Möglich, daß auch heute noch in dieser barbarischen Weise gejagt wird. Der Indianer kann schweigen und verrät dem Blaßgesicht nichts.

Die Wolle ist kostbar. Aus ihr gewebte Ponchos halten außerordentlich warm, ohne bei Sonnenschein zu belästigen. Das Gewebe ist seidenartig und von wundervoller Feinheit. Ich habe lange Zeit im Gebirge ein solches Kleidungsstück getragen. Es hat mir vorzügliche Dienste geleistet. Schließlich die Hasen:

Mara (*Dolichotis patagonica*), der südamerikanische Hase, trägt letztere Bezeichnung zu Unrecht, denn er hat, außer daß auch er ein Nager, mit unserem Lampe durchaus nichts gemein. Die Hinterläufe sind sehr viel länger als die vorderen. Kurze, stumpfe und häßliche Löffel unterscheiden ihn besonders von seinem europäischen Vetter. Die Färbung ist braungrau mit feiner,

weißer Sprenkelung, die Blume schwarz mit weißem Band, die Brust hell zimmetbraun. Seine Höhe beträgt 45 cm. Selten trifft man ihn allein, fast immer zu mehreren. Er bewohnt Viscachahöhlen und ist in Patagonien überall anzutreffen, aber auch in Mendoza, jedoch nur in wüsten Gegenden. Sandflächen bevorzugt er. Er ist ein Tagtier, verbringt aber die heißesten Stunden des Tages im Bau. Die Mara setzt im Jahre zweimal, je zwei Junge. Die Sinne sind sehr scharf. Der Balg wird zur Anfertigung von Fußteppichen und Decken benutzt. Gejagt wird er wenig. Die Jagd ist auch sehr schwierig, weil er sehr früh aufsteht. Seinem Wildbret habe ich keinen Geschmack abgewinnen können, wobei ich freilich bemerken muß, daß mir Bratpfanne, Butter und Rahm fehlten. Als Zutaten standen mir nur Salz und Sand zur Verfügung. Er schmeckte dementsprechend höchst mäßig.

Mummelmann, stammend aus der Magdeburger Gegend. Unverändert derselbe wie in Deutschland. Das warme Klima drüben gefällt ihm sehr. Seine Fortpflanzung geht maschinenartig vor sich. Etwa siebenmal soll die Häsin im Jahre setzen. Hasen sind deshalb zur Landplage geworden. Der Geschmack des Wildbrets ist nicht so gut wie in Europa, infolge der mangelnden Waldkräuter. Er nährt sich drüben fast ausschließlich von Klee. Alles weitere findet sich im letzten Kapitel des Buches.

Wildschweine.

Nabelschwein oder Pekari, auch Halsbandpekari — *Dicotyles torquatus* oder *Pekari tajacu*, ein kleines Wildschwein mit kurzem Kopf und stumpfem Gebrech, sehr schlank gebaut. Eingehende Beschreibung im entsprechenden Abschnitt dieses Buches.

Zu derselben Familie gehörend, das Bismaschwein oder Weißbartpekari, *Tayassu pecari* — *Dicotyles albirostris*, etwas größer und von ersterem außerdem unterschieden durch die Färbung und einen großen bartartigen Fleck am Unterkiefer.

Ersteres findet sich überall in Südamerika, letzteres beschränkt sich auf die Tropen und subtropischen Gebiete des Kontinents. Beide Arten leben in waldreichen Gegenden und ähneln in ihrem Wesen, auch in den Bewegungen dem deutschen Wildschwein. Die geistigen Fähigkeiten sind nicht bedeutend. Es sind wackere Bur-schen, angriffslustiger noch als unsere Schwarzröcke. Was Schom-



Wasserschweine.

burgk von ihnen erzählt, „daß sie mit schrecklichem Zähneklappern und -knirschen an ihm vorüberzogen“, ist reichlich übertrieben.

Die Bache frischt einen Frischling, höchstens zwei, die kurz nach der Geburt der Mutter folgen und zunächst ähnliche Schreie ausstoßen wie die Ziegen.

Aus der Schwarte werden Säcke und Lederzeug bereitet, während das Fleisch von den Eingeborenen genossen wird. Es ist weniger fett als Schweinefleisch, ähnelt ihm auch nicht im Geschmack. Alle weiteren Einzelheiten finden sich in dem entsprechenden Abschnitt.

Dickhäuter.

Wasserschwein, Capybara oder Carpincho, *Hydrochoerus capybara*, der größte Vertreter obiger Ordnung, hat durch Gestalt und borstenartige Behaarung Ähnlichkeit mit einem Schwein. Die Oberlippe ist gespalten, ein Bürzel fehlt, zwischen den Zehen Schwimmhäute, riesige Schneidezähne von 2 cm Breite. Der Leib dick und plump, Hals kurz, der Kopf länglich, mit stumpfem Windfang. Die Hinterläufe sind kürzer als die vorderen. Eine besondere Falte schließt Weidloch und Kurzwildbret ein, so daß ohne weiteres das Geschlecht nicht festgestellt werden kann. Die Böcke haben zur Brunftzeit auf der Nase eine Drüse, die ein nach Moschus duftendes Fett absondert. Zu welchem Zweck, ist schleierhaft. Die Färbung ist braun mit Rötlichgelb und Braunrot vermischt. Die in Nordargentinien lebenden Exemplare sind zumeist gelblich. Die Länge beträgt 1 m, die Höhe 50 cm, das Gewicht im Durchschnitt 50 kg.

Das Wasserschwein findet sich überall in Rio Grande do Sul

und dem nördlichen Argentinien. Es liebt ein Gelände, in dem ausgedehnte Grasbestände mit schattenspendenden Waldparzellen abwechseln, die an die Ränder von Flüssen oder Seen heranstößen. Weit in den Galeriewald tritt es nicht ein, bleibt vielmehr in unmittelbarer Nähe des Wassers. In die offene Pampa, die Übersicht gewährt, traut er sich wohl hinaus. Der Gang ist schwerfällig, aber es schwimmt ausgezeichnet. Es nährt sich von Gras und Wasserpflanzen, auch von der Rinde junger Bäume, ist aber nicht schädlich. In Brasilien freilich soll es im Reis, Mais und Zuckerrohr manchmal bedeutenden Schaden anrichten. Ich habe derartiges nie beobachtet. Das Tier ist faul und stumpfsinnig. Man sieht es meist in kleinen Rudeln auf den Sandbänken herumliegen und ratzen. Oft auch sitzen sie nach Art der Hunde auf den Hinterläufen. Kommt ein Feind, so laufen sie gemächlich zum Wasser und tauchen. Anders, wenn der Jaguar zwischen die Faulpelze fährt. Hei, wie sie sich dann beeilen können, wie ich es mehrmals beobachtete. Mit einem lauten Schrei, der wie „Ap“ klingt, stürzen sie sich in die Fluten. Regelmäßig aber holt sich der Jaguar einen fetten Bissen aus dem Rudel. Auch pfeifen die gängstigten Tiere. Die Tragezeit beträgt etwa 5½ Monate. Die Paarung vollzieht sich unter lautem Pfeifen und Schreien. Die Schneidezähne sind ungewöhnlich scharf.

Das Wildbret ist ungenießbar wegen seines widerlichen trangen Geschmacks. Nur die jungen Tiere sollen eßbar sein, wenn sie tüchtig gebeizt werden. Ich habe das Wildbret nie versucht. Dem Jaguar scheint es sehr gut zu munden. Aus der dicken Haut wird Sattelzeug aller Art hergestellt. Das Leder ist vorzüglich und unverwüßlich. Das Fett soll viel Jod enthalten. Daß die Botokudendamen sich aus den Schneidezähnen Halsketten anfertigen, habe ich selbst beobachten können. Das Wasserschwein hat viele Feinde, zunächst den Menschen, der sich in einem Boot leise an das Wild heranpürscht. Das Capybara steht gewöhnlich nahe dem Ufer im Wasser. Man stellt dies leicht fest, denn schon von weitem hört man das Knirschen und Raspeln der Zähne, die Wasserpflanzen zermahlen. Sodann, wie schon erwähnt, den Jaguar. Als dritter Feind gesellt sich der Alligator hinzu, der schlimm unter diesen Dickhäutern aufräumen soll. Im Magen großer Alligatoren werden ab und zu Kugeln gefunden, die aus verfilzten Haaren des Wasserschweins bestehen, woraus man schließen kann, daß der Alligator sich vorzugsweise von ihm nährt. Ich hätte viele

Hunderte dieser feisten Burschen strecken können, habe es aber gelassen, weil es mir zwecklos zu sein schien. Nur dann habe ich auf Wasserschweine geschossen, wenn man Leder benötigte. Aber gefreut habe ich mich, wenn die indolenten Kreaturen durch den Jaguar, wie man zu sagen pflegt, „auf den Schwung gebracht wurden“.

T a p i r e (Tapiridae). Amerikanischer Tapir, „Anta“ genannt, *Tapirus terrestris* (Americanus). Färbung der kurzhaarigen Decke schwärzlichgraubraun, hell an den Kopfseiten, am Halse und Brust. Bisweilen ist die Färbung heller, gelbbraun bzw. fahl. Die Jungen sind auf dem Kopfe mit weißen kreisrunden Flecken besetzt und Streifen und Fleckenreihen auf den Seiten, die im zweiten Lebensjahre verschwinden. Die Länge beträgt bis zu 2 m, Höhe 1 m. Das weibliche Tier ist größer als das männliche. Der Rüssel kurz und leicht beweglich. Die Hufe sind kräftig ausgebildet, vorn vier- und hinten dreizehig. Das Hirn ist sehr klein, das eines miozänen Ungulaten. Tatsächlich ist der Tapir eins der ältesten Säugetiere, das aus der Zeit des mittleren Tertiärs stammt. Ein wenig verschieden davon ist der Bergtapir, *Tapirus pinchaque* Roulin, der sich durch dichtere Behaarung auszeichnet und eine weiße Kinnzeichnung. Der Nacken ist rundlicher und trägt keinen erhöhten Borstenkamm, auch ähnelt der Schädel mehr dem des indischen Tapirs. Seine Heimat ist der Nordwesten des südamerikanischen Kontinents. Ob er auch in den Gebirgen des nordwestlichen Argentinien vorkommt, wage ich nicht zu entscheiden. Ob die von mir erlegten Tapire der Sierra von Aconquija der einen oder der anderen Art angehörten, konnte ich nicht feststellen. Ein Brehm stand uns nicht zur Verfügung.

Der Zoologe unterscheidet außerdem noch den Baird- und den Dow-Tapir, die verschiedenartig geformte Nasenbeine haben. Der Tapir ist ein ausgesprochenes Waldtier, das nur im tiefen Dickicht lebt und dort breite Wechsel austritt. Man sieht ihn nur bei Dämmerung. Am Tage ruht er an kühlen Stellen, möglichst in der Nähe von stehendem Wasser. Er badet sich gern, um sich gegen die Mücken zu schützen und ist sehr heimlich und scheu. Seine Haut ist fast immer mit einer dicken Schlammkruste überzogen. Er steckt vorzugsweise einzeln, ähnlich wie das Nashorn. Im übrigen ähnelt seine Lebensweise der unseres Wildschweines. Die Männchen leben meist als Einsiedler, nur zur Rauschzeit vereinigen sie sich mit den Weibchen. Selten werden mehr als drei Stück



Bild 8. Indianer (Feuerland)
Zu Kapitel 3.



Bild 9. Indianer (Feuerland)
Vater und Sohn. Zu Kapitel 3.



Bild 10.



Bild 11.
Araucanerinnen von Temuco (Chile).

Zu Kapitel 3.

zusammen gesehen. Ihr Gang ist sehr langsam, der unseres zahmen Schweines. Trotzdem können sie sehr schnell sein. Wittern sie eine Gefahr, so gehen sie sehr flüchtig quer durch den Urwald ab. Der Tapir ist ein vorzüglicher Schwimmer. Er läuft auch über den Grund des Gewässers. Wittern und Vernehen sind bemerkenswert, das Gesicht aber schwach. Der Rüssel dient als Tastwerkzeug. Aufgestört schnauft er — bläst wie ein Wildschwein — und läßt einen schrillen Pfiff ertönen. Er ist gutmütig und friedfertig, trotz seiner Stärke. Gestellt, benimmt er sich wie die Bache, überrennt seinen Feind und beißt. Namentlich, wenn Junge vorhanden, verteidigt sich der weibliche Tapir sehr wacker.

Der Tapir lebt von Blättern, namentlich von Palmen, Früchten, Sumpf- und Wasserpflanzen. Er bevorzugt Gegenden mit salzigem Boden. Die Tragezeit erstreckt sich über 14 Monate. Aus der Haut werden Peitschen gefertigt und Zügel. Auf seinem dicken Fell pflegen viele braune Zecken zu sitzen. Das Fleisch schmeckt gut, ähnlich wie Rindfleisch. Die Indianer machen Würste aus ihm, die nicht besonders appetitlich sind. Besonders der Jaguar stellt ihm nach und reißt viele seiner Gattung. In Patagonien wurden Tapirskellette aus der Kreidezeit gefunden, die ohne Zweifel eine Verbindung zu den Nashörnern herstellen, mit denen der Tapir in gewissen verwandtschaftlichen Beziehungen steht. Alles, was sich auf die Jagd dieses interessanten Dickhäuters bezieht, findet sich in dem entsprechenden Kapitel. Tapirjagd bietet einen feinen Sport. Sie ist aber außerordentlich schwierig und sehr anstrengend. Es gibt nur sehr wenig Sportsleute, die auf den Tapir geweidewerkt haben.

Pelztiere.

N u t r i a — Fischotter — Sumpfbiber — Myopotamus oacator —, in Chile „coipú“, ein Nager von 60 bis 80 cm Länge, ohne Rute, deren Länge 40 bis 50 cm beträgt. Dem Äußeren nach erscheint die Nutria als eine sehr große Ratte. Die Rute ist stark, rund und mit wenig Haar bewachsen. Die Läufe sind kurz, so daß das Tier auf dem Lande sich sehr ungeschickt bewegt. Der Kopf ist 10 bis 11 cm lang und mit schwarzem Haar bedeckt. Dieser Nager hat meiner Meinung nach nichts mit dem Fischotter zu tun, trotz seines Namens, ist eher eine Biberart. Die Schneidezähne sind lang und gelblich, die Zehen durch Schwimmhäute verbunden. Die Färbung hellgrau bis dunkelbleifarben. Im Winter ist das Haar

dicht und ölig, am dichtesten im Juni, im Durchschnitt $1\frac{1}{2}$ cm lang, über dem Rücken 3 bis $3\frac{1}{2}$ cm.

Die Nutria ist in Argentinien, Uruguay und Chile überall anzutreffen in dem zwischen Nord-Salta und Rio Negro gelegenen Raume. Sie bewohnt Bäche, Lagunen und die Ufer der großen Ströme, besonders des La Plata. Je nachdem sie Süß- oder Salzwasserlagunen bewohnt, ist die Färbung verschieden. In ersterem Falle graugrünlich mit gelblicher Bauchdecke, in letzterem etwas heller. Der hellere Balg ist weniger wertvoll. Sie lebt von Binsen, Gras und Wasserpflanzen, auch liebt sie Wurzeln und Klee. Je besser die Nahrung, um so glänzender der Balg. Das Wildbret wird gegessen. Ich persönlich habe es nie geprobt. Die Nutria wirft 3 bis 4 Junge zu allen Jahreszeiten. Nachts führt sie oft längere Wanderungen über Land aus. Wo Binsen stehen, bereitet sie sich aus diesen ein Nest, das oft, sehr kunstvoll bereitet, in Gestalt einer kleinen Fähre auf dem Wasser schwimmt. Solche Nester erreichen die Höhe eines Meters. Wo Binsen fehlen, baut sie Höhlen in den Uferwänden. Die Röhren gehen vom Wasser aus nach oben. Wo Bäume vorhanden, namentlich Weiden, wird das Nest unter den Wurzeln angelegt. Die Entwicklung der Jungen geht sehr schnell vor sich. Schon mit einem Jahre sind sie zeugungsfähig. Die Nutria ist leicht zu zähmen. Die Haare werden zur Anfertigung von Filzhüten verwandt. Das Kilo kostet etwa 3 Dollar m/n = rund 5 Mark.

Gejagt wird sie von Otterjägern mit Flinte und Messer bzw. Knüppeln. Sie ist wenig zäh. Einige Schrotkörner genügen, um sie zur Strecke zu bringen. Mit Booten und Stangen, auch durch Hunde wird sie an Land gebracht. Wo der Boden der Bäche und Lagunen hart, wird die Nutria zu Pferde gejagt. Der Jäger führt dann eine Lanze, an deren Spitze sich ein Haken befindet. Hunde machen das Wild rege. Der Jäger sticht nach ihr, hebt sie hoch, faßt sie an der Rute und tötet sie durch einen Schlag mit dem Messer, um sie sofort an den Sattel zu hängen. Hierbei ereignet es sich oft, daß Reiter und Pferd gebissen werden. Als Hunde werden besondere Rattenfänger gebraucht, sofern Otterhunde nicht zur Verfügung stehen. Die Hunde stellen die Nutria im Schilf und geben Standlaut. Der Jäger reitet heran und tötet sie, wie soeben beschrieben, oder er kommt zu Fuß herbei und streckt sie mit einem Knüppelschlag. Je größer die Hunde, um so besser, weil die kleinen den Balg zu sehr verletzen. An den Bauen wird die

Nutria mit Eisen gefangen, wenn sie abends aussteigt, um auf Äsung zu gehen. Bemerkt der Jäger, daß die Tiere in größerer Anzahl irgendwo, z. B. in einem Kleestück, sich auf Äsung befinden, so versteckt er sich in der Nähe des Baues. Oder er reitet vom Wasser aus in einem Bogen auf die Äsungsstelle zu, während ein zweiter Jäger von der anderen Seite kommt. Die Nutria, die über sehr feine Sinne verfügt, flüchtet nun auf dem kürzesten Wege zum Bau, wird abgeschnitten und mit Stockschlägen bzw. Lanzenstichen erlegt. Das Abstreifen ist keine ganz einfache Sache, wird aber von den Berufsjägern mit großer Gewandtheit besorgt.

A m e i s e n b ä r (*Myrmecophaga L.*), ein schnurriger Kauz, der sich fast ausschließlich von Ameisen und Termiten ernährt. Ein eigentümlich gestaltetes Tier mit sehr kleinem Kopf, sehr kleiner Mundspalte, zahnlos und mit einer langen wurmförmigen, klebrigen Zunge. An den Vorderläufen große sichelförmige Krallen. Dazu ein auffallend großer Körper von mehr als 1 m Länge, mit dichtem Haar, das sich nach hinten über dem Schwanz zu einer langen Mähne entwickelt. Der Ameisenbär ist ein mürrischer Einsiedler, der für sich allein trollt, die Termitenbaue revidiert und unter dem brasilianischen Namen „Yurunu“ auch in dem argentinischen Misiones bekannt ist. Er reißt mit seinen Pranken einen Termitenbau auf und steckt seine lange Zunge in das Termitengewimmel hinein, um einen reichen Schmaus zu halten. Er ist ein eminent nützliches Tier. Angegriffen, weiß er sich vorzüglich zu verteidigen und ist infolge seiner großen Körperkraft ein gefährlicher Gegner. Man sollte ihm allgemein Schonung angedeihen lassen, weil er in keiner Hinsicht schädlich ist. Ich habe, des Interesses wegen, einen einzigen erlegt, würde aber nie wieder auf dieses Nutzwild schießen. Leider wird er von den Kolonisten ohne Überlegung niedergeknallt.

Chinchilla lanigera (Wollmaus). Ähnelt einem kleinen Kaninchen und besitzt eine Länge von 28 bis 45 cm, davon 13 bis 16 cm für den Schwanz. Die Glieder sind kurz und fein, die Krallen stark. Der Balg ist äußerst weich, seidenartig, dicht und fein, größtenteils wollig. Die Wolle ist 1,5 bis 2 cm lang, am Bauch 1,8 cm. Die Farbe ist silberbleigrau, an der Spitze schwärzlich. Die Schnurren schwarz bzw. weiß.

Dieser Nager hält sich nur an felsigen Stellen in großen Höhen auf, beispielsweise in den Kordilleren von S. Juan, auf den Schneebergen von Cachi, in der Puna (Pastos Grandes), am C-S.

Francisco usw. Die Chinchilla lebt meist in der Höhe von etwa 4000 m in Gebirgswüsten, wo starke Kälte herrscht und Vegetation kaum vorhanden. Früher war sie viel verbreiteter als heute. Die unausgesetzte Verfolgung — infolge ihres kostbaren Balges — hat sie dezimiert. Sie wohnt in Felsspalten und Höhlen zwischen Dornesträuch, das sie gegen Wind und Regen schützt. Tagsüber bleibt sie verborgen. Sie ist äußerst scheu und kommt erst in den Nachmittagsstunden heraus, um Nahrung zu suchen. Sie setzt zweimal im Jahr, je 1 bis 3 Junge.

Man unterscheidet fünf Arten dieses kostbaren Pelztieres: 1. die Chinchilla real oder del Perú, 2. die Chinchilla indiana, auch „Bastard“ genannt, 3. die id. chilena oder de la Plata, 4. die bolivianische, auch real segunda genannt, 5. die Chinchilla-Ratte, auch roedor oder marsupiel.

Die Chinchilla real liefert jenes herrliche Pelzwerk, das unserer Damen Entzücken bildet. Es wird hauptsächlich in S. Luis (USA), Leipzig, London und Paris gehandelt. 1920 wurden in S. Luis gezahlt: für dunkle Bälge pro Stück bis zu 170 Dollar, helle bis zu 120 Dollar, farblose bzw. fehlerhafte 60 Dollar.

Die Indiana ist etwas kleiner und lebt in tieferen Regionen. Ihre Färbung ist schmutziggrau, fast bräunlich, mit schwarzen Spitzen. Das Haar ein wenig gröber.

Die chilenische Wollmaus lebt auf dem Westhang der Kordillern in Höhen von 2000 bis 5000 m. Die Färbung ähnelt der farblosen real. Das Haar ist aber dicker als das der anderen Sorten. Die auf 2000 m Höhe lebende führt den Namen „Küsten-Chinchilla“ und hat noch härteres und dunkleres Haar.

Das Haar der bolivianischen ist wieder etwas feiner und ähnelt dem der real, aber die Woldecke ist dünner. Auch ist der Balg noch kleiner als der der Indiana. Übrigens gibt es im Südwesten Boliviens eine Abart, die bedeutend größer. Einzelheiten über diese Tiere fehlen, weil die Jagd auf Chinchillas in Bolivien verboten ist. Die Chinchilla-Ratte ist wesentlich kleiner, hat einen langen Schwanz und andere Färbung wie die bisher erwähnten Arten. Sie bietet weiter kein Interesse, ebensowenig der Chinchillon, eine größere Abart, die in der ganzen Vorkordillere von Santa Cruz bis hinauf nach Bolivien lebt und 45 cm lang wird. Sein Balg ist immer fehlerhaft. Der Farbe nach ähnelt er der Indiana, indessen ist die Bauchdecke ockergelb.

Im Handel erzielen die indianische Wollmaus 110, 80 und 50

Dollar (USA) pro Stück, die bolivianische 110, die Ratte 0,50 bis 5 Dollar, der Chinchillon 1,80 bis 1 Dollar. Natürlich schwanken die Preise sehr hin und her.

Die Jagd auf dieses in so gewaltigen Höhen lebende Pelztier ist denkbar schwierig und gefährlich. Deshalb wird sie fast ausschließlich von Eingeborenen ausgeübt, indianischen Pelzjägern von Beruf. In fast allen kleinen Ortschaften der Puna von Atacama leben solche Jäger, muskulöse Männer mit bronzefarbenen Gesichtern, gewöhnt an die eisige Kälte der Berge. Ihre Hütten sind denkbar primitiv. Eine polnische Bauernhütte ist gegen sie ein Schloß. Hunde, Menschen, Schweine und Hühner bewohnen sie mit gleichen Rechten unter den unhygienischsten Bedingungen. Aber in diesen Höhen gibt es keine Bazillen. Nur die Pocken florieren. Ende September, sobald das Eis in den Bergen schmilzt, zieht der Chinchillajäger hinaus, ausgerüstet mit Mais, Dörrfleisch und Coca. Nur mit Hilfe der letzteren kann er die Anstrengungen der Jagd aushalten. Außerdem führt er etwas Holz bei sich, um Fallen zu bauen, auch Disteldornen zum Feststecken der Bälge, damit sie trocknen, schließlich mehrere gut ausgebildete Frettchen. Als Waffen führt er Boleadora und einen alten Schießprügel, für den Fall, daß er einem Guanaco oder Vicuña begegnen sollte. Auf dem Kopf trägt er einen Hut, gefertigt aus der Haut eines Eselmagens. Die Kleidung besteht aus Wildfellen, die seine Familie ihm genäht. So ein Kerl sieht romantisch aus, erinnert uns an die Zeit der Hunnen. An irgendeinem Wasserloch schlägt er sein Lager auf, möglichst am Fuße des Jagdgeländes. Mit affenartiger Gewandtheit erklimmt er die steilsten Felsen. Sobald er Losung seines Wildes findet, bedeckt er die Mehrzahl der Röhren und Spalten mit Steinen und Erde und läßt das Frettchen einschlüpfen. Fährt die Chinchilla aus, so greift er sie mit der Hand. Aber er erwischt nur einen Teil. Die meisten verstecken sich zwischen den Steinen, wo sie sich eng zusammendrängen. An anderen Stellen hat er Fallen aufgestellt, die mit Mais, „Mote“ genannt, beschickt sind. Inzwischen sucht er die Plätze auf, wohin sich die Wollmäuse geflüchtet, um sie zu greifen, bevor sie erfrieren, damit nicht die Fäulnis die Bälge verderbe, wenn die Sonne sie bescheint. Die abgestreiften Bälge werden auf Brettern ausgespannt und mit Disteldornen befestigt. Die Dauer der Jagd hängt von der Witterung ab, besonders von den Schneestürmen und dem Auftreten



Gürteltiere (Peludos).

der Puna, gegen die auch die Indianer nicht gefeit sind. Die Bälge werden sofort in die eingangs erwähnten Kategorien eingeteilt. Viel Wild geht bei dieser Jagdart naturgemäß verloren. Immerhin aber bringt er genug heim, um von dem Erlös leben zu können. Es ist ein harter und schwieriger Sport — richtiger gesagt, ein harter Broterwerb. Mancher mag dabei vor die Hunde gehen, wovon niemand etwas erfährt. Ein kolossaler Schneid gehört dazu, diese Jagd in der Einsamkeit des Hochgebirges auszuüben.

Gürteltiere.

Gürteltiere, auch Armadille genannt, zur Ordnung der Zahnlosen gehörend, und mit hartem Knochenpanzer versehen. Der Kopf ist dreieckig und wie der Rücken mit einem Panzer bedeckt, der in Schienenringe geteilt ist. Der Bauch ist mit Borsten besetzt. Die Zahl der Ringe variiert je nach der Art. Die kurzen, mit mächtigen Krallen bewehrten Füße sind gleichfalls mit Knochenschuppen gepanzert. Augen klein, Lauscher groß. Das Gürteltier lebt in Erdhöhlen, die es außerordentlich rasch aushebt. Verfolgt, rollt es sich zur Kugel zusammen oder sucht sich einzugraben. Es lebt von Würmern und Insekten, Früchten und Aas. Das Fleisch schmeckt köstlich. Man unterscheidet das Kugeltier, *Dasyus tricinctus*, auf Spanisch *mulita*, das in der argentinischen Provinz S. Luis lebt, den größeren, länglichen *Peludo* und den großen *Tatu*. Letzterer erreicht eine Länge von 1 m. Die ersten beiden Arten sind in ganz Argentinien häufig, der *Tatu* seltener. Aus den Panzern werden Zierkörbchen angefertigt, die eine gute Handelsware bilden. Über die Jagdart siehe erzählenden Text.

Zu den Gürteltieren gehören auch die Reste zahlreicher Arten von Riesentieren, die sich an vielen Stellen der Pampa, besonders in Patagonien, finden. U. a. das Glyptodon, dessen Panzer aus miteinander durch Näte verbundenen sechseckigen Stücken bestand. Seine Größe war die eines mittleren Rindes. Rekonstruierte Skelette finden sich im Museum von La Plata, dessen prähistorische Schätze zu den größten Sehenswürdigkeiten der Welt gehören. Niemand, der eine Reise nach drüben macht, sollte es versäumen, diese Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen.

Vögel.

Pampastrauß oder Ñandú (*Rhea americana*), ein Vogel von 1,5 m Höhe und 2,5 m Spannweite. Das Weibchen (hembra) ein wenig kleiner als das Männchen (macho). Die Färbung im allgemeinen asch- bzw. bleigrau, stellenweise leicht bräunlich und schwarz. Die Federn am Hals und am Kopf sind klein. Der Oberschenkel nackt.

Er bewohnt die Steppen des südlichen Amerikas, besonders das Gebiet zwischen dem Atlantischen Ozean und den Kordilleren. Wald und Gebirge liebt er nicht, jedoch ist er noch in den ersten Hügelketten der Anden zu finden. Auch in den Algarrobos (Dornbuschwäldern) ist er heimisch. Man trifft ihn meist in kleinen Trupps an einem bestimmten Standort, den er ungern verläßt. Nach der Brutzeit tun sich mehrere Familien zusammen, bis zu 50 und mehr Vögeln.

Seine Nahrung besteht aus Gras und Kerbtieren, doch kröpft er auch Disteln und Beeren aller Art. Zum Zweck besserer Verdauung verschluckt er kleine Steine. Seine Schnelligkeit ist eine außerordentliche. Man muß ein sehr gutes Pferd haben, um ihn einzuholen. Auch schlägt er sehr gewandt Haken, ähnlich wie der Hase. Die Schrittlänge beträgt normal $\frac{1}{2}$ m, im Trabe 1 m, in voller Flucht $1\frac{1}{2}$ m. Weithindernisse bis zu 3 m nimmt er anstandslos, wobei die kurzen Stummelflügel auf- und niederklappen. Das Gesicht ist sehr scharf, Gehör und Witterung gut, die geistige Befähigung aber schwach. Indessen — den Kopf steckt er nicht unter die Flügel, wenn Gefahr droht. Dies ist eine Fabel. Er ist dumm und boshaft. Packt ihn die Eifersucht, so kämpft er mit großem Mut. Wasser liebt er nicht. Nie habe ich einen Strauß im Wasser gesehen.

Sobald die Balzzeit naht, tut sich der Hahn mit 5 bis 6 Hennen zusammen. In dieser Zeit ist er fortwährend in Bewegung, während er sonst um die Mittagszeit 3 bis 4 Stunden zu ruhen pflegt. Er ist ein Tagtier, scheu und schwer anzupürschen. Gewöhnlich hat er den Jäger eher weg, als dieser ihn. Ich erinnere mich, daß ich lange Zeit gebraucht habe, einen im Dornbusch stehenden Strauß richtig anzusprechen. Seine Färbung paßt sich vorzüglich dem Gelände an, und sein unbeweglicher Hals ist schwer von einer Distelstaude zu unterscheiden. In der Nähe von Ansiedlungen ist er vertrauter, kennt aber die Gefahr sehr gut. Reitern geht er sofort aus dem Wege. Zu Fuß kommt man leichter an ihn heran.

In der Balzzeit — Oktober — führt er, ähnlich wie der Birkhahn, allerhand kuriose Tänze auf, wobei er brüllende Töne von sich gibt. Dann — dies ist eine Besonderheit — richtet der Hahn auf der Erde ein Nest her, das freilich nur aus einigen Halmen besteht. Hier hinein legen die Hennen etwa 50 Eier und andere verstreut um das Nest herum, vermutlich, damit die Kleinen, nachdem sie ausgekrochen, sofort Nahrung finden. Die Farbe der Eier ist mattgelblich. Der Hahn brütet sie aus. Die Damen werden also bei den Straußen sehr bevorzugt. Wenn der Morgentau getrocknet, verläßt er das Nest, um auf Äsung zu gehen. In dieser Zeit kommt man leicht an ihn heran. Meist springt er erst auf, wenn der Reiter in seiner unmittelbaren Nähe. Dann stellt er sich oft lahm, um den Reiter vom Neste fortzulocken. Gegen Eierdiebe — Stinktiere und Schlangen — verteidigt er sich sehr tapfer, letztere kröpft er. Die Eier sind sehr schmackhaft. Ein Straußenei gibt ein Rührei, das für eine kleine Familie genügt. Das Weiße schmeckt nicht gut. Draußen im Kamp bohrt man ein Loch in die Schale, läßt das Weiße auslaufen, tut Pfeffer und Salz hinein und kocht das Gelbe unter stetem Rühren in der Schale.

Die Jungen wachsen sehr schnell. Schon am dritten Tage kann ein Mensch sie nicht mehr einholen. Aus der Haut des Halses werden Beutel angefertigt. Die Federn werden zu Flederwischen benutzt, die schönsten dienen als Schmuck. Ihr Wert ist viel geringer als der der Federn des afrikanischen Straußes. Sein Hauptnutzen besteht im Vertilgen zahlreicher Kerbtiere und des Distelsamens, der die Kämme sehr schnell verunreinigt. Man sollte den Strauß deshalb grundsätzlich schonen.

Gejagt wird er zu Pferde. Man sucht, sich dem Wilde mit



Bild 12.

Mendoziner Weinbauer.

Zu Kapitel 3.



Bild 13. Araucaner. Vater und Tochter (Temuco). Zu Kapitel 3.



gutem Winde zu nähern. Dann beginnt das Rennen. Man trennt einen Strauß ab und folgt ihm, möglichst auch in den Flanken. Das bemerkt der Strauß sehr wohl und versucht, einen Dornbusch zu erreichen, wo er in Sicherheit ist. Natürlich gibt es dann eine kolossale Pace. Auch werden Hunde zum Hetzen benutzt. Die Jagd bietet einen wundervollen Reitsport. Oft schlägt er mit großer Kraft hinten aus, was nicht ungefährlich. Schießt man ein Stück aus der Herde heraus, so umspringen die anderen das gefallene Tier. Man kann dabei noch mehr Stücke erlegen. Großes Vergnügen macht es, dieses Wild zu Pferd zu jagen.

Pfefferfresser (Tukan), zur Gruppe der Spechtvögel gehörig, kommt in den Wäldern von Misiones vor, besonders am oberen Paraná, ein schöner Vogel mit leuchtenden Farben und dem charakteristischen riesigen Schnabel. Er ist ausschließlich Waldbewohner. Die Grundfarbe ist ein glänzendes Schwarz. An der Kehle, auf dem Rücken und am Stoß weiße, gelbe und rote Federn. Er lebt meist oben in den Bäumen und kommt selten zur Erde herab. Der Flug ist dem des Hähers ähnlich. Der Tukan ist lebhaft, scheu und vorsichtig und nährt sich von Früchten. Sein Geschrei ist mißtönend. Das Weibchen legt 2 bis 3 Eier.

Das Fleisch ist schmackhaft und wird viel gegessen. Ich habe es nie probiert, weil das Tier sich nicht am Spieß braten ließ¹⁾. Die Federn werden von den Indianern als Kopfschmuck verwandt.

P a p a g e i, grüner (loro barranquero), kommt in großen Mengen vor und wird den Pflanzungen gefährlich. Die Jungen haben schmackhaftes Fleisch.

¹⁾ Das Verfahren, Geflügel in Lehm einzuwickeln und dann zu backen, war zu umständlich und nicht immer anzuwenden, weil nicht überall feuchter Lehm zur Stelle.

Wildtauben sind sehr zahlreich in den subandinischen Provinzen, besonders eine Taube mittlerer Größe und die Turteltaube.

Stelzvögel und andere Vögel. Hier verdient in erster Linie der Chajá Erwähnung, ein schöner Vogel, der sich überall in der Pampa findet und zu wandern scheint. Hierher gehören ferner: die Bandurria, ein großer Regenpfeifer, und die Avutarda. Einzelheiten finden sich im erzählenden Text.

An Enten besteht großer Reichtum. Ich habe sieben verschiedene Arten feststellen können. Es mag aber wohl noch mehr geben. Die Stock- und Knäckente sind am schmackhaftesten, letztere ein wahrer Leckerbissen. Die größte ist die Buenos-Airès-Ente, die aber tranig schmeckt. Von Reiher gibt es verschiedene Arten, besonders wertvoll ist der im Norden vorkommende weiße Reiher, dessen Federn mit bis zu 3000 M. pro Kilogramm bezahlt werden. Infolgedessen wird er wohl bald ausgerottet sein. Flamingos sind zahlreich auf allen Landseen. Die wertvollen weißen Exemplare des Kordillere-Flamingos finden sich nur auf den Salzseen der Puna von Atacama. An Bekassinen findet sich überall Überfluß. Bemerkenswert sind schließlich die Chorlos, eine Art Wachtel, und der Batitú, beides sehr schmackhafte Vögel. Die Batitús wandern zu gewissen Zeiten nach Süden und halten sich vorübergehend bei Buenos Aires auf. Sie sollen aus Brasilien stammen. Einer der schönsten unter den angeführten Vogelarten ist zweifellos der Tscha-chá (cha-já), nach seinem Rufe genannt (*Channa cristata* Swains), ein dunkelgrauer Vogel mit weißen Flügeldeckfedern, rotem Schnabel und Ständern und Sporen an den Flügeln. Er lebt bald paarweise, bald in großen Zügen, am Rande von Lagunen, wo viele Binsen vorhanden. Der Flug ist langsam. Ich habe Hunderte von ihnen am Rande von Lagunen getroffen, wo sie auch brüten. In Entre Rios traf ich sie auf Estanzias, wo sie mit zahmem Geflügel zusammen lebten, das sie gegen Raubvögel schützen. Sie wurden dort sehr geschätzt. Der Tscha-já kommandiert den ganzen Geflügelhof, und alles — selbst die Truthähne — gehorchen ihm. Über die Feldhühner wird eingehend im erzählenden Text berichtet, noch eingehender von den Raubvögeln, die ich deshalb hier übergehe.

Dem Könige der Anden, dem mächtigen Kondor, ist ein ganzes Kapitel gewidmet.

Die Jagdgesetze.

In den Staaten Südamerikas herrscht im allgemeinen der Grundsatz, daß die Jagd frei ist. Wenn nur die Eingeborenen als Jäger in Frage kämen, würde diese Liberalität keine unangenehmen Folgen haben, denn sie sind im allgemeinen keine Jäger im deutschen Sinne, obschon sie sich für den Schießsport interessieren. Aber die Fremden, die Einwanderer, die nach dem Gesetz das Recht haben, je eine Schußwaffe mitzubringen! Da sind die Italiener, die von ihrer Heimat her gewöhnt sind, jeglicher Kreatur das Lebenslicht auszublenden und aus ihr Salami oder Polenta zu bereiten. Da sind auch die deutschen Einwanderer, die im Kriege alle Schliche der Jagd kennengelernt haben. In ihren Mußestunden, namentlich Sonntags, werden sie in die Wälder gehen und das, was sie Jagd nennen, ausüben, d. h. schonungslos alle Kreatur vernichten. Um zu jagen, braucht man nur die Erlaubnis des Grundbesitzers, seinen Boden zu betreten. Die ist leicht zu erlangen. In den unkultivierten Gegenden, wie beispielsweise in Misiones, wo das Gelände dem Staate gehört, dessen Organe fern sind, fragt man den Teufel nach dieser Erlaubnis. Jeder tut, was ihm behagt, und der Erfolg ist, daß die Jagd zum Teufel geht. Dies muß geändert werden. Der Staat muß sich Rechenschaft davon ablegen, daß in dem Wild ein Teil des nationalen Reichtums steckt. Er muß, genau wie es in anderen jungen Ländern geschehen, sich das Recht reservieren, zu bestimmen, wer jagen darf, wer nicht. Als erste Maßregel wäre dringend zu empfehlen, das Jagen nur gegen Lösung eines Jagdscheines zu erlauben und hierfür eine hohe Taxe festzulegen, z. B. 50 Dollar m/n. Der Staat würde hieraus eine gute Einnahme erzielen. Eine solche Taxe hätte mit der Verfassung gar nichts zu tun. Sie würde erhoben für das Recht, mit der Schußwaffe zu jagen. Das Recht, die Jagd auszuüben, würde dadurch in keiner Weise beeinträchtigt. Die zweite dringend nötige Maßregel wäre die, Schongesetze aufzustellen. Heute knallt jeder Jäger — d. h. sogenannte Jäger — zu jeder Zeit, wann es ihm beliebt, das Wild nieder in jeder beliebigen Jahreszeit. Einige Provinzen haben bereits die Initiative ergriffen, so Buenos Aires. Aber das Jagdgesetz, das diese Provinz erlassen, ist ein am grünen Tisch hergestelltes, bei dem erfahrene Fachleute nicht mitgewirkt haben. Auch das Landwirtschaftsministerium hat einen Anlauf genommen und ein Projekt ausgearbeitet, das

aber ebenfalls völlig unzureichend ist. Es ist selbstverständlich, daß man die Jagdgesetze anderer Länder nicht einfach kopieren kann. Ein brauchbares Gesetz kann nur geschaffen werden von Männern, die die Fauna des Landes genau kennen. Die besten, weidgerechtesten Jäger hat es immer in Deutschland gegeben. Der Brite und Yankee ist in erster Linie Sportsmann, aber nicht Jäger in unserem Sinne. Deshalb geht mein Rat dahin, daß man einige erfahrene Forstleute aus Deutschland kommen lasse, die auf Grund ihrer drüben zu sammelnden Erfahrungen ein brauchbares Jagdgesetz ausarbeiten, das sich auf Praxis gründet. Eine solche Maßregel würde für die in Frage kommenden Länder sehr segensreich sein. Ob sich ein Jagdgesetz heute überall durchführen läßt, ist eine andere Frage. Aber immerhin wäre ein Anfang gemacht. Alles andere wäre cura posterior.

Videant consules — — — — —



Gauchos auf dem Camp.

Drittes Kapitel.

Die eingeborenen Rassen.

Von den eingeborenen Rassen Südbrasilien braucht hier nicht viel gesagt zu werden, handelt es sich für uns doch nur um den Staat Rio Grande do Sul, der in seiner südlichen, leicht gewellten Hälfte im wesentlichen von Abkömmlingen deutscher Einwanderer bewohnt wird. Auch über Uruguay, das uns in noch geringerem Grade interessiert, können wir flüchtig hinweggehen. Hier saßen einst die kriegerischen Charruas, ein Indianerstamm, dessen Nachkommen sich mit den eingewanderten Europäern vermischten und so das Grundelement dieses kleinen Volksstammes bildeten, der bis zum Tode des Generals Sarravia von ewigen Revolutionen durchtobt wurde. Wie einst die Montecchi und Capuletti sich befehdeten, ein Streit, der zu ewigem Blutvergießen führte, so bekämpften sich in Uruguay die Blancos (Weißen) und die Colorados (Roten). Die kriegerischen Instinkte der Vorfahren traten bei diesen ewigen Aufständen in die Erscheinung.

Die heutigen Einwohner Argentinien vertreten zwei große Menschenrassen, die amerikanische und die kaukasische, von denen letztere an den Küsten vorherrscht. Als drittes Element trat, freilich nur mit einer geringen Anzahl, die afrikanische Rasse hinzu, die heute sozusagen dort verschwunden ist. Aus der Mischung der beiden ersteren ging die große Masse der im Inneren des Landes lebenden Plebs hervor. Die Conquistadoren verbanden sich in-

folge Mangels an weißen Frauen mit Indianerinnen und zeugten die Gauchos, die von den Indianern die Waffen annahmen, Lasso und Bola, von den Spaniern aber das Pferd. Sie bilden die Fortsetzung der indianischen Rasse, wie sie um die Mitte des XVI. Jahrhunderts war.

Das ethnographische Grundelement der indianischen Bevölkerung waren die zahlreichen Stämme der Guaranies. Auch die Querandies verdienen hier Erwähnung, die am ganzen Paraná entlang saßen. Die Herrschaft des Inkareiches von Peru griff bekanntlich weit nach Argentinien hinein und reichte bis zum heutigen Cordoba. Das von den jetzigen Provinzen Buenos Aires, San Juan, Mendoza und San Luis gebildete Gebiet war den Inkas nicht mehr untertänig und wurde von unzivilisierten Nomaden bewohnt.

Im einzelnen lebten zur Zeit der Conquista (Eroberung durch die Spanier) im heutigen Argentinien die Guaranies und Charrúas im Osten, im Norden und im Zentrum die Quichúas, im Süden und Westen Araucaner, in Entre Ríos die Minuanes. Im Chaco, südlich des Bermejo, die Avipones, Mocovies und Tobas, nördlich dieses Flusses bis zum Pilcomayo die Mataguayos, Matacos und Chiriguianos. Alle diese Stämme werden vielfach mit dem Sammelnamen Guaycurus bezeichnet. In Sta Fé und dem südlichen Teile der heutigen Provinz Buenos Aires lebten außerdem die Mbeguas, die Chanas und Timbúes und bei Buenos Aires die Querandies, während in den Tälern der Anden des Nordens die Calchaquies und weiter östlich die Quichúas saßen. In der Pampa lebten die Ranqueles und die Pehuenches, an den Hängen der Cordilleren die mit Araukanern stark gemischten Manzaneros (Apfelleute) und südlich des Rio Negro die Puelches und Tehultsches. Zu letzteren gehörten die im Norden und Osten von Feuerland sitzenden Onas. Schließlich, ebenfalls auf Feuerland, Yochganes und Alaealufes.

Hinzukamen, von den Spaniern eingeführt, Neger aus Angola und anderen Plätzen, die rund um Buenos Aires angesiedelt wurden. Die Kreuzung von Indianern und Negern ergab Mestizen, Terceronen und Cuateronen.

Die verschiedenen Mischrassen verschwanden nach und nach unter dem Einfluß ununterbrochener Kämpfe mit der rein weißen Rasse, dann des Alkohols, der Tuberkulose, der Pocken und anderer Krankheiten, die von den Weißen eingeschleppt wurden. Andere haben sich mit der weißen Rasse vermischt und bilden noch heute die große Masse, wobei die ursprünglichen Eigentüm-

lichkeiten mehr und mehr verschwanden, denn die weiße Rasse erwies sich derart als die stärkere, daß der heutige durchschnittliche Argentinier sich kaum mehr dem Äußeren nach vom Europäer unterscheidet. Nur wenige Stämme bewahrten ihre ursprünglichen Eigentümlichkeiten, beugten sich ethnographisch nicht und wurden mit Gewalt auf gewisse Gebietsteile zurückgedrängt.

Heute gibt es nur noch sehr wenige Indianerstämme, die eine gewisse Unabhängigkeit sich zu bewahren verstanden haben. In kurzer Zeit werden auch diese dem allgemeinen Amalgamierungsprozeß zum Opfer gefallen sein. Dahin gehört ein Stamm der in Paraguay sitzenden Tupis, die Chiriguanos, die im nördlichen Chaco östlich der bolivianischen Kordilleren leben. Sodann die zu den Guaykurus gehörenden Tobas, die im Süden des Chaco, besonders an den Ufern des Pilcomayo ansässig sind. Noch 1899 überfielen sie die Kolonien von Resistencia und Florencia. Es sind hochgewachsene muskulöse Leute, die großenteils noch nackt umhergehen, dort aber, wo sie mit Weißen in Berührung kommen, Decken mit Gürteln tragen, während die Weiber Wilddecken oder europäische Kleidung anlegen. Auch Jaguarfelle werden von den Männern getragen, die, soweit sie in der Wildnis leben, mit Pfeil und Bogen ausgerüstet sind. Sie sind sehr geschickte Fischer, wozu sie Netze benutzen. Auch schießen sie die Fische, namentlich die großen Dorados, mit Pfeilen. Als Hausgerät verwenden sie Tröge und einfache tönernerne Töpfe. In ihren Hütten dienen Wilddecken der Bequemlichkeit. Sie bauen etwas Mais, auch Manioc, benutzen die Erträge aber, um daraus alkoholische Getränke herzustellen. Wie alle Indianer sind auch die Tobas dem Trunke ergeben. Die Frauen werden gekauft. Ihre Nahrung besteht im wesentlichen aus Wild und besonders aus Fischen. Im übrigen arbeiten schon jetzt viele Tobas in den Quebrachofabriken des Chaco und in den Zuckerfabriken von Tucuman. Auch werden sie neuerdings in den Baumwollplantagen gebraucht. Ihre Tage als selbständiger Indianerstamm mit eigenen Kaziken sind gezählt.

An die Tobas grenzen die Matacos, die sich bis zur Grenze von Salta und des Chaco bzw. nach Norden bis zum Pilcomayo ausdehnen. Sie sind im Vergleich zu den Tobas minderwertig, weit weniger intelligent, äußerst schmutzig und scheu, besonders den Tobas gegenüber, deren Todfeinde sie sind. Sie laufen noch halbnackt umher. Der Sumpf von Patiño ist ihre eigentliche Domäne,

wo mehrere europäische Forscher von ihnen umgebracht worden sind. Wie viele es heute noch gibt, kann man nicht sagen, jedoch ist ihre Zahl gering und dürfte 15 000 nicht übersteigen. Sie werden vermutlich der Kultur ausweichen und sich nach Bolivien zurückziehen, wenn ihnen die Kolonisten näher auf den Leib rücken. Den Tobas ähnlich und bedeutend größer als die kleinen häßlichen Matacos sind die Choratis oder Matacos orejudos, die zum großen Teil auf dem bolivianischen Ufer des Pilcomayo wohnen. Auch diese werden in Kürze als selbständiger Stamm verschwinden. Die Indianerpolitik der Republik Argentinien zielt übrigens in keiner Weise darauf ab, die Indianerstämme aufzureiben, im Gegenteil sucht sie sie an die Zivilisation zu gewöhnen und nutzbringende Wesen aus ihnen zu machen. Was sie aber auch tun mag, alles wird vergebens sein, denn der Alkohol verrichtet hier langsam aber sicher sein verderbenbringendes Werk. Morituri!

Im Nordwesten leben dann noch sehr vereinzelt in der Puna von Atacama ebenso wie in den chilenischen Salpeterprovinzen Antofagasta und Atacama, Abkömmlinge der Aymaras, die aber so wenig zahlreich sind, daß sie keine eingehendere Beschreibung verdienen.

Sie leben in denkbar primitivsten Verhältnissen als Pelzjäger. Weit kriegerischer und von der Natur begabter sind die Indianer des Südens, von denen die Araukaner, mit etwa 100 000 Köpfen, den bei weitem größten Stamm bilden. Sie bewohnen die Waldgegenden (Temuco) zwischen dem 37. und 42. Grad südlicher Breite, hauptsächlich auf chilenischem Boden, und bilden eins der Grundelemente des ethnographischen Aufbaus der chilenischen Nation. Sie selbst nennen sich „Mapuches“ oder Landleute. Ihre Hautfarbe ist rötlichbraun; der Kopf ist rund, mit dickem Hals. Das Haar schwarz und straff, Hände und Füße auffallend klein. Sie sind muskulös, aber häßlich wegen der vorspringenden Backenknochen, der dicken Lippen und der dicken, oft platten Nase. Es gibt aber auch schöne Männer unter ihnen, die den Rothäuten Nordamerikas ähneln. Die Frauen sehen weit besser aus, insbesondere findet man bei ihnen junge Mädchen mit anziehendem Gesichtsausdruck. Sie gehen völlig bekleidet, mit Poncho und Chamal, einer Art Lendentuch, das einer Hose ähnelt. Manche kleiden sich genau wie die chilenischen und argentinischen Landbewohner, meist schwarz mit einem schwarzen Chambergo (Hut). Die Kleider der Weiber sind immer dunkel, schwarz oder blau.



Bild 14.

Gaicho aus der Pampa.

Zu Kapitel 3.

Die Haare sind geschmackvoll geflochten, der Gürtel bunt, mit vielem Rot. Sattelzeug der Männer, Hals und Brust der Frauen sind mit reichem Silberschmuck verziert, runden Platten und Kreuzen, die an kunstvoll geschmiedeten Ketten getragen werden. Diese Schmucksachen werden von araukanischen Silberschmiedern aus außer Kurs gesetzten Silbermünzen hergestellt. Die oft gehörte Ansicht, daß sie das Silber aus nur ihnen bekannten Minen holen, ist falsch. Sie werden, trotzdem sie dem Trunke außerordentlich ergeben, sehr alt. Ich habe Gelegenheit gehabt, mich unter Vermittelung des chilenischen Kommissars von Lonquimay mit mehreren Kaziken zu unterhalten, die mit ihren Leuten in der Réserve des Bio Bio ansässig waren. Diese Kaziken schienen uralte zu sein, nach den pergamentartigen runzlichen Gesichtern zu urteilen. Sie wurden von dem Beamten auf 150 (?) Jahre eingeschätzt. Wir suchten ihr Alter zu ermitteln, was aber vergebens war, denn, was wir auch fragen mochten, sie konnten oder wollten uns keine befriedigende Antwort geben. So fragten wir, ob sie sich noch des Generals San Martin erinnerten, der bekanntlich Chile zu Beginn des XIX. Jahrhunderts von den Spaniern befreite. Sie schüttelten das Haupt. Schießlich schien ihnen die Sache langweilig zu werden, und einer von ihnen antwortete: „Der Indianer zählt die Sommer nicht.“

Trotz des patriarchalischen Alters verfügten die beiden Kaziken über erstaunliche Muskelkraft und Gewandtheit. Ich erinnere mich, daß einer von ihnen, beauftragt, Schmuckstücke zum Ankauf herbeizuschaffen, aus dem Stand, ohne die Hand auf dem Sattel aufzustützen, aufs Pferd sprang. Dies klingt wie ein Märchen und ist doch buchstäblich wahr.

Um den Kopf tragen die Männer vielfach Stirnbinden. Die Frauen haben die Stellung von Sklavinnen und müssen hart arbeiten. Sie sind sehr geschickt in der Anfertigung von Geweben. Der Vater kauft seinem Sohne zunächst eine ältere Frau, indem er mit Vieh bezahlt. Später kauft sich der junge Ehemann selbst eine zweite Frau, die mehr nach seinem Geschmack — ein höchst modernes Verfahren! Das Motiv ist ein sehr einfaches — die ältere Frau ist billiger. Die Häuptlinge, „Ulmans“ genannt, besitzen 3 bis 4 Gemahlinnen.

Die Araukaner leben zerstreut als Ackerbauer und treiben auch Viehzucht. Ihre Hütten sind aus Bambus, mit tief herabreichendem Satteldach. In der Mitte der Hütte befindet sich die



Ruca mit dem Herdfeuer auf dem Boden. Sie leben von Bohnen, Kartoffeln und Mais, auch von Brot und Pferdefleisch. Bei Festen werden auch Kühe und Schafe geschlachtet. Für gewöhnlich besteht ihre Mahlzeit aus geröstetem Weizenmehl mit Wasser, das auch die Hauptnahrung des chilenischen Roto (Zerrissener = Plebejer) ausmacht. Sie sind ausgezeichnete Reiter und jagen mit Lasso und Boleadora. Apfelwein, Murtilloschnaps, Branntwein und neuerdings auch Wein sind bevorzugte Getränke. Von ihrer Trunksucht kann sich der Laie schwer einen Begriff machen. Ich habe Gelegenheit gehabt, einen kleinen Stamm von Araukanern bei einem Trinkgelage in Lonquimay zu beobachten. Was für ein Fest sie feierten, kann ich nicht sagen, jedenfalls feierten sie gründlich. Es standen dort etwa ein Dutzend langer Tische mit Bänken, auf denen sich die Festgesellschaft in Galakostümen niedergelassen. Nun lagen, als wir zu ihnen kamen, etwa 50 von den annähernd 100 Festgästen unter und neben den Tischen auf der Erde und schiefen ihren Rausch aus. Die übrigen nahmen hiervon gar keine Notiz, sondern zechten behaglich weiter. Sie benahmen sich dabei recht verständig und lärmten nicht. Einige Betrunkene saßen zu zweit auf ihren Pferden, ohne Spektakel zu machen und ohne herunterzufallen. Auf unseren Kirmessen könnte man sich hieran ein Beispiel nehmen. Frauen nahmen an dem Gelage nicht teil.

Die Mapuches sind Heiden. Den schönen Glauben der Indianer Nordamerikas an die ewigen Jagdgründe haben sie nicht. Ihr Glaube ist eigentlich monotheistisch. Früher glaubten sie an Pillan, der ihrer Auffassung nach auf den Vulkanen in den Wolken saß und herrschte, also ein Feuergott, was sich ganz naturgemäß erklärt, denn in dem von ihnen bewohnten Gebiet liegen zahlreiche tätige Vulkane (Villarica, Osorno). Später wurde aus Pillan ein unserm Teufel ähnliches Wesen, als Mapu, der Schöpfer (unser Gott) hinzukam. Schließlich trat an seine Stelle Ngunemapu, der auf den allerhöchsten Gipfeln thront. Er leitet sein Volk wie ein Hirte — Anklang an die Bibel. Außerdem gab es noch Halbgötter und Dämonen, wie bei allen wälderbewohnenden Völkern. Das Priesteramt wird von einer Frau, bzw. Frauen, verwaltet. Matshi heißt die Oberpriesterin, die gleichzeitig den ärztlichen Beruf ausübt. Ihr priesterlicher Beruf wird erlernt. Sie ist also — banal ausgedrückt — eine Art von Dr. med. und theol. in einer Person.

Die Mapuchen kommen von Zeit zu Zeit zu gemeinsamen Bitt-

festen zusammen, die Ngillatunes heißen, bei denen ein Schaf oder ein Kalb von bestimmter Farbe geopfert wird. Dies geschieht folgendermaßen: stückweise wird das Fleisch gebraten, wobei zum Himmel gebetet wird, um das zu erlangen, was man gerade wünscht, z. B. Regen oder Sonnenschein. Das lebenswarme Herz des Tieres muß bei diesem Gebete in der Hand gehalten werden. Dann werden die besten Fleischstücke verbrannt. Die Araukaner sind also weit ehrlicher als die klassischen alten Griechen, die den Göttern die Eingeweide opferten, die Filets aber für sich behielten.

Die Araukaner glauben an ein Fortleben nach dem Tode. Sie fürchten am meisten die Kälte im Jenseits. Deshalb wird am Grabe eines Verstorbenen längere Zeit ein Feuer unterhalten. Auf die Gräber setzen sie Pfosten mit kindlich geschnitzten Gesichtsmasken der Verstorbenen.

Ihr liebster Sport — wie auch der der Gauchos — ist Reiten. Von Zeit zu Zeit finden große Reiterfeste statt. Die Araukaner sind geborene Reiter. Ihre Pferde sind, wie die aller südlichen Indianer, glänzend zugeritten, völlig im Gleichgewicht und weich im Maul, als hätten sie Plinzners Schule durchgemacht.

Weniger einwandfrei ist der Charakter des Araukaners, Er gilt für unwahr, grausam und diebisch. Er arbeitet nicht mehr als unbedingt nötig, paßt also in dieser Hinsicht sehr in neuzeitliche Verhältnisse. Andererseits ist er viel gastfreier als der patagonische Indianer. Ohne allen Zweifel ist er ein tapferer Kriegermann. Als Waffen führten sie früher eine lange Lanze aus Colihue (Bambus), auch Schleudern und Keulen, Bogen, Pfeile, Lasso und Schilde. Holztrompeten und Muschelhörner dienten und dienen als Musikinstrumente. Hölzerne Kanus werden benutzt, am Meere auch Kanus aus aufgeblasenen Seehundsfellen. Bis zum Jahre 1872 haben sie in langwierigen Kämpfen ihre Unabhängigkeit behauptet. Alonso de Arcilla besang ihren Heldenmut in seiner „Araucana“, Alvarez de Toledo in seinem „Curen indómito“. Ihr letzter König war ein französischer Abenteurer, der Notar Tonnens aus Perigieux, der, von Chile geschlagen, 1872 nach Frankreich zurückkehrte. Sie teilen sich in vier Hauptstämme, die „Pikuntsche“ im Norden, die „Huillitsche“ im Süden, die „Kuntsche“ an den Flüssen Bueno und Valdivia und die „Pehuentischen“ in der Cordillere. Zu ihnen gehören auch wohl die „Manzaneros“ oder Apfelmänner, die in der Gegend der Lagune Aluminé ansässig sind. An der Spitze der letzteren stand lange Zeit der gefürchtete

Kazike Schaihueque, der der argentinischen Regierung viele Schwierigkeiten bereitet hat.

Im allgemeinen lebten und leben sie unter einem patriarchalischen System. Das Familienoberhaupt gilt als die höchste Autorität. Nur im Kriege wählten sie einen Toqui als Oberfeldherrn. Ihre politische Organisation entbehrt nicht einer gewissen Ähnlichkeit mit der der alten Germanen.

Auf argentinischer Seite der Kordilleren sitzen in Patagonien die Tehueltschen, deren nördlichster Stamm früher in der Pampa ansässig war und durch die sogenannte Expedicion al desierto des Generals Roca im Jahre 1879 über den Rio Negro zurückgedrängt wurde. Heute lebt dieser Stamm zerstreut im nördlichen Patagonien und treibt Ackerbau und Viehzucht. Ihr Häuptling Namun-curá, einst ein gefeierter und gefürchteter Krieger, hatte eine schöne Besitzung im Tale des Collon-curá.

Sie sind ganz zivilisiert und ähneln unseren Bauern. Stämme bilden sie nicht mehr. Ab und an tun sie sich zusammen und jagen Guanacos und Strauße mit Bolas und Hunden, von denen sie viele besitzen. Ein Indianergehöft ist bei Tage und besonders bei Nacht unnahbar wegen der vielen Hunde. Ackerbau kennen sie nicht, dagegen Pferdezucht in großem Maße, auch Schafzucht. Die Frauen sind recht geschickt und fertigen Kleidungsstücke an, Stiefel und Mäntel, Schmucksachen, Polster und Kissen. Vordem lebten sie in Tolderias (Zeltgemeinschaften), die man heute aber nur selten antrifft. Meist haben sie Hütten wie die übrigen Landleute. Ihr Charakter wird von Reisenden wie Musters als rücksichtsvoll, gefällig, ehrlich gelobt. Ich kann dem nicht beipflichten, habe vielmehr gefunden, daß sie sehr auf ihren Vorteil bedacht waren. Sie leben monogam. Ihre Toten begraben sie unter Steinen. Die Leichen sitzen, mit dem Kopf nach Osten gewandt. Alle Geräte und Waffen des Verstorbenen werden zerstört, seine Pferde und Hunde getötet. Sie glauben an Geister, die in Quellen und Hainen hausen sollen. Auch die Tehueltschen sind erstklassige Reiter. Ihre Zahl ist sehr gering. In kurzer Zeit werden sie ganz verschwunden sein. Irgendeine politische Organisation und Bedeutung geht ihnen ab.

Ein zu ihnen gehörender Stamm ist der der Onas im Norden und Osten von Feuerland. Er steht auf unterster Stufe und hat für uns kein weiteres Interesse. Das gleiche gilt von den gleichfalls auf Feuerland lebenden Yahgganes und Alakalufes.

Der größte Teil der Tehueltschen wurde nach dem Indianerkriege des Generals Roca nach Buenos Aires und anderen Städten gebracht. Die Männer wurden den Schutzmannschaften und der Feuerwehr zugeteilt (mit Infanteriegewehr ausgerüstete Mannschaften, Bomberos genannt, die nicht nur beim Löschen von Bränden in die Erscheinung treten, sondern auch dann, wenn es gilt, Streiks und Aufstände zu ersticken), wo sie ganz vortreffliche Dienste geleistet haben und auch wohl heute noch leisten; die Frauen fanden als Hausgesinde, besonders als Kindermädchen Verwendung.

So sehen wir, daß von selbständigen indianischen Stämmen heute kaum mehr die Rede sein kann. Die nördlichen Indianer verteilen sich von Jahr zu Jahr mehr, um als Arbeiter in den Zuckerfabriken Tucumans und in der Quebracho-Industrie des Chaco Verwendung zu finden.

Die Rothäute des Südens werden Viehzüchter und reihen sich dem geordneten Staatswesen ein. Alle übrigen werden vom Alkohol dezimiert und verschwinden allmählich von der Bildfläche. Ähnlich wie in Nordamerika werden sie bald nur noch im Cirkus und im Filmbild erscheinen. Sie alle gehen in der allgemeinen Veramalgamierung der Rassen in Südamerika unter. Aus dem Schmelztiegel der Nationen aber wird eine große neue Nation hervorgehen, deren Rasseneigentümlichkeit schon jetzt erkannt werden kann.

Sie vereint den leichten Optimismus der südlichen Völker Europas mit der Energie und Tatkraft des Nordens. Leidenschaftlich, aber gutherzig, ist der Argentinier ein glühender Patriot, von dem in dieser Hinsicht der Deutsche vieles lernen kann. Seine militärischen Eigenschaften sind unbestritten. Er ist von unbändigem Stolz und pocht mit Recht auf die glänzende Entwicklung seines jungen Landes. Dazu ist er ein Freund von seltener Treue. Aber es versteht sich von selbst, daß ihm auch einige, von der großen Mutter Spanien ererbte Schwächen anhaften. Die systematische Erziehung durch weise Regierungen — man denke an den großen Volkserzieher, den Präsidenten Sarmiento — und der Einfluß der nordischen Rassen, besonders der Germanen und Angelsachsen, werden diese Schwächen nach und nach verschwinden lassen, und aus dem großen Schmelztiegel wird wie ein Phönix emporsteigen das Volk, das in der argentinischen Nationalhymne genannt wird: „el gran pueblo Argentino“ — die große

argentinische Nation, denn Argentinien wird einst in Südamerika das sein, was die Union im Norden des Kontinents geworden.

Mit kurzen Worten muß ich schließlich der afrikanischen Rasse gedenken, der Neger. Sie wurden seiner Zeit von Afrika in sehr geringer Zahl eingeführt, weil ja in Argentinien Plantagenbau nicht betrieben wurde. Man siedelte sie in der unmittelbaren Umgebung der Stadt Buenos Aires an, in den sogen. Tambos (Kolonien). Noch zur Zeit des Tyrannen Juan Manuel Rozas, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, gab es um Buenos Aires herum drei solcher Tambos, einen T. Congo, einen T. Mina und einen T. Angola, an deren Spitze je ein sog. König stand. Diese Tambos bewahrten ihre afrikanischen Sitten und Bräuche, führten ihre wilden Tänze nach den Klängen ihrer Hörner und Trommeln auf und wurden von Rozas aus besonderen Gründen sehr hochgehalten. An Sonn- und Festtagen besuchte der Tyrann seine „lieben“ Neger, geschmückt mit den Insignien seiner Würde als Staatsoberhaupt, und empfing an anderen Tagen die sog. Könige in seinem Palaste. Gleichzeitig aber stellte er die „geliebten Untertanen des Reiches“ als Soldaten ein und bildete mit ihnen das 4. Bataillon, in dem alle Offiziere mit Ausnahme des Kommandeurs Schwarze waren. Er hatte damit eine Art von Leibgarde, die ihm blind ergeben war und sich zu allen ihm erwünschten Zwecken benutzen ließ, ähnlich wie die Machthaber der Sowjets es mit den chinesischen Leibgarden gemacht.

Sie sind nach und nach völlig verschwunden. Man findet Neger nur noch als Ordonnanzen in den Ministerien. Als 1904 ein großes amerikanisches Geschwader in Buenos Aires landete, hörte ich den bekannten Staatsmann Elihu Root die Bemerkung machen, er sei sehr erstaunt, hier so viele Weiße zu sehen. Er habe geglaubt, daß es hier nur Farbige gäbe. Es seien ja nicht annähernd so viele Schwarze hier wie in den Staaten.

Das war zutreffend. Eine Negerfrage gibt es in Argentinien und ebenso in Chile nicht, aber wohl in Brasilien, das in seiner nördlichen Hälfte — und überhaupt im großen ganzen — viele Neger besitzt.



Flüchtige Guanacos.

Viertes Kapitel.

Zu Pferde hinter den Guanacos in den Kordilleren von Uspallata.

Es war im August, also im Winter, als wir von der Stadt Mendoza nach dem Tal von Uspallata aufbrachen. Die Entfernung beträgt je nach dem Wege, den man wählt, etwa 100 bis 150 km. Der kürzeste Weg ist der quer über die Vorkordilleren, ein weiterer läuft nördlich über Villavicencio, ein dritter folgt der Transandin-Bahn, aufsteigend im Tale des Rio Mendoza. Ich wählte den kürzesten.

Am Abend des ersten Tages machten wir Rast in der ärmlichen Lehmhütte eines Gauchos, hoch oben in den Felsen, dessen Familie an unserem einfachen Abendbrot teilnahm. Sie hockte mit uns zusammen auf den üblichen niedrigen Schemeln um ein Feuer herum, das in der Mitte der Hütte auf der Tenne brannte, während der eisige Winterwind durch die Löcher der aus Flechtwerk und Lehmewurf bestehenden Hüttenwände hindurch pfiß. Man wurde auf der einen Seite langsam geröstet, auf der anderen in Eis verwandelt. Es war das erste Mal, daß ich mit diesen Naturkindern in so nahe Berührung kam. Obschon aus allem, was man von Hausgeräten sah, die allergrößte Ärmlichkeit sprach, benahmen sich diese Leute geradezu musterhaft, was Höflichkeit und Umgangsformen betrifft. Kaum waren sie zu bewegen, von unseren sogenannten Leckerbissen, die sich auf Ölsardinen und Kaffee beschränkten, etwas anzunehmen. Das erinnerte mich lebhaft an eine Szene, die ich vor Jahren in den Pyrenäen erlebte, bei Ge-

legenheit einer Wanderung von Lourdes nach Saragoza. Bei einem furchtbaren Schnee- und Regenwetter flüchtete ich damals mit meinem Begleiter in eine kleine Holzhauerhütte, wo uns Schutz gegen die Witterung gern gewährt wurde. Die Holzhauersfrau wusch gerade und bat uns, bis sie sich zur Verfügung stellen könne, am Feuer des Herdes Platz nehmen zu wollen, um zunächst unsere Kleider zu trocknen. Zwei Mädchen, eines von 10 und ein anderes von 5 Jahren, spielten um uns herum. Als nun das jüngere sich zwischen uns und dem Feuer durchdrängen wollte, stellte das ältere sich vor uns hin und sagte mit höflichem Knix: „Pardonez, Messieurs, que ma petite sœur passe devant vous“. Höflichkeit, wenn auch oft nur äußerliche, liegt nun einmal der romanischen Rasse im Blute.

Am nächsten Tage erreichten wir etwa um die Mittagszeit die höchste Höhe der Vorkordillera, etwa 3000 m, dort, wo der Felsweg sich in steilen Serpentinaen zum Tale von Uspallata hinabwindet. Ein Anblick von unbeschreiblicher Schönheit bietet sich hier dem trunkenen Auge des Naturfreundes. Vor uns breitet sich in voller Klarheit ein weites Gebirgstal nach Norden aus. Jenseits türmt sich das gewaltige Gebirgspanorama der Hochanden auf. 5000 bis 6000 Meter hohe, von ewigem Schnee gekrönte Berge dehnen sich, das Tal begleitend, nach Norden in langer Kette und erhabener Majestät, um sich schließlich in scheinbar endloser Ferne in einem Meer von weißen Spitzen, Kuppeln und Domen zu verlieren, dort wo der Fluß San Juan aus dem Gebirge tritt und die schneeblickende Cordillera del Tigre den Horizont abschließt. Nach Süden wird das Tal abgesperrt durch die auf dem rechten Ufer des Flusses Mendoza gelegenen schwarzen Felsgebirge. Zu unseren Füßen erhebt sich innerhalb des Tales ein Hügel- und Bergland, auf dessen strahlenförmig nach allen Seiten abfallende Rücken wir von oben hinabschauen. Es gleicht einem Reliefplan in großem Maßabe. Um dieses Hügel- und Berggelände lagert sich ein fast ebenes Tal, durch dessen Mitte ein schmaler brauner Strich läuft, bekannt unter dem Namen des „Inkaweges“. Auf dieser Straße zogen in längst vergangenen Zeiten die Gold- und Silberkarawanen der Inkas von Perú, die ihre Reichtümer aus geheimnisvollen Stellen des Hochgebirges holten, die uns heute unbekannt sind. Obschon Jahrhunderte vergangen, hat nichts sich geändert an diesem Wege, den heute kaum jemand mehr benutzt. Das Reich der Inkas wurde zerstört von den spanischen Eroberern, aber die Erinnerung an seine einstmalige hohe Kultur blieb in diesem Denkmal bestehen.

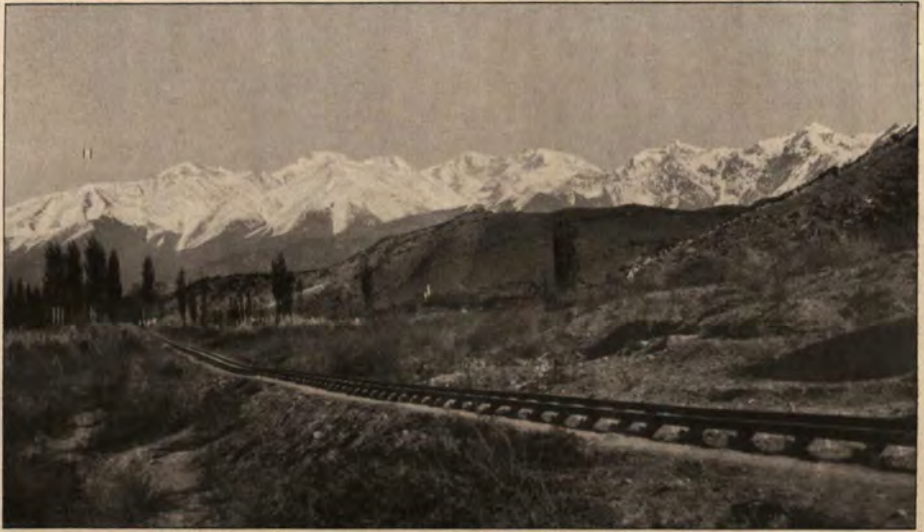


Bild 15.

Transandinbahn.

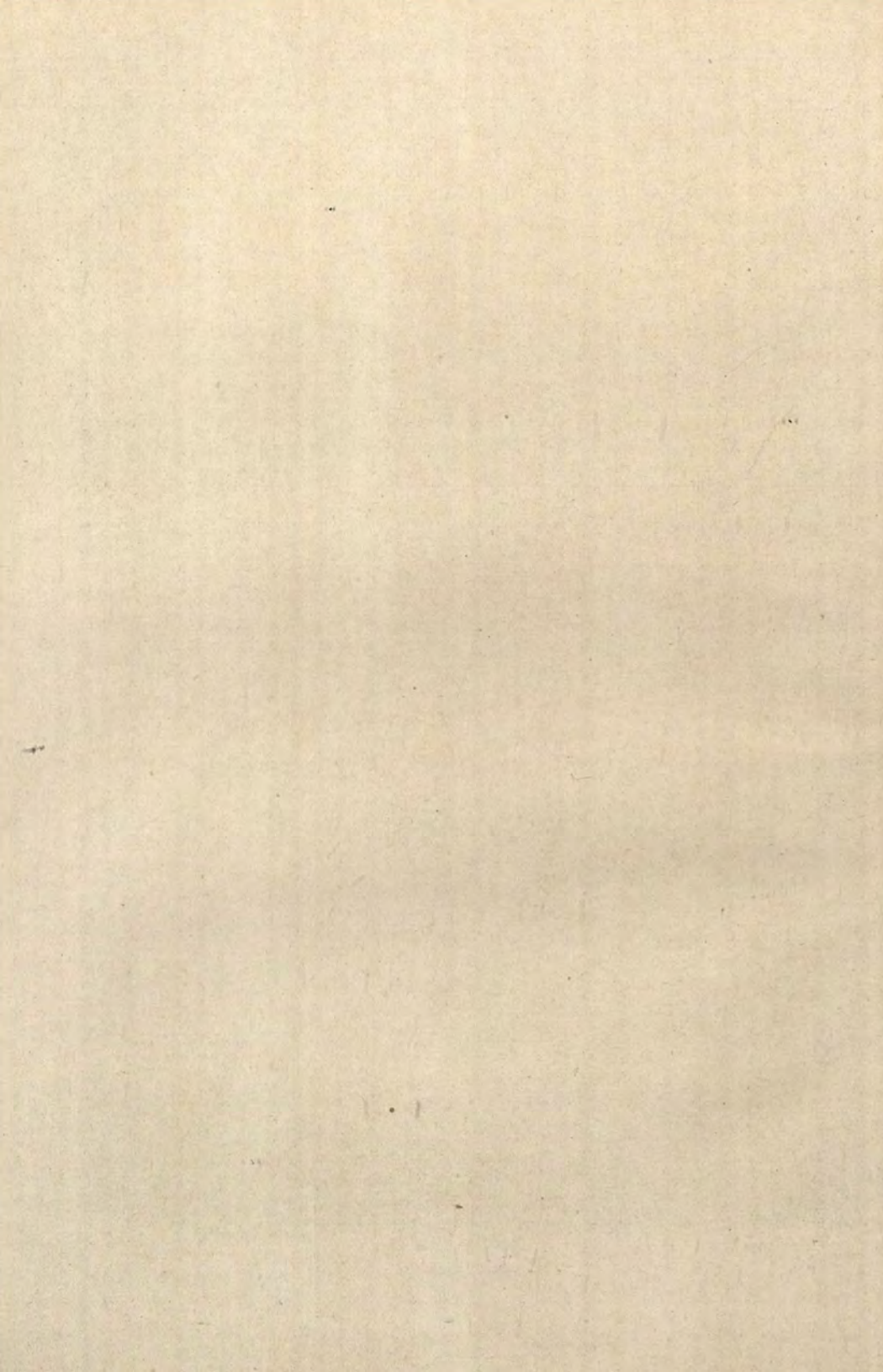
Zu Kapitel 4.



Bild 16.

Tal von Potrerillos.

Zu Kapitel 4.



Graugelblich ist die Tönung des endlosen Tales, das die Winter Sonne mit hellen Strahlen beleuchtet. Welche Gegensätze der Farben! Grau und olivgrün das Hügelgelände des vorhin erwähnten Bergstocks im Tale; schwarz die Wände des uns gegenüber jenseits des Tales in den blauen Winterhimmel hinaufstrebenden Cerro Negro; bläulich glitzernd oder schneeweiß in der leuchtenden Sonne die endlosen Schneefelder, die Höhenlinie des Andengebirges. Wenn wir auch die Namen all der Zacken und Spitzen nicht kennen, bleibt doch der Eindruck dieser großartigen Natur so gewaltig, daß man nur schweigend bewundern kann.

Hoch ragt über die Schneedecke hinaus, einem Dachfirste ähnelnd, eine Kuppe, von lockeren Wolken umkreist. Das ist der Riese der Anden, der Aconcagua, der sein Haupt bis auf mehr als 7000 Meter in das Himmelsblau hinauf reckt.

Fern im Süden vor der schwarzen Wand tosen die Wasser des Mendoza, der, das Tal südlich umfließend, in den Vorbergen verschwindet, um später die Weingefilde in der Umgegend der Stadt Mendoza zu bewässern. Zwischen ihm und den Talbergen dehnt sich eine Oase aus, die grünen Luzernefelder der Estancia (Farm) Uspallata, Ziel unseres heutigen Rittes. Ein Wald von Pappeln und Trauerweiden umgibt das Farmhaus, dessen langgestreckte Dächer deutlich erkennbar sind. So transparent ist die Luft, daß wir, obschon uns noch eine Meile von der Farm trennt, deutlich jedes Stück Vieh und jeden Reiter, ja jegliche Staubwolke mit unbewaffnetem Auge erkennen können.

Über all dieser Herrlichkeit schweben hoch oben im blauen Äther die mächtigen Geier der Anden, die Kondors, weite Kreise ziehend. Ihre weißen Halskrausen leuchten zu uns herüber. Kein Laut läßt sich vernehmen, nur ab und an tönt der melodische Ruf der Doña Uraca aus dem Gebirgstale zu uns empor.

Aber nur kurze Zeit können wir uns dem Genusse des herrlichen Anblicks hingeben, denn der Magen knurrt, und wir wollen zu Mittag am gastlichen Tische unseres Freundes auf der Farm Platz nehmen.

Mein Begleiter Vargas, ein hübscher Mensch, mahnt zum Aufbruch. Er ist in diesen Bergen groß geworden und kann zweifellos die Begeisterung, mit der ein europäisches Auge die Schönheiten dieser Hochgebirgsnatur betrachtet, nicht verstehen. Ihn interessiert der am Spieß gebratene Rinderrücken, der uns auf der Farm erwartet, weit mehr als alle Schneeberge der Alpenlandschaft.

Eine Stunde später reiten wir auf ebenem Wege in ruhigem Reisegalopp der Farm zu. Ab und an begegnet uns ein Gaucho von der Farm und erregt unser lebhaftes Interesse. Ganz anders als die Gauchos der Ebene präsentieren sich diese Gebirgsmenschen. Ihre Pferde sind kurz und stramm, mit stahlharten Beinen und Hufen, meist chilenischer Rasse. Auch der Sattel ist chilenisch, selten der sonst in Argentinien übliche Rekado. Hinten hängt der zusammengerollte Lasso, vorn die Boleadora, eine furchtbare Waffe in Händen dessen, der sie zu handhaben versteht. Im Sattel sitzt kerzengerade ein mittelgroßer Kerl mit braunem, scharfgeschnittenem Gesicht und kohlschwarzen Augen, das Antlitz umrahmt von einem schwarzen Vollbart. Um den Hals flattert ein weißes, blaues oder schwarzes Tuch, das, Kühlung bringend, ihn gegen die Sonne schützt. Auf dem schwarzen Haupthaar ein kleiner grauer Filz, unter dem sich eine lange schwarze Locke hervorstieht, die über den Nasenansatz herunterhängt. Der Leib gehüllt in eine kurze Lederjacke aus dem Fell des Guanacos und vom Schnitt der spanischen Jacke. Die Schenkel bedeckt mit waschechter Chiripá¹⁾ aus Tuch oder Fell, die das Beinkleid ersetzt, Hauptteil der klassischen Nationaltracht des Gauchos. Darunter hervor recken sich die in Potrostiefeln²⁾ (Stiefel von Leder aus der Haut des Füllenhalses) steckenden Waden und Füße. Um den Leib ein Ledergürtel oder eine rote Binde.

Den Bügel hält der Mann, schwer verständlich für einen europäischen Reiter, ausschließlich mit dem großen Zeh, den er zu diesem Zweck durch eine entsprechende Öffnung einer unseren Bügel ersetzenden Lederscheibe steckt. Was würden unsere Rekruten gesagt haben, wenn man etwas Derartiges von ihnen verlangt haben würde? Und doch merkt man diesen Naturkindern, die da, kerzengerade im Sattel sitzend, an uns vorbeigaloppieren und uns stolz nur mit einem leichten Neigen des Kopfes begrüßen, nichts an von Anstrengung oder Ermüdung. Für sie ist das Pferd ein alter ego. Mit ihm sind sie groß geworden, ohne Pferd sind diese Gebirgsmenschen überhaupt nicht denkbar.

Jeder dieser Burschen hält in der rechten Hand eine Reitpeitsche mit silberbeschlagenem Stiele, deren Knopf er stolz auf den rechten Oberschenkel aufstützt, in der Art, wie die europäi-

¹⁾ Eine Art von Plaid, das um die Schenkel gelegt, zwischen den Beinen durchgezogen und um die Hüfte geschlungen wird.

²⁾ Die Stiefel sind vorn offen, so daß die Zehen frei hervorschauen.

schen Marschälle ihren Stab zu halten pflegen. Das ist nun mal des Landes Brauch in ganz Südamerika.

Eine mächtige Staubwolke hinter uns zurücklassend, galoppieren wir nunmehr in flottem Tempo zwischen langen Pappelreihen entlang, die, Stamm an Stamm stehend, den breiten Weg einsäumen, und weiter hin durch riesige, herrliche Trauerweiden, deren lang herabhängendes Gezweig an üppiges Frauenhaar erinnert. Dann geht es über einen freien Platz, auf dessen Mitte, angekoppelt an einen Querbaum, ein halbes Dutzend gesattelter Bergpferde stehen, vor das Farmhaus, aus dessen Haupttür eben sein Besitzer heraustritt, unser Freund Don Alberto, auch er im landesüblichen Dreß.

Nun folgt die in Argentinien übliche herzliche Begrüßung. Eins, zwei, drei sind wir aus dem Sattel. Zuerst eine Akolade mit mehrmaligem Beklopfen des Rückens und ein herzliches Willkommen. „Was Sie auch wünschen, alles hier,“ so höre ich ihn sagen, „ist zu Ihrer Verfügung, ist Ihr Eigentum.“ Wenn man das Angebot als bindend ansehen könnte! Es ist aber nur eine der im ganzen Lande gebräuchlichen Höflichkeitsphrasen, wohlthuend berührend, wenn sie von freundlichen Blicken begleitet werden.

Vor Monaten war ich mit meinem Freunde und Gönner, dem argentinischen Obersten Day, mit dem ich 1898 während des spanisch-amerikanischen Krieges auf Kuba und Portoriko Freundschaft geschlossen, in Uspallata gewesen, um auf der Farm einige entzückende Tage zu verleben, während welcher ich dem Besitzer, Don Alberto Gonzalez, nähergekommen war. Sohn reicher Eltern, die in Panquegua, am Nordende von Mendoza, herrliche Weinberge besaßen, verwaltete er den Familienbesitz im Tale von Uspallata. Er war ein feingebildeter Mensch, der einige Jahre in Paris studiert hatte und fast alle Hauptstädte Europas kannte. Also nicht etwa ein Einsiedler aus den Bergen, der nur über Viehzucht und Reiten reden konnte, sondern ein Weltmann, der die feine Küche von Paris ebenso zu schätzen wußte, wie die Kunstschätze des Prado und Sienas, der Botticelli und Rubens kannte, und ebenso im Café Ritz in Paris zu Haus war, wie in den Kostümsalons der rue royale.

Nun traten wir ein in das Farmhaus, das nicht anders gebaut war wie alle Häuser Mendozas, nämlich aus dicken Lehmblöcken, wegen der großen Erdbebengefahr, denn im Sommer wackeln die Häuser hier alle paar Tage. Wird es gar zu schlimm, dann treten

die Bewohner in die Tür, um zu sehen, nach welcher Seite die Lehmblöcke niederstürzen, um dem entsprechend nach vorn oder rückwärts tretend, sich mit einem Schritt in Sicherheit zu bringen. Rings um das Haus herum ein Hain von uralten Trauerweiden, bespült vom Wasser der Bäche, welche die Kleefelder berieseln. Ab und an schlagen die angekoppelten Pferde nach Fliegen aus, sonst unterbricht kein Laut die Mittagsstille. Bald darauf sitzen wir, nachdem der Staub abgewaschen, im behaglichen Eßzimmer bei einem reichlichen Mittagsmahl.

Wände und Fußböden sind aus geöltem Pappelholz gefertigt. An den Wänden hängen ein paar primitive Bilder, meist aus der Zeitung geschnitten, z. B. Theaterprinzessinnen, ein Bild des Generals Boulanger und Ballettmädchen, wohl Erinnerungen an Moulin rouge in Paris.

Ein kräftiges Mahl und eine in Gletscherwasser gekühlte Bowle aus altem Mendozawein, der wie weißer 1835er Portwein mundet, stärkt uns und versetzt uns alle in kürzester Zeit in ausgelassenste Fröhlichkeit. Außer unserem Gastgeber sind noch ein paar entzückende Argentinern zugegen, Verwandte des Hausherrn. Mit ihrer harmlosen, kindlichen Heiterkeit stecken diese schönen Naturkinder auch den Ausländer an, und bald plaudern wir von allen möglichen Sachen, während eine ältliche Spieluhr anheimelnde Weisen ertönen läßt. Das Mahl ist einfach, aber gut und reichlich und erhält einen krönenden Abschluß durch eine Schale eingemachter Früchte, wie man sie nur in Mendoza oder Kalifornien erhalten kann.

Kaum brannte die Zigarette, da stürzt ein Gaucho herein und ruft ganz aufgeregt, daß hinter dem Hause auf einer Weide ein Kondor eingefallen sei. Aufspringen wie der Blitz, den Karabiner ergreifen und hinausstürmen, waren eins für mich. Tatsächlich saß auf der Weide ein mächtiger schwarzer Geier, dessen Entfernung ich auf 400 m schätzte. Ich strich an einen Zaun an und drückte ab. Da sackte der Kondor in sich zusammen. Selten bin ich gelaufen wie damals, um die herrliche Jagdbeute — meinen ersten Kondor, einen Prachtkerl von 2,20 Meter Spannweite — in Besitz zu nehmen.

Nun hatte ich meine erste Differenz mit meinem Gastgeber. Ich wollte natürlich den Balg haben, ihn meinem Vater in die holsteinische Heimat schicken, — da kam ich aber schön an.

„Voll von Läusen sitzt er,“ sagte Gonzalez, „lassen Sie das Biest doch hier.“

Ich habe den Geier aber trotzdem abbalgen lassen und mitgenommen, ließ ihn auch später konservieren, aber nie wurde der Balg abgesandt. Mein Vater antwortete, daß er den Kondor nicht brauchen könne. Wohin solle er mit dem Riesentier? So ist er schließlich beim Konservator in Buenos Aires geblieben.

Ein guter Anfang, dachte ich, und so war es auch, denn nicht acht Tage waren vergangen, da hatte ich schon ein Dutzend dieser königlichen Vögel erlegt, aus der Luft herab geholt mit dem Karabiner, — mit wieviel Schüssen, danach darf man nicht fragen.

Der Nachmittag war der Vorbereitung einer Jagdexpedition gewidmet, denn wir wollten mehrere Tage in den Bergen jagen. Da galt es denn, Lebensmittel mitzunehmen für 5 bis 6 Personen, Pferde und Sattelzeug zu besichtigen und letzteres in Stand zu setzen, kurz, alles für die Jagdexpedition fertig zu machen.

Am Abend ein reiches Mahl und im Anschluß daran Gitarrenspiel mit Gesang. Einen Sang verlangte man auch von mir, aber ich konnte weder Gitarre spielen, noch singen. Als kultivierter Europäer, der die Kriegsakademie absolviert hatte, kam ich mir etwas deklassiert vor, denn hier beherrschte jeder dieses Instrument und ein reiches Repertoire.

Am nächsten Morgen bei Tagesanbruch saßen wir im Sattel und kanterten in den klaren Wintermorgen hinein, in Richtung auf den Paramillo. Vornweg ritten 3 bis 4 Gebirgsgauchos, die Handpferde mit der yegua madrina (Leitstute) vor sich hertreibend, dann folgten wir. Herrliche Pferde waren gesattelt, alle von gleichem Schlage, etwas ramsnäsigt, mit straffen Rücken, mächtiger Muskulatur und klaren Beinen, dazu willig und gut geritten. Die Gauchos trugen, wie üblich, kolossale Räder Spuren und im breiten, silberbeschlagenen Gürtel ein langes Messer, ihre Hauptwaffe. Die Leute mit den Packtieren waren in anderer Richtung abgeschickt, um über den sogenannten Portezuelo (Gebirgssattel) hinweg eine am Fuße des Cerro Negro gelegene Farm zu erreichen, wo wir abends rasten wollten. Interessante Typen waren unter unseren Leuten. Zunächst ein Fernando Cortez, der aber außer dem Namen wenig mit dem Eroberer Mexikos gemein hatte, ein alter Herr von mehr als 90 Jahren, der aus seiner Jugend nur einen braunen Zahnstummel gerettet hatte. Wir werden ihn noch näher kennen

lernen. Dann die beiden Lopez, Vater und Sohn, echte Gebirgs-gauchos, Typen, die überall in Europa Furore machen würden und gegen keinen Cowboy von Texas zurückstanden. Beide kannte ich noch von meinem ersten Besuche her. Da hatten wir zusammen einen herrlichen Ritt gemacht, um die Südecke des Tales herum, durch die die Transandinbahn und der Hauptverkehrsweg nach Chile hindurchführen. Das war für mich, wie ich später hörte, eine Art von Prüfung gewesen. Von der Wissenschaft nämlich hält der Gaucho nichts. Für ihn gipfelt die Beurteilung eines Menschen einzig und allein in der Frage: „Kann er reiten?“ — Nun, ich hatte das gewußt und erinnerte mich meiner alten Garnisonstadt Hannover, wo wir so oft hinter der Meute der Reitschule quer durchs Gelände geritten waren. Nach einem festen Galopp durch Dornbuschgelände waren wir an den Fluß Mendoza gekommen, um ihn zu durchqueren. Das war für mich nun etwas Neues. Der Strom, in der Breite etwa der Weser bei Höxter, ging hochgeschwollen in mächtigen Wogen. Der Druck des Wassers war ganz kolossal, sein Donnern so laut, daß man in seiner Nähe kein Wort verstehen konnte. Wohl aber vernahm man das Poltern der Steine und Felstrümmer in seinem Bett, die von den milchiggrünen Gletscherwassern zu Tal befördert wurden. Einen solchen Gebirgsstrom zu Pferde zu passieren, ist eine lebensgefährliche Sache, weil der Reiter gar leicht schwindelig wird, dann die Richtung verliert, aus der Furt herauskommt und abgetrieben wird. Deshalb soll man nie auf die tosenden Wasser, sondern stets auf einen festen Punkt des anderen Ufers blicken. Die beiden Lopez hatten mich damals zwischen sich genommen und waren gut mit mir hindurchgekommen, so daß ich bei der Rückkehr das Wagnis allein unternehmen konnte. Da hatte mir der Vater, als wir aus dem Sattel stiegen, ein gutes Zeugnis erteilt, indem er mit seiner etwas näselnden Stimme, die allen Gauchos eigentümlich, sagte: „El señor es muy guapo á caballo,“ auf Deutsch etwa: „Der Herr ist aber sehr forsch zu Pferde.“ — Dieses gute Zeugnis hat mir während meines Aufenthalts in den Kordilleren mehr genützt als das Abiturientenzeugnis und alle übrigen Zeugnisse zusammen, besonders, nachdem ich Gelegenheit gehabt, zu zeigen, daß ich kein schlechter Pistolenschütze war. Hat man schließlich noch beweisen können, daß man vor Tod und Teufel keine Angst hat, etwa dadurch, daß man auch dann die Ruhe nicht verliert, wenn ein Gaucho mit dem Messer

auf einen zukommt, oder, daß man nicht mit der Wimper zuckte, als ein wütender Stier auf einen einstürmte, dann steht man hoch in der Achtung dieser Naturkinder.

Nun ging es langsam bergauf, durch ein mit Dornbusch und kleinen Kakteen bestandenes, mit Steinen übersätes Gelände, auf der Gratlinie eines der Rücken des Paramillo entlang. Rechts und links von uns dehnten sich Täler, mit Futter bestanden in ihren unteren Teilen, steiniger werdend, je weiter wir nach oben kamen. Hier sollten im Winter viele Guanacos stehen, die wegen der im Hochgebirge liegenden Schneemassen zu Tal kommen, wo sie leichter ihre Äsung finden. Wir spähten nach rechts und links. Als erstes Wild entdeckte ich hinter dem jenseitigen Rücken ein Tier, das uns auf etwa 300 Meter anäugte. Ich wollte schon abspringen, als Alberto mich lachend zurückhielt. Das sei ein Eselhengst, den er kürzlich für 2000 Pesos aus Spanien habe kommen lassen für seine Maultierzucht.

Kurz darauf entdeckten wir den Hals eines sichernden Guanacos, des Leittiers, und dann das ganze Rudel, das hinter dem Rücken verschwand in Richtung bergauf. Nun galt es, durch festes Galoppieren derart schnell vorwärts zu kommen, daß man an Ort und Stelle war, sobald die Guanacos auf die Kammlinie kamen, um zu äugen. Das war ein herrlicher Ritt. Leicht bergauf ging es, etwa 5 Meter unterhalb des Rückenkammes, über Stock und Stein, daß die Felsstücke zu Tal kollerten, denn schon waren wir einige hundert Meter über der Talsohle. Ab und an strich eine Copetona, eine Art von Perlhuhn, ab, auch jagte eine Zeitlang ein Rudel Strauße auf der Talsohle mit uns um die Wette. Mächtig griffen sie aus mit den langen Ständern und schlugen mit den Flügelstümpfen. Dann hieß es abspringen nach der Kammseite, kein ganz leichtes Manöver, mit dem Infanteriegewehr auf dem Rücken. Schnell gingen wir in Feuerstellung hinter dem Kamm, während die Pferde ruhig am Hange stehen blieben. Schau, schau, da zieht auf etwa 200 Meter ein Guanaco auf die jenseitige Höhe! Schon knallt der erste Schuß, der ein vielfaches, donnerndes Echo weckt, das von den Wänden des Cerro Negro zurückgeworfen wird. Dicht vor dem Leittier scheint das Geschloß eingeschlagen zu sein, denn das Guanaco quittiert mit einer schlagenden Bewegung des Halses. Sofort kam das ganze Rudel flüchtig auf uns zu, den jenseitigen Hang hinab und den diesseitigen herauf, ähnlich wie das jeder Jäger beim Rehbock erlebt hat. Wahrlich

ein herrlicher Anblick, schade nur, daß es so schwer, das männliche Wild vom weiblichen zu unterscheiden. Später habe ich auch das gelernt und nie ein weibliches Stück erlegt, außer in Zeiten der höchsten Fleischnot. Damals aber fehlte mir noch die Erfahrung. So blieb denn nichts anderes übrig als draufhalten auf einzelne flüchtende Stücke Wild — wenig weidmännisch zwar, aber doch entschuldbar. Die Farm benötigte im übrigen eine gewisse Anzahl Guanacos, um aus den Decken Sattelzeug, Pferdegeschirr, Riemen und Anzüge zu fertigen. Da war es gleich, ob männliche oder weibliche Stücke fielen, denn die uns allen in Fleisch und Blut übergegangenen Schonungsgrundsätze haben hier im Hochgebirge keine Geltung, mit seinen ungeheuren Wildreserven, aus denen sich der Bestand immer wieder erneuert. Mehrere Guanacos fielen. Sobald ein Stück Wild fiel, rief Don Alberto: „Cayó — cayó!“ (Gefallen — gefallen!). Es war eine herrliche Aufregung — fast wie in der Schützenlinie beim Gefecht, um so mächtiger, als es meine erste Jagd war auf ein Wild, das ich nur vom Hörensagen kannte! Schade, daß dieses Wild kein Geweih auf dem Kopfe trägt. Die letzten Stücke des Rudels brachen auf ein paar Meter neben uns durch, rannten fast die Pferde um und gingen in kolossalen Fluchten am jenseitigen Hang zu Tal. Über all dem leuchtete die strahlende Morgensonne. Es war so herrlich, daß ich unwillkürlich meiner Seligkeit in einem langgezogenen Juchzer Luft machen mußte, über den Don Alberto herzlich lachte. Fünf Stück Wild lagen am Hang auf der Decke, die nun mit fabelhafter Geschwindigkeit von unseren Gauchos aufgebrochen wurden. Ich habe keinen Weidmann in Deutschland kennen gelernt, der das Aufbrechen so schnell und geschickt verstanden hätte wie diese Burschen. In kurzer Zeit war alles beendet. Das Wild lag fest verschnürt auf dem Rücken der Maultiere, je 2 Stück auf einem Tier, also ungefähr 2 Zentner, die normale Traglast der Mula. Das Aufladen und Verschnüren ist nicht ganz einfach. Zunächst wird dem Maultier ein Sack oder etwas Ähnliches über den Kopf geworfen, sonst würde es sich die Prozedur nicht gefallen lassen. Dann geht das Beladen vor sich. Zum Schluß folgt das Verschnüren. Darin sind die Maultierreiber — Arrieros genannt — Meister. Einen Fuß stemmen sie gegen den Bauch des Tieres, damit es den Leib nicht aufbläht, um das scharfe Anziehen der Stränge zu verhindern. Nun wird zugezogen, bis die Last so fest sitzt, daß sie auch bei Trab und



Bild 17.

Der Verfasser auf 5000 m Höhe.
Im Hintergrunde links der Aconcaagua.

Zu Kapitel 4.



Bild 18.

Auf den höchsten Höhen der Anden.
Der Verfasser (links).

Zu Kapitel 4.



Bild 19.

Puesto mit Corral im Hochgebirge.

Zu Kapitel 4.

Galopp sich nicht lockert. Schließlich wird der Sack vom Kopf gezogen. Dann heißt es, sich in Sicherheit bringen, denn die Tiere, namentlich die jüngeren, suchen die Last abzustreifen, rennen gegen alles, was ihnen im Wege steht, sogar gegen die führende Mutterstute, die yegua madrina, die ihrerseits auch ausreißt. So gibt es denn einen Heidenwirrwarr, aber schließlich beruhigen sich die Wogen.

Schon ging die Jagd weiter. Über uns kreisten die Kondors, die von weitem den Vorgang geäugt hatten. Vom Hochgebirge kamen sie herangerauscht. So tief stießen sie herunter, daß wir das Sausen ihrer gewaltigen Schwingen deutlich hören konnten. Aus unserem Feuer machten sie sich nicht viel, da die Geschosse wohl durch die Flügel Federn durchgingen. Nur einer sauste, durch den Leib getroffen, aus beträchtlicher Höhe nieder und fiel mit lautem Krach auf den Boden. Er stank so fürchterlich, daß wir den Vogel liegen ließen. Kaum waren wir einige hundert Meter fort, so sahen wir, wie die Riesenvögel über den Aufbruch der Guanacos herfielen und ihn kröpften.

Nun wurden zur Abwechslung einige Strauße mit der Boleadora gejagt. Ich sagte schon, daß an jedem Sattel diese echt indianische Waffe angebracht ist. Sie besteht aus drei starken, aus Füllenhaut gedrehten Strängen von je 80 cm bis 1 m Länge, an deren Enden je eine eiserne oder steinerne Kugel befestigt ist, in Leder eingnäht. Am Vereinigungspunkte der Stränge hält sie der Reiter, nachdem er sie vom Sattel abgenommen, sobald er sie gebrauchen will. Das Ganze schwingt er ein paarmal im Kreise über dem Kopf und läßt dann die Waffe fliegen in Richtung auf das Ziel. Die Boleadora saust nun nach vorn und schlingt sich um die Läufe des Wildes, das unfehlbar zur Erde gerissen wird. Ihre Handhabung ist sehr schwierig. Dem Anfänger passiert es leicht, daß er sein Pferd an die Ohren oder sich selbst an den Kopf schlägt. Dann bockt der Gaul, und mit dem Bolieren ist es aus. Sobald die Waffe vom Sattel gelöst wird, wissen die Pferde schon Bescheid. Dann drücken sie den Hals nach unten, legen die Ohren an den Kopf und verstärken das Tempo. Dem, der Übung hat, passiert aber nichts Unangenehmes. Ich sah mir zunächst einmal die Sache an. Später habe ich stundenlang geübt, zunächst zu Fuß, dann zu Pferd, bis ich es endlich zu einer gewissen Fertigkeit brachte. Ich will aber keineswegs behaupten, daß ich es mit den Eingeborenen an Geschicklichkeit hätte auf-

nehmen können. Das Bolieren will von Jugend auf gelernt und geübt sein. Es ist einer der feinsten Sports, die es gibt. Wer nicht fest im Sattel sitzt, erlernt ihn nie.

Die Straußenjagd vom Sattel aus bietet einen glänzenden Sport. Es wird in schärfster Pace geritten. Ein Mann treibt die Strauße, während auf jedem Flügel zwei Reiter die fliehenden Vögel von der Seite zu erreichen suchen, um die Boleadora zu schleudern. Ehe es dazu kommt, vergehen mindestens 10 bis 15 Minuten. Die Vögel entwickeln im Lauf eine fabelhafte Geschwindigkeit. Quer über die Bergrücken ging die wilde Jagd, steile Hänge bergab, die jenseitigen Höhen hinauf, schließlich eine Talsohle hinunter, so daß wir beim Hallali wieder am Fuße der Berge angekommen waren.

Die Sonne brannte tüchtig, obschon es Winter war, denn sie stand bereits im Norden, als die Jagd abgestoppt wurde.

Nun wurde eine Mittagspause eingelegt, gefüttert und gefrühstückt. Ein Churrasco — Rindsbraten — war bald am Feuer geröstet. Schon wurde er, gehalten durch einen Stock vom Dornbusch, dessen Holz sehr hart ist, vor uns aufgepflanzt. Dann schnitt sich jeder mit dem Messer ein gutes Stück herunter, und das Mahl begann. Den raffinierten Europäer würde vielleicht ein Grauen befallen, wenn er bei so einem Mahl mitspeisen müßte. Man hält nämlich das Stück Fleisch in der Hand, derart, daß der Bratensaft herabtropft. Dann packt man es mit den Zähnen und trennt mit dem scharfen Messer, von unten nach oben schneidend, einen Bissen ab. Natürlich steht der Anfänger dabei eine Heidenangst aus, daß er sich in die Lippen schneidet. Es schmeckt tadellos. Dazu gibt es als Getränk Yerba mate (Paraguaytee), der in ganz Südamerika Nationalgetränk ist. Kein Eingeborener, d. h. kein Criollo — so heißen alle im Lande Geborenen, einerlei, welcher Hautfarbe —, wird sein Pferd besteigen, ohne für den Teetrunk gesorgt zu haben. Zu diesem Zwecke führt er einen kleinen Beutel bei sich, in dem der Matetopf, meist ein kleiner Kürbis, die Bombilla, ein feines silbernes Saugrohr, an dessen unterem Ende sich ein mit feinen Löchern versehener Ansatz befindet, durch den der Tee aufgesogen wird, schließlich Tee und Zucker enthalten sind. Ein Kesselchen zum Wasserkochen hängt hinten am Sattel. Heißes Wasser wird aus dem Kessel in den mit Tee gefüllten Kürbis gegossen, nachdem etwas Zucker hineingetan ist — Mate dulce —, oder der Tee wird bitter genommen — Mate

amargo. Nun tritt ein feierlicher Augenblick ein, in dessen Genuß sich der Argentinier nicht durch Kanonenfeuer würde stören lassen. Er schlürft mit Behagen das heiße Getränk, um kurz darauf den Aufguß zu wiederholen. Dazu werden Zigaretten geraucht. Wenn man sich daran gewöhnt hat, kann man der Sache Geschmack abgewinnen, sofern man den Mate allein trinken kann. Wird aber die Bombilla, wie allgemein üblich, herumgereicht, d. h. wandert sie von einem Mund in den andern, dann hole der Teufel dieses Getränk. Davon werden wir noch an anderer Stelle hören. Anders ist schon die Sache, wenn man den Mate mit einem hübschen Schmaltierchen teilt. Da habe selbst ich meinen Widerwillen gegen diesen Kollektivgenuß nicht nur überwunden, ich würde ihn auch heute noch wiederholen.

„Gott sei Dank“, sagte ich zu Gonzalez, „daß der Alte mit dem braunen Zahnstummel nicht zugegen ist.“

„Das Vergnügen, mit dem alten Herrn aus derselben Bombilla saugen zu dürfen, steht Ihnen noch bevor,“ antwortete er lachend.

Andere Völker, andere Sitten! Nach beendetem Frühstück wurde das Sattelzeug nachgesehen und von neuem angegurtet. Das kann, wenn man im Gebirge reitet, nicht oft genug geschehen, sonst wird man böse Erfahrungen machen. Um das Rutschen der Sättel über den Widerrist zu vermeiden, tragen die Reitpferde vielfach einen Schwanzriemen, ähnlich wie bei uns die Zugpferde. Jedesmal, wenn man eine längere Strecke bergauf oder bergab geritten ist, muß man ganz automatisch vom Pferde absteigen und nachsatteln, um Druck- und Scheuerstellen zu vermeiden. Deshalb wird von den Bergbewohnern, ganz besonders aber von den am Gebirge garnisonierenden berittenen Truppenteilen, außerordentliche Sorgfalt auf die Rückenpflege gelegt. Und doch erinnere ich mich, bei einem Kavallerieregiment, das weiter im Süden, in den Hochwaldgebieten der Kordillera des Neuquen, Absperrungsdienste leistete und in zahllosen kleinen Posten auseinandergezogen war, gesehen zu haben, daß es fast kein Pferd gab, das nicht am Widerrist oder in der Sattellage Druckstellen hatte. Das ist eben bei dem ewigen auf und nieder und dem vielen Galoppieren im Hochgebirge unvermeidlich, in dem gute Straßen fehlen. Bei Maultieren ist die Gefahr weniger groß, weil sie härter sind.

Kurz nach Mittag saßen wir wieder im Sattel. Von neuem ging es auf der Kammlinie eines Rückens bergauf.

„Nun wird der Hahn in Ruh' gesetzt“, sagte Don Alberto, „wir haben genug Guanacos. Es muß noch was übrigbleiben. Nun wollen wir noch einzelnes Wild mit der Boleadora jagen, damit Sie unseren schönsten Sport kennenlernen.“

Hell strahlte die Mittagssonne auf die olivgrünen Hänge, über die nur ab und zu ein Schatten huschte, von Wolken, die über uns hinwegzogen, oder von einem Kondor, der hoch über uns in den Lüften seine Kreise zog. Immer steiler wurde der Weg, immer felsiger. Schon erschienen die für die Kordillera charakteristischen Schutthalden. Die Vegetation wurde spärlicher, nur noch an den unteren Hängen der Talwände zeigte sich Gras. Dazwischen standen, riesigen Kandelabern ähnelnd, oft mannshohe Kakteen. Ein schöner Anblick, wenn man eine solche Kaktee in Brand setzt. Nach allen Richtungen sausen Tausende von glühenden Nadeln, mit Krachen bersten die Wände, so daß das Ganze einem Feuerwerk gleicht. Das gilt aber natürlich nur von alten, trockenen Stauden. Die jungen Kakteen sind sehr saftig und würden nicht brennen; sie sind sogar so saftig, daß sie in ihrem Inneren ein kleines Wasserreservoir haben, das dem Durstenden oft sehr willkommen ist.

Hoch über dem Cerro Negro braute sich ein schwarzes Wolkenmeer zusammen, woraus man auf baldigen Schneefall schließen konnte. Vom Aconcagua her machte sich der Mittagswind geltend, Beweis dafür, daß in der Ebene trotz des Winters starke Hitze herrschen mußte. Es ist eine regelmäßige Erscheinung in den Kordilleren, namentlich in der Sommerzeit, daß um Mittag von den Schneefeldern her starke Luftbewegung einsetzt, mit der Richtung nach unten, die im Laufe von wenigen Minuten in Sturm übergeht. Das erklärt sich folgendermaßen. Die in der Ebene durch die starke Hitze erwärmte Luft steigt nach oben, während in den Hohlraum die kalte Luft vom Gebirge hineinströmt. Dieses Hineinströmen macht sich naturgemäß besonders in den Flußtälern bemerkbar. Die Stürme sind im Sommer so stark, daß man in gewissen Stunden stellenweise kaum auf dem Pferde bleiben kann, daß Mensch und Tier in Gefahr sind, umgeweht zu werden. So ist es beispielsweise auf der Bahnstation Uspallata, die dicht am Mendozafluß liegt, im Hochsommer wegen des Sturmes unerträglich, so daß die Reisenden oft einen wahren Kampf mit dem Element zu bestehen haben, um den Zug besteigen zu können. Im Winter ist die Luftbewegung natur-

gemäß schwächer, weil die Erwärmung der Luft in der Ebene geringer ist.

Nach einer Stunde etwa hatten wir eine Höhe von 1000 m erreicht. Da sahen wir ganz in der Ferne unsere Reserve über den Sattel (Portezuelo) ziehen. Wohl von ihr rege gemacht, trollte, etwa 1 km von uns weg, auf der Talsohle ein kolossales Rudel Guanacos, das wir auf 400 bis 500 Tiere schätzten.

„Nun sollen Sie mal etwas Großartiges sehen,“ sagte Alberto.

Sofort schickte er die beiden Lopez, Vater und Sohn, mit dem Befehle ab, die Guanacos in Richtung auf uns aufwärts zu drücken. Wie aus der Pistole geschossen ritten die beiden den steilen, mindestens 600 m langen Hang im Galopp hinunter, daß die Steine polternd zu Tal rollten. Ich würde, wenn ich es nicht selbst gesehen hätte, derartiges Reiten noch heute für unmöglich halten, und doch war es so. In Bocksprüngen sausten die Pferde zu Tal, während die Reiter in kerzengerader Haltung stetig im Gleichgewicht blieben, so daß sie in bestem Zustande unten anlangten, um das große Rudel heranzuholen. Kaum einige Minuten waren vergangen, da kam schon, einem galoppierenden Kavallerieregiment ähnlich, das Wild die Talsohle heraufgeprescht. Als nun gar Gonzalez aus seinem Gewehr ein paar Schüsse abfeuerte, selbstverständlich ohne auf das Wild zu zielen, da ereignete es sich wieder, daß das ganze Rudel Front machte und in breiter Linie auf uns zustürmte. So nahe war uns das Wild, daß wir hinter unsere Pferde sprangen, um nicht umgerannt zu werden, wobei die Böcke wie verrückt auskeilten. Dann ging die wilde Jagd am jenseitigen Hange in noch beschleunigterem Tempo bergab. Vor Freude haben wir laut aufgejauchzt. So etwas Herrliches sieht man nur einmal in seinem Leben.

Nun standen wir nach kurzer Zeit auf dem höchsten Punkte des Paramillo, saßen ab und brachten unser Sattelzeug erneut in Ordnung. Es galt jetzt — eine Überraschung, mit der Don Alberto mich zweifellos auf Herz und Nieren prüfen wollte —, auf dem kürzesten Wege steil bergab zu seiner neuen Farm am Cerro Negro zu reiten, die 1000 m unter uns lag, einem Kinderspielzeug nicht unähnlich. Aber zunächst stärkten wir uns durch eine Zigarette und genossen das unvergleichliche Panorama, das sich uns nach allen Seiten hin bot. Nach Norden schweifte der Blick über das endlose Längstal von Uspallata bis auf die in Schnee und Eis erstarrte Cordillera des rio Castaño, während auf der

nordöstlichen Seite die grauen San Juaniner Berge sich bis an den Horizont hin erstreckten. Westlich die Hochanden mit ihren gigantischen Gipfeln, Rissen, Schlünden und endlosen Schneefeldern, und um uns herum, nach Norden, Osten und Süden abfallend, an die hundert Bergrücken, auf denen bald hier, bald dort Rudel von Guanacos zu erkennen waren, die nach der Beunruhigung des Tages zum Hochgebirge hinüber wechselten. Und tief unter uns die kleine Farm Cerro Negro, unser demnächstiges Ziel, von dem uns ein etwa 1000 m tiefer Steilhang trennt, den wir nun hinunter sollen.

Ich will ganz offen gestehen, daß sich mir die Haare ein wenig sträubten, denn damals hatte ich noch nicht die Praxis erlangt, über die ich später verfügte, wußte noch nicht, daß es ein Leichtes war, auf Gebirgspferden, wie die unseren es waren, einen solchen Abstieg auszuführen. Aber hier gab es natürlich kein Zaudern, denn wie hätte man sich eine Blöße geben können vor dem Fremden, der mir, ironisch lächelnd, prüfende Blicke zuwarf. Ich glaube aber und freue mich noch heute, daß ich nicht mit einer Wimper gezuckt habe, als die Reise losging.

Vorsichtig streckten nun die Pferde ihre Vorderbeine und legten ihr Hinterteil fast auf die Erde, vielmehr auf den Fels, während die Reiter die Füße nach vorn streckten und den Oberkörper auf den Pferderücken legten, die Zügel weich anstehen lassend. Und dann ging es langsam, ganz langsam, Schritt für Schritt, den Hang hinunter, indem die Tiere vorsichtig mit den Vorderbeinen nach einem Halt tasteten. Vielleicht 200 m mochten wir hinabgeklettert sein, da war das Schlimmste überwunden, denn nun wurde der Boden weniger felsig, wenn der Hang auch noch steil genug war. Die Pferde richteten sich ein wenig auf und setzten sich dann langsam wieder in Bewegung. Nun erst fing man an zu genießen, denn, offen gestanden, hatte man bis dahin nur auf sein Pferd geachtet und kaum gewagt, von dem schwanken Sitz aus einen Blick in die schwindelnde Tiefe zu werfen. Jetzt aber, wo man sah, daß alles gut ging, gewöhnte man sich schnell an die Situation, so daß man höchst vergnügt ins Tal hinunterblicken konnte, wo aus dem Schornstein des Farmhäuschens verheißungsvoller blauer Rauch emporkreiste. Ja, so weit war das Selbstvertrauen gestiegen, daß ich sogar versuchte, das Gewehr von der Schulter zu nehmen, als vor uns, wohl aufgeschreckt durch das Poltern der zu Tal rollenden Steine, hinter einigen Blöcken

zwei Pumas rege wurden und in mächtigen Sätzen breit an uns vorbei flüchteten.

Etwa eine Stunde später waren wir am Fuße des schwarzen Berges angelangt. Kurz danach sattelten wir an der Farm ab, um nach dem kolossal anstrengenden Tage uns der Ruhe hinzugeben.

Auf der kleinen Farm war alles erst im Werden. Im Hause nur nackte Wände, weder Tisch noch Stuhl. Draußen rauschte ein herrlicher Gebirgsbach, der nahe dem Lehmhäuschen einen Wasserfall bildete, in dem trotz des Winterwetters ein Bad genommen wurde. Welch eine Wohltat, den Schweiß abspülen zu können nach dem scharfen Reiten!

Man lebte hier fast wie in der Wildnis, mit dem einzigen Unterschied, daß man ein Dach über sich hatte. Als Lagerbett dienten die Schaffelle des Sattels, während man sich zudeckte mit dem Poncho. Nur das Abendessen bot einen gewissen Luxus. Da gab es reichlich Ölsardinen, *pièce de résistance* in den Hochkordilleren — und zum Churrasco einen guten Tropfen alten Mendoziners, den wir von Uspallata mitgebracht hatten.

Während sich draußen ein lustiges Schneetreiben entwickelte, tafelten wir drinnen auf dem Fußboden, um ein Feuer herum sitzend, das in der Mitte brannte. Das Beste vom Souper war ein trefflicher Kaffee — der ist in ganz Südamerika allererster Klasse — und schließlich das übliche Gitarrenkonzert. Da war nämlich ein Verwalter, ein neapolitanischer Windbeutel, der vollsteckte von Schnurren und Liedern. Er führte sogar ein primitives Ballettkorps ein, zwei Gauchostöchter, die in ihren Sonntagsgewändern sehr niedlich, sogar sauber aussahen. Mit bräunlichem Teint, schönen dunklen Haaren und Augen, tanzten sie zum Gitarrespiel eine Queca, einen Pericon und einen Tango so tadellos, wie man diese Tänze in den Theatern und Kabarettis unserer Großstädte nicht sehen kann. Die drei erwähnten Tänze sind wunderbar graziös. Jedermann drüben aus dem Volke beherrscht sie. Erst vor einigen Wochen hatte ich einem Regimentsfeste der Mendoziner Gebirgsartillerie beigewohnt und mich gewundert über die Grazie, mit der die Kanoniere und Mädchen aus dem Volke die Queca tanzten, jenen schwierigen chilenischen Nationaltanz, der viel Geschick erfordert. Gar eigenartig sind die Melodien, die zu diesen Nationaltänzen gehören. Wer ihnen einmal gelauscht, vergißt sie nie — Klänge aus einer andern Welt, voll von Sehnsucht, Stolz und Leidenschaft.

Am nächsten Morgen war die Landschaft in Weiß gehüllt. Das erste, was mir bei einem kleinen Morgenspaziergang auffiel, war, daß um den Corral herum eine Anzahl von Löwenfährten standen. Schade, daß man sich da nicht nachts angesetzt hatte. Wer konnte es aber ahnen? Wahrscheinlich waren die Löwen gestört worden, sonst hätten sie die nur etwa 1,50 m hohe Tapiamauer überfallen und sich auf die Maultiere gestürzt, auf die sie es sicher abgesehen hatten. Ein frecher Terrier, der uns auf dem Ausflug begleitete, hatte sie wohl verjagt, denn die Pumas sind sehr feige.

Früh saßen wir wieder im Sattel, denn wir hatten einen weiten Weg, um zu einer Hochpampa zu gelangen, auf der Guanacos mit der Boleadora gejagt werden sollten. Ob es möglich war, dort hinaufzukommen, war noch fraglich. Das hing vom Schnee ab. Wie schon erwähnt, hatte es im Hochgebirge geschneit. Das Vieh, das im Sommer bis hoch hinauf in die Berge getrieben wird, war längst auf den tiefer gelegenen Kämpen, den sogenannten Invernadas. Im Hochgebirge selbst war zur Zeit nicht ein Stück mehr. Es war ein Risiko, wegen des wahrscheinlich dort hochliegenden Schnees, vor allem aber wegen der Schneestürme, die von entsetzlicher Gewalt sind. Ohne landeskundige Begleiter wäre das Unternehmen ein Wahnsinn gewesen. Es war übrigens nur beabsichtigt, bis zu der eben erwähnten, etwa 1000 m über dem Tale des Mendoza gelegenen Pampa vorzudringen. Da die Witterung bisher günstig gewesen, der Winter kaum begonnen hatte, konnte man den Aufstieg riskieren, um so eher, als Nachrichten vorlagen, denen zufolge auf der Pampa zahlreiche Guanacos stehen sollten, die von den Höhen vor dem Schnee zu Tal gewechselt waren.

Schon sprengte ein junger Gaucho heran und teilte uns mit, daß der Aufstieg im Bachtale des Arroyo negro wegen der Schneemassen nicht möglich sei.

„Nun“, sagte Don Alberto mit feinem Lächeln, „dann also über die Pared (Wand).“

Kurz darauf standen wir am Fuße einer Wand, die sich 700 bis 800 m hinaufzog und wegen ihrer Steilheit fast frei von Schnee war. Hinauf führten ein paar kümmerliche Ziegenpfade, die sich durch Gras und Dornengesträuch hindurchwanden. Der Weg war so steil, daß man nicht im Sattel bleiben konnte. Die Pferde wurden von uns geführt und kletterten hinter uns. Indessen ging die Sache besser als ich gedacht, denn in der Cordillera ist



Bild 20. Eine Straße in Mendoza im Winter. Cordilleren im Hintergrunde. Zu Kapitel 4.



Bild 21. San Francisco in Mendoza. Cordilleren im Hintergrunde. Zu Kapitel 4.

bis hoch hinauf das Gestein sehr brüchig, erdartiger als in den Alpen, so daß die Hufe Halt finden. Für den Fußgänger ist die Sache deshalb schwieriger, weil man drüben keine Nagelschuhe kennt. Langsam, aber stetig stiegen wir aufwärts, um nach etwa einer Stunde ein welliges Plateau zu erreichen, das sich weithin auszudehnen schien, über das am Fuße hoher Berge die Wolken hingen. Das meterhohe Pampasgras wogte hin und her, gelb und olivfarben, beleuchtet von den Strahlen der Morgensonne.

Wir bildeten eine Treiberkette mit größerem Zwischenraum zwischen den Reitern und drückten sozusagen die Pampa mit der Richtung auf den Arroyo Negro durch. Kreuz und quer zogen Wildwechsel durch das Pampasgras, die freilich zum Teil noch von den hier im Sommer weidenden Viehherden stammen mochten. Nicht lange währte es, da wurden einzelne Guanacos flüchtig, dann ganze Rudel. Plötzlich ertönte ein Pfiff. Die Reiterkette hielt. Ein Gaucho hatte einen Stier gesehen, der vor ihm aufgestanden und sich dann nach vorn durch das hohe Gras gedrückt hatte, ein verwilderter Stier, der sich seit einem Jahre hier herumtrieb.

Da war mit einem Schlage alles Interesse für die Guanacos zum Teufel. Jetzt galt es, den verwilderten Stier zur Strecke zu bringen. Wir nahmen die Gewehre von der Schulter, und die Gauchos machten ihre Boleadoras zurecht. So ein verwilderter Stier ist ein äußerst gefährlicher Bursche, er hat ganz und gar die Gewohnheiten des Wildes angenommen; wenn er gestellt oder gar angeschossen wird, so greift er regelmäßig mit kolossaler Wildheit und Gewandtheit an.

Langsam ging es mit vorgebogenen Flügeln vorwärts. Höllisch aufregend war die Jagd, um so mehr, als ab und an Schneehuschen über die Pampa wegfielen und alle Aussicht nahmen. Die Gräser bogen sich mehr und mehr unter dem Winde, daß die Landschaft einem wogenden graugrünen Meere glich.

Nicht lange, da sah ich meinen Nachbarn halten und mit dem Arm nach vorn zeigen. Diese Naturmenschen haben fabelhaft scharfe Augen. Selbst den unbeweglichen Hals eines Straußes entdecken sie mit tödlicher Sicherheit weithin im dichtesten Dornestrüpp. Für mich war das zuerst schwierig, bis das Auge sich allmählich an die eigenartige Landschaft gewöhnt hatte. Richtig, da drückte sich auf etwa 100 m ein rotbraunes starkes Wild durch das Gras. Büchse an die Backe und feuern aus dem Sattel waren

eins. Ob getroffen, war nicht festzustellen, denn die Schneewolken hüllten die Landschaft in undurchdringliches Dunkel.

Nun wurde die Jagd spannend, denn wirkliche Gefahr rückte heran. Don Alberto behauptete, die Kugel habe aufgeschlagen. Nach kurzer Beratung wurde ein Halbkreis gebildet, während ein Gaucho im Nebel verschwand, um das Wild herumzuholen. Da plötzlich ein Hallo. Ein Puma war regegemacht und verschwand in langen Fluchten in Richtung auf das Hochgebirge. Nun hörte man den gellenden Schrei des eben erwähnten Gauchos und das charakteristische: „Vaya toro-toro!“ Da kam er dahergebraust, mit gesenktem Haupt, mitten auf uns los, durch das wogende Steppengras. Aber noch ehe er uns erreichen konnte, sauste eine Boleadora durch die Luft, schlang sich um die Vorderläufe, und der Riese stürzte zu Boden. Im Nu waren unsere Leute von den Pferden und fingen den machtlos am Boden liegenden Stier ab, Werk eines Augenblicks! —

Donnerwetter, das war eine aufregende Sache! Da habe ich mich von der Wirksamkeit der Boleadora, dieser primitiven indianischen Waffe, überzeugen können. Im Handumdrehen war der Stier gelüftet, war ihm die Decke abgestreift und waren die besten Fleischstücke herausgeschnitten. Der Rest blieb für die Geier. Ein mächtiges Stück Fleisch wurde am Spieße gebraten und sofort verzehrt. Seine Zubereitung verstehen die Gauchos. Kein Rindsbraten, auf dem Herde oder Rost zubereitet, kommt dem am Spieße gebratenen gleich. Ein langsames Feuer wird in Gang gebracht, und daran wird, nachdem durch das Fleisch ein Ladestock oder ein vom Chañar geschnittener Stock harten Holzes hindurchgesteckt ist, das Bratenstück gestellt. Alsdann wird Salmoera über das Fleisch gegossen, eine Mischung von Salz und Wasser, die in einem Trinkbecher oder ähnlichem Gefäß bereitet wird. Nun kommt es darauf an, daß das Fleisch die richtige gleichmäßige Hitze bekommt. Zu diesem Zweck wird der Ladestock gedreht, evtl. auch die Lage des Fleisches dem Winde entsprechend geändert. Rauch darf nicht an das Fleisch schlagen. Schließlich ist der Braten fertig. Der Stock wird angehoben und das Fleisch vor jeden einzelnen hingestellt. Mit dem Messer schneidet man sich dann einen Bissen heraus. Dazu schien mal wieder die Sonne hell und warm.

Als wir wieder im Sattel saßen, kam ein neues Schneewehen herangezogen. Trotzdem ging es weiter. Ein Puma wurde rege

gemacht, war aber zu weit, als daß die Boleadora ihn erreichen konnte. Kurz darauf begann aber die eigentliche Jagd. Sechs Guanacos waren hochgemacht und gingen stark flüchtig durch das wellige Gelände der Hochsteppe ab. Da setzte eine gewaltige Pace ein. Was die Tiere laufen konnten, ging es durch die Steppe. Etwa 100 m Vorsprung hatte das Wild. Plötzlich ging es bergab, in ein Bachbett hinein, das mit Geröll und Schnee bedeckt war. Der Schnee war hart gefroren. Die Wasser brausten zwischen Eisschollen dahin. Nur einzeln nacheinander konnte geritten werden. Wie die Hirsche setzten die Pferde bergab, mit allergrößter Sicherheit die schlechten Stellen vermeidend. Immer näher kamen wir den Guanacos, die nun plötzlich bergauf flüchteten. Die letzten aber ereilte ihr Schicksal. Von der Boleadora getroffen stürzten sie, wurden abgefangen und an Ort und Stelle abgestreift.

Weiter ging es bergab zu Tal. Ein Puma ging flüchtig ab. Die Boleadora verfehlte ihn. Auch unsere Schüsse gingen fehl. Da setzte ein so starkes Schneetreiben ein, daß die Jagd abgebrochen werden mußte. Vorsichtig ging es nun bergab. Am Abend waren wir wieder zurück am Cerro Negro. Schneebedeckt und durchnäßt wie die Katzen stiegen wir aus den Sätteln.

In den nächsten Tagen ereignete sich nichts Besonderes. Quer durch das Hochtal ritten wir in die Sierra von Tontal, die nach San Juan hineinstreicht. Es schien wieder die Sonne. Der Schnee war fort. Zwei Guanacos wurden zur Strecke gebracht. Eines schoß ich auf 1200 Meter. Das Tier war krank und zog noch etwa eine Stunde weit ab. Schließlich fanden wir es im Wundbett. Ein Fangschuß gab ihm den Rest. Die Nacht überraschte uns. In einer Felshöhle richteten wir uns das Nachtlager. Es war verdammt kalt. Eisiger Wind fegte durch das Tal, daß man sich dicht an den Felsen anklemmte. Mit Mühe wurde ein Feuer in Gang gebracht. Da erreichte mich mein Schicksal. Der Yerbabecher kreiste herum. Neben mir saß der alte Cortez mit dem braunen Zahnstummel. Mit Schaudern erfüllte ich die Landessitte und sog an der Bombilla. Freilich wischte ich das Saugrohr heimlich und rasch an meinem Ärmel ab. Der Wunsch, ein warmes Getränk einzunehmen, drängte alle Rücksicht auf Appetitlichkeit bei Seite. Diese Nacht war entsetzlich. Alle Augenblicke erwachte man infolge der Kälte und lief im Kreise umher, um sich zu erwärmen. Wir hatten wohl mehrere Grade unter Null. Endlich kam die

Sonne über die Berge. Ein glänzender Tag folgte. Durch den sonnigen Morgen galoppierten wir dem Heim zu. Durch das weite Tal ging's fast eine Stunde lang über ein Feld, das die Tucotuco, eine Art Wühlmaus, durchlöchert hatte. Fortgesetzt brachen die Pferde ein, bald mit dem einen, bald mit dem anderen Vorder- oder Hinterbein. Das geht auf die Nerven. Da heißt es, fest im Sattel sitzen. Froh waren wir doch, als wir die gastliche Farm wieder erreicht hatten und im behaglich durchwärmten Eßzimmer die Vorzüge einer primitiven Kultur genießen durften. Eine gute Bowle hielt uns lange beisammen. Die Sporen waren verdient. Der Gebirgsjäger hatte seine erste Feuerprobe bestanden. Zuversichtlich sah man der Zukunft entgegen, den Freuden der Hochgebirgsjagd im Sattel mit Büchse. Bedankt seist du, lieber Freund, Don Alberto Gonzalez, der du nunmehr seit Jahren unter den Zypressen des Mendoziner Friedhofs der Auferstehung entgegenschlummerst. Vale!





Pampashirsche.

Fünftes Kapitel.

Pirschgänge auf den Correntiner Pampashirsch.

Die zwischen den Strömen Paraná und Uruguay gelegenen argentinischen Provinzen Entre Ríos (zwischen den Flüssen) und Corrientes (Stromland) sowie das Territorium Misiones werden im Volksmund gewöhnlich mit dem Namen „Mesopotamien“ bezeichnet. Ein Blick auf die Karte genügt, um das Zutreffende dieser Bezeichnung zu erkennen, denn Flüsse und Sümpfe sind dort fast so zahlreich wie die Heuschrecken in gewissen Zeiten des Jahres. Wer nicht des Landes kundig, der bleibe aus Corrientes fort, wenn er Wert auf trockene Füße legt!

In den ersten Jahren meines Aufenthalts in Argentinien habe ich einige geringe Pampashirsche in den Provinzen Buenos Aires und San Luis geschossen. Die Einzelheiten will ich hier übergehen, weil sie weidmännisch kein besonderes Interesse bieten, auch, weil die Geweihe dieser Hirsche außerordentlich schwach waren, dazu sehr blaß und ohne jede Perlung, kurz dürftig in jeder Beziehung. Da sah ich einen Pampashirsch in Mesopotamien, der den üblen, bisher gewonnenen Eindruck auslöschte.

Es war bei Gelegenheit eines Besuches der Fleischgefrieranlage von Colon in Entre Ríos, als ich einen Spaziergang in den Uferwald des Uruguay unternommen hatte, um mir ein wenig die Beine zu vertreten und nachzuschauen, was für Wild es in dieser Gegend gab.

Ich war ohne Büchse, nur mit Revolver bewaffnet. Nach einer halben Stunde sehr beschwerlichen Marsches durch das nur teilweise ausgetrocknete, mit dichtem Unterholz bewachsene Schlickgebiet des Flusses, machte ich einen Hirsch hoch, der auf etwa zehn Schritte an mir vorüber trollte. Ich war erstaunt, als ich das geradezu kapitale Geweih sah, das ich auf mindestens 14 bis 16 Enden ansprach. Es war dunkelbraun, wunderbar geperlt und gar nicht zu vergleichen mit den kümmerlichen Stangen, die diese Hirschart in der flachen Pampa trägt. Durch dieses Ereignis wurde meine besondere Aufmerksamkeit auf die Pampashirsche gelenkt, denen ich bis dahin wenig Interesse gewidmet hatte.

Nicht lange darauf machten wir militärische Übungen in der Provinz Corrientes. Wir hatten eine Nacht in der Stadt Mercedes zugebracht, einem kleinen, etwa in der Mitte der Provinz gelegenen Landstädtchen. Am nächsten Morgen Punkt vier Uhr sollten wir abreiten. Etwa um zwei Uhr hatte ein furchtbarer Gewittersturm eingesetzt. Es regnete in Strömen. Trotzdem ging der Aufbruch pünktlich vor sich. Da wir weiße Leinenanzüge trugen, waren wir im Laufe einer Minute naß wie die Katzen, mußten dazu noch einen südlich der Stadt fließenden Bach durchqueren, der in einen Strom verwandelt war. Da wir aber doch schon durchnaß waren, spielte das weiter keine Rolle. Bald erhielten die Offiziere ihre Aufgaben und verteilten sich nach allen Seiten. Etwa gegen sieben Uhr klärte das Wetter sich auf. Die Sonne brach durch und trocknete uns im Handumdrehen. Die Landschaft war leicht wellig und stellenweise mit Busch und Wald bedeckt, namentlich an den Ufern der Wasserläufe. Auf eine kleine Bodenerhöhung gelangt, von der aus man das wellige Pampasgelände weithin überblicken konnte, fielen mir hier und da im Pampasgras gelbe Flecken auf. Ich nahm mein Zeißglas heraus und erkannte einen Hirsch, dann einen weiteren und nach und nach eine ganze Anzahl von Hirschen, die nach dem Unwetter der Nacht in der Pampa herumbummelten und ästen. Groß aber war mein Erstaunen, als ich bei näherer Beobachtung feststellte, daß diese Hirsche geradezu kapitale Geweihe trugen. Genau konnte ich natürlich die Zahl der Enden nicht ansprechen, aber ich glaubte zu sehen, daß darunter solche von zwölf Enden waren. Man kann sich wohl denken, wie ich innerlich geflucht habe, daß ich dienstlich verhindert war, mich dem Jagdsport zu widmen, aber ich beschloß,

sobald wie irgend möglich als Jäger in diese Wildkammer zurück-zukehren.

Das Gelände gehörte der Fray Bentos Gesellschaft, zu der ich gute Beziehungen hatte, so daß es leicht war, die Jagderlaubnis und auch die nötigen Pferde zu erhalten.

Zunächst versuchte ich näher an die Hirsche heranzukommen, was aber nicht gelang, denn sie waren sehr scheu und drückten sich auf 2 bis 300 Meter vor mir her. Annähernd 100 Stück konnte ich bei dieser Gelegenheit zählen. Der Dienst rief mich jedoch leider nur zu bald fort.

Einige Zeit verging, ohne daß es mir möglich gewesen wäre, in diese von Buenos Aires ziemlich weit entfernte Gegend zurück-zukehren. Schon hatte ich jede Hoffnung aufgegeben, da ich dienstlich überaus beschäftigt war. Da beging ich eine kolossale Dummheit. Eines Tages traf ich beim Frühstück im Deutschen Klub mit einem Herrn zusammen, von dem ich glaubte, daß er nicht Jäger sei. Ihm erzählte ich von den klobigen Correntiner Hirschen. Ein halbes Jahr später sah ich ihn bei einer ähnlichen Gelegenheit wieder. Da nahm er mich in seine Wohnung und zeigte mir eine stattliche Anzahl von Kisten, die angefüllt waren mit den kapitalsten Geweihen von Pampashirschen, die ich je gesehen. Befragt, woher sie stammten, sagte er lächelnd: „Aus Corrientes, aus der Gegend zwischen Mercedes und Curuzú Cuatiá. Das sind die Hirsche, von denen Sie mir gesprochen. Ich danke Ihnen für Ihr Wohlwollen.“

Schneller aber als gedacht, kam ich erneut in jene Gegend und führte nun mein Vorhaben aus. Fast allein, nur begleitet von zwei Correntiner Jungen von 16 bis 20 Jahren und einigen Pferden, ritt ich an einem schönen Sommertage aus der Gegend von Curuzú-Cuatiá in nördlicher Richtung vorwärts. Ortskundige Führer hatte ich ausdrücklich abgelehnt, weil ich ja selbst hier Bescheid wußte und mich nach dem Kompaß orientieren wollte. Die Gegend war fast unbewohnt und bot gar keine Anhaltspunkte irgendwelcher Art. Bis hinauf an die großen Lagunen von Iberá und Maloya zieht sich das Gelände in endlosen, mit hohem Pampasgras bestandenen Wellen hin. Im fernen Westen deuteten Galeriewälder den Fluß Corrientes an, der das gewaltige Lagunenmeer entwässert, das unter dem Namen Iberá zusammengefaßt wird und noch heute eine ungeheure Wildnis einschließt, die kaum der Fuß eines Forschers

betreten hat. Im Nordosten deutete ein ähnlicher blauer Streifen den Lauf des Flusses Miriñay an, der östlich von uns dem Uruguay zufließt und in der Nähe von San Tomé mündet. Hunde hatte ich nicht mit, denn diese sind beim Jagen auf Pampashirsche zwecklos, es sei denn, daß man, wie es bei den Eingeborenen üblich, eine Treibjagd zu Pferde veranstaltet. Das war nicht meine Absicht. Ich wollte allein zu Fuß und zu Pferde pirschen.

Die Ausrüstung war äußerst einfach. Ein Handpferd trug Munition und mein weniges Gepäck sowie einige Lebensmittel, Mate und Kaffee-Extrakt. Fleisch wollte ich mir schießen. Ein zweites Handpferd sollte die Beute tragen, d. h. die Geweihe und Wilddecken. Auf letztere wurde von den Besitzern der Estancia, deren Gast ich war, besonderer Wert gelegt. Das Wildbret kam nicht in Frage, denn der Pampashirsch hat während des ganzen Jahres, besonders aber zur Zeit der Brunft, einen so scharfen Geruch nach Knoblauch, daß sein Fleisch völlig ungenießbar ist. Für die Küche muß man ein junges Schmaltier schießen oder besser noch ein Kalb.

Am Abend des ersten Tages biwakierten wir in der Nähe des Geländes, wo ich seinerzeit die vielen Hirsche beobachtet hatte. Es war Sommer. Am Tage war es heiß, die Nächte aber wurden trotz der subtropischen Lage empfindlich kühl. Das Nachtquartier eines Jägers ist drüben schnell bereitet. Der Sattel dient als Kopfkissen, auf den der Bequemlichkeit halber die Stiefel gelegt werden. Mit dem Poncho, oder, wie ich es machte, mit dem Jagdrock und dem Himmel deckt man sich zu. Zum Abend wurde Charki gebraten, Dörrfleisch, das man in den nördlichen Gegenden überall mit sich führt, da es sich sehr leicht verpacken läßt. Den einzigen Genuß bot das Rauchen.

Am nächsten Morgen war ich schon vor Tagesanbruch marschbereit, denn es galt, die frühesten Morgenstunden auszunützen. Der Pampashirsch sitzt nämlich am Tage irgendwo im hohen Grase in Deckung, besonders auf erhöhten Punkten, von wo er eine gute Übersicht hat. In der Abenddämmerung wird er rege und bummelt dann die ganze Nacht äsend umher, auch noch in den frühesten Morgenstunden. Sobald die Sonne heiß wird, schiebt er sich irgendwo in ein dichtes Grasfeld ein.

Zunächst lag dichter Nebel über dem Gelände, derart, daß man nur ein paar hundert Meter weit sehen konnte. Dann stieg im Osten die Sonne empor und sandte ihre Strahlen in die Nebelwand.



Bild 22.

Südlicher Teil des Tales von Uspallata mit der Bahnstation, im Hintergrunde rechts der Paramillo,
auf dem Guanacos gejagt wurden.

Zu Kapitel 4.



Bild 23.

Panorama der großen Ffälle des Yguazu in Misiones (Arg.).

Zu Kapitel 6.

Tiefste Stille herrschte ringsumher. Kein Wild war zu sehen. So hieß es denn abwarten, bis der erste Wind die Nebel wegfeegen würde.

Ich beschloß, zu Fuß zu pirschen, ließ deshalb die Pferde auf etwa einen halben Kilometer folgen, natürlich so nahe, daß der Pferdehalter mich im Auge behalten konnte.

Zunächst begab ich mich auf einen etwas erhöhten Punkt, von dem aus man das ganze Tal überblicken konnte, das sich viele Kilometer nach Norden hin ausdehnte, abgeschlossen im Hintergrunde von dem Galeriewald des Miriñay.

Dort angelangt, nahm ich mein Zeißglas heraus, um zu beobachten. Trotzdem ich mich, so gut es ging, ins Gras drückte, hatten mich doch ein paar Kiebitze (Teru-terus) wegbekommen, die nun fortgesetzt über mir ihre Bogen schlugen und ihr unangenehmes Geschrei ertönen ließen. Der südamerikanische Kiebitz ist etwas größer als der europäische, sonst ebenso gefärbt, zeichnet sich aber vor seinen Artgenossen durch einen großen feuerroten Sporn aus. Sein Ruf ist dem unseres Kiebitzes sehr ähnlich. Der Teru-teru hat mir manchmal drüben eine Pirsche verdorben, weil er aufdringlich den Jäger begleitet und durch sein Gekreis die ganze Umgebung alarmiert. In dieser Hinsicht ist er schlimmer als der europäische. Ob die Eier des amerikanischen Kiebitzes ebensogut schmecken, wie die des hiesigen, kann ich nicht sagen, weil ich, obgleich es in Südamerika zahllose Mengen dieser Vögel gibt, nie ein Kiebitznest gefunden habe, und im Handel Kiebitzeier nicht zu haben sind.

Während ich das Weiterpirschen einstweilen einstellte, weil es aussichtslos schien, solange diese verdammten Schreihälse mich begleiteten, wartete ich geduldig ab, daß sie die Sache überbekommen würden. Inzwischen hatte die Sonne die Nebel verscheucht. Da erschienen im Glase mehr als 100 Stücke Wild, die vor mir in dem Tal teils einzeln, teils in kleinen Rudeln ästen. Ab und an stand ein Stück auf und sicherte, wohl infolge des Alarmgeschreis der Kiebitze, nach dem Hügel, auf dem ich mich so klein wie möglich machte. Es ließ aber bald von seinem Argwohn ab und äste ruhig weiter. Mehrere Stücke standen mir auf etwa 300 Metern gegenüber, darunter ein kapitaler Hirsch, dessen knorriges Geweih mit schneeweißen Enden in der Morgensonne glänzte. Ich sprach es auf 10 bis 12 Enden an. Auch sonst konnte ich noch mehrere Hirsche mit sehr starken Geweihen feststellen. Sie trollten meistens unruhig hin und her, vielleicht wegen der Mos-

kitos, die anfangen ungemütlich zu werden. Inzwischen war es beinahe windstill geworden. Im übrigen stand der Wind sehr ungünstig. Er kam von Südosten und zog von mir aus dicht hinter dem Wilde her. Deshalb bedurfte es reiflicher Überlegung, wie man sich anpirschen sollte, ohne durch den Wind verraten zu werden. Schließlich entschloß ich mich, nach links hin von der Höhe hinunter zu kriechen, was nicht gerade sehr angenehm, da es auch in diesen Gegenden Klapperschlangen und anderes giftiges Ungeziefer gibt. Obendrein war das Gras patschnaß durch den Morgentau. An die 200 Meter ging die Sache ganz gut, so daß ich bis auf etwa 100 Meter an den Hirsch herankam. Wie ich mich dann aber etwas aufrichte, kann ich den Hirsch nicht sehen, weil er hinter einer dicken Porststaude steht. In diesem Augenblick werden dicht vor mir ein paar Stücke Wild rege und trollen nach Norden ab. Nun war es höchste Zeit zu handeln. Ich richte mich also in ganzer Länge auf, sehe meinen Hirsch hinter dem Graskopf hervorkommen, aufwerfen und neugierig nach mir herüber äugen. Schon knallt es, und im Feuer bricht er zusammen. Die nächststehenden Wildrudel gehen flüchtig ab, aber nur einige hundert Meter weit, dann verhoffen sie und äsen ruhig weiter. Zunächst verhielt ich mich nun still, um nicht die ganze Ebene zu alarmieren, und kroch langsam nach dem Anschuß hin. Der Hirsch machte sein Testament — Fangschuß unnötig. Das Geweih ganz kapital — 12 Enden.

Ich freute mich noch über diese schöne Trophäe, da trollten drei Hirsche auf etwa 80 Meter breit an mir vorbei, die in irgendeiner Senke gestanden haben mochten, ein gut jagdbarer und zwei geringere. Die gelbgrauen Decken leuchteten in der Morgensonne. Peng! Peng! Der vordere stärkere Hirsch zeichnet auf Blattschuß, macht eine mächtige Flucht und stürzt ins Gras. Ein geringerer bricht im Feuer zusammen.

Auch hier war weiter nichts zu tun — beide verendet: Geweih des Kapitalen — 12 Enden.

Nun war es Zeit, eine Pause einzulegen. Das Wild war infolge der beiden Schüsse rege gemacht und zog langsam in Rudeln nach Norden. Auch mochte es Wind von mir bekommen haben. Deshalb winkte ich meine Leute heran, um die Geweihe abzuschlagen und die Decken abzustreifen.

Diese Arbeit dauerte viele Stunden, da die jungen Burschen nicht die Übung hatten wie die alten erfahrenen Kampleute. In-

zwischen fiel die Abenddämmerung ein. Deshalb marschierten wir, um Wasser zu bekommen, in gerader Linie nach Norden auf den Miriñay zu, den wir mit beginnender Dunkelheit erreichten. Hier schlugen wir unser Lager auf, genügend weit vom Uferrande entfernt, um nicht von den Mücken aufgefressen zu werden.

Am nächsten Morgen galt mein erster Besuch dem Flusse. Im Uferwalde fand sich kein Wild, dagegen am Flusse eine Menge Aus- und Einstiegstellen von Ottern (Nutrias), von denen ich viele hätte fangen können, wenn ich Eisen gehabt hätte. An einer Stelle traf ich auf zwei Ottern, die ich beide mit raschen Schüssen streckte. Während ich mich noch durch den dicht verschlungenen Uferwald hindurchdrückte, machte ich ein starkes Stück Wild rege, das ich aber nicht ansprechen konnte, weil mein Interesse plötzlich auf etwas anderes gelenkt wurde. Dicht neben mir befand sich nämlich ein großes Wasserloch, in das sich irgendein großes Tier mit lautem Geräusch hineingestürzt hatte, vermutlich ein Wasserschwein, nach dem Plumpszen zu urteilen. Es konnte auch ein Jacaré gewesen sein. Als ich das Wasserloch erreichte, war jedoch nichts mehr zu sehen, außer einigen Luftblasen. Nun ereignete sich eine merkwürdige Geschichte, die beinahe wie Jägerlatein klingt und doch buchstäblich wahr ist. Wie ich noch horche, höre ich den Schrei eines Adlers aus den Spitzen der Erlen, ganz nahe bei mir. Schleunigst pirsche ich nach der Stelle hin, von wo der Schrei des Raubvogels ertönt. Ohne auf den Boden zu sehen — was ratsam gewesen wäre, da es ja hier Alligatoren gab —, blicke ich nach oben und sehe dann, als der Wind die Spitzen der Erlen zerzaust, einen Rabengeier auf einem Aste aufgehakt.

Ich wollte nicht mit der Büchse schießen, um ihn nicht zu sehr zu zerfletern, weil er nur 25 Schritt von mir entfernt war. So feuerte ich denn mit dem Browning auf ihn. Getroffen stürzte er vor mir nieder, ein schönes Exemplar eines brasilianischen Adlers. Über diesen Schuß habe ich mich gefreut. Ich möchte bezweifeln, daß irgend jemand das gleiche Glück gehabt hat, einen Adler mit einem Pistolenschuß zu erlegen.

Nun kehrte ich zurück zum Lager, das inzwischen abgebrochen war. Der Wind war an diesem Morgen etwas stärker und drückte das Pampasgras auf den Boden nieder. Wir marschierten am Miriñay entlang, um eine Stelle zu suchen, wo man den Fluß durchqueren konnte, ohne schwimmen zu müssen, denn ich hatte

die Absicht, in dem Gelände zu pirschen, das sich östlich von der Lagune Iberá, also jenseits des Miriñay, ausdehnt. Äußerst neugierig war ich, diese damals noch fast unbekannte Lagune kennen zu lernen, von der man sich die abenteuerlichsten Dinge erzählte.

Bei diesem Marsche habe ich einen Eindruck bekommen, den ich lange nicht habe verwinden können. Es ist bekannt, daß in den nördlichen Gegenden von Argentinien die Kämpfe vielfach verseucht sind von einem „Garrapata“ genannten Insekt. Es sitzt in großen Mengen auf den Gräsern. Ziehen nun die Tiere, sei es Pferd, Rindvieh oder Wild, durch einen solchen Kamp, so springen die Garrapatas in ungeheuren Mengen auf sie und saugen ihnen das Blut aus. Schließlich sterben die Kranken an Kreuzlähme. Unterwegs traf ich auf mehrere Pferde, die sich in der Agonie befanden. Sie lagen mit gelähmtem Kreuz auf der Erde, konnten sich nicht mehr aufrichten und warfen uns Blicke zu, die ich nie vergessen werde, so viel unaussprechliches Leid drückte sich in ihnen aus. In jedem Falle habe ich dem Leiden der Tiere durch einen Pistolenschuß hinter das Ohr ein Ende gemacht.

Während wir vormarschierten, sah ich viele Hirsche, auf die ich aber nicht pirschte, weil mir daran lag, so schnell wie möglich an die Lagune Iberá heranzukommen, über die wir noch Näheres hören werden. Der Miriñay mußte durchschwommen werden. Hier ist der Fluß höchstens 50 Meter breit. Ob Jacarés darin waren, weiß ich nicht. Vorsichtshalber schoß ich etwa zehn Schüsse in das Wasser, um sie zu verscheuchen. Übrigens ist der südamerikanische Alligator oder Jacaré für den Menschen nicht gefährlich. Ich wenigstens habe niemals gehört, daß er einen Menschen angegriffen, obschon er einen mächtigen Fang hat und wohl eines Menschen Arm oder Bein abbeißen kann.

Die Correntiner machen sich ein Vergnügen daraus, im Wasser mit dem Jacaré zu kämpfen. Sie springen hinein, tauchen und schlitzen der Echse von unten her den Leib mit dem Messer auf. Das habe ich mehrfach persönlich gesehen. Dieser Alligator wird übrigens nicht sehr groß, verfügt aber doch über starke Kraft, namentlich im Schwanz.

Es folgte ein wundervoller Sonnentag. Am Vormittage trafen wir noch viele Pampashirsche, von denen ich zwei streckte, die ganz kapitale Geweihe hatten. Zur Abwechslung erlegte ich einen Chajá, als er plötzlich auf 50 Meter vor mir aus einer Senke aufstieg. Einen gut jagdbaren Hirsch fehlte ich leider.

Gegen Mittag wurde das Wild seltener. So zahlreich wie auf dem rechten Ufer des Miriñay war es hier überhaupt nicht. Am Nachmittage erreichten wir die Ufer der Lagune Iberá, über die ich ein paar Worte sagen muß.

Der See Iberá (auf Guarani „glänzendes Wasser“) bedeckt, einschließlich des anliegenden Überschwemmungsgebietes, 22 000 Quadratkilometer, also etwas mehr als die Oberfläche Württembergs. Zur Zeit des Sommers steigt sein Wasserstand, besonders wenn plötzlich Hochwasser auftritt infolge von Wolkenbrüchen, die im Innern von Brasilien niedergehen. Wie bekannt sein dürfte, entspringt der Paraná, der anscheinend eine unterirdische Verbindung mit der Iberá hat, in der Nähe von Rio in Brasilien, wo er eine Reihe von Zuflüssen aufnimmt. Auf der Höhe von Posadas, wo der Strom correntinisches Gebiet erreicht, hat er bereits eine Breite von 3 Kilometern, ist also schon ein mächtiger Strom. Daß eine Verbindung mit der Iberá besteht, geht daraus hervor, daß die Hochflut des Flusses regelmäßig zusammenfällt mit Hochwasser der Lagune. Diese besteht aus zwei Hauptseen und zahlreichen kleineren, die zusammen zur Zeit des Hochwassers ein kleines Meer bilden. Zahlreiche Inseln liegen in den Seen, meist mit dichter Vegetation bedeckt. Die Wassertiefe beträgt nur 2 bis 6 Meter, dennoch ist die Lagune nicht schiffbar, weil sie größtenteils dicht mit Wasserpflanzen bedeckt ist, besonders mit *Victoria regia*. Zur Zeit der Jesuitenherrschaft sollen die Inseln von einem Indianerstamm — den Caracarás — bewohnt gewesen sein. Überreste von Ortschaften, sogar Totenfelder will man festgestellt haben.

Charakteristisch für die Lagune Iberá sind die schwimmenden Inseln, die größtenteils aus Bambusrohr (*Tacuará*), mit Schlingpflanzen untermischt, bestehen. Mit starken Wurzeln sind diese Pflanzen in den Sümpfen verankert. Tritt aber Hochwasser ein, werden sie losgerissen, bilden Inseln in allen Formen und werden mit dem Strom talwärts getrieben. Oft haben wir in Buenos Aires unsere Freude gehabt, zur Zeit eines großen Hochwassers vom Ufer aus Hunderte von schwimmenden *Tacuará*-Inseln zu betrachten, die mit der gewaltigen Strömung dem Ozean zugeführt wurden. Auf solchen schwimmenden Inseln kommt oft alles mögliche Getier den Strom herab, besonders Affen und Schlangen, zeitweilig auch Raubtiere. So wurde vor etwa 40 Jahren — dies ist historisch — in Santa Fé ein Priester, der zur Morgenmesse

ging, vor seiner Kirche von einem gewaltigen Jaguar gerissen. Das Raubtier hatte auf einer Insel die Talfahrt während mehrerer Tage gemacht, war dann auf irgendeine Weise an Land gekommen und hatte sich, um seinen Hunger zu stillen, auf den ersten Menschen geworfen, der ihm begegnete.

Leider war es uns nicht möglich, das Innere der Lagune kennen zu lernen, geschweige denn zu durchforschen. Nirgendwo war ein Fahrzeug zu entdecken, denn die Ufer sind wegen der häufigen Überschwemmungen vollkommen menschenleer. Das wäre auch kein einfaches Unternehmen gewesen, denn das Seengebiet hat eine Länge von etwa 200, eine Breite von 70 km. Neuerdings ist die Lagune von einer wissenschaftlichen Expedition erforscht worden. Da hat sich denn vieles, was über die Iberá erzählt wurde, als Mythe herausgestellt. Soviel ich erfahren, sollen sich im Innern zahlreiche Inseln mit guten Viehweiden befinden. Es gingen allerlei Sagen über sie herum. So sollte man angeblich zu gewissen Zeiten unheimliches Brüllen von Rindern aus ihrem Innern hören können, natürlich ein Phantasiegebilde, das wohl aus den Zeiten des Paraguaykrieges stammen mochte. Damals hatte ein argentinischer, dort angesessener Oberst seine Viehherden durch eine geheime Furt, die einer seiner indianischen Leute kannte, auf irgendeine der Inseln gebracht, um sie vor den paraguayischen Soldaten in Sicherheit zu bringen. Diese Viehherde ist fünf Jahre dort geblieben. Die Inseln sind zur Zeit der Jesuitenherrschaft ebenfalls mit Rindvieh bestockt gewesen. In der Mitte der Lagune sollen sich noch heute die Ruinen eines Hospitals befinden, das für die Arbeiter, die während mehrerer Monate im Jahr hier Bambusstauden fällten, bestimmt war.

Natürlich gibt es in der Lagune großen Überfluß an Kaimans (Jacarés), schwarzen und gelben. Auch Schlangen sollen dort in großer Zahl vorhanden sein, Klapper- und Korallenschlangen, Kreuzottern und große Wasserschlangen. Auch sollen sich Tapire dort aufhalten, ebenso Hirsche, vermutlich Sumpfhirsche, die in Bambusdickichten stehen und denen das Hochwasser nichts ausmacht, weil sie nötigenfalls auf andere, höher gelegene Inseln oder auf das Festland hinüberschwimmen.

In der Nacht ereignete sich nichts Besonderes. Man hörte aus den Seen und Sümpfen ein vielstimmiges Konzert von allerlei unbekanntem Tieren, darunter die bellenden Laute der Kai-

mans. Zum Schlafen kam ich nur wenig, denn ich sann während der ganzen Nacht darüber nach, wie man über den See auf eine der Inseln gelangen könnte, z. B. auf einem Floß. Diese Gedanken mußten aber verworfen werden, denn der See war zu mächtig. Wäre stärkerer Wind aufgekommen, so hätte es uns schlecht ergehen können, um so mehr, als mir nur die beiden jungen Burschen zur Verfügung standen. Im übrigen wurde diese Frage in anderer Weise gelöst. Wir hatten unser Nachtlager etwa einen Kilometer von den Seeufern entfernt auf einer Höhe aufgeschlagen, um einigermaßen gegen die Moskitos geschützt zu sein, die recht offensiv waren. Wer beschreibt nun unseren Schrecken, als wir kurz vor Tagesanbruch dadurch erwachten, daß wir im Wasser lagen. Wir hörten noch bei Dunkelheit ein seltsames Glucksen und Plätschern ringsumher, das wir uns nicht erklären konnten. Als aber die Sonne aufging, übersahen wir die Bescherung. Die Lagune war während der Nacht mit überraschender Schnelligkeit gestiegen, vermutlich um mehrere Meter, wahrscheinlich infolge eines jener periodischen, zu ganz unbestimmten Zeiten auftretenden Hochwasser des Paraná. Da gab es kein langes Besinnen. Vor uns nach Norden und Süden dehnte sich eine unübersehbare Wasserfläche aus. Nur nach Osten hin gab es noch einen Ausweg, denn dort erschien in der Ferne ein Streifen festen Landes. Schnell waren wir im Sattel und ritten nun, bis an die Knie im Wasser, in der Richtung Ost auf das feste Land zu, das wir denn auch nach großen Anstrengungen endlich erreichten. Es war höchste Zeit gewesen, denn um und hinter uns stiegen die Wasser mit unheimlicher Geschwindigkeit. Obgleich wir in keinem Moment die unter solchen Verhältnissen erforderliche Gemütsruhe verloren, war die Lage nicht gerade angenehm, denn man hätte bei dieser Gelegenheit ertrinken können, ohne daß ein Hahn danach gekräht hätte.

So ist das Leben in der Neuen Welt! Man streift dicht am Tode vorbei, aber schon eine Stunde später denkt man nicht mehr an die überstandene Gefahr. Ich erinnere mich noch heute ganz genau, daß das einzige Empfinden bei mir Ärger war, Ärger darüber, daß meine ganzen Jagdprojekte nun ins Wasser gefallen waren, denn es war unmöglich, nach Süden über den Miriñay in den Hirschpark zurückzukehren. Dort dehnte sich bis zum Horizont ein ungeheures Meer, aus dem nur die hohen Bäume des Galeriewaldes mit den Kronen herauschauten. Was mußte nun

geschehen? Ob wir weiter nach Osten auf andere Wasserarme stoßen würden, konnte man nicht wissen. Das mußte die Zukunft lehren. Aber es blieb zu hoffen, daß der Uruguay nicht auch gestiegen und daß es möglich sein würde, auf einem am Miriñay entlang laufenden Rücken an den Uruguay zu gelangen, etwa in Richtung auf San Martin oder nach Paso de los Libres.

Ich entschied mich, auf letzteren Punkt zuzureiten. Die Sache gelang, obschon wir mehrmals hart in die Klemme kamen, denn auch nordwestlich von S. Martin stießen wir auf ein großes Überschwemmungsgebiet. Ich war aber in diesen Gegenden bekannt auf Grund von topographischen Aufnahmen, die wir hier früher gemacht hatten, und wußte, daß zwischen dem Rio Miriñay und dem nächsten nördlichen Zufluß des Uruguay ein Dünerrücken lag, auf dem wir denn auch einigermaßen vorwärts kamen. Jagdlich ereignete sich nichts Besonderes. Das Wild war zweifellos besser orientiert über die Gefahren des Hochwassers als wir. Aus diesem Grunde mochte es die Hügellandschaft südlich des Miriñay nach Curuzú Cuatiá hin nicht verlassen haben, wo es selbst bei den größten Hochwassern in Sicherheit war. Nur einmal stießen wir auf eine große Straußenherde. Hirsche sahen wir weiter nicht.

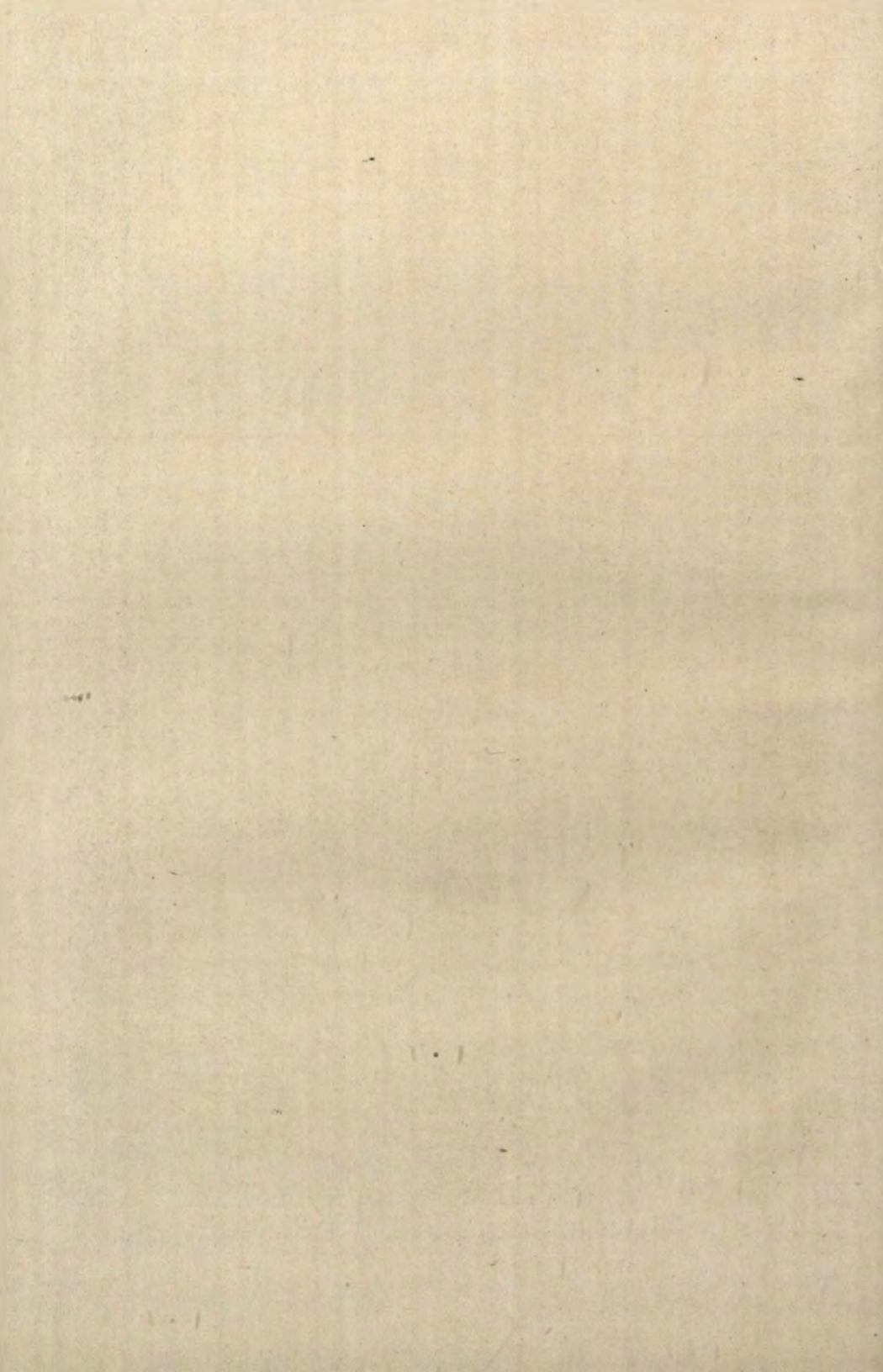
Allerdings trafen wir noch mehrmals überschwemmte Quertäler an, die sich unserem Wege vorlegten. Besonders eine Senkung, die sich vom Miriñay aus nach dem Corrientes hinzieht, machte uns zu schaffen. Auch hier wurde ein erfrischendes Bad genommen, denn über eine weite Strecke mußte geschwommen werden. Schließlich gelang es aber doch, Paso de los Libres zu erreichen, wo wir in einem relativ guten Hotel eine erträgliche Unterkunft fanden.

Nachdem ich genügend ausgeschlafen und mich von den Anstrengungen erholt hatte, setzte ich über den Uruguay und besuchte in dem brasilianischen Uruguayana einen guten Bekannten, der dort ein Bankhaus besaß. Ich hatte ihn nicht lange zuvor zusammen mit dem deutschen Handelsattaché in Buenos Aires, Dr. Stoepel, bei Gelegenheit eines Besuches des Staates Rio Grande zur Zeit des Karnevals kennen gelernt. Damals hatten wir zwei lustige Tage in Uruguayana verlebt. Dieses kleine brasilianische Grenzstädtchen beherbergte zwei Regimenter Kavallerie, von denen aber nur die Offiziere und Trompeter in die Erscheinung traten. Die Pferde sollten irgendwo auf der Weide sein. Ich glaube aber,



Bild. 24. Kapitale Geweihe von Pampashirschen aus Corrientes.

Zu Kapitel 5.



daß sie überhaupt keine Pferde besaßen. Am Abend des ersten Tages hatte unser Gastfreund uns in ein Theater eingeladen, wo großer Ball war. Wir gingen in eine Loge, tranken Sekt und sahen uns den Rummel an. Auf der Bühne des Theaters saßen die Trompeter der beiden Regimenter und machten gute Ballmusik, stramme Nigger in schönen hellblauen Uniformen. Der Saal war zum Brechen voll. Offiziere bildeten die Hauptzahl der Tänzer. Die ganze Nacht hindurch wurde getanzt. Die jungen Brasilianerinnen, mit nicht üblen, aber tropisch angehauchten Gesichtern, tanzten unermüdlich Machiche¹⁾. Sie waren fabelhaft trainiert. Unser Freund, der Bankier, erklärte dies damit, daß hier das ganze Jahr hindurch allnächtlich getanzt würde. Als wir am nächsten Tage abends bei ihm auf dem Balkon saßen und über das Tanztema sprachen, bemerkte er: „Wir wollen mal horchen, von wo Musik erschallt. Dahin werde ich Sie führen.“

Tatsächlich konnten wir die Richtung, aus der die Töne kamen, feststellen und einige Minuten später in ein elegantes Privathaus eintreten, wo sich ein ähnliches Bild wie am Tage zuvor bot, nur waren nicht so viele Trompeter da. Freundlichst wurden wir aufgenommen und amüsierten uns prächtig. Es war wirklich eine große Anstrengung, die ganze Nacht hindurch bis zum Hahnenkrähen ununterbrochen zu tanzen. So etwas habe ich in meinem Leben nirgendwo sonst erlebt. Wenn eine Kapelle aufhörte, fing die andere wieder an. Niemand saß, denn Sitzgelegenheiten gab es überhaupt nicht. Aus den Zimmern waren sämtliche Möbel entfernt. Wir waren froh, als die Sache vorüber war, und entflohen am nächsten Morgen, um nicht noch eine weitere Nacht trainiert zu werden.

Da die Überschwemmung in Corrientes nur kurze Zeit dauerte, hatte ich die Hoffnung, in mein altes Jagdrevier bald zurückkehren zu können, nicht aufgegeben. Das war denn auch schneller möglich, als ich gedacht hatte. Wir ritten also zurück zum Miriñay und gelangten nach Dabacon, von wo es auf den Höhenwegen auf dem linken Ufer des Miriñay vorwärtsging nach Ascona. Zur linken Hand dehnte sich das überschwemmte Sumpfbereich des Miriñay aus, zur rechten zahlreiche Sümpfe, die von Osten her an die Dünen herantraten. Natürlich stand noch überall Wasser. Es war deshalb eine feuchte Reise, aber schließlich gelangten wir doch an unser Ziel.

¹⁾ Machiche ist der brasilianische Nationaltanz.

Zu all den Schwierigkeiten, die der Weg uns machte, kam noch eine weitere. Es war drückend schwül, so daß man die Hemdsärmel aufstreifen und sich des öfteren Luft zufächeln mußte. Gegen Mittag erschien im Norden eine mächtige dunkle Wolke. Das fehlte gerade noch! Zu all dem Wasser der Überschwemmung nun noch ein Guß von oben. Aber es kam anders. Immer näher kam die Wolke, schwarz und schwärzer werdend wälzte sie sich über der Wasserfläche heran.

„*Vea las langostas!*“ hörte ich einen meiner Boys sagen.

Tatsächlich waren es Heuschrecken, die auf der Wanderung begriffen waren. Einige Minuten später traf ihre Vorhut ein. Dann wurde es dunkel um uns, und ununterbrochen zogen die Legionen über uns hinweg. An Reiten war nicht mehr zu denken. Also herunter vom Pferd und hinter dem Tiere Schutz gesucht gegen das widerliche Insekt, das mit beträchtlicher Geschwindigkeit geradeaus fliegt, ohne auszuweichen. Ununterbrochen stoßen die Bestien gegen den Körper, ganz egal, wohin sie treffen. Selbst die Pferde werden halbtoll, springen, keilen aus und rennen um den Reiter herum, um sich hinter ihm zu decken. Es wird Nacht, wenn so ein Heuschreckenheer auf dem Vormarsch ist. Eine volle Viertelstunde dauerte der Zug, dann wurde es endlich wieder hell.

Wehe dem Landmann, auf dessen Feldern sich ein solches Heer niederläßt, die Millionen — nein, Milliarden gefräßiger Insekten!

Nach einiger Zeit folgte die Nachhut. Dann war der ganze Zug vorüber. Nach Süden hin verschwand die Wolke hinter dem *Miriñay* in Richtung auf *Entre Rios*.

Die Heuschreckenplage ist die Geißel der nördlichen Provinzen Argentiniens. Man weiß nicht, von wo sie kommen, diese fürchterlich gefräßigen Ungeheuer, aber man weiß, daß, wo sie sich niederlassen, die Arbeit eines Jahres vernichtet ist. Man vermutet, daß sie aus den großen Wäldern des Chaco kommen, denn sie erscheinen immer von Norden. Ich bin anderer Ansicht. Ich vermutete, daß ihre Wiege im Inneren Brasiliens steht, in den endlosen Wäldern Amazoniens oder in den Steppen *Matto Grossos*. Expeditionen sind abgesandt worden, um die Heimat dieses fürchterlichen Insektes auszukundschaften, aber bisher ohne Erfolg. Ununterbrochen sinnen findige Köpfe darüber nach, wie man diese Plagegeister vernichten kann, aber gleichfalls bisher ohne Erfolg. Edison und Marconi haben sich mit der Frage be-

schäftigt, umsonst. Riesige Preise sind ausgesetzt worden für ein wirksames Mittel, aber niemand hat es bislang gefunden. Wer es erfindet, kann eine Milliarde Dollar fordern — glatt wird sie ihm bewilligt werden!

In der Zeit zwischen Dezember und Januar erscheinen die Ungeheuer, bald hier, bald dort, in größeren und kleineren Mengen auftretend; nichts hemmt ihren Vormarsch. Wo sie einfallen, wird alles vernichtet, Mais, Getreide, Blätter, sogar die Rinde der Bäume, Gardinen und Wäsche, alles fällt ihren fürchterlichen Beißwerkzeugen zum Opfer. Ich selbst habe in Entre Rios gesehen, daß zum Trocknen aufgehängte Wäsche von einer Heuschreckenwolke bis auf den letzten Faden verschlungen wurde. Huret erzählt eine Geschichte, die ohne Zweifel wahr ist, daß ein Landsmann von ihm sich gebadet habe, während ein Heuschreckenzug einfiel. Als er aus dem Wasser stieg, fand er von seinem Hemd nur den auf der Erde liegenden Kragen vor, auch dieser schon zerknabbert. Deshalb schließt man, wenn Heuschrecken (Langostas) einfallen, sofort alle Fenster. In solchen Mengen sitzen die Bestien auf den Zweigen der Bäume, daß diese unter dem Gewichte brechen. Am nächsten Morgen wird die Reise fortgesetzt. Hinter ihnen aber bleibt eine Wüste zurück. Diese Angaben entsprechen streng der Wahrheit. In Europa kann man sich kaum eine Vorstellung davon machen, welch' eine Geisel dieses Tier ist. Gegen die Voladora (fliegende ältere Heuschrecke) ist nicht viel zu machen. Man beschränkt sich deshalb darauf, die Tiere aufzuscheuchen. Jungen laufen umher mit alten Petroleumbüchsen, auf denen sie trommeln. Dann erheben sich Wolken von Heuschrecken. So kann man wohl eine Gartenanlage schützen, aber nicht Felder. Leichter ist die Bekämpfung der jungen Heuschrecken, genannt Saltonas (Springer). Die Entwicklung der Heuschrecke macht nämlich zwei Stadien durch.

Die von Norden kommende Voladora (fliegende H.) legt an geeigneter Stelle — meistens auf harten Wegen — ihre Eier ab. Zu diesem Zwecke höhlen Männchen und Weibchen ein etwa 5 cm tiefes Loch in Form eines Oktaeders aus. Das Weibchen legt genau 80 Eier hinein. Dann breiten beide eine schützende gelatineartige Masse darüber aus und füllen das Loch mit Erde zu, derart, daß man nicht sehen kann, daß hier gearbeitet worden. Dies ist eines der größten Naturwunder.

Es gibt einen Käfer, Champi genannt, der zu Tausenden den

Heuschreckenschwärmen folgt. Dieser Champi sucht die Heuschreckennester, öffnet sie und frißt die Eier auf. Wenn man ihn in Massen züchten könnte, so wäre das Heuschrecken-Problem gelöst. Nach 40 Tagen nun schlüpfen die jungen Heuschrecken etwa in Fliegengröße aus. Der Deckel des Nestes wird gehoben und aus jedem Neste kriechen 80 kleine Heuschrecken. Ich ritt einmal früh morgens auf einem Feldwege nördlich von Libres. Plötzlich wird mein Pferd unruhig, tritt hin und her und schlägt mit den Vorderbeinen wie wild auf den Erdboden. Als ich näher hinsehe, erkenne ich, daß weithin der ganze Erdboden in Bewegung ist, daß sich überall in Kreisform die Deckel der Nester heben und junge Heuschrecken ausschlüpfen, die sich sofort — wie eine Armee — nach vorn in Bewegung setzen. Die Spitze schwenkt vom Wege ab ins Feld hinein und nach ein paar Stunden bewegt sich dieses Heer in Form einer kilometerlangen Schlange quer durchs Gefilde, alles, dem es begegnet, vernichtend. Wo der Heerbann gewesen, bleibt kahles dunkles Feld, das aussieht, als ob Feuer darüber hinweggegangen sei.

Kein Feuer, kein Strom hält diese von Tag zu Tag wachsende Heuschrecken-Armee auf. Die Lebenden marschieren über die Toten hinweg. Nur ein, übrigens sehr einfaches Mittel fand man bisher, sie zu bekämpfen — Blechwände, die von den Heuschrecken-Abwehrkommissionen den Landwirten gratis geliefert werden. Diese Blechwände werden vor der Spitze des Heuschreckenzuges aufgestellt, derart, daß sie einen spitzen Winkel bilden. Wo die Wände zusammenstoßen, wird ein mehrere Meter breites Loch ausgehoben, in das die Saltona, die an den Blechwänden abrutscht, hineingetrieben wird. Die Löcher werden, sobald sie voll sind, mit Erde überdeckt und die Blechwände weiter vorwärts erneut aufgestellt. So werden oft in einem Kreise an einem Tage 100 000 bis 150 000 kg gesammelt, denn für 40 kg wird vom Staate eine Prämie von 80 Cents gezahlt. Gesamtbetrag 30 000 Dollar m/n. Gewaltige Summen verschlingt also die Bekämpfung dieser Bestien. Trotzdem ist ein Erfolg kaum bemerkbar. Nach wie vor treten ungeheure Massen Heuschrecken auf. Verbrannt werden die Insekten mit Kreolin.

Ist die Saltona flügge, so erhebt sich der ganze Schwarm in die Lüfte und fliegt, vielfach den großen Flußläufen folgend, nach Süden.

Ein weiteres erfolgreiches Mittel, diese Plage zu bekämpfen,

ist das, den Mais und Leinsamen so rechtzeitig zu säen, daß die Stengel schon zu hart sind für die Gebisse der Saltona, wenn diese ihre Wanderung beginnt. Freilich, gegen die fürchterlichen Gebisse der Alten gibt es kein Mittel. Hühner und Enten fressen gern Heuschrecken, aber ihr Fleisch und ihre Eier sind dann ungenießbar. Lläuft eine Saltonakolonie auf einer Bahnstrecke entlang, oder fällt die Voladora darauf ein, so können die Räder der Lokomotive nicht mehr vorwärts. Der Zug muß halten. Man hat versucht, die Heuschrecke zur Gewinnung von Schmieröl zu verwerten, aber ohne Erfolg. Selbst dazu sind die Bestien nicht zu gebrauchen.

Über dieses Thema unterhielten wir uns lange in Ascona. Der alte Puestero meinte: „Gesegnet sei die Überschwemmung, die uns dieses Mal wenigstens die Bestien vom Leibe gehalten hat. Sie ziehen zu den Juden nach Entre Rios.“ Damit meinte er wohl die jüdische Kolonie des Barons Hirsch.

Von Ascona aus wurde der Übergang über die Miriñayrinne unter der Führung ortskundiger Einwohner ausgeführt. Bald waren wir wieder in den Gebieten angelangt, in denen wir eine so gute Jagd gehabt hatten. Ein Vordringen nach Südwesten auf Curuzú-Cuatiá war aber ausgeschlossen, denn in dieser Richtung startete uns noch eine ungeheure Wasserfläche entgegen, die ihre Verbindung mit dem weiter nordwestlich fließenden Rio Corrientes haben mochte. Es blieb also kein anderer Ausweg, als in nordwestlicher Richtung auf Mercedes zuzureiten. Hier stießen wir nun wieder auf viel Wild, das sich aus den tieferen Gegenden auf die grasige Hochfläche zurückgezogen hatte, wo unser Weg entlangführte.

Ich kam nun auf den Gedanken, eine größere Fläche treiben zu lassen. Die beiden Leute wurden einen halben Tagesmarsch nach Norden geschickt, mit dem Auftrage, von Mittag ab die ganze Weidefläche in südlicher Richtung zu durchreiten und das Wild vorzudrücken. Für meine Aufstellung wählte ich einen zwischen zwei Überschwemmungsgebieten gelegenen Punkt, den ich für den geeignetsten hielt, worin ich mich auch nicht täuschte. Mein Pferd hatte ich zurückgelassen, nachdem es mit Maneas (Fesseln) an den Vorderläufen gefesselt war, und mich auf einem erhöhten Punkt aufgestellt, von dem ich nach beiden Seiten freies Schußfeld von mehreren Kilometern hatte. Da die Pampashirsche, wie schon erwähnt, immer die hohen Punkte an-

nehmen, war es wahrscheinlich, daß ich Anlauf haben würde. In den Nachmittagsstunden entdeckte ich dann auch mit dem Glase, daß tatsächlich von Norden her zahlreiches Wild in breiter Front auf mich zu zog. Nun wurde die Sache aufregend. Ich hatte mir einen Ansitz gemacht, ein Erdloch, in das ich bis an die Hüften hineinging und den Oberkörper gut hinter dem Grase decken konnte. Der Wind stand gut.

Es war hochinteressant, das Wild zu beobachten. Die Hirsche trollten von einem höhergelegenen Punkte zum andern, ab und zu äsend, häufig aufwerfend und sichernd. Wie viele ich in einer Front gesehen habe, kann ich nicht mehr sagen. Es mochten wohl mehrere hundert Stück sein. Das Wild kam in kleineren Trupps von 2 bis 5 Stück, die geweihten Hirsche vielfach allein. Je mehr sie sich den Überschwemmungsstrecken näherten, um so mehr rudelten sie sich nach der Mitte zusammen. Sie glichen Aufklärungs- und Patrouillen, die einer vormarschierenden Kavallerietruppe vorangehen. Schließlich waren sie bis auf einen halben Kilometer an mich herangekommen und trollten nun konzentrisch auf die von mir besetzte Höhe los. Es war ein wunderbarer Anblick, den ich gern in einer Photographie festgehalten haben würde. Aber ich besaß keinen photographischen Apparat. Derartige war damals noch nicht Mode. Sie näherten sich immer mehr, kamen auf 300, 200 und 100 m heran. Noch immer sparte ich das Feuer, suchte mir aber unter dem vielen Wild diejenigen Stücke aus, die die kapitalsten Geweihe trugen.

Leicht hätte ich hier eine gewaltige Strecke machen können, aber ich hatte durchaus nicht die Absicht, es zu tun. Ich begnügte mich deshalb, auf die beiden Kopfhirsche zu feuern, als sie auf etwa 50 m verhoffend vor mir stehen blieben. Im Feuer brachen beide Stücke zusammen. Nun wußte das Wild nicht, wohin. Zum Teil preschte es direkt auf meine Höhe los und ging in voller Flucht auf kürzester Entfernung an mir vorüber. Anderes suchte nach Osten durchzubrechen und flüchtete an dem Überschwemmungsgebiet entlang nach Süden. Andere Rudel wieder jagten rückwärts, kamen aber nach wenigen Minuten zurück, weil sie auf die Treiber gestoßen sein mochten, und flüchteten nun über meine Höhe. Ich hätte noch unschwer auf ein Dutzend Hirsche schießen können, aber ich wollte nicht. Der Anblick, den das herrliche Bild bot, war so schön, daß es eine Sünde gewesen wäre, es zu stören.

Mein Plan war also glänzend gelungen, besonders deshalb, weil der Wind sehr günstig stand. Am Abend vorher hatte nämlich Nordwest eingesetzt, der aus dem Innern Brasiliens kam und drückend schwül war.

Nach einigen Minuten war kein Wild mehr zu sehen. Da machten wir Schluß. Die Decken wurden abgestreift, die Geweihe abgeschlagen, die Beute auf einem Handpferd verladen. Dann ritten wir weiter, auf Mercedes zu, das wir am nächsten Tage erreichten. Von hier aus ging der Marsch am folgenden Tage an der Bahn entlang in Richtung auf den Fluß Corrientes, den wir nach zwei Tagemärschen erreichten. Das Wasser war inzwischen abgelaufen, der Fluß in sein natürliches Bett zurückgekehrt, so daß es möglich war, am Uferwalde entlang nach Südwesten zu pirschen. Freilich war noch viel Wasser zurückgeblieben, so daß das Pirschen große Anstrengung verursachte. Ich hoffte, hierbei einen Sumpfhirsch zu erlegen. Das sollte mir aber nicht gelingen. Die Sumpfhirsche pflegen in den größten Dickichten zu stehen, namentlich in Schilffeldern. Aber es ist sehr schwer, sie vor die Büchse zu bringen, es sei denn, man verfüge über geeignete Hunde. In einem Cortaderal (Schilffeld) standen eine Menge Hirschfährten, die vom Sumpfhirsche stammten. Ich beschloß deshalb, mich anzusetzen, in der Hoffnung, daß am frühen Morgen Hirsche aus der Dickung zur Äsung heraus oder in die Dickung zurück wechseln würden. Darin täuschte ich mich jedoch, denn die Sumpfhirsche haben nicht die Gewohnheit unseres Rotwildes, zur Äsung ihre Dickungen zu verlassen. Sie mögen wohl im Innern der Schilffelder genügend Äsung finden. Jedenfalls mißlang mein Vorhaben vollkommen. Ich hatte mich bereits am Abend angesetzt und blieb die ganze Nacht draußen, weil herrlicher Mondschein war. Es war so hell, daß man ohne Licht die Zeitung hätte lesen können. Aber kein Stück Rotwild ließ sich sehen. Ein Rudel Wasserschweine kam gegen Mitternacht aus dem Schilfdickicht heraus und trieb sich lange Zeit in meiner Umgebung herum. Erst am frühen Morgen, als die Dämmerung kam, sah ich ein paar weithin leuchtende rote Decken am Rande des Schilfes auf etwa einem Kilometer stehen. Was es war, konnte ich nicht erkennen. Bevor es noch genügend hell war, trat das Wild in das Schilffeld zurück. Ich gab deshalb die Hoffnung auf, hier einen Sumpfhirsch zu erlegen, und ritt weiter, als es vollkommen hell geworden. Es mochte etwa 11 Uhr sein, da stießen wir auf einen Bach, der in

den Corrientes mündet. Ich überlegte noch, wie wir über das Hindernis hinwegkommen konnten, denn der Bach war sehr wasserreich, da entdeckte ich in dem Buschwalde auf etwa einem halben Kilometer einen helleuchtenden roten Fleck und erkannte durch das Glas deutlich einen Hirsch mit kurzem knorrigen Geweih, das vielfach verästet war. Genaueres konnte ich nicht sehen, weil das Tier äste und nicht aufwarf. Ich also herunter vom Pferd, um mich zu Fuß anzupirschen. Der Wind war günstig, wenn ich einen Bogen machte. Dem Bache folgend pirschte ich von Osten her langsam vor, mich auf dem Bauche durch das Gras vorwärtsschiebend. Es war eine feuchte Sache, denn das Gras war vom Morgentau durch und durch naß. Schließlich kam ich bis auf Schußweite heran und feuerte. Daß die Kugel saß, konnte ich hören. Der Hirsch verschwand in den Cortaderal. Nun hieß es warten. Hunde hatte ich nicht zur Verfügung. Das Schilfdickicht mochte einige hundert Meter breit sein, dahinter lag ein Waldstreifen, vermutlich der Galeriewald des Flusses.

Auf dem Anschuß fand ich Schmitthaare und Spritzer hellen Schweißes. Sofort zu folgen hatte keinen Zweck, denn die Abenddämmerung war schon eingetreten. Da die Dunkelheit in Argentinien urplötzlich einfällt, wäre es überaus gefährlich gewesen, in die Dschungeln einzudringen, in denen mancherlei Gefahren lauern. Außerdem stand das Wasser noch ziemlich hoch.

Wir schlugen das Lager fern vom Sumpfgürtel auf einer Höhe auf, wo etwas Windbewegung war, durch die die drückende Schwüle erträglicher wurde.

Ich ärgerte mich. Sonst brach das Wild immer im Feuer zusammen, und gerade heute, bei meinem ersten Schuß auf den Sumpfhirsch, kam es anders. *Cervus paludicus!* — tönte es mir in den Ohren. Und dazu die abscheuliche Schwüle und keine Möglichkeit, ein erfrischendes Bad zu nehmen. Hätte ich wenigstens den alten Burschen mit seinen Stöbern bei mir gehabt, der uns vor Jahresfrist die Jaguare aus dem Chañarwald herausdrückte. Die struppigen Köter wären auch in das Schilfdickicht hineingegangen. Ich sah den nächsten Tagen mit wenig Vertrauen entgegen. Wenn der Hirsch nicht unfern vom Anschusse verendet lag, war wenig Aussicht darauf, ihn zu bekommen. Verdammt noch mal! Es war eine üble Sache.

Unwillkürlich mußte ich einer Geschichte aus meiner Jugendzeit gedenken. Damals fand man in den Wohnungen der Forst-



Bild 25. Urwald in Misiones. Wie ein Kolonistenheim entsteht. Zu Kapitel 6.



Bild 26. Ruinen von San Ignacio (Misiones).
Zu Kapitel 6.

wärter im Lauenburgischen vielfach das Bild eines Jägers aus der Hahnheide, das den alten Jüssov darstellte, ein Original in seiner Art. Der hatte dem damaligen König von Dänemark — es war, wenn ich nicht irre, Friedrich VII. — häufiger Hirsche zuge- drückt, und zwar immer mit Erfolg. Da hatte der König ihn eines Tages gefragt: „Segg mal, Jüssov, wo fangst Du dat äigentli an, dat Du mi den Hirsch jümmer tau Schuß bringen deihst?“ — „Jo, Herr König,“ hatte der Alte geantwortet, indem er sich am Kopf kratzte und in die Pfeife blies, „ick schlog' en Zirkel un verblenn' em dat Verhältnis¹⁾,“ worauf der Herr König ihn erstaunt betrachtet haben und in ein schallendes Gelächter ausgebrochen sein soll.

Je nun, wenn ich den alten Jüssov gehabt hätte! Aber der wäre mit den Porstbeständen auch nicht fertig geworden.

Am nächsten Morgen war ich früh am Anschuß. Meine beiden Boys hatte ich mitgenommen. Wir gingen auf der Fährte nach. Hier und dort fand sich Schweiß an den Schilfstauden, auch konnte man erkennen, wo der Hirsch sich Bahn gebrochen durch das hohe Schilf. Das Wasser war zunächst nicht allzu tief, so daß man gut vorwärtskam. Bald aber wurde es schwieriger. Eine Insel sperrte uns den Weg mit einem alten Windbruch, über den wir hinwegturnen mußten. Eine Stunde brauchten wir mindestens, hindurchzukommen. Am jenseitigen Rande, wo das Schilf wieder einsetzte, stieß ich auf ein Wundbett, das voll von Schweiß und anscheinend eben erst verlassen war. Pech! Wenn der Windbruch nicht gewesen, hätte man vielleicht einen Fang- schuß anbringen können.

Nun ging es wieder in das Schilf hinein. Wolken von Moskitos umschwirrten uns, aber der Jagdeifer peitschte uns vorwärts. Der Schweiß rann in Strömen. Hier stand das Wasser etwas höher, aber man konnte hindurch. Da hören wir es brechen im Schilf, aber nichts ist zu sehen, nur die Wipfel der Bäume des Galerie- waldes tauchen über dem Schilf auf. Noch 50 m und wir werden erlöst sein. Just in dem Augenblick, wo ich mich an den Wurzeln einer Weide auf das feste Land hinaufziehe, taucht etwa 100 Schritt seitwärts der Hirsch auf und zieht, anscheinend schwer krank, zu Holz. An Schießen war nicht zu denken. Solch ein Pech! Endlich bin ich oben. Dichtes Unterholz, zwischen dem hier und da eine Weide (Sauce lloron) und ab und an eine

¹⁾ Ich schlage einen Kreis und verblende ihm das Verhältnis.

Palme steht, umfängt uns, Gottlob, ohne die verdammten Dornen, die dem Jäger in Südamerika so viel zu schaffen machen. Mit unendlicher Mühe kommen wir vorwärts, denn überall sind Wasserlöcher oder glitschige Lehmflächen, auf denen man hin- und hertanzt wie auf glattem Parkett. Wasserschweine werden aufgescheucht und werfen sich mit Quieken, Pfeifen und Plumpsens in ein Wasserloch. Niemand von uns achtet auf sie. Ein paar Javalis (Pecaris), die mich sonst sehr interessiert haben würden, gehen flüchtig ab, ohne von mir beschossen zu werden, allerliebste kleine muntere Kerle, die wir gut zum Mittag hätten braten können. Wir hatten sowieso kein Fleisch mehr. Aber jetzt handelte es sich um den kranken Hirsch.

Endlich kamen wir auf die Fährte. Schweiß war nicht mehr zu sehen, aber die Fährte stand im Lehm Boden. Ihr folgten wir in Richtung auf den Fluß, dem wir uns 10 Minuten später näherten und sahen durch die Weiden den Schilfrand, der das Ufer säumte. Rechts erschien für einen Augenblick ein roter Fleck. Der Schuß knallte, umsonst — gefehlt, hinten durch geschossen. Tiefes Wasser lag vor uns. Gespannt lauschte ich —, nichts ließ sich hören als das Gurgeln der lehmigen Fluten hinter dem Schilfrand. Steckte der Hirsch noch im Schilf?

Rasch instruierte ich die Leute, daß sie Knüppel hinein werfen sollten, ich selbst wolle mich stromabwärts aufstellen. Und so geschah es! Fünfzig Schritt weiter stand eine mächtige Trauerweide, auf deren gebogenen Hauptstamm man mit Leichtigkeit hinaufklettern konnte. Von oben sah man über das Schilf hinweg. Der Fluß war breit und ging hoch. Mächtig gurgelten und schäumten die Wasser. Inseln mit Schilf und Bambus schwammen zahlreich in den Fluten, wirbelten, tanzten vorüber. Und da — einen Moment sah ich Kopf und Geweih des Hirsches auf 200 m etwa, dann wurde das Ziel verdeckt. Was hätte ein Schuß genützt! Ein Boot besaßen wir nicht. Hätte die Kugel gesessen, so wäre das Wild doch für mich verloren gewesen.

Nun war der Hirsch wohl drüben ans Land gestiegen, seinen Verfolgern entronnen. Krank geschossen — pfui, pfui! Noch heute wurmt mich die Erinnerung. War es nötig, zu schießen, wo das Wild doch nicht breit stand? Mich packte ein Widerwille gegen mich selbst.

So ging's zurück, umgeben von einer Wolke von Moskitos. Wir nahmen einen kürzeren Weg. Da flitzen ein paar

Javalis vor uns heraus. Eins läuft vor mir her. Ich schieße von hinten drauf. Es fällt — und wir haben wenigstens etwas für die Küche. Eine Stunde später sind wir im Lager. Der kleine Überläufer wird aufgebrochen, abgestreift und mit einem Chañarstock ans Feuer gestellt, nachdem Salmoera darübergegossen und roter Pfeffer hineingestopft ist — eine gute Handvoll. Burgunder fehlt, auch die Zeit, den Rücken einzulegen. Es wird auch so gehen — und es ging! Auch ohne Cumberlandtunke war der Braten delikater. Die mußte man sich hinzudenken. Schöne Erinnerungen an Töpfers Frühstücksstube in der Dorotheenstraße in Berlin tauchten auf, wenn man sich als Leutnant eine Wurzel leistete — Wildschweinsrücken mit Cumberlandtunke und Burgeff. Während der kleine Kujel am Feuer schmorte, rieb ich mir die Stichwunden der Moskitos mit Salmiak ein.

Ob der alte Jüssov es wohl besser gemacht hätte? — Ich kam zu der Überzeugung, daß die Sache auch ihm mißglückt wäre. Nicht wir hatten dem Hirsch, sondern der Hirsch hatte uns das Verhältnis verblendet. Nun mochte der arme Kerl jenseits des Stromes im Wundbett sitzen, zum Eingehen verurteilt. Nachts fand ihn wohl ein jagender Jaguar und riß ihn. Verdammte noch mal, noch heute bohrt in mir die Erinnerung an diesen Frevel!

Die Lust am Jagen war mir vergällt. In einem Zuge ritt ich zurück nach Curuzú Cuatiá, lieferte die Decken ab und verabschiedete mich von meinen freundlichen Wirten.

Unterwegs trafen wir in einem hohen Grasstück in der Nähe von Kornfeldern mehrfach auf Iguanas, die in großen Sprüngen vor uns hersetzten bzw. uns erstaunt ansahen. Ich kümmerte mich nicht weiter um sie, obschon meine Leute sie gar zu gern gejagt hätten. Ich wußte wohl, weshalb. Vor Jahren hatte ich in Córdoba viele Iguanas angetroffen, die von einem uns begleitenden Jagdhund gestellt wurden. Die Iguana ist eine Eidechse von der Größe eines mittleren Hundes, grün gefärbt und einem prähistorischen Tiere ähnelnd. Sie hat ein scharfes Gebiß und ist furchtlos. Die Gauchos töten sie durch einen Schlag auf den Kopf und schneiden ihr den Schwanz ab, in dem ein unfehlbares Mittel gegen Rheuma enthalten sein soll, aus dem sie sich Salben bereiten. Jagdlich haben mich diese Tiere nicht interessiert, nur wissenschaftlich.

Dann ging es zurück per Bahn nach Concepcion und zu Schiff gen Baires. Der Wind war herumgegangen, kühleres Wetter ein-

getreten. Man saß an Deck und genoß die langentbehrte Ruhe. Flach die Ufer Argentiniens mit ewig gleichbleibendem Waldsaum, hügelig und oft malerisch die höheren Ufer von Uruguay, mächtig der Strom, oft an die 10—13 km breit.

Neben mir ein paar schweigsame Briten, ihre Stummelpfeifen rauchend und Whisky trinkend. Just das, was mir paßte. Alle Einzelheiten der Jagdtage zogen am Geiste vorüber, und ich war wohl zufrieden. War die Beute auch relativ gering — auf alle Fälle war weidmännisch verfahren, bis auf die verdammte Geschichte mit dem Sumpfhirsch. Aber frage sich jeder, ob er es besser gemacht hätte. Es ist nicht so einfach, in völlig unbekanntem Gelände zu pirschen, in den Uferwäldern eines hochgehenden Stromes, wo überall Gefahren lauern.

Lange noch — auch noch heute, wenn ich an die Correntiner Tage zurückdenke, tönt mir des alten Jüssovs Spruch in die Ohren: „Ick schlog' en Zirkel und verblenn' em dat Verhältnis.“





Weißbartpekaris im Treiben.

Sechstes Kapitel.

Bisamschweine in den Urwäldern von Misiones.

An einem heißen Sommertage um die Mitte des Monats Dezember 1904 stand ich vor den Ruinen der alten Jesuitenkirche in San Ignacio, einem kleinen, am oberen Paraná in Misiones gelegenen Landstädtchen. Diese Ruinen liegen zwischen Hafen und neuer Stadt, auf der Stelle, wo einst die alte Indianerstadt stand. Von ihr ist nichts mehr vorhanden als ein großer viereckiger Platz, der mit Rasen und buntblühenden Bäumen aller Art bestanden ist. An ihm liegt das Portal einer Kirche, reich verziert mit Blätterschmuck, in der Mitte das Wappen der Väter Jesu. Zur Seite, an einer Mauerwand aus roter Kreide, ein Engel mit ausgebreiteten Flügeln im Halbrelief. Auf halber Höhe ein Feigenbaum, der aus dem Mauerwerk hervorstößt. Ringsumher Riesenfarne, Eisenkraut, Kakteen und allerlei Gesträuch, Orangenbäume mit leuchtenden Früchten und wilde Feigen. Eine Seitenwand der Kirche ist noch vorhanden. Auch deren Säulen sind verziert mit kunstvoll gearbeitetem Weinlaub, Trauben und Engelsköpfen. Alles in allem eine schöne Arbeit, die im Verein mit der malerischen Umgebung auf den Beschauer einen tiefen Eindruck macht.

Welch fesselndes Bild, einzig in seiner Art in Amerika, versinnbildlicht es doch längst vergangene Zeiten! Äußerlich großartiger vielleicht mögen die Ruinenstädte der alten Inkas von

Peru am Titicacasee wirken, eindrucksvoller aber sind die Kirchenruinen der Jesuiten, die Zeugnis ablegen von einer wunderbaren christlichen Indianerkultur. Hier hatten vor 400 Jahren einige wenige aus Brasilien vertriebene Jesuiten ein großes Reich errichtet, das ausschließlich aus Guarani-Indianern bestand, ein einzig in seiner Art blühendes — merkwürdigerweise — rein kommunistisches Staatswesen. Wir begreifen heute nicht, wie diese Patres die zahlreichen wilden Indianer zu seßhaften Bürgern erziehen konnten. Natürlich war das nur möglich mit einfachen Naturkindern, deren Bedürfnisse nicht über ihr leibliches Wohl hinausgingen. Immerhin war es eine bewunderungswürdige Leistung. Mit Kommunisten heutiger Färbung dürfte ein derartiges Experiment kaum gelingen.

Doch genug hiervon. Wir wollen keine Geschichte schreiben, sondern in die Wildnis des Territoriums Misiones eindringen und seine Wildbahn kennen lernen. Soviel ich damals wußte, beschränkte sich der Wildbestand dieser subtropischen Gegend im wesentlichen auf Wildschweine, in der Landessprache „Javalis“ genannt, jene beiden Arten von Warzenschweinen, die im „Brehm“ als Pekaris (Nabelschweine) und Weißbart-Pekaris (Bisam-schweine) aufgeführt werden. Außer diesen Schwarzwildarten sollten noch vorhanden sein: ein kleiner roter Spießhirsch, ein Zwergreh, der Ameisenbär, Tapire, Wildkatzen, Pumas und Jaguare. Affen kommen für uns nicht in Frage.

Ich selbst war zum ersten Male in dieser Gegend und hatte niemanden zur Seite, der das Land genauer kannte. Da kam mir der Zufall zu Hilfe. Während ich im Gasthof mit dem französischen Wirte verhandelte, trat ein Mann an mich heran, dem man schon von weitem den Germanen ansah. Er stellte sich mit kurzen Worten vor: „Ich bin der Oberhofer. Sie werden schon von mir g'hört haben.“ Letzteres war nicht zutreffend.

Ich lächelte, worauf er sagte, daß er in der Nähe der brasilianischen Grenze bei Campiñas de Americo am Pipirú Guazú wohne und mich gern begleiten wolle. Pferde könne ich von ihm bekommen. Er kenne den größten Teil des Territoriums und verstehe sich auf die Jagd, denn er sei der Sohn eines Försters aus dem Spessart und vor einigen Jahren nach Brasilien ausgewandert. Ich hatte zunächst einiges Mißtrauen gegen den wild aussehenden Burschen, aber er kam wie gerufen und gewann mein Vertrauen, als er mir durch seine Militärpapiere nachwies, daß er

bei einem bayrischen Jägerbataillon als Unteroffizier gedient hatte. Seine Führung war vorzüglich gewesen. Da ich selbst von der Kriegsakademie aus eine Übung bei den brandenburgischen Jägern gemacht hatte, wurde er mir als alter „Grüner“ sogleich sympathisch, um so mehr, als er ein verständiger, wortkarger Mann zu sein schien. Ich habe mich darin nicht geirrt, denn Oberhofer war wirklich ein zuverlässiger Mensch und ein verständiger deutscher Jäger, der mir treffliche Dienste geleistet hat. Wir wurden nun leicht einig.

Es handelte sich zunächst darum, eine weite Strecke auf dem Rücken der Sierra del Imán entlang, jenes Gebirgszuges, der mit Höhen von 600—700 m das ganze Territorium von Südwest nach Nordost durchstreift, quer durch Misiones zurückzulegen. Dieses Gebirge ist ein südlicher Ausläufer der großen brasilianischen Urscholle. Die Einzelheiten dieses Marsches, der uns nach Campiñas de Americo, unfern der brasilianischen Grenze, führte, übergehe ich. Weite Wegstrecken ritten wir durch dichten Urwald wo wir einen Vorgeschmack bekamen von dem, was uns erwartete, denn ungeheure Mengen von Moskitos und Gniden belästigten uns und beeinträchtigten den Genuß an der wunderschönen Natur. Zahllose buntfarbige Schmetterlinge und herrliche Leuchtkäfer erregten mein lebhaftes Interesse.

Von hier aus wollten wir auf dem Rücken der Sierra de la Victoria in Richtung auf den Paraná reiten, durch ein Gebiet, das Oberhofer jagdlich genau zu kennen vorgab. Diese Gegend hatte mein besonderes Interesse, denn sie ist so gut wie völlig unbekannt, auch heute noch — reine Wildnis.

Misiones ist bekanntlich nur in seinem südwestlichen Teil besiedelt. Alles übrige ist sozusagen terra incognita, mit Ausnahme weniger Waldpfade, die den Verkehr mit Brasilien vermitteln und nur den Kolonisten, Waldarbeitern und Yerbasuchern bekannt sind. Der Yerbastrauch, aus dessen Blättern und Zweigen ein Tee bereitet wird, wächst nämlich außer in Plantagen, die sich nur im Südwesten befinden, wild im Urwalde. Hier wird er von Sammlern aufgesucht und einer ersten Bearbeitung unterworfen. Brauchbare Karten des Landes gab es damals überhaupt nicht. Heute existiert wenigstens eine Skizze, die vom Ackerbauministerium herausgegeben ist. Nur soviel wußte man, daß ein langer Gebirgsrücken, eben die vorhin erwähnte Sierra del Imán, die Wasserscheide bildet zwischen dem Uruguay und dem Paraná.

Von ihr aus sollten sich zahlreiche Seitenäste in Richtung auf die erwähnten Flüsse abzweigen. Sie sind mit dichtem Urwald bedeckt, der in der unmittelbaren Umgebung der Flüsse und Bäche undurchdringlich wird, weil hier Bambusdickicht, Stamm an Stamm anschließend, steht.

Der Reichtum dieser Wälder an Nutzholz aller Art ist unbeschreiblich¹⁾. Die subtropische Vegetation vereinigt sich zu einer ungeheuren, unentwirrbaren Wildnis, in die kaum ein Sonnenstrahl dringt und in der sich deshalb Wild dauernd nicht aufhalten kann. Sie bildet aber vorübergehend herrliche Schlupfwinkel für die kleinen, gewandten Pekarís, die von hier aus nachts ihre Beutezüge unternehmen, um an den Rändern des Waldes und den Ufern der Flüsse die bebauten Felder zu brandschatzen, denen sie großen

¹⁾ Im Jahre 1889 stellte ein deutscher Ingenieur in Paris eine Sammlung von 1570 Holz- und Pflanzenarten aus, die aus Misiones stammten, darunter Holz von 159 Bäumen, 162 baumartige Farrenkräuter, 38 Lianenarten, 91 Efeusorten, 5 verschiedene Palmen und 112 Gebüscharten. Nach diesem Naturforscher sollen in Misiones auf einem Hektar stehen: 148 Bäume mit Durchmesser von 1,50 Metern, 220 von 8—15 cm, 2508 von 2—5 cm, ferner 120 Palmen, 244 große Lianen, ohne die Bambusstangen (Tacuarás), Riesenfarne und sonstigen Pflanzen zu zählen, im ganzen 3000 Bäume pro Hektar. Unter diesen äußerst wertvolle Holzarten, besonders Harthölzer. Ich will nur einzelne erwähnen: Urundeys, die eine Höhe von 40 Metern erreichen, Peterybis (schwarzer Lorbeer) und Lapachos, deren Holz besonders hart und für Tischlerarbeiten sehr gut zu gebrauchen ist, Timbós, eine Buchenart, die in allen Richtungen gespalten werden kann, ohne zu reißen, trefflich für den Bau von Kanus aus einem Stück, rote und weiße Zedern, die bis zu 50 Meter hoch werden und deren Holz sich gut polieren läßt, ferner die Araucariafichte, sehr dauerhaft und leicht zu bearbeiten, Jacaranda, Palisander und Iviraros, letzteres Holz gut für Schiffsbau. Sodann, wenn auch vereinzelt, der bekannte Quebrachobaum, Ayuy und Seipé cambie, der Kautschuk liefert, auch Pindó-Palmen. Unter den zahlreichen Lianen ist besonders die Guembé zu nennen, die ein Tauwerk liefert, das im Wasser nicht zergeht, auch eine nützliche Textilpflanze, die dichtes Unterholz bildet, namens Caraguatay. Schließlich eine Brennessel, aus der die Eingeborenen Gewebe anfertigen.

Bisher hat man diese ungeheuren Waldschätze nur in der Nähe der Ströme ausgenutzt, etwa in der Breite eines Streifens von 10—20 km, dort allerdings in höchst unwirtschaftlicher und unforstlicher Weise.

Diejenige Holzart, die sich auf dem Markte von Buenos Aires gerade gut handeln läßt, wird geschlagen und entweder in den Sägemühlen am oberen Paraná bearbeitet, oder talab geflößt, schwimmendes und schweres Holz durcheinander, denn das meiste Holz von Misiones ist so schwer, daß es im Wasser sinkt. Vorzugsweise werden schwimmende Hölzer gehauen, besonders schwarzer Lorbeer und Timbó.

Wie überall auf den Siedlungen Südbraziens trieben sich auf Oberhofers Anwesen zahlreiche schwarze Schweine herum, die hauptsächlich mit Mais gefüttert werden. Man würde sie für Wildschweine halten, wenn sie einem im Walde begegneten,

Am folgenden Tage brachen wir nach Westen auf. Zunächst führte der Weg durch hohes, ziemlich verdorrtes Pampasgras über welliges Gelände, bis wir am jenseitigen Hang des Hauptrückens an den Urwald gelangten. Hier wollte ich ein gutes Stück am Waldrande entlang pirschen, um zunächst einmal die allgemeinen jagdlichen Verhältnisse kennenzulernen. Am ersten Abend schlugen wir unser Nachtlager an der Quelle eines der zahlreichen Bäche auf, die zum Paraná hinabfließen. Es war eine wunderbare Nacht. Ein mächtiges Feuer brannte — trockenes Holz gab es in Menge — und vom Himmel strahlte der Mond und eine Sternenpracht, wie ich sie ähnlich nur in Westindien gesehen hatte. Die ganze Szenerie, die riesenhaften Bäume, das murmelnde Wasser, die Himmelspracht, erinnerten mich an Nächte auf Porto Rico, als ich mit den Yankees den Spaniern an den Höhen von Aybonito gegenüberlag. Insofern war es damals aber angenehmer gewesen, als es Moskitos auf jener Insel weit weniger gab als in dem zauberhaften Misiones. Dicht neben uns standen ein paar Termitenhäufen, die uns daran erinnerten, daß wir uns in einer subtropischen Gegend befanden.

Der Mond beleuchtete mit seinem anheimelnden Lichte die Hänge und Täler, die sich von uns aus strahlenförmig nach Westen hinabsenkten. Effektiv voll glitzerten in seinem Lichte die Blätter der Palmen, die aus dem Laubwalddom emporragten. Nichts rührte sich, nur zahlreiche Luciolen (Leuchtkäfer) durchschwirrten die Luft. Darüber wölbte sich der dunkelblaue Nachthimmel, an dem die Sterne mit wunderbarer Pracht erglänzten. Allerlei seltsame Stimmen ließen sich aus dem Walde hören, Rufe von Nachtgetier, von Eulen, Käuzen und Uhus, ab und an ein schrilles Pfeifen von Affen, die sich um ihre Nachtplätze zanken mochten, heiseres Geschrei von Papageien und Pfefferfressern. Auch aus der Pampa des Bergrückens tönten seltsame Rufe herüber. Eine wunderbare Szenerie für Shakespeares Sommernachtstraum.

Neue Scharen Papageien mochten in ihre Schlafbäume eingefallen sein. Sie kamen wohl aus irgendeiner Plantage zurück, die sie am Tage geplündert hatten. Diese Papageien treiben sich in großen Banden überall im Norden Argentinens umher. Sie

nisten gewöhnlich in den lehmigen Uferwänden der Flüsse und Bäche, wo die Jungen gefangen werden, die eine schmackhafte Speise bilden. Freilich muß man sich erst an ihr kohlschwarzes Fleisch gewöhnen. Die Alten sind zähe und ungenießbar.

Am Morgen war ich früh auf den Beinen. Noch vor Tagesanbruch setzte ich mich auf einem einzeln stehenden Baume an, von wo ich eine weite Fernsicht hatte. Ich wollte feststellen, was für Wild von draußen in den Wald zurückwechselln würde. Zunächst hatte ich wenig Erfolg. Als die Morgennebel von den ersten Sonnenstrahlen verscheucht waren, sah ich wohl hier und da am Waldesrande ein Stück Wild stehen, kleine Hirsche, vermutlich Pucús, rote Spießhirsche, die dem europäischen Rehwild ähneln. Fast immer standen die Tiere einzeln, nicht in Rudeln. Das Wild schien von der Äsung zurückzukommen, hielt sich noch eine Weile am Waldesrande auf und verschwand dann in die Dickung.

Dann erschien in der Pampa ein eigentümliches Tier, das den Termitenhügeln einen Besuch abstattete, ein Ameisenbär, kenntlich an seinem umfangreichen Körper und dem lächerlich kleinen Kopf. Den hätte ich gern erlegt, aber ich wollte zunächst weiter beobachten. Die ersten Sonnenstrahlen beleuchteten den Hang des Bergrückens, als es auf ihm lebendig wurde. Eine starke Rotte Wildschweine wechselte über die Höhe. Vornweg ein Dutzend besonders starker Schweine, dann, etwas zurück, die große Masse, Überläufer, Bachen und Frischlinge, bunt durcheinander. Eine kurze Weile verhofften sie nach dem Waldesrande hinüber, dann trollten sie dem Walde zu. Soweit ich mit meinem Glase feststellen konnte, waren es Bisamschweine. Die hellgrauen Backen waren deutlich zu erkennen. Darauf ließ auch ihre große Anzahl schließen, denn die gewöhnlichen Pekaris tun sich nie in so großen Rotten zusammen. Sie sind auch wesentlich kleiner. Auf etwa 500 m zog die ganze Gesellschaft vorüber mit deutlich wahrnehmbarem wetzenden Geräusch.

Das gewöhnliche Nabelschwein, Pekari genannt, hat etwa 1 m Länge bei nur 35—40 cm Schulterhöhe, ist dunkelbraun gefärbt und ein munterer, frischer Gesell, dem ich schon früher in den nördlichen Teilen der Republik öfter begegnet war. Das Bisamschwein — Weißbartpekari — dagegen war mir neu. Es ist etwas länger, 40—50 cm hoch, grauschwarz, mit einem breiten weißlichen Fleck auf den Wangen, dem es seinen Namen verdankt.

Woher mochten die Sauen kommen? Wechselten sie zurück

oder befanden sie sich auf der Wanderung? Wahrscheinlich letzteres, denn die Weißbartpekaris sind dafür bekannt, daß sie in starken Rotten in ununterbrochener Bewegung sind, bald hier, bald dort, und daß sie sich auf Wanderungen durch nichts zurückschrecken lassen. Ströme durchrinnen sie, Menschen und Hunde, die sich ihnen in den Weg stellen, greifen sie mit ihren scharfen Gewehren an, selbst vor Pferden schrecken sie nicht zurück, attackieren sie und schlagen nach Sehnen und Fesseln. Ich habe selbst einmal ein Pferd gesehen, das von den Wildschweinen schwer an den Sehnen der Hinterbeine verletzt war. Ich stieg nun vom Baum herunter und besichtigte die Stelle, wo die Sauen in den Wald eingewechselt waren. Alte Fährten standen hier nicht. Es war also klar, daß die Schwarzröcke sich nicht auf einem Gewohnheitswechsel befunden hatten.

Inzwischen war die Sonne höhergestiegen und begann sich recht bemerklich zu machen. Wunderbar gefärbte Falter flatterten um die unzähligen Orchideen herum, die in langen Ketten von den Riesen des Urwaldes herabhingen. Hier war der Wald durchaus nicht ungangbar, denn es fehlte Bambusdickicht. Man konnte sogar pirschen, ohne Geräusch zu verursachen, denn der dicke Moostepich machte ein Anstoßen oder gar Knicken von Zweigen zur Unmöglichkeit. Man pirschte wie im deutschen Mittelgebirge. Tatsächlich befanden wir uns hier ja auch nicht mehr als 5—600 Meter über dem Meere.

Inzwischen hatte sich Oberhofer bei mir eingefunden, mit dem ich die Lage besprach. Ich war der Ansicht, daß wir dem Schwarzwilde sogleich folgen sollten, in der Hoffnung, irgendwo im Innern des Waldes auf das Wild zu stoßen. Oberhofer meinte, das habe keinen Zweck, weil die Pekaris große Strecken ohne Unterbrechung zurückzulegen pflegten und eigentlich immer auf der Wanderung wären. Aber ich setzte meinen Willen durch. Hier standen alte Araucarias, unter denen man sehr gut hindurchkonnte. Es war mir bereits aufgefallen, daß gerade in der Umgegend von Campiñas besonders schöne Araucarias wuchsen. Warum sollte man nicht wenigstens einen Versuch machen? Auch die Neugier trieb mich. Der Vorsicht halber legte ich zunächst einmal die Richtung genau nach dem Kompaß fest. Das war unbedingt nötig, denn sonst drohte uns Gefahr, nicht wieder aus dem Walde herauszukommen. Es ist nicht ganz einfach, im Urwalde zu pirschen, ohne sich zu verlaufen — und das Verirren wird oft mit Verlust des Lebens gestraft.

An einem Bache entlang führten die Fährten des Schwarzwildes zu Tal, dann schwenkten sie seitwärts ab über einen Rücken und verloren sich auf rotem Felsen. An dieser Stelle machte mir Oberhofer ein Zeichen. Dann flüsterte er mir zu: „Sehen Sie mal dorthin. Da ist ein alter Windbruch. Wenn wir Glück haben, stecken die Sauen in ihm, denn sie lieben es, tagüber unter Baumwurzeln sich einzukesseln.“

Mit gutem Winde näherten wir uns dem Windbruch, der etwa 300 Meter lang sein mochte und eine für Menschen undurchdringliche Wildnis bildete. Am jenseitigen Ende ragten die gestürzten Araucarias mit ihren Kronen über einen Hang hinaus, der zum Teil aus Fels, zum Teil aus roten Lehmwänden bestand, die ziemlich steil abstürzten.

„Stellen Sie sich hier irgendwo an,“ meinte Oberhofer. „Ich werde die Hunde in den Windbruch hineinschicken. Sind Sauen drin, so wechseln sie drüben aus. Aber achten Sie gut auf den Wind.“

Das brauchte er mir nicht zu sagen. Bald hatte ich eine der umgestürzten Tannen erklettert und mich an einer Stelle angesetzt, von der aus ich den ganzen, etwa 50 Meter tiefen Steilhang unter Feuer nehmen konnte. Unten fand der dichte Wald seine Fortsetzung. Grüne Papageien strichen über uns fort und machten einen Mordslärm. Die Hunde fingen an Hals zu geben. Die Sache wurde aufregend. Trotzdem fand ich Zeit, einen Blick auf die herrliche, ja zauberhaft schöne Natur zu werfen, die sich vor mir ausbreitete. Aus dem unter mir liegenden Urwald, den man kilometerweit übersah, ragten uralte Palmen heraus. Ein unendliches Blättermeer dehnte sich nach Westen. Hoch oben kreiste ein Adler. „Herrlich,“ murmelte ich vor mich hin, „unvergleichlich schön.“

Es war keine Zeit, für Natur zu schwärmen, denn die Hunde jagten wie toll im Windbruche umher. Es war kein Zweifel, daß Wild in seinem Inneren steckte, nur wußte man nicht, welcher Art es war. Da hörte ich den Knall eines Schusses. Oberhofer hatte in den Windbruch hineingefeuert.

Plötzlich fuhren ein paar grauschwarze Tiere wie Bolzen aus dem Windbruch heraus, setzten den roten Hang hinab und verschwanden drunten im Hochwalde, ehe ich zum Schuß kommen konnte. Ununterbrochen folgte nun ein Ziel dem anderen. Bald einzeln, bald zu zweien, dreien und mehreren, kamen die Pekaris

in voller Fahrt aus dem Dickicht, glitten und rutschten den steilen Hang hinab und verschwanden. Schon aber hatte mein Feuer begonnen — Peng! Peng! Peng! — ein Schnappschuß folgte dem andern, ein Rahmen nach dem andern wurde verfeuert — und noch ebte die Rotte nicht ab. Sechzehn Schüsse gab ich im ganzen ab. Mit welchem Erfolge, konnte ich zunächst nicht feststellen. Einige Schüsse mußten aber gesessen haben, denn deutlich hatte ich den Aufschlag gehört und das Wild roulieren sehen, wie Hasen auf der Treibjagd.

Dann wurde es still. Nur unten im Hochwalde erhob eine Bande Affen einen Mordsspektakel, die jedenfalls ihrem Unwillen über die Störung der Ruhe des Urwaldes Ausdruck geben wollten.

Nur wenige Stücke schienen seitwärts ausgebrochen zu sein, denn die Pekaris haben die Angewohnheit, den alten Bassen durch dick und dünn ohne Zögern zu folgen. Die ersten Stücke, die — leider unbeschossen — bei mir ausgewechselt waren, mochten sämtlich Hauptschweine gewesen sein. Das meinte Oberhofer.

Ich blieb zunächst noch auf meinem Ansitz, bis Oberhofer mit den Hunden aus dem Windbruch herauskommen würde. Nach kurzer Besprechung jagte er die Hunde den Hang hinab, die unten sofort Hals gaben. Weshalb, das konnten wir erst feststellen, als wir den Hang hinabgeklettert waren. Auf den ersten Blick sah ich, daß drei Schwarzröcke am unteren Ende der Schurre verendet lagen. Mit anderen, die zweifellos krankgeschossen waren, balgten sich die Hunde herum. Die Pekaris fuhren wacker und mit blitzschnellen Bewegungen auf die Köter ein, so daß es nicht leicht war, Fangschüsse abzugeben.

Wir verknallten noch mehrere Patronen, bis wir sie endlich alle zur Strecke hatten, im ganzen fünf Stück, eine stattliche Zahl, gering freilich im Verhältnis zu den aufgewandten Patronen. Indessen muß man berücksichtigen, daß das Warzenschwein weit schwerer zu erlegen ist als das deutsche Wildschwein, weil seine Bewegungen so außerordentlich schnell, fast wie die eines Wildkaninchens sind. Ihre Schnelligkeit wurde noch durch das eigenartige Gelände erhöht.

Noch in anderen Punkten unterscheidet sich das südamerikanische Schwarzwild von dem europäischen. Bei letzterem trennen sich bekanntlich die Keiler nach der Rauschzeit von den Bachen, was bei ersterem anscheinend nicht der Fall ist. Ich wenigstens habe immer Keiler und Bachen zusammen angetroffen.

Sodann hält unser deutsches Schwarzwild, wenn es gedrückt wird, eigentlich immer seine Wechsel inne, selbst gegen den Wind, sofern ihm nicht scharfe Hunde auf der Pelle sitzen. Die Warzenschweine dagegen gingen sofort in flottester Fahrt aus dem Dickicht heraus, fast immer in der Richtung des Triebes.

Nun folgte eine wenig erfreuliche Arbeit. Da lag meine Strecke, Stück neben Stück, mitten im Urwald, etwa 350 Meter tiefer als die Pferde standen. Also blieb nichts anderes übrig, als daß jeder ein Stück Wild auf den Rücken lud und mit seiner Last den beschwerlichen Weg nach aufwärts antrat. Das war eine saure Arbeit. Der Schweiß rann in Strömen. Schließlich waren wir oben, piffen den Pferdehalter heran und machten den Weg noch einmal. Diesesmal nahmen wir den Peon mit, so daß nach dem zweiten Aufstieg die ganze Strecke oben war. Inzwischen war es 8 Uhr geworden.

Zunächst wurden einmal die Kleider abgezogen, um im Bache zu baden. Dann wurde die Strecke eingehend besichtigt. Drei Keiler, eine Bache und ein Überläufer lagen im Moos. Die Tiere waren sehr grau, hatten eine Färbung ähnlich wie das deutsche Schwarzwild im Winter. An den Seiten des Kopfes hob sich ein größerer weißer Fleck in Form eines Bartes ab. Die Borsten waren dick und hart, die Federn mäßig dicht und lang, die Gewehre sehr scharf und stark. Die Gestalt war gedrungen, der Kopf stumpfer als der des deutschen Schwarzwildes, auch das Gebrech kürzer. Dadurch verliert das Bisamschwein etwas an Ansehnlichkeit. Auch dieses Schwein hat, ebenso wie das gewöhnliche Pekari, auf dem hinteren Teile des Rückens eine Drüse mit übelriechendem Saft, ebenso fehlt die Außenzehe am Hinterlauf. Das Gewicht sprachen wir auf 30 bis 40 Kilo an. Von den Keilern schien einer ein grobes Schwein, die beiden anderen zwei- und dreijährige Schweine zu sein — schätzungsweise.

Jetzt begann eine harte Arbeit — das Abstreifen und die Zerlegung des Wildbrets. Zunächst kam der Frischling dran. Sorgfältig wurde die Rückendrüse entfernt. Dann wurde der kleine Kerl ausgenommen und innerlich mit rotem Pfeffer eingerieben. Darauf steckten wir ihn an den Spieß und übergossen ihn mit Salmoera (Salzlösung). Während wir die anderen Stücke abstreiften, schmort der Frischling am Feuer und verbreitete lieblichen Duft um sich, den wir gierig einsogen, denn der Hunger meldete sich. Das Wildbret der anderen Schwarzröcke wurde in Streifen

geschnitten, stark eingesalzen und an einem Draht in der Sonne zum Dörren aufgehängt, um Tasajo (Dörrfleisch) daraus zu machen. Das Fleisch sollte hängen bleiben, bis Oberhofer zurückkommen würde.

Der Frischlingsbraten schmeckte delik特 und wurde gewürzt durch einige Becher Caña (Zuckerschnaps), der uns sonst vielleicht nicht zugesagt hätte, in der Wildnis aber ein Labsal war.

Am Abend setzte starker Regen ein, der uns veranlaßte, in einem nahegelegenen, Horquetas genannten Puesto (Anwesen) Unterkommen zu suchen, wo ein Pole wohnte, bei dem es allenthalb Ungeziefer gab. Ich mußte hier mit einer der übelsten Landplagen von Misiones Bekanntschaft machen, mit dem Sandfloh. Dieses Tier hat die unangenehme Angewohnheit, sich unter den Fußnägeln einzugraben und dort Eiterungen hervorzurufen, wenn es nicht rechtzeitig entfernt wird. Ich hatte den europäischen Brauch, vor dem Schlafen die Stiefel auszuziehen, nicht aufgeben mögen. Der Erfolg war wenig erfreulich. Glücklicherweise verstand Oberhofer sich auf die Sache und operierte mich mit meinem Messer, das noch eben dazu gedient hatte, den Frischlingsbraten vor dem Munde abzuschneiden. Desinfiziert wurde es nur durch Streichen an den Gamaschen.

Am nächsten Morgen schien die Sonne wieder strahlend hell. So wurde denn vorwärtsgeritten, nachdem Oberhofer dem Polen sein Tasajo anvertraut hatte. Nach kurzer Zeit erreichten wir auf dem Kolonistenpfade das Waldesdickicht, das uns aufnahm. Auf einem herrlichen Waldwege ritten wir weiter. Nichts ließ sich hören, tiefste Waldeinsamkeit umfing uns, nur unterbrochen durch das Anschlagen der Hufe an die Baumstämme, die oft quer über dem Pfad lagen. Spechte hörte man klopfen, ab und an den Schrei eines Papageis, den Ruf eines Adlers hoch in den Lüften und das übliche Summen der Moskitos. Waldeszauber! An Jagd dachte man nicht, lebte nur der großartigen Natur, gab sich heimlichen Erinnerungen hin, Erinnerungen an den herrlichen deutschen Wald. Lief der Weg an Hängen entlang, öffneten sich Ausblicke über die nebelüberhangenen Täler, aus deren Wäldern die blattreichen Kuppeln der Palmen hervorragten. Zahlreiche Bäche murmelten zu Tal. Wunderbare Lichtreflexe auf den saftiggrünen Moosen, den Lianen und Orchideen entzückten das Auge. Schwarzwaldbilder — ins Unendliche vergrößert durch die Üppigkeit der subtropischen Vegetation!



Bild 27.

Familienbild aus dem Chaco (Tobas).

Zu Kapitel 7.



Bild 28.

Rancho im Chaco von Paraguay.

Zu Kapitel 7.



Bild 29.

Bearbeitung eines Quebrachostammes.

Zu Kapitel 7.

Mittagsrast wurde im Walde gehalten an einem murmelnden Bergbache, dessen Wasser über rote Felsen zu Tal tanzten.

Ein Versuch, durch den Wald nach Norden vorzudringen, mußte als unmöglich aufgegeben werden. So blieb denn nichts anderes übrig, als dem Waldpfade zu folgen, um an das Ufer des Paraná zu gelangen und dort in der bereits durchforsteten Gegend zu jagen. In der Nähe von Pilon stießen wir wieder auf Bisamschweine. Es war aber schon zu dunkel, als daß man hätte schießen können. Es schien eine auf der Wanderung begriffene Rctte zu sein, die mit lautem Grunzen und einem eigentümlichen wetzenden Geräusch, das von den Gewehren auszugehen schien, über den Waldpfad und zum Teil vor uns herzog. Wir ließen sie vollständig in Ruhe. Auch die Hunde kümmerten sich nicht weiter um die Schwarzröcke, vielleicht deshalb, weil sie nicht angefeuert wurden. Wir zeigten uns sämtlich apathisch. Es wäre an dieser Stelle auch unmöglich gewesen, die Moskitonetze zu lüften.

Menschen trafen wir nicht unterwegs, mit Ausnahme eines Toten, der quer auf dem Wege lag. Verletzungen hatte er nicht. Mochte wohl ein Yerbasammler sein, der dem Fieber oder sonst einer Krankheit erlegen war. Die Yerbasammler durchqueren nämlich die ganzen Wälder von Misiones auf der Suche nach dem wilden Teestrauch. Um diesen aufzufinden, vereinigen sich gewöhnlich mehrere Leute, die an das Leben im Walde gewöhnt sind. Sie nehmen etwas Mais, Dörrfleisch, Salz und Yerbamate mit und bleiben oft Wochen und Monate im Walde, bis Lebensmittel und Kleider am Ende sind. Dann leben sie in unglaublicher Genügsamkeit von Früchten und Wurzeln und dem Wild, das sie erlegen. Infolge der großen Anstrengungen und der oft ununterbrochenen Regen werden sie krank, so daß viele nicht mehr zurückkehren. Finden sie eine Stelle, an der Yerbasträucher und Yerbabäume wild wachsen, so beuten sie diese aus. Die Zweige werden abgehauen und an einem Feuer aus trockenem Holze leicht gedörst, aber nicht angebrannt. Dieses Verfahren nennt man Sapecar. Dann werden die Zweige in Körben (Rairos) zum Lager gebracht, wo der Leiter der Expedition sie abwägt. Darauf werden die Teeblätter richtig gedörst in einem primitiven Ofen, Barbecuá genannt. 14—16 Stunden dauert das Dörren. Ein besonders geschickter Mann, der Urú, leitet die Arbeit. Schließlich werden die gedörsten Blätter auf der Cancha (Tenne) mit Holzknüppeln auf Decken zerklopft. Damit ist die erste primitive

Bearbeitung der Yerba beendet, die sodann auf Maultieren zu den Flußhäfen transportiert wird. Der Transport darf nur bei gutem Wetter ausgeführt werden, denn die Yerba ist gegen nichts empfindlicher als gegen Nässe.

Jagdlich bilden die Yerbasammler eine Plage, denn sie beunruhigen den ganzen Wald, sind auch meistens mit Schußwaffen ausgerüstet und feuern auf alles, was ihnen begegnet.

In der Nacht umknurrte längere Zeit ein Jaguar unser Lager, bis wir aufs Geratewohl ein paar Schüsse ins Dickicht hineinfeuerten, die ihn veranlaßten, uns ungeschoren zu lassen. Für alle Fälle hatte ich am Abend einige Pillen Chinin geschluckt. Der Anblick des Verstorbenen auf dem Waldpfade hatte mich zu dieser Präventivmaßregel veranlaßt. Oberhofer lachte darüber, glaubte nicht an Fiebergefahr, meinte, der Kerl habe wohl zu viel Caña getrunken.

„Fieber kriegt man hier nur von den Sandflöhen“, sagte er.

Tatsächlich ist Misiones fast fieberfrei. Unangenehm aber ist eine übrigens durchaus nicht gefährliche Krankheit, die fast jeden neu Eingewanderten befällt und sich durch das Auftreten zahlreicher Geschwüre am ganzen Körper äußert. Ängstliche Gemüter lassen sich dadurch beeinflussen. Nach einigen Wochen geht sie fort, ohne Spuren zu hinterlassen. Ich vermute, daß dieses Leiden eine Folge von Unsauberkeit ist. Naturgemäß kann der Kolonist, der den ganzen Tag schwere Arbeit im Urwalde verrichtet, seiner Körperpflege nicht viel Sorgfalt angedeihen lassen. Dazu kommt der kolossale Schweißausbruch infolge der Hitze. Auch fehlt es meist an Seife. Ich habe nie unter dieser Krankheit zu leiden gehabt, habe freilich jeden Morgen und Abend, soweit es möglich war, mein Bad genommen, Sommer und Winter. In der Kordillere, wo das Wasser oft nicht mehr als 3 bis 5° hatte, wurde wenigstens einmal untergetaucht.

Früher als wir vermutet trafen wir in Esperanza am Paraná ein, wo wir am Abend spät auf ein Campamento (Lager) von Holzfällern stießen. Einige zwanzig Mann waren dort tätig, meist Indianer aus Paraguay — also kultivierte, die vom anderen Ufer des Paraná gekommen sein mochten. Es war ein Sonntag. Die Männer trugen ihre besten Gewänder, spielten Taba, ein primitives Spiel, das mit dem Kiefer eines Ochsen gespielt wird und bei dem es oft um hohe Einsätze geht, und tranken Caña. Die Weiber saßen, Zigarren rauchend, umher und warteten, bis ihre

Stunde geschlagen haben würde. Die Mädels, die hier im Urwald die Einsamkeit der Männer teilten — verheiratet mochten sie wohl kaum sein —, sahen durchaus nicht übel aus.

Alle hatten zwar etwas straffes dunkles Haar, aber durchaus nicht strähnig wie bei vielen Indianerstämmen, kohlschwarze Augen und bräunlichen Teint. Ein freundliches Lächeln und ein gewisser schelmischer Zug belebten meist das Gesicht. Gekleidet waren sie in rote oder weiße Gewänder von Waschleinen, auch wohl in eine verschossene Seidenbluse, rosafarbene seidene Unterrocke, Lackschuhe und seidene Strümpfe — mit wieviel Löchern, das wage ich nicht zu beantworten. Die Gesichter gepudert, Lippen rot gefärbt, das Haar stark parfümiert. Sie führen den Männern die Wirtschaft im Urwald. Ihr Hauptvergnügen besteht darin, nach beendeter Kampagne die Männer nach Posadas, der Hauptstadt des Territoriums, zu begleiten und dort die ganzen Einnahmen in einer lustigen Nacht durchzubringen. Da geht es flott zu! Für den Rest werden Parfümerien (für den Urwald) und andere unnütze Sachen gekauft. Dann geht es zurück in den Wald. Über die kleinen Sorgen des täglichen Lebens, die übrigens für diese Leute kaum existieren dürften, hilft die Zigarre hinweg, denn die Damen rauchen vom frühen Morgen bis zum späten Abend — und was für Zigarren! Schwere, frische, mächtige Tobaks, die unsereiner überhaupt nicht vertragen kann.

Die Männer sind bekleidet mit einem weichen Filzhut, einem schwarzen oder bunten Hemd, weiten Bombachas (Kniehosen), dem ledernen, mit schweren klimpernden Silbermünzen besetzten Gürtel. Alles passend zu den braunen Gesichtern mit den funkelnden Augen. Auch sie rauchen, aber Zigaretten. Männer und Weiber spucken ganz ungeniert. Das ist nun mal des Landes Brauch!

Alle sind harmlos vergnügt, einer spielt Gitarre. Ab und an singen sie schwermütige Weisen, Lieder, in denen Räuber eine große Rolle spielen, wie in ganz Südamerika üblich. Dann wird getanzt — mit fabelhafter Grazie, besonders die brasilianische Machiche. Ob sie immer so harmlos bleiben? Der Zuckerschnaps ist stark, das Blut ist heiß. Weiber sind im Spiel. Deshalb ziehen wir es vor, unser Lager weit seitwärts aufzuschlagen, in der Nähe eines wasserreichen Baches, in dem es von Fischen aller Arten wimmelt. Leider fehlt unsere Forelle darunter.

Lichter Wald umgibt uns. Hier hat die Axt des geschäftlichen Holzfällers gewütet. Der Urwald ist verschwunden. Verwahrloste Haue sind zurückgeblieben, nicht wie europäische Haue ausschauend, nein, wüst, unordentlich, als ob hier und dort große Stücke Wald — die wertvollsten natürlich — herausgehauen wären. Der Abend ist köstlich. Luciolen umschwirren uns, auch Vampire flattern durch die Luft, eine nicht zu verachtende Gefahr für die Reittiere, denen sie das Blut aussaugen.

Am folgenden Tage ging nun wieder die Jagd an. Wir ritten auf den Paraná zu, um die an seinem Ufer gelegenen Schilf- und Bambusdickichte durchzudrücken. Oberhofer wußte hier gut Bescheid. Dort, wo die Dickungen mit einer Bergnase zusammenstießen, war ein geeigneter Platz, sich anzustellen, denn die Pekaris halten nach Möglichkeit die Dickungen und suchen nach dem Verlassen des Schilfes, ähnlich wie der Fuchs, im dicken Busch sich davonzumachen. Natürlich gab es da Schwierigkeiten, freies Schußfeld zu finden. Ab und an glückte die Sache aber doch.

Da man nicht wußte, ob hier Schlangen waren, hieß es doppelt vorsichtig sein. Ich habe aber in ganz Misiones keine Schlange gesehen.

Der erste Trieb am Paraná entlang hatte begonnen. Ich stellte mich auf eine erhöhte Stelle, von der aus man das ganze Schilfdickicht übersehen konnte. Die Anhöhe war mit Araucariafichten bestanden und stieß bis in das Schilf vor. Jenseits des Flusses lag das paraguayische Ufer. Der Spiegel des Flusses leuchtete grünlichsilbern herüber. In seiner Mitte eine kleine Insel mit roten Felsen. Herrliche Aussicht, aber mäßiges Schußfeld. Wieder einmal ein Posten, wie man ihn daheim auf der Karnickeljagd so häufig antrifft, dabei keine Möglichkeit, einen Baum zu besteigen. Schließlich fand ich doch auf einem Felsen einen Stand, von wo man wenigstens einige freie Stellen überblicken und nach beiden Seiten die waldfreien roten Hänge bestreichen konnte. Nun entwickelte sich die Jagd wie üblich. Bald gaben die Hunde Hals, und eine wilde Jagd begann im Schilffeld. Ab und an hörte ich Oberhofers Donnerbüchse. Dann wurde es ganz still.

Plötzlich sauste nicht weit von mir eine schwarze Kugel, ähnlich einer Sau, über eine der freien Stellen, dann eine zweite und wieder eine. Also mußten Schnappschüsse gemacht werden. Ich rief mir zu: „Gut verhalten und mitziehen!“ So geschah es. Gleich der erste Schuß gelang. Das Pekari stand buchstäblich

auf dem Kopfe und überschlug sich wie ein Hase. Dann folgten einige Fehlschüsse. Plötzlich standen drei bis vier Stücke auf der Blöße, unschlüssig, wohin sich wenden. Peng, Peng! Zwei Stück brachen zusammen, die übrigen verschwanden. Es war ein großartiger Sport. Rahmen auf Rahmen wurde verknallt. Dazwischen zahlreiche Füchse, rote und graue, auf die man kaum abkommen konnte.

Unten erhoben sich aus dem Schilf Wolken von Wasserwild aller Art, Wildenten und Reiher, darunter Edelreiher, deren Federn so kostbar sind, daß das Kilogramm etwa 2000 Doll. kostet — wenn ich nicht irre, auch Tukans.

Nun erschien ein Hund auf der Blöße, der um ein Haar Feuer bekommen hätte. Er hatte sich anscheinend auf ein krankgeschossenes Schwein geworfen, das sich wacker zur Wehr setzte. Angriff und Verteidigung spielten sich so blitzschnell ab, daß es ausgeschlossen war, einen Fangschuß anzubringen. Endlich brachte Oberhofer den schneidigen kleinen Kerl zur Strecke. Vier Stücke Schwarzwild lagen auf der Decke, auch ein Fuchs. Andere waren krank entkommen. An eine längere Nachsuche war leider nicht zu denken.

Einige zwanzig Stück mochten im Bambusdickicht gesteckt haben, wo die Pekaris sich gern bei großer Hitze einschieben. Von hier aus unternahmen sie dann nachts ihre Streifzüge in die bebauten Gegenden, wo sie trotz ihrer Kleinheit große Verwüstungen anrichten. Hier pflegten sie deshalb besonders gern zu stecken, weil in der Nähe größere Palmenwälder waren, deren steinharte Samen sie mit Vorliebe aufknacken. Diese Pekaris gehörten nicht zur Weißbartgruppe, waren dunkelbraun gefärbt, seitlich gelbbraun und weißlich, Brust ziemlich hell. Der Kopf war ebenfalls kurz, das Gebrech stumpf, Länge nicht ganz 1 m, Höhe nur 40 cm. Auf dem Rücken fand sich ebenfalls eine Drüse, deren Zweck mir nicht verständlich.

Diese Tiere sind noch beweglicher und flotter als die Weißbartpekaris. Schade, daß wir sie in Europa nicht besitzen. Nur ein Kunstschütze würde sie treffen, wenn sie in voller Fahrt eine Schneise überfallen.

Nun begann wieder die langweilige Arbeit des Abstreifens und Tasajoschneidens, wenig erfreulich bei der Hitze und dem Insektenreichtum. Damit verging der halbe Tag. Wie früher wurde das Fleisch eingesalzen und zum Trocknen in die Sonne gehängt.

Oberhofer wollte es später abholen. Das Zerlegen muß sofort geschehen, denn das Fleisch läßt sich bei der starken Hitze nur kurze Zeit — höchstens einige Stunden — konservieren, selbst wenn es an kühlen Plätzen aufgehängt wird.

Ich hatte nun eigentlich genug. Wozu noch mehr von den munteren kleinen Kerlen zur Strecke bringen! Aber es konnte ja auch noch anderes Wild vorkommen: Spießhirsche, Zwergrehe, Jaguare, Pumas, Ameisenbären. Oberhofer kannte noch ein anderes, wie er sagte, gutes Revier. Also auf und dahin!

Wir ritten unfern vom Ufer nach Norden auf den Iriguay oder Marambos — in Argentinien hat die Mehrzahl der Flüsse zwei und mehr Namen — zu, dessen waldiges Tal in der Nähe seiner Mündung besonders wildreich sein sollte.

Unterwegs kamen wir überein, daß wir unbedingt an geeigneter Stelle eine Lichtung schaffen wollten, bevor die Hunde in das Dickicht hineingeschickt würden, ähnlich wie man es auf der Entenjagd zu tun pflegt, indem man Schneisen im Schilf ausmählt. Mindestens ein 10 m breites Schußfeld mußte geschaffen werden. So erkundeten wir denn die Dickungen, die wirklich kolossal waren, und machten uns an die Arbeit. Das kostete manchen Schweißtropfen. Der Wind stand gut. Auf ihn muß bei der Jagd auf Pekaris besondere Rücksicht genommen werden, denn dieses Wild windet ebensogut wie unser Schwarzwild, trotz der großen Fahrt, in der es auszubrechen pflegt.

Der Wind kam von Nordwest. Nach Westen aber dehnte sich ein großer Takuaral mit vielen umgestürzten Bäumen, die von den Hochwassern losgerissen sein mochten. Ihre Wurzeln ragten hoch in die Luft empor. Dabei war das Dickicht ziemlich trocken, so recht ein Revier, wie die Pekaris es lieben. Leider war es reichlich groß. Da die Pekaris aber sehr lose sitzen und mit Vorliebe talauf — *cuesta arriba* — flüchtig abgehen, konnten wir hoffen, mit unseren fünf Kötern Erfolg zu haben. Diesmal sollte der Peon (Knecht) die Hunde begleiten. Wir wollten uns beide vorstellen.

Um Mittag war alles zum Treiben fertig. Eine warme Husche ging nieder, die uns bis auf die Haut durchnäßte, köstlich nach der harten Arbeit. Der Boden dampfte, drückende Schwüle herrschte. Lange Zeit kam nichts. Dann hörte man im Schilf lautes Poltern und das charakteristische Geräusch, das die Sauen mit ihren Gewehren machen. Und nun brach es hervor — eine mächtige Rotte Nabel- und Bisamschweine durcheinander.

Wir saßen einander gegenüber, der Übersicht halber erhöht, auf den Wurzeln umgestürzter Bäume. Oberhofer gab mit seiner Donnerbüchse langsames Feuer ab, sich in eine blauweiße Pulverdampf Wolke hüllend, ich Schnellfeuer aus meiner tadellosen Mauserbüchse.

Mehrere Stücke Schwarzwild roulierten. Die meisten Kugeln freilich gingen vorbei, denn die Fahrt, mit der die Kugel über die Blöße sausten, war kolossal. Eine von Oberhofers Kugeln schlug dicht neben mir in die Wurzeln, daß die rote Erde um mich herum spritzte. „Tiefer halten!“ rief ich hinüber.

Gerade hatte ich einen neuen Rahmen eingeschoben, als zwei Spießhirsche unbeschossen durchbrachen, dann kamen wieder Pekaris vor die Büchse, schließlich ein allerliebster Zwerghirsch, nicht viel größer als eine ganz kleine Antilope. Der Wissenschaft halber legte ich ihn um.

Schon waren wir von unseren Ansitzen herabgeklettert, denn das Treiben schien aus zu sein. Da drückte sich ein merkwürdiges grauschwarzes Tier aus dem Schilf heraus, ein mächtiger Ameisenbär. Peng! — Schon rollte er in die Stauden.

„Den hätten Sie sollen leben lassen,“ meinte Oberhofer, „denn es ist das nützlichste Tier von der Welt.“

Tatsächlich beschränkt sich dieser Bär darauf, Ameisen zu vertilgen, und ist dadurch dem Pflanzer sehr nützlich.

„Nur der Wissenschaft wegen“, antwortete ich etwas beschämt.

Ein gewisses Reuegefühl stieg in mir auf. Hatte ich doch am eigenen Leibe erfahren, welch' entsetzliche Plage die Ameisen in Südamerika sind. Mehrere Male hatten sie in einer Nacht meine ganze Gartenanlage in Belgrano bei Buenos Aires zerstört. Nur die kahlen Sträucher waren nachgeblieben. Bis in mein Esszimmer waren sie eingedrungen und hatten im Buffet die Korken aufgefressen. Und jene Ameisen waren noch harmlose Tiere im Vergleich zu den großen Termiten von Misiones. Mit Strafe sollte der belegt werden, der ein so nützlichtes Tier tötet.

Nun ging wieder die Nachsuche los, aber kein krankes Stück Wild wurde gefunden. Immerhin lagen fünf Stücke Schwarzwild auf der Strecke, darunter ein Hauptschwein mit sehr starken Gewehren und Haderern. Der Zwerghirsch bzw. das Zwergreh hat mich besonders interessiert. Es hatte ganz kleine Spieße. Ein ähnliches Stück habe ich in der Pampa Central mit dem Baron M. geschossen. Ob es mit dem im „Brehm“ erwähnten Pudahirsch

identisch, kann ich nicht entscheiden. Brehm beschreibt dieses Wild wie folgt: „34 cm hoch, Färbung rotbraun mit gelblicher Sprenkelung.“ Soweit ich mich erinnere, war unser Zwerghirsch gelblich gefärbt, ein entzückend graziöses Tier.

Oberhofer drängte darauf, weiter zu jagen, weil er einen möglichst großen Vorrat von Tasajo heimzubringen beabsichtigte. Mir erschien es zwecklos. Schließlich siegte die Jagdlust, ich gab nach. So wurde denn weiter talaufwärts noch ein Trieb angelegt. Ein kolossales Dickicht, voll von durch Hochwasser umgerissenen Baumriesen, an deren Wurzeln dicke Ballen roter Erde saßen, bot eine gute Gelegenheit. Nun wiederholte sich das Bild von vorhin. Wir hatten es aber unterlassen, einen Durchhau herzustellen, hatten uns vielmehr auf gut Glück irgendwo angesetzt. Wieder gaben die Hunde Hals, dann aber folgte Standlaut. Das kam uns sonderbar vor, denn bisher war das Wild regelmäßig in flotter Fahrt vor die Büchse gekommen. Ich besprach gerade mit Oberhofer die Angelegenheit, als mit einigen mächtigen Fluchten ein prachtvoller Jaguar vor uns vorbeisetzte und drüben im Dickicht verschwand. Ein schnell nachgefeuerter Schnappschuß hatte keinen Erfolg. Beide machten wir lange Gesichter. Das kam vom Sprechen. Gleichzeitig kam ein starker Tapir flüchtig vorüber.

Urpötzlich fiel die Dunkelheit ein. So blieb nichts anderes übrig, als an Ort und Stelle das Biwak aufzuschlagen und den Ärger mit einem Schluck Caña hinunterzuspülen. Wo gäbe es einen Jäger, den es nicht wurmte, wenn er an eine im Laufe seines Lebens begangene jagdliche Dummheit denkt. So kann ich noch heute dieses Vorfalles nur mit Selbstvorwürfen gedenken. Warum hast du damals nicht? Warum nicht?

Meine Zeit war abgelaufen, ich mußte zurück, denn ich wollte noch in den Chaco. Trotz der schönen, unvergeßlichen Jagd-erinnerungen an Misiones hatte ich auch körperlich genug. Das Ungeziefer hatte uns zu fürchterlich zugesetzt. Gesicht und Hände waren ganz geschwollen. Überall am Körper saßen Zecken. Auch Sandflöhe machten sich wieder bemerkbar. So ritten wir nach Puerto Krieger zurück, wo sich Oberhofer bei meiner Rückkehr ebenfalls einschiffen sollte. Die Schwarten nahm er mit, mir blieben die Gewehre und als Erinnerung einige Hände voll Saufedern. Noch an demselben Tage sollte der kleine Dampfer Iberá vorüberkommen, der auf dem Wege nach Puerto Aguirre war, von wo man die Fälle des Yguazú besucht.

Schneller als ich gedacht, traf der Luxusdampfer ein, ein Schiffchen, dessen Größe im richtigen Verhältnis zu seiner Sauberkeit stand. Trotzdem bot er nach den Erlebnissen der letzten Tage mancherlei Luxus. An Bord war eine kleine lustige Gesellschaft, darunter zwei argentinische Damen, deren Anblick wir so lange nicht genossen. Zunächst gab ich mich nicht zu erkennen, weil ich wie ein Räuber aussah. Der Kapitän betrachtete mich mit Mißtrauen, als ich an Bord kam, mochte mich wohl für einen Holzhauer halten.

„Sie wollen doch stromab,“ sagte er.

„No“, antwortete ich, „ich will die Fälle sehen. Warten Sie ein bißchen, bis ich mich rasiert habe und wieder menschlich aussehe.“

Nachdem ich mich rasiert und ein weißes Hemd angelegt, erschien ich wie ein aus der Asche erstiegener Phönix, gab mich zu erkennen und wurde nun viel bewundert und nach allen möglichen Dingen befragt.

Nach dem Abendessen zog ich mich in meine Kabine zurück, um einen langen Schlaf zu tun. Während die übrigen Fahrgäste an Bord saßen und von der Poesie des Abends, von der erhebenden Waldeinsamkeit, den unendlichen Weiten schwärmten, legte ich mich, da ich all' diese schönen Sachen einschließlich ihrer Nachteile reichlich genossen, nieder und schlief den Schlaf der Gerechten, trotz der auch hier vorhandenen Moskitos. Der Dampfer lag nachts verankert und wiegte sich leise im Spiele der Wellen.

Am nächsten Morgen setzte er sich früh mit Stampfen und Prusten in Bewegung. Zunächst revidierte ich in puris naturalibus meinen geplagten Leib nach bisher noch nicht aufgefundenen Zecken. Dann wurde ein Bad genommen.

Bald darauf langten wir in Aguirre an.

Obschon meine jägdlichen Erinnerungen hier abschließen, will ich doch dem Leser den Eindruck nicht vorenthalten, den die Fälle des Yguazú auf mich gemacht haben. Vielleicht entschließt er sich daraufhin zu einer Reise nach diesem Naturwunder. Ich habe die Niagarafälle gesehen mit ihrer Breite von 1000 m und ihrer Höhe von 48,80 m. Gewiß wunderbare Fälle, aber ihre Ufer sind kahl, nicht eingehüllt in eine zauberhafte Vegetation, wie die des Yguazú. Den Zambesifall kenne ich nicht. Er ist höher, steht aber hinsichtlich der Natur ebenfalls hinter den südamerikanischen Fällen zurück.

Noch am Tage unserer Ankunft ritten wir auf einer breiten Pikade (Schneise) zu den Fällen. Die Vegetation auf beiden Seiten der Pikade war großartig, subtropischer Urwald in des Wortes wahrster Bedeutung. Nach einigen Stunden erreichten wir das sogenannte Hotel am Yguazú, ein ziemlich primitives Blockhaus, das keinen Luxus bot. Der Donner der Fälle dröhnte in unsere Ohren. Kurz darauf standen wir vor den Fällen. Ein weites Tal lag zu unseren Füßen. Zwei Fälle, einen rechten Winkel miteinander bildend, durch einen waldigen Felsblock von einander getrennt, lagen vor uns, rechts der argentinische, links der brasilianische Fall, ersterer 4 Kilometer breit, letzterer schmaler, aber wirkungsvoller, weil seine Wassermassen 65 Meter tief in den sogenannten Teufelsschlund hineinbrausen. Von ihm stieg eine mächtige weiße Dampfwolke hinter der die beiden Fälle trennenden Waldinsel in die Luft empor.

Auf schmalen Fußsteigen gelangt man unter die argentinischen Fälle. Der Eindruck, den man auf dieser Promenade gewinnt, ist unvergleichlich in seiner malerischen Großartigkeit. Bei niedrigem Wasserstande kann man sogar unter den brasilianischen Fall gelangen. Auf einem Einbaum fährt man unter der Führung ortskundiger Indianer bis in den Rücken des Falles. Ein Dr. Lütken, der diese Fahrt mitgemacht hat, beschreibt sie wie folgt:

„Morgens früh — am Karfreitag des Jahres 1909 —, als sich kaum der Nebel, der das ganze Wunder verhüllte, zu lichten begann, brachen wir auf. Mit einem Einbaum gelangten wir, ganz dicht am argentinischen Ufer uns haltend, in den Rücken der Fälle. Etwa 200 Meter oberhalb der Fälle ging es durch größtenteils seichtes Wasser — sonst wäre es völlig unmöglich — zwischen Absätzen und Felsen durch fußhohe Abfälle hindurch bis zu der vermeintlichen Insel zwischen den beiden Fallreihen. Diese Insel ist ein scheinbar undurchdringliches Durcheinander von Sümpfen, Wassertümpeln, Fällen, Felsen, Erdreich, Bambusdickichten und höherem Urwald. Unseren Einbaum hatten wir verlassen, und nun hieß es, voran zwei der Leute mit Buschmessern, sich hindurcharbeiten. Es war unsagbar mühsam und teilweise auch sehr gefährlich. Oft bis zu den Hüften im Wasser, gelegentlich — natürlich angeseilt — bis zum Hals; dann wieder Klettern durch Dickichte, stolpern in wassergefüllte Löcher; wieder Wasser bis an die Brust.

Aber rastlos ging es weiter; zähneklappernd von dem fort-

gesetzten Naß- und Trockenwerden trotz der 30 Grad Wärme, und nicht der Wolken von Moskitos achtend. Dann wurde die Luft immer feuchter, das Geräusch immer betäubender, so daß nur noch durch Schreien Verständigung möglich war. Dicht vor uns stieg jetzt die Dampfsäule auf. Durch einen Sprühregen ging es hindurch, und dann lag mit einem Schlag der Fall vor uns. Wir krochen auf allen Vieren über große Steine, zwischen denen Schilf war, mit äußerster Vorsicht weiter bis zum letzten Block. Eine Schilderung ist mir unmöglich. Ich zitterte vor Aufregung, als ich die Aufnahme machte. Wir standen staunend, wortlos, bedrückt durch die Naturgewalt, die uns hier gewissermaßen in ihr Allerheiligstes blicken ließ. So ist es auch verständlich, daß bald unsere Leute trotz allen vorher gezeigten Schneids ängstlich wurden und zur Umkehr drängten, die auf demselben Wege glücklich vonstatten ging. Allerdings völlig erschöpft von den Eindrücken und der Anstrengung kamen wir an. Es war der Höhepunkt einer langen Reise gewesen."

Der Anblick eines großen Naturwunders läßt unauslöschliche Eindrücke zurück. Die Niagarafälle, die Wunder des Yellowstoneparks, die Großartigkeit der Schweizer Hochalpen und der Anden Südamerikas, die Pracht der Yguazúfälle gehören zu den großen Naturwundern, die ich betrachten durfte. Noch heute — in der Erinnerung — höre ich das Donnern der Yguazúfälle. Es übertönt sogar das Summen der Tausende von Moskitos, das uns auf unserer Pirsche in den Bergen von Misiones stets unwillkommener Begleiter war. Ohne diese und andere Insekten wäre Misiones ein Paradies auf Erden.





Sumpfhirsche.

Siebentes Kapitel.

Sumpfhirschjagd in den Wäldern des Chaco.

Endlich, nach mehreren Tagen Talfahrt auf dem oberen Paraná, trafen wir in Corrientes ein, der Hauptstadt der gleichnamigen Provinz. Die Fahrt war nicht uninteressant gewesen, vor allen Dingen nervenberuhigend. Die Gleichmäßigkeit der mit Bambus umsäumten Ufer, hinter denen mäßig hohe Bäume einen zweiten Saum bilden, die mächtige sonnenbeglänzte Wasserfläche, durch die der Dampfer mit dem Strom, kaum bemerklich sich wiegend, dahinglitt, übten einen wunderbar beruhigenden Einfluß aus. Außer uns waren nur noch einige wenige Gäste an Bord, die den gleichen Wunsch zu haben schienen wie wir, ungestört zu sein und den Frieden der Natur in aller Behaglichkeit zu genießen. Unterbrochen wurde die friedliche, himmlische Stimmung nur dann, wenn sich auf dem roten Sande der Ufer Yacarés (Alligatoren) zeigten, oder irgendein Wild in den Abendstunden am Wasser erschien. Dann holten die Fahrgäste wohl Gewehre hervor und eröffneten ein lebhaftes Feuer, das natürlich gar keinen Zweck hatte. Wir lachten über diese Torheiten, rauchten unsere kurzen Pfeifen und schwiegen uns aus.

Corrientes bot nur wenig Neues. Ich kannte diese Stadt — wollte sagen — diese Hauptstadt sehr genau aus früheren Zeiten. Außer einem Durchschnittsgasthof bietet sie wenig Interessantes.

Das aber wird sich vermutlich bald ändern, sobald die Provinz Corrientes, die damals noch etwas rückständig war, größere Fortschritte gemacht haben wird. Alle Bedingungen dafür sind vorhanden, denn sie wird in nicht ferner Zeit ein Emporium der argentinischen Baumwollproduktion sein.

Hier schliefen wir nun zunächst einmal gründlich aus. Dann suchte ich einen Apotheker auf, um ein Mittel gegen Insektenstiche zu erstehen. Viel nützen ja solche Mittel nicht, immerhin aber konnten sie eine kleine Erleichterung schaffen.

Am nächsten Morgen setzten wir über den Paraná nach Barranqueras, dem einzigen Hafen des Chacogebietes. Dort hatte Oberhofer einen Landsmann, der uns mit Pferden versorgen sollte. Der Mann war daheim und stellte uns das Gewünschte bereitwillig zur Verfügung, außerdem noch einen halbindianischen Peon, der landeskundig sein sollte. Er selbst entschuldigte sich, daß er uns nicht begleiten könne, worüber niemand froher war als ich. Aus Erfahrung wußte ich, daß alle Leute, auch die frisch zugewanderten Europäer, wenn sie einige Jahre in diesen subtropischen Gegenden gelebt, ihre Energie infolge der klimatischen Eigentümlichkeiten verloren haben, denn der Chaco ist heiß. Im Dezember, Januar und Februar steigt das Thermometer auf 35° C und mehr. Weht dann obendrein Nordwind, so wird der Körper sozusagen gelähmt. Nur starke und energische Naturen sind dann noch imstande, ihre gewohnte Arbeit zu verrichten. Die meisten Leute geben sich völliger Apathie hin, die man auch mit dem Namen „Faulheit“ bezeichnen kann. Wer das tut, ist verloren. Nichts unterscheidet ihn mehr von den Eingeborenen. Ich habe mich stets bemüht, auf das Klima keine Rücksicht zu nehmen, und bin gut dabei gefahren. Das kann man aber nur dann, wenn man sich nur gelegentlich während kürzerer Zeit in diesen Gegenden aufhält. Anders, wenn man längere Jahre hier leben muß und einen Beruf auszuüben hat.

Selbst die virilsten Völker, zu denen ich Briten und Germanen rechne, können auf die Dauer dem Einfluß des warmen Klimas nicht widerstehen. Das Blut wird nämlich allmählich dünner, was zu einer gewissen körperlichen und moralischen Erschlaffung führt.

Jagdlich kamen für uns nur gewisse Strecken des mächtigen Chacogebietes in Frage. Seine Größe kann man auf etwa 400 000 Quadratkilometer schätzen, also nicht viel weniger als das heutige Deutsche Reich. Es umfaßt das gesamte Tiefland, das sich

zwischen der brasilianischen Urscholle, deren einer Ausläufer das Bergland von Misiones ist, und dem jungen Faltengebirge der Anden ausdehnt. Hier wogte in der Eiszeit ein Meer, das nach und nach trockengelegt wurde.

Das Land senkt sich ganz allmählich und nicht wahrnehmbar von NW nach SO, ist also fast eben und völlig steinlos. Die Flüsse haben infolgedessen sehr geringes Gefälle, sind sehr gewunden und neigen zur Sumpfbildung. Hauptflüsse sind der Pilcomayo und der Bermejo, von denen ersterer die Grenze mit Paraguay bildet. Er ist auf einer weiten Strecke seines Mittellaufes völlig versumpft (Sumpf von Patiño).

Der Chaco umfaßt ein ungeheures Waldgebiet, aber nicht Wald im europäischen Sinne. Vom Ufer des Paraguay-Paraná erstreckt sich nach Westen über 20 bis 50 Kilometer das Überschwemmungsgebiet dieser Ströme, das mit Schilf, Bambus, Weiden, Dornsträuchern und allen möglichen Baumarten bewachsen ist, wie wir sie schon in Misiones kennengelernt haben, die Palme nicht zu vergessen. Sie steht meist einzeln oder in kleinen Gruppen auf den höheren Geländestellen. Daran schließt sich landeinwärts ein oft durch Sumpfstrecken und Weideflächen unterbrochener lichter Wald, aus dem die Stämme des bekannten Quebrachobaumes — stets einzeln stehend — hervorragen. Bis etwa zum 61. Längengrad wächst der rote Quebracho, der den bekannten vorzüglichen Gerbstoff liefert, dann folgt eine Übergangszone, an die sich das Gebiet des weißen Quebracho anschließt, dessen eisenhartes Holz sich besonders zu Eisenbahnschwellen, Telegraphenstangen und Pfosten aller Art eignet. Letzterer wird auch Quebracho santiagueño genannt, während ersterer colorado (roter) oder chaqueño heißt. Nach Süden wächst dieser nützliche Baum etwa bis zum 30. Breitengrad.

Im allgemeinen ist der Chaco wegen seiner vielen versumpften Wasserläufe äußerst unwegsam.

Die Niederschlagsmenge nimmt von Osten nach Westen rapid ab. Während man am Paraná noch mit 1600 Millimeter pro Jahr rechnet, sinken die Niederschläge im Westen auf 600 Millimeter. Vor allem im Sommer machen sie sich bemerkbar, in den Monaten Dezember bis Februar, und haben oft den Charakter von Wolkenbrüchen. Im allgemeinen herrscht aber Dürre, die oft einen bedenklichen Grad annimmt und um so gefahrdrohender ist, weil die Flüsse des Chaco größtenteils salziges Wasser führen, wie denn

auch das Grundwasser meist salzig ist. So kommt es, daß die industriellen Etablissements im Inneren des Territoriums häufig mittels Eisenbahn mit Wasser versorgt werden müssen. Die Feuchtigkeit ist also nicht mehr hinreichend, um zusammenhängende Urwälder zu bilden. Der Chaco ist deshalb ein Übergangsbereich von den Urwäldern des inneren Südamerikas zur Pampa.

Diese Umstände müssen wohl berücksichtigt werden, wenn man im Chaco jagen will. Zuverlässige Karten des Landes gibt es noch nicht. Nur der Kompaß bietet einen gewissen Anhalt. Wird die Wasserfrage nicht sorgfältig vorbereitet, so kann der Jäger leicht verdursten, vor allen Dingen seiner Reittiere beraubt werden, ohne die er verloren ist. Weniger wichtig ist die Ernährungsfrage, weil es Wild genug gibt, um davon zu leben. Aber eine andere ernste Gefahr droht ihm, das Vorhandensein wilder, ungebändigter Indianerstämme. So war es wenigstens damals. Heute mag diese Gefahr geringer sein, denn seit einer Reihe von Jahren steht eine Kavalleriedivision im Chaco, die viel für die Sicherheit der Ansiedler und Reisenden getan hat.

In erster Linie sind unter den Indianerstämmen des Chaco die Tobas zu nennen, körperlich große und starke Menschen, intelligent und reinlich. Sie leben in Hütten oder Zelten und treiben etwas Landwirtschaft und Viehzucht. In der Umgebung der großen Ströme sind sie halbzivilisiert und arbeiten vielfach in den Holzschlägereien und Quebrachofabriken. Die weiter nordwestlich wohnenden Matacos stehen auf einer viel tieferen Kulturstufe. Halbnackt, entsetzlich schmutzig und furchtsam, weichen sie dem Europäer aus. Sie sind Todfeinde der Tobas. Schließlich die den Tobas ähnelnden Choratis oder Matacos orejudos.

Besonders in dem an das Territorium des Chaco angrenzenden Formosa trieben sich damals noch zahlreiche Horden wilder und halbwilder Indianer umher, die ihre Gewohnheiten als Nomaden nicht aufgeben wollten. Erst die Kolonisierung des Landes beseitigt sie. Sie müssen sich dem zivilisierten Leben anbequemen oder das Land verlassen und nach Paraguay oder Bolivien ausweichen. Schlimmer als die Indianer sind weiße Abenteurer, entsprungene Verbrecher und Deserteure, die sich in diesen Gegenden oft in größerer Zahl aufhalten. Zu meiner Zeit kam es häufig vor, daß eine Farm angeblich von Indianern angegriffen sein sollte. Dabei war es nun auffallend, daß der Angriff nach

europäischen Exerzierreglements — tambour battant — ausgeführt war; woraus man seine Schlüsse ziehen konnte.

Manche Forscher sind in diesen Gegenden den Indianern zum Opfer gefallen, so 1882 der Franzose Crèveaux, 1900 der Spanier Ibarreta (am Sumpf von Patiño), 1902 der italienische Maler Guido Bozziani. Andere sind ohne Schwierigkeiten durchgekommen, z. B. Fontana, Feilberg, Astrada, Olmos, Florencio Ameghino und der leider zu früh verstorbene berühmte argentinische Geograph Francisco Moreno, mit dem ich 1901 am großen See Nahuel Huapi in den patagonischen Alpen unvergeßliche Stunden verlebt habe.

Doch zurück zu unseren Jagderlebnissen.

An eine größere Ausdehnung der Jagdexpedition war nicht zu denken. So gern ich bis zum Estero Patiño an den Pilcōmayo vorgedrungen wäre — die Indianergefahr hätte mich nicht abgeschreckt —, so fehlten dazu Zeit wie Mittel. Es konnte sich nur, sozusagen, um einen Jagdausflug in der Nähe von Barranqueras handeln, der nicht mehr als einige Tage in Anspruch nehmen durfte. Vor allem reizte mich der Sumpfhirsch (*Cervus paludicus*), wodurch das Jagdrevier gegeben war, denn dieses Wild steht nur in den Schilfbreiten und Uferwäldern der Flüsse. Also kam das Ufergebiet des Paraná und Paraguay hauptsächlich in Frage. Auf gut Glück wollte ich mit Oberhofer von Barranqueras aus nach Norden jagen. Die Wasserverhältnisse lagen günstig, denn der Paraná wie auch der Paraguay waren niedrig.

Meine jagdlichen Erfahrungen mit dem Sumpfhirsch beschränkten sich auf das bereits erwähnte Erlebnis — trüben Angedenkens — am Rio Corrientes. Noch ein anderes Mal waren wir auf dieses Wild gestoßen, wobei ich mich freilich auf die Rolle eines Zuschauers beschränkt hatte.

Damals fuhren wir auf einem Motorboot der Correntiner Zollbehörde auf dem Paraná bei der Stadt Corrientes, um ein in der Nähe gelegenes Schlachtfeld aus dem Paraguaykriege zu besuchen. Dort hat der Strom eine Breite von ungefähr 2 Kilometern. Plötzlich entdeckten die Matrosen mitten im Strom einige Hirsche, die vom Chacoufer aus den Paraná durchrinnen wollten. Sofort hielt der Steuermann auf sie zu, so daß wir sie nach wenigen Minuten erreichten, die natürlich kehrt gemacht hatten und zum Chaco zurückstrebten. Es war Kahlwild. Einer der Matrosen lassierte ein Stück, das an Bord gezogen und mit den Enden der Läufe an einem Poller festgemacht wurde. Der Hirsch wurde später dem

Aus der Pampa Central.



Bild 30. Strecke von Pampashirschen.



Bild 31. Geweihe von Pampashirschen.



Bild 32. Jaguardecken.



Bild 33. Erlegter Strauß.



Bild 34. Erlegte Jaguare.



Bild 35.



Bild 36. Aufladen der Jagdbeute (Jaguar).



Bild 37. Allerlei Wasserwild. Zu Kapitel 8.

Gouverneur der Provinz zum Geschenk gemacht und in einen Corral (Umzäunung) gesperrt, dessen Hürden 2 Meter hoch sein mochten. Das Wild überlegte sich nicht lange, was es tun sollte, überfiel den Zaun und trollte in die Freiheit. So sehr ich mich als Weidmann über die Barbarei geärgert, so sehr hatte ich mich gefreut über die Lösung des Dramas. Die Argentinier sind eben keine Jäger im deutschen Sinne, wie überhaupt in dieser Hinsicht alle Völker, selbst die sportliebenden Briten, den Deutschen nachstehen. Sie alle sind mehr oder minder nur Schiesser, keine Heger und Pfleger. Man mag der Ansicht sein, daß diese Auffassung in der freien Wildbahn exotischer Länder nicht am Platze ist. Ich stehe auf einem anderen Standpunkt. Der brave Oberhofer stimmte mit mir überein. Das hat ihn mir wert gemacht. Was er im Forsthouse seines Vaters im Spessart gelernt, das hat er auch in den Wäldern Südamerikas befolgt, wenigstens solange er in meiner Begleitung jagte.

Es war recht heiß. Wir hatten 40° im Schatten. Dazu wehte seit längerer Zeit Nordwind, der aus dem Inneren Brasiliens kommt und schwere, drückende Temperatur erzeugt, ähnlich wie der Sirocco in Südeuropa. Dann drohte uns Regen. Seit längerer Zeit hatte Dürre geherrscht. Wenn nun der Sommerregen einsetzte, so war in den Uferwäldern nicht viel zu machen, denn die ausgetrockneten Sümpfe und Lagunen würden sich schnell mit Wasser füllen. Trotzdem ritten wir in Begleitung des indianischen Peons am nächsten Morgen gen Norden, um zunächst ein am Guaycurú gelegenes Almacén (Kaufhaus) zu erreichen, in dem wir unser Hauptquartier aufschlagen wollten. Es war uns von Oberhofers Freund empfohlen, obschon es nicht im argentinischen Baedeker figurieren dürfte.

Tatsächlich machte es keinen verlockenden Eindruck. Unter einigen alten Palmen stand eine kümmerliche Lehmhütte, in der ein alter Italiener hauste, angetan mit dem roten Garibaldihemd und einem ausgefransten leinenen Beinkleid. Aber seine Töchter, das waren adrette Mädchen, schwarzhaarig, bräunlichen Teints und mit großen goldenen Ohrringen geschmückt. An die mußte unser Wirt in Barranqueras vielleicht gedacht haben, als er uns seine Empfehlung gab. Sie empfingen uns mit vielsagendem Augenaufschlag und nahmen sich unserer in jeder Hinsicht an. Auch der Alte war gefällig, als er den Namen unseres Wirtes hörte und merkte, daß wir gutzahlende Gäste waren. Mir lag daran, den

Mann ganz für uns zu gewinnen, denn er sollte einige ortskundige Indianer besorgen. Am Abend saßen wir gemeinsam unter den Palmen um ein Feuer herum, sangen zur Gitarre und tanzten mit den Mädeln die üblichen Nationaltänze. Pflücke die Rose!

Noch am späten Abend trafen drei Tobas ein, die uns am nächsten Tage begleiten wollten, stramme Burschen mit vorspringenden Backenknochen, Schlitzaugen und straffem Haar, nicht gerade vertrauenerweckend aussehend. Aber der Alte legte seine Hand für sie ins Feuer. Sie würden uns gute Begleiter sein. Außerdem würde er uns einen seiner Söhne mitgeben, der mit den Indios verhandeln sollte. Wir kamen ohne Schwierigkeit zu einer Einigung mit ihnen. Sie sollten alle Felle, außerdem pro Tag eine gewisse Quantität Waren erhalten und am Schluß der Expedition — aber erst dann — pro Kopf eine Flasche Caña (Zuckerschnaps). Das ist das Zauberwort, mit dem man jeden Indianer gewinnen kann. Für Schnaps tut er alles. Rascher als ein Krieg reibt der Alkohol die Rothäute auf. So war und so ist es in Nordamerika, so ist es auch im Süden des amerikanischen Kontinents. Ihre Augen strahlten, als ich ihnen das Anerbieten machen ließ. Dann verschwanden sie mit der Zusage, bei Anbruch des nächsten Tages sich rechtzeitig einfinden zu wollen.

Spät am Abend stiegen noch ein paar Berittene ab, die sich abseits von uns hielten und miteinander tuschelten. Es waren Paraguayer, vermutlich Verschwörer, die irgendeinen Putsch planten, denn in dieser kleinen Republik ist, ähnlich wie in Uruguay, politische Unruhe in Permanenz erklärt. Wir kümmerten uns nicht weiter um sie, sorgten für unsere Pferde und revidierten unsere Waffen und Munition, um dann trotz reichlich vorhandener Moskitos einen tiefen Schlaf zu tun. Der alte Garibaldiner hatte uns mehrere Male davon abgeraten, in die Esteros (Sümpfe) zu gehen. Die Moskitos, Tabanos¹⁾ und Gegénes, meinte er, würden uns aufessen. Wir erwiderten ihm darauf, daß wir aus den Wäldern von Misiones kämen und diese Plage gewohnt wären.

„Eso es nada — das ist nichts,“ hatte er geantwortet. „Sie werden ja sehen. Ich wette, daß Sie morgen abend wieder zurück sind. Wenn Sie nicht das Fell eines Anta (Tapirs) haben, halten Sie es in den Dschungeln nicht aus.“

Wir lachten dazu, obschon wir dem Alten im Inneren rechtgeben mußten.

¹⁾ Tabanos — blaue Stechfliegen, gegénes Gnidden. Näheres an anderer Stelle.

Am frühen Morgen saßen wir im Sattel und ritten am Guaycurú entlang nach Osten. Bald aber mußten wir die Pferde verlassen, die unter der Aufsicht unseres Peons, Namens Mauricio, in einem leicht erkennbaren Palmenhain in der Nähe des Flusses zurückblieben. Wir selbst setzten unseren Weg zu Fuß fort. Die Kleidung war so leicht wie möglich: blaues Hemd, Reithose, Gürtel und hohe Gamaschen, die Beine geschützt durch lange Streifen Schaffell, gut gegen Nässe und Schlangenbisse. Mit letzteren mußte man rechnen, denn in den Porst- und Bambusdickichten gibt es viele Ottern, auch Korallen- und Klapperschlangen und anderes giftiges Gewürm. Wir hatten aber Erfahrung damit. Im übrigen ist die Schlangengefahr nicht so groß, wie der Laie glauben möchte. Wenn man nicht geradezu auf die Tiere tritt, so tun sie einem nichts. Aber aufpassen muß man, vor sich auf den Boden sehen und auch in die Bäume schauen, von deren Ästen sie häufig herabhängen.

Armdicke Wasserschlangen gibt es viele hier, die auf alten Stubben und im Porst am Rande des Wassers liegen. Sie sind aber nicht giftig und harmlos, entfliehen meist sofort ins Wasser. Je kleiner die Schlange, um so gefährlicher ist sie. Schwer ist es, sie auf ihre Gefährlichkeit hin richtig anzusprechen, denn man kennt nicht alle Arten. Nicht einmal die Eingeborenen können hierüber zuverlässige Auskunft geben. Die haben übrigens gar keine Furcht vor ihnen, laufen mit bloßen Füßen, eventuell auch mit nackten Beinen durch den Sumpf. Sie verstehen es meisterhaft, mit Schlangen fertig zu werden. Mit einem eisenharten Knüppel zerschmettern sie dem Reptil den Schwanz, dann ist es geliefert. Die Chacoindianer leben hauptsächlich vom Fischfang. Dabei stoßen sie naturgemäß häufig auf Schlangen aller Art und mögen bei solchen Gelegenheiten sich wohl die große Geschicklichkeit, mit Schlangen umzugehen, angeeignet haben. Sie sind ausgezeichnete Fischer. Der Fischreichtum der Flüsse des Chaco ist außerordentlich groß. Der größte Fisch, der sich hier überall aufhält, ist der Dorado, ein schönes, wohlschmeckendes Tier, das sehr schwer wird und zu den Salmoniden gehört.

Zunächst mußte nun erkundet werden, denn so aufs Geratewohl kann man in diesen unbekanntem Gegenden nicht jagen. Wir drangen erst einmal bis an den Paraguayfluß vor. Das war keine ganz leichte Aufgabe. Unterwegs machten wir einige Stücke Rotwild rege, die im Schilf verschwanden, ehe sie beschossen werden

konnten. Dann pürschten Oberhofer und ich zwischen dem Schilf- und Bambusdickicht und dem Uferwald nach Süden, um uns ein Bild zu machen, wie wir eigentlich jagen mußten. Ich fürchtete, daß die Indios nicht in die Schilfwildnis eindringen würden, aber der junge Italiener belehrte uns eines anderen. Die drei Burschen würden mit den Hunden ohne zu zaudern durch das Dickicht gehen, während wir uns irgendwo vorstellen sollten. Er selbst wolle am Rande des Uferwaldes die Treiber begleiten und die Flanke verteidigen. Dieser Vorschlag war annehmbar. Es handelte sich nun nur noch darum, eine Stelle zu finden, wo im Schilf eine genügend breite Lücke war, um sich dort mit Aussicht auf Erfolg anzustellen. Wir fanden zwar nicht, was wir suchten, aber immerhin eine Stelle, wo mit wenig Arbeit ein gutes Schußfeld hergestellt werden konnte. Ein in den Strom mündender Bach bot hierzu Gelegenheit. Zu seinen beiden Seiten lag ein im Durchschnitt 50 Meter breites Überschwemmungsgebiet, das auch jetzt mit seichtem Wasser angefüllt war. Die Länge betrug 300 Meter und konnte von beiden Ecken aus bestrichen werden, wenn einige Bambusbüsche beseitigt wurden. Während die Indianer die Stelle freilegten, richtete ich mir auf einer umgestürzten alten Weide, die nicht weit vom Ufer des Flusses lag, einen bequemen Ansitz ein, von dem aus ich den Bachlauf bis auf Reichweite der kleinen Klappe bestreichen konnte. Da es immer heißer wurde, setzte ich mich auf die Weide, wo dichtes Gezweig Schatten spendete. Vor mir gen Norden lag das mächtige Schilf- und Bambusdickicht, das morgen durchgedrückt werden sollte. Zur Rechten rollte der Strom seine gelben Wogen dem Paraná zu. Jenseits des Paraguayarmes ragten die Bäume einer großen Insel empor, die in der Mündung des Stromes (Isla del Cerrito) liegt. Ab und an kreisten in den Abendstunden Flamingos in rosafarbenen Wolken durch die Luft, Enten klingelten umher, Reiher verschiedener Arten kreisten über dem Schilfmeer und fielen irgendwo an den Ufern des Flusses ein. Einmal strichen auch weiße Wildgänse und Schwarzhalschwäne umher. Ein paar Löffelreiher stelzten am Ufer auf einer Sandbank entlang, auf der, Baumstämmen ähnelnd, ein Dutzend und mehr Kaimans sich sonnten. Ich hätte einen Rahmen auf diese Echsen verfeuert, aber das Revier sollte unter keinen Umständen beunruhigt werden. Um mich herum in der Bachmündung wimmelte es von Fischen aller Sorten. Wunderbar

schön war die Beleuchtung in den Abendstunden, als die Sonne zur Ruhe ging.

Gern hätte ich den subtropischen Abendzauber noch länger genossen, aber es war Zeit, die Stelle zu verlassen und zum Lager zurückzukehren, das wir denn auch mit Mühe bei einbrechender Dunkelheit erreichten. Gerade in diesem Augenblick zog mit großem Geschrei eine Wolke grüner Papageien über uns weg, die irgendwohin zu ihren Schlafbäumen oder zu den Schilffeldern ziehen mochten.

Wir waren mit dem Erfolge des ersten Tages zufrieden. Unsere Tobas hatten gut gearbeitet. Nur die Schwüle war nach wie vor beinahe unerträglich, die Moskitoplage entsetzlich. Das mußte ertragen werden.

Der Mond stieg empor. Die Blätter der Palmen, unter denen wir das Nachtlager aufgeschlagen, glänzten in seinem silbernen Schein. Nachtvögel ließen sich hier und dort hören, große Fledermäuse, darunter der gefährliche Vampir, schwirrten durch die Luft, und vom Strome her ließen sich ab und an Geräusche hören, für die wir keine Erklärung wußten. Unheimliche Waldeinsamkeit!

Das Wort führte der junge Italiener, ein netter Bursche, der uns viel erzählte von dem einsamen und gefährlichen Leben im Walde, von den gewaltigen Überschwemmungen, die das Land weithin überfluteten, so daß nur noch die Baumkronen aus dem Wasser herauschauten. Dann ziehe das ganze in den Dschungeln steckende Wild — so sagte er — auf die höhergelegenen Teile im Inneren, auf denen seines Vaters Anwesen lag. Das sei die Zeit, Hirsche zu jagen, aber nicht jetzt, wo die Moskitos einen auffraßen.

Wir wußten, worauf das gehen sollte. Sein Geschwätz fing an, uns zu langweilen. Wir legten uns deshalb zum Schlummer nieder, aber nicht sämtlich zu gleicher Zeit. Oberhofer und ich lösten uns alle zwei Stunden ab. Wenn wir auch Vertrauen zu unseren Gefährten hatten, man konnte doch nicht wissen, was sie planten. Der Italiener konnte sich mit den Tobas verständigen, wir nicht — und er war ein Italiener.

Übrigens ereignete sich nichts Verdächtiges. Die Sonne stieg im Osten empor und fand uns schon mit der Bereitung des Morgenimbisses beschäftigt — gebratenes Dörrfleisch, Maiskuchen und Kaffee. Dann brachen wir auf. Der erste Jagdtag begann. So

marschierten wir denn zu den festgelegten Plätzen. Der Wind hatte sich nicht geändert, stand also günstig — immer noch NO. Überall lagerten dicke Nebelschwaden über den Sümpfen. Hier und dort sah man eine rote Decke leuchten. Ihre Träger verschwanden aber bei unserem Nahen in Richtung auf den Fluß. Ein paar Füchse kreuzten unseren Weg, ein Stück Schwarzwild wurde hoch, sonst ereignete sich nichts von Bedeutung. Oberhofer wurde angewiesen, im Interesse seiner eigenen Sicherheit seinen Stand vor Beendigung des Triebes unter keinen Umständen zu verlassen. Dann hatten wir unsere Stände erreicht. Alles war in bester Ordnung. Die rote Sandbank war jetzt von allerhand Wasserwild bevölkert, das sich bei meinem Herannahen erhob und stromabwärts abstrich. Die Jacarés waren noch nicht aus dem Wasser heraus, warteten wohl ab, daß die Sonne den Sand erwärmen sollte. Der Strom, also auch der Bach, hatten etwas höheren Wasserstand als am Tage zuvor. Schilfinseln tanzten auf den Wellen nach Süden. Plötzlich erschien ein großer Dampfer, der von Asuncion kommen mochte, zog vorüber und verschwand hinter einer Waldecke. Ich saß ganz bequem auf meinem Ansitz, rauchte und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Mein grünes Moskitonetz hatte ich um den Kopf gelegt, obwohl die Hitze unter ihm lästig wurde. Bis das erste Stück Wild sich zeigen würde, wollte ich es tragen. Dann sollte es fallen.

Eine Pfeife nach der anderen wurde leer, nichts ließ sich hören.

Auf der roten Sandbank erschien der erste Alligator. Zwei Löffelreihler schritten durch die Fluten und fischten. Deutlich erkannte ich durch das Glas, wie sie ihre Beute hinunterwürften.

Höher stieg die Sonne und fing an zu brennen. Ich legte mir kühlende Blätter unter den Chambergo und fächelte mir ab und an Luft zu. Hier und dort sprang ein mächtiger Fisch hoch aus dem Wasser empor. Ein Kaiman mochte ihn jagen, um sein Morgenfrühstück zu erhaschen. Gern hätte ich ein Bad in den Wogen des Stromes genommen — Zeit wäre wohl noch gewesen —, aber ein Blick auf die Kaimans genügte, um den Plan aufzugeben. Man konnte doch nicht wissen, ob sie nicht Interesse an einem weißen Arm oder Schenkel genommen hätten. Wenn die Eingeborenen auch behaupteten, daß die Jacarés sich ausschließlich von Fischen und Aas ernähren, so war doch in diesem Falle Vorsicht am Platze.

Da knallte es an der anderen Ecke. Herunter flog das Moskitonetz. Gespannt sah ich nach vorn. Wieder ein Knall. Die Aufmerksamkeit und Erregung wuchsen, trotzdem die Moskitos summten und bissen.

Plötzlich erschien ein roter Fleck am Schilfrand, doch kein Rotwild, nur ein Fuchs, aber ein sehr starker, weit stärker als der europäische. Er schien zu überlegen, ob er zurück sollte in den Schilfwald oder durchs Wasser. Ich zielte sehr sorgfältig und drückte ab. Die Kugel saß zwar, aber der Fuchs lag nicht im Feuer, machte kehrt und verschwand in der Deckung. Mochte wohl nicht weit vom Anschuß verenden.

Nun kam Leben ins Bild. Eine Rotte Javalis brach aus dem Schilf hervor und stürzte sich, ohne auch nur einen Moment zu zaudern, ins Wasser des Baches, daß es hoch aufspritzte. Einen ganzen Rahmen verschoß ich auf sie. Entfernung etwa 100 m. Zwei Schwarzröcke blieben im Feuer. Ein dritter war schwer krankgeschossen, durchrann aber noch den Bach und verschwand drüben in der Dichtung.

Inzwischen stand ein mächtiges Schoof Enten aus dem Schilf auf und verschwand nach Süden. Dann brachen zwei Stück Rotwild aus, ein Alttier mit Kalb. Unbeschossen kreuzten sie das Wasser. Dicht auf folgte eine Wildkatze (*Gato montés*), wurde gefehlt. Keine zwanzig Meter dahinter ein geweihter Sumpfhirsch, trollend mit dem charakteristischen watschelnden Gang, und hinter diesem ein zweiter. Hell leuchteten ihre roten Decken in der Morgensonne. Entfernung etwa 80 m. Beide zeichneten auf Blattschuß. Ich hatte sehr ruhig gezielt, war gut mitgezogen. Die Schüsse konnten gar nicht fehlgehen. Beide machten hohe Fluchten nach vorwärts. Sicherheitshalber gab ich jedem noch eine zweite Kugel. Am jenseitigen Ufer brachen beide dicht vor dem Bambusdickicht zusammen, schlegelten noch ein paarmal und verendeten. Wie ich mich freute! Weiter vorwärts, etwa auf 150 m rutschten nun zwei Antas heraus, mächtige Kasten. Da ich gerade dabei war, einen neuen Rahmen einzuführen, entkamen sie unbeschossen in die Tacuarádichtung. Schon hörte man die Hunde in der Nähe jagen. Dann entfernte sich das Geläute. Kurz darauf knallte Oberhofers Donnerbüchse. Auch weiter rückwärts wurde geschossen. Wieder brach Wild in meinem Schußfeld aus, aber auf mehr als 200 m, Rot- und Schwarzwild durcheinander. Ich kam nicht zum Schießen. Verflucht nochmal! Also zu nahe am Strom

aufgebaut. Schnell rutsche ich von meinem Baum herunter, um mich, entgegen einer alten Weidmannsregel, weiter vorwärts aufzustellen, da tritt auf höchstens 50 m vor mir ein ganz kapitaler Sumpfhirsch aus dem Schilf und verhofft über die Schlänke hinweg. Für mich stand er ungünstig, halbschräg von hinten. Plötzlich macht er eine kurze Wendung und trollt breit auf den Bach zu. Deutlich sehe ich, wie er schwerfällig auf seinen breiten Schalen durch den Sumpf stapft, ganz anders wie das Edewild daheim. Es war ein kinderleichter Schuß. Ich halte in aller Ruhe aufs Blatt, ziehe mit und lasse den Schuß fliegen. Im Feuer bricht er zusammen, schlegelt, hebt noch einmal das stolze Haupt mit dem mächtigen dunkelbraunen Geweih und verendet.

Wieder streichen Wolken von Wasserwild vorüber, alles mögliche durcheinander, Enten, Gänse, Schwäne und Flamíngos. Wenn so eine Wolke sich aus dem Schilf erhebt, gibt es ein prasselndes Getöse. Einen Schwarzhalsschwan hole ich herunter. Mit lautem Klatschen fällt er in den Bach. Dann wird es still. Die Hunde kommen heraus, stürzen sich auf das erlegte Wild und zerren an ihm herum. Ich eile schleunigst hin, daß das Wasser hoch aufspritzt, um sie mit einigen Hieben der Revenque zu verscheuchen. Inzwischen erschienen auch Oberhofer, der Italiener und die Indianer. Oberhofer gratuliert nach guter bayrischer Sitte. Dem Italiener sieht man den Neid an. Die Indios verziehen keine Miene. Sie sehen böß aus, sind bis an die Mitte des Leibes mit rotem Lehm überzogen. Sie scheinen auf Sauberkeit zu halten, steigen in den Bach hinein und waschen sich. Einer von ihnen fängt bei dieser Gelegenheit mit der Hand einen Fisch.

Nun war die Strecke zusammenzubringen und Nachsuche zu halten. Zunächst ging ich auf den Anschuß des Fuchses. Ich fand starken Schweiß. Oberhofer setzte einen seiner Hunde auf die Wundfährte, der auch sofort in das Schilffeld hineinjagte und nach einigen Minuten durch Bellen und Knurren kundgab, daß er den Fuchs gestellt bzw. gefunden habe. Ein Toba ging hinein in das Schilf und schleppte den verendeten Fuchs heraus. Es war ein ganz kapitaler Rüde, einer Art, die ich noch nicht gesehen, an Stärke dem patagonischen Fuchs ähnlich. Da es Hochsommer, hatte der Balg natürlich keinen Wert. Es war ein starkes Exemplar des *canis ferrugineus*.

Während die Tobas die Hirsche und das Schwarzwild auf die andere Seite des Schilfbruches schleppten, wo das Wild ab-

gestreift werden sollte, gingen Oberhofer und ich auf den Anschuß des Jabalis, das in die jenseitige Dickung eingefahren war. Eine breite Schweißfährte zeigte uns den Weg. Das Schwein mußte sehr krank sein. Tatsächlich verhielt es sich so. Als die Hunde in das Tacuará-Dickicht eindringen, ging sofort ein Mordsspektakel los. Dann preschten sie zurück, dicht gefolgt vom Keiler. Es war ein Hauptschwein, ein alter grauhaariger Basse mit mächtigen Gewehren, die außerordentlich scharf sind, schärfer als beim europäischen Schwarzwild. Die Hunde versuchten ihn zu decken, aber vergebens. Mit Blitzesschnelle schlug der Keiler nach ihnen und verletzte einen Hund so schwer an der linken Schulter, daß er später durch einen Gnadenschuß von seinen Leiden erlöst werden mußte. Der Keiler war wieder in das Schilffeld zurück und saß dicht am Rande, seine Gegner beobachtend. Oberhofer packte eine mächtige Wut. Als das Schwein wieder einmal herausfuhr, gelang es, ihm den Fangschuß zu geben. Die erste Kugel saß etwas zu hoch auf dem linken Schild.

Nun waren wir hier fertig, alle in Schweiß gebadet. Ehe wir aber den Tobas folgten, konnte ich es mir nicht versagen, einen Rahmen Patronen auf die Kaimans zu verfeuern, die auf dem roten Sande am Ufer in der Sonne lagen. Ob mit Erfolg, ließ sich nicht feststellen. Jedenfalls aber brachte das Feuer Leben in die Gesellschaft. Einer nach dem andern verschwand in den gelben Fluten. Zweifellos waren die Mausergeschosse, trotzdem sie auf die Panzer von seitwärts auftrafen, durchgegangen.

Es war neun Uhr geworden. Als wir in den Uferwald eintraten, waren die Tobas schon damit beschäftigt, das Wild abzustreifen.

Sie hatten darin außerordentliche Gewandtheit. Wir überließen ihnen gern das Geschäft. Sie hatten die Jacken ausgezogen und arbeiteten in puris naturalibus. Die Oberkörper waren wundervoll muskulös, weniger die Beine und Füße, die eine häßliche Stellung hatten. Da waren die Araukaner des Südens doch besser gewachsene Kerle. Ich selbst machte mich daran, die Trophäen abzusägen. Die Geweihe waren sämtlich sehr stark, wenn auch denen des europäischen Edelhirsches nicht vergleichbar, in ihrer Art aber sehr schön. Aug- und Eissprossen fehlten. Die Mittelsprosse gabelt sich. Die Hauptgabel hat meistens drei, zuweilen sogar vier Enden. Zwei der Hirsche waren Zehnder, der zuletzt

erlegte ein ungerader Zwölfer. Dies ist eine große Seltenheit, meist ist die Endenzahl auf zehn beschränkt.

Der Sumpfhirsch ist nicht ganz so stark wie der europäische Edelhirsch, ähnelt ihm indessen sehr. Besonders die roßkastanienbraune Färbung ist schön. Die Läufe sind schwarz, der Kopf etwas schmaler als beim Edelhirsch. Um die Lichter liegt ein weißes Band. Weniger schön erscheinen die Luser, die eine auffallend breite Schallöffnung haben.

Nicht so gut wie mir war es Oberhofer ergangen. Bei ihm waren auch einige Hirsche flüchtig ausgewechselt, er hatte aber, wohl infolge des dichten Gehölzes, gefehlt. Dann hatte er noch einen Puma krank geschossen, den wir aber trotz sofortiger Nachsuche nicht zur Strecke bringen konnten. Das Raubwild war anscheinend auf einem Bogen wieder in die Dickung zurückgewechselt. Oberhofers Waffe taugte nicht viel. Später habe ich ihm eine Mauserbüchse geschenkt, die er noch heute führen dürfte.

Gegen Mittag verschwand die Sonne plötzlich. Dichte schwarze Wolken ballten sich am Himmel zusammen. Die Moskitos und Tábanos wurden so offensiv, wie sie nie zuvor gewesen waren. Ähnliches hatten wir in den Wäldern des oberen Misiones nie erlebt. Es war zum wahnsinnig werden. Namentlich die Tábanos-Fliege machte uns zu schaffen. Noch bevor man sie verscheuchen konnte, hatte sie durch das Hemd gestochen. Endlich rasselte der Regen auf uns nieder. Das Ungeziefer verschwand. So erquickend war das Naß, daß wir die Hemden auszogen und das Wasser auf den nackten Oberkörper klatschen ließen. Der Guß dauerte eine Stunde an, ab und zu schwächer werdend, dann wieder mit vollster Gewalt einsetzend. Endlich brach die Sonne wieder durch. Da begann der Erdboden zu dampfen. Ein warmer Brodem stieg von dem sumpfigen Boden auf — Fieberluft!

Jetzt war es hohe Zeit, dem Sumpfgelände den Rücken zu kehren, wollte man nicht der Malaria zum Opfer fallen. Ich erinnerte mich dieser mittäglichen Regengüsse von Kuba her, wo ich während des spanisch-amerikanischen Krieges dem Hauptquartier der Unionstruppen beigegeben war. Auf dem Schlachtfelde von San Juan bei Santiago litten die Truppen sehr unter den tropischen Güssen. Während die Tobas ihre Arbeit, an das Klima ihrer Heimat gewöhnt, ruhig weiter verrichteten, zogen wir uns auf die Palmeninsel zurück, auf der wir das Lager aufgeschlagen hatten, und bauten uns rasch eine primitive Hütte zum Schutz

gegen den Regen. Vier Bambusstangen waren schnell eingerammt und mit einem Dachgestell versehen, auf das wir Palmenblätter legten, die den Regen gut abhielten.

Dann machten wir Pläne für den nächsten Tag. Noch einmal wollten wir nicht treiben. Mir lag daran, bis an den Bermejo (den roten Fluß) zu gelangen. Da die Zeit knapp war, konnten wir uns nicht mehr lange aufhalten. Wir beschlossen also, noch am Nachmittage den Guaycurú zu überqueren und morgen früh in breiter Front eine Streife in Richtung Nordost zu machen, bis wir an den Bermejo gelangen würden. Die Schilfbreiten am Ufer mußten dabei natürlich unbeachtet bleiben. Wenn uns nur der Regen keinen Schabernack spielte, denn es goß wie mit Eimern und die tieferen Stellen der Sümpfe füllten sich mit Wasser!

Gesagt, getan! Noch am Nachmittage bauten wir ein Floß und setzten über den ziemlich hochgehenden Guaycurú. Mittels eines Seiles wurde eine primitive fliegende Brücke hergestellt, die durch den Strom selbst getrieben wurde. Unsere wenigen Sachen waren bald hinübergeschafft. Die Reittiere wurden in den Fluß hineingetrieben und schwammen durch. Am Nachmittag kamen die Tobas mit den Decken. Die Geweihe hatte ich vorher selbst mitgenommen. Nun wurde der Sohn des Wirtes mit allem Überflüssigen nach Hause geschickt, mit der Anweisung, morgen früh wieder zu erscheinen. Wer aber am nächsten Tage nicht kam, war Bartolo. Er hatte genug von den Plagegeistern der Sümpfe. Um Ausflüchte war er später nicht verlegen, dafür war er ja ein Italiener mit dem sacro egoismo. Auch gut — wir wurden schon fertig ohne ihn. Freilich würde die Unterhaltung mit den Tobas Schwierigkeiten machen, denn Oberhofers und meine Kenntnisse der Indianersprache beschränkten sich auf einige wenige Worte Guarani. Immerhin, wir würden schon fertig werden.

Am Abend saßen wir in unserem neuen Biwak unter einer Palmengruppe und brieten Hirschlebern am Spieße. Das Wildbret hatten wir den Indios geschenkt, die es in Streifen schnitten und vermutlich nachts von ihren Weibern würden holen lassen. Die Hirschleber schmeckte trotz primitiver Zubereitung sehr gut. Von einem Überläufer hatten wir das Ziemer herauschälen lassen, das ebenfalls gebraten wurde und am nächsten Tage kalt genossen werden sollte. Es war zu warm, als daß das Fleisch im rohen Zustande bis zum nächsten Tage hätte aufbewahrt werden können.

Noch saßen wir um unser Feuer und plauderten, als es plötz-

lich anfang, in den Kronen der Palmen zu rauschen. Zweige wurden hin und her geschlagen und der ganze, bisher so stille Wald geriet in Aufregung. Kaum eine Minute war vergangen, da brauste ein Sturm durch die Bäume, daß ihre Kronen tief herabgebeugt wurden. Kühle machte sich bemerklich, die Lungen begannen mit Behagen die herrliche, reine Luft einzusaugen.

Gott sei Dank, endlich ein Pampero! Nun konnte man aufatmen, fühlte sich um vieles leichter und gesunder. Lebt wohl, Moskitos und Tábanos! Morgen werden wir einen herrlichen goldigen Sommertag haben, wie man ihn sonst nur im Hochgebirge kennt.

Nach zehn Minuten schon wurde uns kalt, trotzdem wir die Hemden am Hals und an den Armen geschlossen hatten. Jeder holte das vom Sattel herbei, was er zum Schutz gegen Kälte mitgenommen und hüllte sich ein. Was uns fehlte, war eine gute Flasche. Statt dessen gab es Yerba Mate, nicht dasselbe, aber immerhin — faute de mieux ein annehmbares Getränk. Nun folgte eine herrliche Nacht, in der wir uns das Wachehalten schenkten. Das war gewiß leichtsinnig, aber der Körper forderte Schlaf. Als wir am Morgen erwachten, standen die Tobas bereits vor uns und hatten noch zwei Landsleute mitgebracht, die mit Pfeil und Bogen ausgerüstet waren und uns einen prächtigen Dorado spendeten, den sie auf irgendeine Weise aus dem Flusse geholt hatten. Wir brietten ihn zum ersten Frühstück und verzehrten ihn nebst einem Streifen Jabalifisches mit einem Appetit, wie man ihn in diesen heißen Gegenden nur an solch kühlen Tagen entwickeln kann. Die Temperatur-Differenz gegen den Tag vorher mochte 30 Grad betragen. Gleich darauf saßen wir alle im Sattel und ritten in Richtung auf den Rio de Oro, den Goldfluß. Die Entfernung betrug nur etwa 30 km, für amerikanische Verhältnisse eine Kleinigkeit. Vom Goldfluß ging es über Vedia weiter nach der Kolonie Bermejo, die wir um 7 Uhr erreichten. Dann drangen wir in das Überschwemmungsgebiet ein, saßen ab und schickten die Pferde auf einem Umweg an den Bermejo, wo sie uns unfern seiner Mündung in den Paraguay erwarten sollten. Wir selbst gingen bis an das Ende des Urwaldes, stellten uns in einer Linie auf und streiften, den rechten Flügel an das Uferdickicht anlehnend, in Richtung Nordost. Die Indios gingen als Treiber zwischen uns. Vorsichtshalber hatten wir aus der Kolonie Bermejo einen Orts-

kundigen mitgenommen. Es wäre kaum nötig gewesen, denn das Gelände bot keine Schwierigkeiten.

Nach den bisherigen Erfahrungen erhoffte ich keine großen Jagdresultate, denn das Wild steckte ja in den Dickungen am Flusse, die wir nicht durchdrücken konnten. Ich hatte ja drei kapitale Hirsche erlegt. Das genügte mir. Deshalb ließ ich den braven Oberhofer auf dem rechten Flügel an der Dickung entlang gehen, damit auch er noch zu Schuß kommen sollte, falls, was anzunehmen, das im Walde hochgemachte Wild sich zum Dickicht flüchten sollte. Ich selbst ging in der Mitte, mit dem Kompaß die allgemeine Richtung der Streife kontrollierend. So rückten wir langsam vor. Es war das herrlichste Wetter von der Welt. Hell strahlte die Sonne vom azurblauen Himmel, während eine leichte Brise aus Südwest kühle Lüfte durch den Wald trieb. Die Moskitos waren verschwunden. Das kühle Wetter paßte ihnen anscheinend nicht. Ab und an wurde ein Stück Rotwild, ein Fuchs oder ein Wildchwein hochgemacht, die flüchtig nach vorwärts abgingen und nicht weiter beschossen wurden. Da stießen wir auf einen Bambusbestand, der einen Sumpf umgab. Er lag etwa 50 m vom Ufer des Stromes entfernt. In ihm steckte ohne Zweifel Wild. Ich ließ die Linie halten, die Hunde heranpfeifen und in die Dickung hineingehen. Bald gaben sie Laut und jagten wie toll in den Dschungeln umher. Die Tobas waren in das Röhricht eingedrungen und drückten es von West nach Ost durch. Sofort kam allerhand Wild aus der Dickung heraus. Zunächst erhoben sich Wolken von Wasserwild mit mächtigem Gepolter. Dann folgten Pekaris, die in der üblichen flotten Fahrt dem Uferschilf zustrebten. Gleich darauf tönte Oberhofers Donnerbüchse mehrmals nacheinander. Ich freute mich, hatte ich doch das Wild unbeschossen durchgelassen, damit der brave Bajuvare zu Schuß kommen sollte. Plötzlich machten die Tobas einen furchtbaren Lärm und riefen allerlei, was ich nicht verstehen konnte. Gleich darauf kam ein mächtiger Puma aus dem Dickicht herausgefahren und floh in gewaltigen Sätzen durch den Schlickwald in Richtung auf den Strom. Ich hätte ihn leicht strecken können, aber ich wollte ihn Oberhofer gönnen, weil ich ja in den Kordilleren viele Pumas geschossen hatte. Da knallte es am Uferschilf, einmal, ein zweites Mal. „Aha,“ dachte ich, „das war der Fangschuß. Er hat ihn.“ So war es tatsächlich. Die Neugier trieb mich hin. Ich fand ihn strahlend neben seiner Beute. Es war ein ganz kapitaler Silber-

löwe, stärker als die von mir im Gebirge erlegten. Jagdneid stieg in mir empor, aber ich unterdrückte ihn. Obschon ich in meinem Leben sehr viel Wild gestreckt habe, bin ich niemals ein Schiëßer gewesen, habe deshalb auch, auöer in der Jugend, niemals Jagdneid verspürt.

„Gut gemacht, Herr Oberhofer!“, sagte ich zu ihm. „Ich gratuliere auch schön.“

Der glückliche Schütze war auöer sich vor Freude. Während wir noch redeten und den gutsitzenden Einschuß betrachteten, flüchteten drei Stück Rotwild an uns vorüber — Kahlwild. Unbeschossen lieöen wir sie durch. Als aber kurz darauf ein Hirsch flüchtig durch die Wasserlöcher halbschräg an uns vorbeikam, schossen wir beide. Der Hirsch stürzte, wurde aber wieder hoch und suchte in die Tacuarás zu entkommen. Eine zweite Kugel warf ihn um.

Oberhofer war so aufgeregt, daß er gar nicht bemerkt hatte, daß auch ich geschossen. Es kostete Mühe, ihn davon zu überzeugen. Erst dann, als ich ihm drei Treffer in der Decke des Hirsches gezeigt, war er überzeugt. Der Hirsch war etwas geringer als die bisher erlegten. Immerhin hatte auch dieser ein gutes Geweih, das ich dem Jagdgenossen zusprach.

Es war inzwischen Mittag geworden. Das Wild mußte abgestreift werden, die beste Gelegenheit, eine Frühstückspause einzulegen. Ein wenig weiter, an der Mündung eines Baches in den Paraguay, fand sich ein geeigneter Platz, ein kleiner grüner Hügel, von dem aus man einen herrlichen Blick auf den Strom hatte. Drüben auf dem paraguayischen Ufer mußte Humaitá liegen, das im Paraguaykriege eine so große Rolle gespielt. Dort hatten um das Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts lange, schwere Kämpfe stattgefunden, hochinteressante Dinge für den, der die Geschichte dieses merkwürdigen Krieges kennt. Gern wäre ich über den Paraguay gesetzt und hätte den Krieg gegen den Tyrannen Lopez an Ort und Stelle studiert, aber das war nicht möglich. Leider ist auch später daraus nichts geworden. Man kann eben nicht alles sehen.

Goldig strahlte die Sonne auf die Wogen des Paraguay, der hier leicht rötlich gefärbt war, vermutlich, weil die Wasser des Bermejo sich bemerklich machten. Fische sprangen ab und an aus der Flut, sonst herrschte tiefe Stille ringsumher. Alle Kreatur ruhte sich aus nach der erdrückenden Schwüle der letzten Tage.

Frische Hirschleber mundete trefflich, ebenso herrliche Fische, die unsere Tobas im Handumdrehen aus dem Bache herausgeholt hatten.

Als das Frühstück beendet war, schlugen wir den kürzesten Weg zum Bermejo ein, ohne uns weiter aufzuhalten. Wenigstens gesehen haben wollte ich diesen aus Bolivien herabströmenden Fluß. Ein paar Stunden später standen wir an seiner Mündung in den Paraguay. Erst in neuerer Zeit ist der Bermejo, der die Territorien Chaco und Formosa trennt, erforscht, hauptsächlich durch den Kommandanten Juan Page der argentinischen Marine, Sohn des nordamerikanischen Commodore F. J. Page, der sehr eingehende Vorstudien gemacht hatte. Page stellte fest, daß der Bermejo schiffbar sei. Seine Wasser sind rot, daher sein Name. Sonst war nichts Besonderes zu sehen. Ein mit Indianern — Matacos — bemanntes Boot glitt vorüber, das wohl nach Puerto Bermejo steuerte.

So sattelten wir die Pferde, die wir hier angetroffen, und ritten noch ein gutes Stück stromaufwärts, um dann nach Süden abzubiegen und auf dem kürzesten Wege zum Guaycurú zurück-zukehren.

Die kurze Strecke war bald zurückgelegt. Der alte Garibaldiner — dem Hemde nach — empfing uns mit großer Freundlichkeit, liebenswürdiger noch seine Töchter, besonders Gemma, die jüngste, die mit der süßen Stimme. Trotzdem wir überraschend kamen, sahen alle drei nett und sauber aus, waren tadellos frisiert, pomadisiert, gepudert und parfümiert, wie das des Landes Brauch. Wir hörten viele Komplimente. Der Alte war zufrieden. Die Indios verkauften ihm die ihnen geschenkten Felle gegen Waren, d. h. zunächst wurde ihnen für die Felle sehr wenig gegeben, nachher aber die Ware doppelt berechnet. Das ist allgemeiner Brauch bei Geschäften, die der Weiße mit dem Indio abschließt. Wir werden noch an anderer Stelle davon zu sprechen haben.

Der Abschluß eines derartigen Geschäftes nimmt lange Zeit in Anspruch. Zeigt sich die Rothaut renitent, schenkt ihr der Kaufmann einen Schnaps ein, alias Fusel. Hat der Indio ein halbes Dutzend Schnäpse hinter die Binde gegossen, schließt er ab, verkauft Weib und Kind und alles, was sein ist. Dann kauft er Stoffe oder andere Sachen. Nun wird der Kaufmann renitent. Der aber hat seinen klaren Kopf behalten und schenkt weiter ein. Zum Schluß ist der Indio betrunken und wird an die Luft gesetzt.

Daß ein solches Verfahren nicht rassenversöhnend wirkt, liegt auf der Hand.

Mancherlei gab es noch zu tun, so daß wir beschlossen, erst am nächsten Morgen nach Barranqueras zurückzukehren, weil der Dampfer sowieso erst am Nachmittage Corrientes anließ. Die Pferde der Tobas standen draußen angekoppelt, während drinnen gehandelt wurde. Schließlich war der alte José fertig. Nun kamen wir an die Reihe. Jeder unserer Treiber erhielt eine Flasche Caña, die er zärtlich wie ein Kind behandelte. Dann schwang sich die Gesellschaft in den Sattel und verschwand. Wann und wo sie den Inhalt der Flasche sich einverleibten, weiß ich nicht, aber weit werden sie nicht mit der Flasche in der Hand geritten sein. Gewöhnlich wird die ganze Flasche dann in einem Zuge geleert; den Erfolg kann man sich vorstellen. In Lonquimay im Neuquen habe ich einmal einem Feste beigewohnt, an dem etwa 100 Araukaner teilnahmen. Von diesen lagen etwa 50 betrunken unter dem Tisch, wovon die übrigen gar keine Notiz nahmen. Andere Völker, andere Sitten!

Nun waren wir unter uns und verbrachten den Abend in angenehmster Weise. Um ein Feuer herumsitzend, wurde mit den Töchtern des Hauses geplaudert, getanzt und geflirtet. Der Alte blieb in seinem Bau. Wir verlebten einige Stunden harmloser Fröhlichkeit, wie sie nur die Kinder des sonnigen Südens bieten können. Ganz zuletzt rückte die braune Gemma mit einem besonderen Anliegen heraus. Ich solle sie mitnehmen nach Buenos Aires, sie habe eine gute Stimme und sei auch nicht häßlich, wolle sich der Bühne widmen. Ich sei doch ein großer Herr, meinte sie, ich werde sie schon lancieren. Ihr Vater sei damit einverstanden. Hier verblühe und versauere sie. Ich solle doch Erbarmen haben.

Das war eine brenzliche Sache. Ich nahm sie von der leichten Seite, versuchte ihr weder zu- noch abzureden, wand mich wie ein Chinese. Schließlich schien die junge Dame die Angelegenheit vergessen zu haben, jedenfalls kam sie nicht wieder darauf zurück. Arme Gemma! Sie wird wohl noch heute im heißen Chaco sitzen, verblüht sein, wie die herrlich leuchtenden Blüten der Bäume dort so schnell verblühen. Wer kann es ändern.

Am nächsten Tage saßen wir in aller Frühe im Sattel, während die Damen noch der Ruhe pflegten. So ist es Sitte in ganz Argentinien, selbst im Hause des einfachsten Mannes — für die Frauen

Aus der Pampa Central.



Bild 38.

Zu Kapitel 8.



Bild 39.

Zu Kapitel 8.

Junge Jaguare.



Bild 40. Herr W. prüft das Gebiß.
Zu Kapitel 8.



Bild 41. Zärtliche Umarmung.
Zu Kapitel 8.



Bild 42. Allerhand Jagdbeute.



Bild 43. Puppi wird offensiv gegen den Baron.

ausgezeichnete englische Betten, während die Männer sich irgendwo auf dem Boden ausstrecken oder auf einem primitiven Catre de lonas¹⁾. Also konnte die schöne Gemma nicht wieder auf ihren Herzenswunsch zurückkommen. Ich war damit zufrieden, denn sie konnte so schön bitten, hatte jenen zauberhaften Augenaufschlag, der nur der Italienerin eigen und dem kein Mann widerstehen kann,

Soll ich es leugnen, daß ich öfter an das kleine niedliche Chacomädchen dachte, als notwendig, während der Dampfer, auf den gelben Wogen des Riesenstromes sich wiegend, nach Süden glitt, daß ihr schwarzlockiges Köpfchen mit dem leicht bräunlichen Teint sich in meine Erinnerung stahl, daß ich ihre dunklen, langbewimperten Augen in den meinen ruhen fühlte, daß ihr weicher Sang mir noch lange in den Ohren klang? Kann ich dafür, daß ich nun mal für dunkles Haar und braunschwarze Augen schwärme? Noch heute steht in aller Klarheit vor meinem geistigen Auge dein armseliger Rancho unter stolzen Palmen inmitten bunt blühender Büsche, durch die farbenprächtige schillernde Nectarinen hin und her huschten und von den Blüten nippten, stehst du, Gemma, selbst ein armseliger kleiner Kolibri — — — — —.

¹⁾ Catre de lonas . . . ein einfaches Bett, bestehend aus zwei kreuzweis zusammen genagelten Beinen, die durch eine Stange verbunden sind. Über das Ganze ist ein Segeltuch gespannt. Dieses höchst primitive Bett ist das übliche Lager des kleinen Mannes in Argentinien.





Gestellter Jaguar.

Achtes Kapitel.

Jagd auf Jaguare.

Malargüe heißt eine im Süden der andinen Provinz Mendoza gelegene, der Familie Gybs gehörende Estanzia, die an die Fluren von Cañada Colorada angrenzt, das damals dem General Ortigas gehörte. Malargüe liegt in der unmittelbaren Nähe des gleichnamigen Flusses, der, aus der Hochkordillere kommend, in den zwischen dieser und den Ketten des Co. Nevado (4270 m) gelegenen See Llancanelo mündet. Zu beiden Seiten des Sees, dessen Wasser salzig sind, erhebt sich je ein schwarzer Berg, der ganzen Landschaft in ihrer Gleichmäßigkeit einen düsteren Charakter verleihend. Dichte Porst- und Schilffelder umsäumen den See, der unbeweglich steht im Glask der Sommersonne. Ein einsamer Kondor zieht seine Kreise hoch über der düsteren Landschaft. Zur Rechten wie zur Linken glitzern die Firnen der Hochalpen. Der See von Llancanelo liegt im nordwestlichen Teil eines großen Salzfeldes, das wir in langem Jagdgalopp durchqueren. In der Nähe finden sich noch andere Seen geringerer Ausdehnung, unter denen die pittoreske Lagune von Sosneao, am Fuße des gleichnamigen Berges, uns am meisten interessierte. Sie war bevölkert mit Tausenden von Enten aller Art und Flamingos, die weder von uns noch von einer Schafherde Notiz nahmen, die an den Ufern weidete. Da wir nur Militärgewehre führten, konnten wir uns der Jagd auf Wasserwild nicht hingeben, aber uns erfreuen an dem herrlichen Bilde.

Am Abend waren wir zurück von unserem Ausfluge, der uns zum Schluß mit einer Herde Criollovieh zusammenführte, die durch den Malargüefluß hindurchgetrieben wurde. Criollovieh heißt das noch nicht mestizierte, d. h. noch nicht mit europäischen Edelrassen gekreuzte Vieh. Es hat naturgemäß andere Gewohnheiten angenommen als das europäische. Es ist eine Art von Wild, hochläufig, schlank und sehr schnell. Trab und Galopp sind seine normalen Gangarten. Es überfällt sogar mit Leichtigkeit hohe Zäune. Trotzdem halten die Gauchos, die berittenen Viehhirten, eine Herde von mehreren tausend Stück unschwer zusammen. Jedes Stück ist ihnen bekannt. Sind Tiere abgesprengt, so wird dies sofort bemerkt. Unfehlbar finden die Gauchos die verlorenen Stücke in Kürze wieder. Es ist ein Vergnügen zu beobachten, wie so eine Herde in Marsch gesetzt wird. Mehrere Gauchos reiten von hinten gegen sie an. Setzt sich nun die Masse in Bewegung, reiten andere gegen die Flanken, bis sich eine Kolonne gebildet hat, die sich in einer bestimmten Richtung vorwärtschiebt, meist im Trabe. Eine ungeheure Staubwolke lagert über der Kolonne. Ununterbrochen hört man die Rufe der Arrieros (Treiber): *Vamos, toro!* (Bulle, vorwärts!), sieht man die Gauchos bald hierhin, bald dorthin galoppieren. So geht es vorwärts, stunden-, ja tagelang, viele Hunderte von Kilometern, bis das Ziel erreicht ist. In der heißen Zeit wird nachts geritten. Wehe, wenn einem auf schmalem Wege nachts eine Viehherde im Marsche begegnet, die mit ihrem lebendigen Gewicht alles vor sich herschiebt; schlimmer noch, wenn man mit ihr auf schmalem Gebirgspfade, mit einem Abgrund zur Seite, zusammenstößt. Dann gilt es, sich so nahe wie möglich an den Fels heranzudrängen und das Vieh auf der Seite des Abgrundes an sich vorüberzulassen. Daß man dabei recht unsanfte Stöße gegen das Knie bekommt und schwere Kämpfe mit dem eigenen Reittier zu bestehen hat, versteht sich von selbst. Ausreißen gibt es nicht. Die mächtige Herde, der wir im Rio Malargüe begegneten, sollte auf die Sommerweide ins Hochgebirge hinaufgetrieben werden.

Die Sonne war schon hinter den Bergen zur Ruhe gegangen, als die mächtige Herde den Fluß durchquert hatte und in westlicher Richtung nach dem Hochgebirge weiterzog. Eine dichte Staubwolke, die über den Porstfeldern lagerte, gab die Richtung an. Ab und an hörte man noch aus der Ferne den langgezogenen

Ruf: „Toro!“, dann war die Herde hinter den vordersten Bergen verschwunden.

Zur Linken erglühten die Spitzen des Cerro Nevado im Abendrot, während das Tal sich in Dunkel hüllte. Nur ein Feuer glüht von der Farm Malargüe herüber, die wir in kurzer Zeit erreicht haben. Vielversprechend sieht unser Schloß, dem viele Quadratmeilen hörig sind, nicht aus. Eine mit Wellblech gedeckte Hütte mit Lehmwänden. Drinnen aber ein paar gemütliche Räume, gemütlich im Sinne des nicht verwöhnten Gebirgsjägers. Immerhin ist es kühl und sauber im Hause. Nebenbei ist die Farm voll historischer Erinnerungen. Eine eichene, mit Eisen beschlagene Tür wird uns gezeigt, die eine Menge Geschosse aufweist, und ein Raum, in dem vor nicht langen Jahren 12 Frauen von den Indianern verbrannt wurden, bei Gelegenheit eines Überfalles.

Nach einem erfrischenden Bade mundet das einfache Mahl — Puchero (Suppenfleisch mit Kartoffeln, Maiskolben, Kürbis und Reis) —, obschon als Trunk nur Yerba herungereicht wird, denn wir sind schon fern der Weingegend, die am Rio Diamante bei San Rafael ihr Ende erreicht.

Nun ein entzückendes Plauderstündchen draußen unter den Trauerweiden — Sauce lloron —. Vor uns das übliche Feuer. Halbblaut singt der Verwalter zur Gitarre. Gewiß will er den Frieden der herrlichen Sommernacht nicht stören. Nichts Schöneres als so ein Abend am Fuße der Kordilleren! Zephyrartig kommt vom Hochgebirge ein kühler Hauch, der unendlich erquickt nach des Tages kolossaler Hitze. Trefflich schmeckt die kurze Pfeife, und der Blick schweift hinaus über die mondbeschiedenen Porstfelder. Tiefste Stille ringsumher, nur ab und an unterbrochen von dem melodischen Sang eines Maulesels, der einen schönen Traum haben mag. Irgendwo ertönt der Ruf eines Nachtvogels. Schon naht die Mitternacht heran. Da plötzlich bricht ein Mordsspektakel in einem der Pferche los. Männer fluchen, Hunde bellen, Pferde galoppieren hin und her, schnarchen und blasen.

„Auf! Pumas im Corral!“, ruft der Verwalter. Wir hin zu den Pferchen, in deren einem die Hunde tatsächlich einen Puma gestellt haben, einen mächtigen Kerl, der sich mit Prankenhieben gegen die kläffende Meute verteidigt. Ein unbeschreiblicher Wirrwarr. Zweifellos hatte der Puma den hohen Zaun überfallen, um Schafe zu würgen, deren etwa ein Dutzend in dem Corral

(Umzäunung für Vieh) eingepfercht waren. Da hatte wohl der Terrier die Pumafährte in die Nase bekommen und das Alarm-signal gegeben. Die Gauchos sind mit ihren Kötern in den Corral eingedrungen, und die wilde Jagd hat begonnen. Als wir kamen, fuhr die ganze Gesellschaft unter entsetzlichem Sepktakel von einer Ecke in die andere. Plötzlich macht sich ein infernalischer Geruch bemerkbar. Alles reißt aus, sogar die Hunde stieben davon. Diesen Moment nützt der Puma aus, um durch die offen-gebliebene Tranquera (Pfahltor) das Weite zu suchen. Was war geschehen? In irgendeiner Lücke der Umpfählung mochte ein Zorrino (Stinktief) gesessen haben, das sein flüssiges Geschöß abfeuerte, als die wilde Jagd heranstürmte. Schafe, Hunde und Puma hatten wohl ihr Teil der übel duftenden Soße abbekommen.

Nun blieb nichts übrig, als die Flucht zu ergreifen und die Köter irgendwo einzusperrern.

„La situacion no carece de cierta faz cómica,“ meinte der Verwalter.

„Gut gesagt“, bemerkte ich. „Noch spaßiger erscheint die Lage, wenn man bedenkt, wie es dem armen Puma ergehen mag. Obschon die Pumas nicht so empfindliche Riechorgane haben wie wir Europäer, werden sich doch seine Stammgenossen mit Grausen von ihm wenden, wohin er auch kommt.“

„Hm“, meinte ein Abgeordneter — einer der Gebrüder Gybs —, der zufällig anwesend war. „schade, daß man die Zor-rinos nicht im Kongreß benutzen kann.“

An diese Bemerkung habe ich in letzter Zeit oft denken müssen, wenn ich von dem unwürdigen Benehmen las, das die Anhänger der Internationale im Preußischen Landtag und anderswo gezeigt haben. Ein gesinnungstüchtiges Stinktief würde weit mehr Erfolg gehabt haben als alles Läuten, als 20 Ordnungsrufe des Präsidenten. Ich möchte dringend empfehlen, zur Unterstützung des Präsidenten in Volksvertretungen abgerichtete Zor-rinos bereitzuhalten. Das würde sehr wohltuend die Aufrecht-erhaltung der Ordnung beeinflussen.

Unsere Pferde und Maultiere bedurften einer längeren Erholungspause, hatten sie doch schwere Strapazen hinter sich. Das ununterbrochene Klettern im Hochgebirge, bis auf Höhen von 4000 und 5000 m, nimmt die Tiere furchtbar mit. Zwei Maultiere hatten wir verloren. Sie waren wohl nicht genügend trainiert gewesen. Beide waren abgestürzt. Von dem einen hatten wir

wenigstens die Last retten können. Die Mula selbst hatte das Genick gebrochen. Die andere stürzte in einen mehrere tausend Meter tiefen Abgrund. Wir hatten beobachten können, wie sie kleiner und kleiner wurde, zum Punkt zusammenschlumpfte und schließlich dem unbewaffneten Auge entschwand. Solche Unglücksfälle ereignen sich im allgemeinen nur bei untrainierten Maultieren, die soeben von ebener Weide kamen. Trainierte sind auch im schwierigsten Hochgebirge absolut sicher.

Die zur Erholung erforderliche Pause wollte ich nutzen, um mich mit einem Jagdfreunde, dem Baron M., in der Pampa Central zu treffen, zur Jaguarjagd. Durch den Telegraphen standen wir in Verbindung. Der Tag des Zusammentreffens im Sumpfggebiet des Rio Colorado wurde auf diese Weise vereinbart, obschon M. viele Hunderte von Kilometern von uns entfernt war. Ein Vorzug der neuen Welt, daß überall der Telegraph leicht zu erreichen ist. Treffpunkt der Puesto (Posten) von Agua Salada . . . ein ziemlich unbestimmter Begriff, um so unbestimmter, als noch keine Karte von der in Frage kommenden Gegend vorhanden. Der einzige Rat, den man uns in Malargüe erteilen konnte, war der, dem Laufe des Rio Atuel zu folgen bis an den Chadileufú, bis dorthin, wo der Weg von Victorica die Sümpfe kreuzt. Dort irgendwo stehe ein Hotel . . . aus Schilf und Lehm oder alten Backsteinen, quien sabe . . . wer weiß es. Man werde es schon finden, denn jeder Viehdieb auf fünfzig Meilen in der Runde kenne den Bolichero (Kneipwirt), der diesen Unterschlupf mit Umsicht leite.

Vamos! Also auf! — Bei Tagesanbruch ging es auf ausgezeichneten frischen Pferden durch die Porstfelder der Lagune Llancañelo in Richtung auf den Atuel, der die nördlichen Ausläufer des Nevado im Bogen umströmt, um sich in der Nähe des Cuadro Nacional nach Südosten zum Rio Colorado zu wenden und in einem ungeheuren Sumpfggebiet den westlichen Teil des Gouvernements Pampa zu durchströmen.

In diesem Sumpfggebiete vereinigen sich mehrere Flüsse, einmal der von Norden von San Juan kommende Rio Salado, ursprünglich „San Juan“ geheißen, später, nach dem Durchströmen der Seen von Huanacache, „Desaguadero“ genannt, „Rio Salado“ von der Einmündung des Diamante an. In ihn münden außer dem Diamante, von den Hochkordilleren herabfließend, von Nord nach Süd der Mendoza, der Tunuyan und der Atuel. Unter dem indianischen Namen Chadileufú fließt er in vielfach gewundenem

Laufe nach Südosten, eine Reihe von Lagunen bildend, deren bedeutendste die von Urre Lauquen ist, um schließlich unter dem Namen „Curacó“ seine Wasser mit denen des großen Rio Colorado bei Fortin Uno zu vereinen.

Sehr genußreich war der Ritt nicht gerade, denn es war Sommer und die Hitze groß. Hatte in den Kordilleren der Abendwind regelmäßig Kühlung gebracht, so daß man in der Nacht schlafen konnte, so herrschte hier in den ebenen Gegenden nachts eine so dumpfe Schwüle, daß an Schlaf kaum zu denken war. Dazu eine entsetzliche Moskitoplage. Da wir keine Moskitonetze besaßen, waren wir diesen Plagegeistern wehrlos ausgesetzt. Nichts anderes blieb übrig, als sie mit Rauch zu vertreiben. Für hinreichenden Tabakvorrat war gesorgt. Aber die Jagdpassion hielt uns aufrecht. M. hatte einen Vaqueano (der Gegend kundigen Führer) nach dem erwähnten Posten bestellt, der in der Pampa Central großen Ruf genoß und schon mehrfach englische Sportsleute auf Jaguare zum Schuß gebracht hatte. Er besaß eine geeignete Meute. Ohne einen solchen, aus der Gegend stammenden Vaqueano wäre das Unternehmen zwecklos gewesen.

Landschaftlich ist die Gegend anfangs nicht ohne Reiz. Fortgesetzt begleitet uns zur rechten Hand die schneebedeckte ungeheure Mauer der Hochkordilleren, die um so mehr hervortritt, je weiter wir uns von ihr entfernen, bis sie schließlich im Dunst verschwindet. In den frühen Morgenstunden huschen zahlreiche Füchse über den Weg, in größerer Zahl noch gefleckte Wildkatzen, die kleinen Panthern ähneln, ab und an auch ein Pampashase. Starke Rudel Guanacos, die hier sehr vertraut scheinen, äsen in der Nähe des Weges, freilich nicht annähernd so zahlreich, wie man sie in der patagonischen Ebene am Fuße der Kordilleren antrifft. Oft gehen Strauße flüchtig ab und begleiten uns eine Strecke Weges. Wir aber kümmern uns um all dieses Wild nicht weiter, galt es doch, so schnell wie möglich vorwärtszukommen.

Nach mehrtägigem scharfen Ritt trafen wir am Sonntagabend am verabredeten Treffpunkt ein. Der Baron war schon zur Stelle, mit ihm der Vaqueano, ein Bursche, der auf mich keineswegs einen vertrauenerweckenden Eindruck machte. Ich äußerte mich in diesem Sinne meinem Freunde gegenüber.

„Ja so“, meinte der, „Sie kennen die Kavaliere vom Rio Colorado noch nicht. Ich muß Sie ein wenig aufklären. Hier sehen

Sie keine Gentlemen, nur Bassermannsche Gestalten, die ohne Ausnahme an den Galgen oder ins Zuchthaus gehören. Keiner ist unter ihnen, der nicht mindestens einen Menschen umgebracht hätte. Dieses Hotel Ritz ist nämlich der Treffpunkt aller Viehdiebe Argentiniens und Chiles, die von hier aus ihre Raubzüge in das Innere der Republik unternehmen, um dann mit dem gestohlenen Vieh im Eilzugtempo über die Kordilleren nach Chile zu verschwinden. Der Wirt ist ein Franzose, ein ausgepichteter Gauner."

Hier scheinen einige Bemerkungen am Platze betreffend Behandlung der Leute, eine Frage, die besonderes Interesse hat für den Neuzugereisten. Wer die Menschen, auf deren Mithilfe er angewiesen, richtig zu nehmen weiß, hat bekanntlich fast immer Erfolg; wer dies nicht kann, dem wird vieles mißlingen. Der Landwirt hat drüben mit sehr verschiedenem Menschenmaterial zu arbeiten, im Ackerbau mit europäischen Saisonarbeitern und bei der Viehzucht mit dem eingeborenen Gaucho. Die Saisonarbeiter setzen sich wieder aus zwei Klassen zusammen, einmal aus solchen, die nach beendeter Kampagne wieder in die Heimat zurückkehren, zumeist Italiener, und solche, die sich drüben eine Existenz schaffen wollen und nur so lange arbeiten, bis sie die nötigen Mittel haben, sich selbständig zu machen. Diese Elemente bieten keine besonderen Schwierigkeiten. Anders die zur Viehzucht unentbehrlichen Gauchos. Sie sind nicht ganz einfach zu nehmen. Deshalb möchte ich im Interesse aller derer, die durch die traurigen wirtschaftlichen Verhältnisse des europäischen Kontinents sich gezwungen sehen, sich in Südamerika eine neue Heimat zu suchen, auf dieses Thema etwas näher eingehen. Aus der Mischung spanischen und indianischen Blutes hervorgegangen, hat der Gaucho die für diese Rassen charakteristischen Züge geerbt, unbändigen Stolz und natürliche Wildheit, welche letztere besonders dann geweckt wird, wenn der Alkohol wirkt. In vino veritas! Gewöhnt an ein ungebundenes, freies Leben, ist ihm jede Unterordnung ein Greuel. Groß ist sein Selbstbewußtsein, das noch dadurch erhöht wird, daß er stets bewaffnet ist, zum mindesten mit einem langen Messer, das er meisterhaft zu handhaben versteht, weil er sich in dessen Gebrauch von Jugend auf übt. Unter sich pflegen diese Burschen den ritterlichen Brauch des Zweikampfes, ohne Zeugen zwar, aber doch meist unter Wahrung gewisser Formalitäten. Ge-

wöhnlich endet solch ein Duell auf Messer mit dem Tode oder mit schweren Verletzungen auf beiden Seiten. Die Anlässe sind meist nichtiger Natur: Folge von Streitigkeiten bei Pferderennen oder in den Pulperias (Landkneipen), nachdem eine oder beide Parteien sich unter Alkohol gesetzt. Da lungern beispielsweise am Schanktisch ein paar Zigaretten qualmende Gauchos umher, trinken Schnaps und Quilmesbier. Ein fremder Gaucho steigt aus dem Sattel und klirrt in den Schankraum. Da wird er gehänselt oder eingeladen, an dem Gelage teilzunehmen. Weigert er sich, folgt prompt eine bissige Bemerkung. Hat der Bursche Haare auf den Zähnen, winkt er seinem Kontrahenten. Stumm ziehen beide hinaus. Fünf Minuten später liegt vielleicht schon einer am Boden, während der andere sich seinen Tajo (Messerschnitt) kühlt. Der springt aufs Pferd, verwundet wie er ist, und jagt davon, ehe die Milicos (Landpolizisten) ihn packen können. Zwei Tage später ist er in Chile in Sicherheit. Ritterlich haben die beiden ihren Streit um nichts ausgefochten. Oft aber kommt es anders. So schickte einmal ein baltischer Baron seinen Knecht zu einer fern gelegenen Bahnstation. Als der Bursche nach mehreren Tagen nicht zurückgekommen, machte er sich selbst auf, um die am Wege gelegenen Kneipen zu revidieren. Nicht lange, so hatte er den Platz gefunden, wo sein Peon unter dem Rasen lag. Was war geschehen? Der Kommissar konnte Aufschluß geben. Ramon war in die Kneipe eingetreten, in der ein einziger bezechter Gast am Schanktische stand, ein übelbeleumundeter Bursche, angeblicher Deserteur, der manches auf dem Gewissen haben mochte. Nach kurzer Begrüßung schlägt der angezechte Bandit auf den Schanktisch, daß die Gläser tanzen, und ruft: „Yo soy el Cuyano mas malo!“ (Ich bin der böartigste Kerl im Cuyo) (Cuyo nennt man die Bewohner der Provinzen Mendoza und San Juan). Nach Gauchoehre durfte sich der Neueingetretene eine derartige Herausforderung nicht gefallen lassen. So sagte er: „Vamos á ver!“ (Laßt uns sehen!). Darauf der übliche Messerkampf. Unschwer setzt der Nüchterne den Bezechten außer Gefecht, indem er ihm einen Schnitt durch den Rücken der rechten Hand zieht. Die Waffe fällt zur Erde. Darauf der Cuyano ganz verständig: „Ich sehe, daß du noch schneidiger bist als ich!“ Ergreift dabei mit der rechten die Hand des Siegers, bückt sich, hebt mit der linken sein Messer auf und stößt es dem Sieger in den Leib. Dann triumphierend: „Hab ich es nicht gesagt, daß ich der schlechteste Kerl im Cuyo bin?“ Wohl

ist es möglich, daß dieser Schuft sich unter den Kavalieren befand, vor denen Mr. Couteau warnte. Oft haben die Burschen nach andalusischer Sitte das offene Messer mit der Spitze nach unten im Ärmel stecken und schleudern es mit großer Sicherheit dem Gegner in den Leib. Derartig gemeine Kampfweise ist aber verpönt und wird oft blutig gerächt, denn — ich wiederhole es — der argentinische Gaucho ist durchweg ein ritterlicher Gesell.

Neulinge begehen oft den Fehler, daß sie die Bräuche ihrer Heimat ohne weiteres auf das fremde Land übertragen. Ich kam mal in Begleitung eines Herrn K. von Sta. Ana auf den Hof einer Farm, die ein deutscher Herr verwaltete, den wir besuchen wollten. Wer beschreibt unser Erstaunen, als wir Zeugen einer aufregenden Szene wurden, die aber durch die Routine des alten Herrn schnell beigelegt wurde. Der junge Mann rannte an uns vorüber, mit einem Revolver fuchtelnd, dessen Trommel nicht zu funktionieren schien. Hinter ihm drein ein Gaucho mit gezücktem Messer und allen Zeichen heftiger Aufregung. Keiner von beiden bemerkte uns. „Andrés!“ rief der alte Herr K. den Gaucho an, „was geht denn hier vor? Seid Ihr des Deibels?“

Der Gaucho steht, zieht den Hut, steckt das Messer ein, rollt mit den Augen und spuckt verächtlich aus.

„Gran puta, carajo!“ flucht er (dieser Fluch läßt sich nicht ins Deutsche übertragen). Mire (schau), señor, dieser gringo (Fremde) hat mich beleidigt. Ich werde ihm mit Puñaladas (Dolchstichen) beibringen, wie man einen Argentinier zu behandeln hat.“

Aber der alte Herr beruhigt ihn mit wenigen Worten. Es sei ein Mißverständnis. Der Inspektor verstehe das Spanische noch nicht. Man versöhnt sich. Die Friedenspfeife wird in Gestalt einer Zigarette geraucht.

„Was haben Sie denn eigentlich zu Andrés gesagt?“ fragte er später den Jüngling.

„Ich werde Ihnen Beine machen, altes Rhinzeros,“ entgegnete der.

„Nun ist es aber anders gekommen, er hat Ihnen Beine gemacht, alter Freund. Seien Sie vorsichtig! Sie haben hier keine deutschen Rekruten vor sich.“

Aus diesem Beispiel sollte man Lehren ziehen. Schimpfen, wie es früher in der Armee Sitte war, ist drüben unangebracht. Niemand läßt sich das gefallen. Man sei kalt und gemessen, bleibe immer der „Herr“, interessiere sich nicht mehr als nötig für die

privaten Angelegenheiten der Leute, denn das wird als Schwäche oder Angst ausgelegt. Der Gaucho fragt sich: Was will der Fremde von dir, weshalb ist er so vertraulich zu dir? Denkt also genau wie der Neger in Afrika. Wird sofort vertraulich, sogar unverschämt und verliert den Respekt. Das nennt man drüben *Compadrismo* (von *compadre* = *Gevatter*, *Freund*). Die Leute prüfen geradezu ihren Vorgesetzten, was der sich von ihnen gefallen läßt. Unterdrückt der Herr die Unverschämtheiten nicht im Entstehen, so hat er das Spiel verloren. Vom „*tantear*“ (probieren — so nennen es die Leute drüben) bis zum offenen Ungehorsam ist nur ein Schritt.

Sicheres, besonnenes und bestimmtes Auftreten ohne Scheltworte führt aber stets zum Ziele. Wie sagt Schiller im *Xenienalmanach*: „Doch eine Würde, eine Höhe enfernte die Vertraulichkeit.“ Nach diesem Rezept ist zu verfahren, dann wird die Autorität stabilisiert wie ein *rocher* von Bronze.

„Hallo“, wandte sich M. an den Wirt, „*Monsieur Couteau*, wie kommt es, daß Ihr *Grand Hotel* heute so leer ist?“

„*Rennen draußen*“, entgegnete der Franzose, ein ältlicher Kerl mit den typischen blauroten Backen seiner Rasse, „viele Leute hier, Herr Baron, . . . *bête humaine*. Kommen bald zurück, dann folgen die übliche Kneiperei und *Pelea* (Raufen in ritterlicher Form, von dem wir gelegentlich eingehender sprechen werden) Ich rate Ihnen, reiten Sie gleich weiter. Trotz Ihrer Begleitung könnten Sie Unannehmlichkeiten haben. Es ist zu heiß zu Emotionen jeglicher Art.“

Da die *Boliche* (Landkneipe) keineswegs verführerisch war, stiegen wir wieder in den Sattel und ritten mit dem Führer von dannen, worüber dieser keineswegs erfreut war. *Yvonne*, die Tochter des Alten, eine nicht üble Blondine von etwa 30 Jahren, schien seine Freundin zu sein, soweit ein alter Gaucho sich für das weibliche Geschlecht interessieren kann. Nach arabischer Auffassung, die auch der Gaucho, wohl aus atavistischen Gründen, teilt, kommt das Weib erst an dritter Stelle unter den Glücksgütern.

„Das höchste Glück der Erde liegt auf dem Rücken der Pferde, in der Gesundheit des Leibes und an dem Busen des Weibes.“

„Was Sie vorhin sagten, stimmt,“ bemerkte ich. „Ich war noch vor nicht langer Zeit am *Río Barrancas*, wo dieser in den

Colorado mündet. Dort pflegen die Viehdiebe mit ihrer Beute nach Chile hinüberzuwechseln. Die Provinz Mendoza richtete deshalb daselbst vor einiger Zeit ein Polizeikommissariat ein, das sie einem besonders energischen Beamten — wenn ich nicht irre, hieß er Benjamin Cuello — anvertraute. Der hat mir viel erzählt über die Viehdiebe. Ein tüchtiger Mann, der um sein Haus herum eine wunderbare Gartenanlage geschaffen hat, wie ich sie ähnlich hier nirgendwo angetroffen. Schade, daß der Platz durch die Vinchuca (eine Art fliegender Wanze) verpestet ist. Ich schlief die Nacht, trotz der Abmahnung Cuellos, hinter einem Holzhaufen an der Commissarie, anstatt in einiger Entfernung vom Hause. Es zog nämlich in dem Flußthal wie in einem Schornstein. Am nächsten Morgen fand ich Quaddel neben Quaddel auf meinem Körper. Vier Wochen habe ich darunter gelitten. Die Banditen, sagte Cuello, haben auf mich einen furchtbaren Haß. Geben Sie acht, eines Tages werden Sie lesen, daß man mich umgebracht hat.

So ist es auch gekommen. Einige Jahre später las ich, der Kommissar von Barrancas sei verschwunden, vermutlich ermordet und in einen Fluß geworfen. Nie ist er gefunden worden.

So war es damals. Heute haben sich die Verhältnisse mit der Erschließung der Pampa Central sehr zum Vorteil geändert. Immerhin mag es noch lange Zeit dauern, bis das Unwesen ganz beseitigt sein wird. Die Gelegenheit, das gestohlene Vieh durch die Gebirgspässe nach Chile in Sicherheit zu bringen, ist zu günstig. Bei der ungeheuren Ausdehnung der noch völlig unbewohnten Flächen und des alpinen Hochgebirges, bei der für die Bewachung der zahlreichen Übergänge völlig unzureichenden Gendarmerie, ist es einfach ein Ding der Unmöglichkeit, die Übelstände heute zu beseitigen. Sie werden erst mit Zunahme der Bevölkerung verschwinden.

Diego hieß unser Vaqueano, auf dessen Zuverlässigkeit der Baron schwören wollte. Seine natürliche Häßlichkeit wurde noch dadurch erhöht, daß ihm ein Auge fehlte, das er bei irgendeiner Pelea verloren haben mochte. Er war, wie das häufig bei den Gauchos der Fall, kurz angebunden und ein Besserwisser. Aber er sollte sein Handwerk verstehen, was für uns die Hauptsache. Der Kerl schien in diesen Gegenden sehr bekannt zu sein und einen gewissen Respekt bei den Jaromirs der Pampa zu genießen. Jedenfalls war der Baron der Ansicht, daß man unter seinem Schutze sicherer sei als in Abrahams Schoß.

Mich interessierte besonders seine Koppel Hunde, struppige Burschen verschiedener Rassen, deren jeder einzelne mehr Narben auf dem Leib haben mochte als der Marschall Ney. Wild und rabiät schauten sie alle aus, besonders ein alter Terrier, ein richtiger vieux grognard, den selbst sein Herr nicht anrühren durfte. Der Alte hielt sie mit Hilfe seines zusammengelegten Lassos in Zucht und Ordnung. Diego ritt vorweg. Dann folgten unsere Reservepferde mit dem Peon (Knecht) des Barons, danach wir.

Der Baron war ein alter Bekannter von mir. Ehemals Offizier in einem deutschen Garderegiment, war er vor Jahren infolge eines Herzleidens abgegangen. Nun lebte er als fahrender Ritter im argentinischen Kamp, bald hier, bald dort, bei Freunden und Bekannten. Sein Besitz bestand aus mehreren Pferden, einem Jagdhund, Waffen und Munition. Ein Peon sorgte für seinen Marstall. Seine treffliche Kinderstube, sein lauterer Charakter und seine prächtigen geselligen Eigenschaften ließen ihn überall willkommen sein.

Die Gastfreundschaft ist nämlich in Argentinien, namentlich auf dem Lande, einzig in ihrer Art. Stets ist man herzlich willkommen, besonders, wenn man durch Freunde eingeführt wird. Man kann bleiben, so lange man will, Tage, Wochen und Monate. Selbstverständlich macht man sich nützlich, so gut es geht. Der Baron pflegte Landmesserarbeiten auszuführen, die auf den großen Betrieben stets willkommen sind. Naturgemäß freuen sich die Farmer, wenn jemand kommt, ihre Einsamkeit zu teilen. Oft liegen die Landgüter 50, ja 100 Kilometer auseinander. Die Besitzer aber gehören zumeist verschiedenen Nationen an. Sind es Argentinier, so leben sie gewöhnlich in der Hauptstadt und lassen ihre Farm von einem deutschen, englischen oder italienischen Aufseher verwalten. Es leuchtet ein, daß ein Landverkehr wie daheim drüben eine Unmöglichkeit ist.

Trotz der Abendstunde herrschte eine barbarische Hitze. Obwohl wir im Hemd ritten, dessen Ärmel aufgestreift und Kragen niedergeschlagen, standen die Schweißperlen auf allen Poren. Dazu dichte Staubwolken, besonders dann, wenn der Weg durch Salzpfannen führte, deren es in dieser Gegend viele gibt. Tief wurde der Chambergo über die Augen herabgezogen, um sie zu schützen gegen die glühenden Sonnenstrahlen, die unbarmherzig auf uns niederbrannten.

Endlich verschwand der Glutball hinter dem Horizonte, aber

die Schwüle blieb. In einem Chañar-(Dorn-)Wald, wo es Wasser gab, schlugen wir das Nachtlager auf. Ohne einen Vaqueano hätten wir nie die verborgene Wasserstelle gefunden. Die Pampa Central war früher verrufen wegen ihrer Wasserarmut. Sie galt nahezu als wertlos, bis man durch Bohrungen feststellte, daß, wenn auch oft in großen Tiefen, überall reichlich Wasser vorhanden war. Ein deutscher Großgrundbesitzer, Herr Fuhrmann aus Antwerpen, hat sich in dieser Hinsicht die größten Verdienste erworben. Weite Ödländer wurden mit Hilfe des Wassers in reiche Luzernfelder verwandelt, auf denen zahlreiche Rinderherden grasen. Die Argentinische Westbahn durchquert dieses Gebiet. *Infandum regina jubes renovare dolorem!* — Sie wurde einst von der argentinischen Regierung deutschen Kapitalisten angeboten. Sachverständige wurden entsandt, um sich von der Rentabilität des Projektes zu überzeugen. Sie ließen sich aber auf der Hinreise in Paris von einigen Engländern, die sich zufällig (sic!) in der Nähe der Kommission aufhielten, überzeugen, daß das Projekt wegen des Wassermangels nicht einen Schuß Pulver wert sei. Die Kommission kehrte zurück, Deutschland lehnte ab. Gleich darauf ging der Bahnbau in die Hände englischer Kapitalisten über. Statt dessen bauten wir Bahnen in Kleinasien, die nun, wie so vieles, zum Teufel gegangen sind. O, sancta simplicitas!

Bald brannte ein Feuer. Unter dem Eindruck der Umgebung erzählten wir allerhand Räubergeschichten, zu denen Diego ab und an sarkastisch lächelte. Sie wurden freilich nur zu oft unterbrochen von Flüchen auf die Moskitos, die uns keine Ruhe ließen. Die Stimmung blieb trotzdem ausgezeichnet, waren wir doch in dieser Hinsicht alle Kummer gewöhnt. Ich sehnte mich freilich nach den kühlen Anden zurück. Malargüe erschien mir in Gedanken als ein feenhaftes Zauberschloß. Schließlich überwältigte uns die Müdigkeit. Wir streckten uns auf den Schafpelzen des Sattels aus und deckten uns mit dem Himmel und den Sternen zu. Aus dem Schlummer aber sollte nicht viel werden. Zunächst besuchte uns auch hier ein Zorrino. Der Terrier des Barons hatte anscheinend Witterung von dem Stinker bekommen und ihn angegriffen. Der hatte, wie üblich, das Feuergesicht eröffnet und anscheinend einen Volltreffer erzielt, worauf Bqb sich wohl dünne gemacht hatte, um sein Lager zwischen uns beiden aufzusuchen. Wir erwachten gleichzeitig mit gewaltigem Brechreiz im Halse. „Pfui Deibel!“ fluchten wir unisono.

Dann suchten wir den Stinker, aber vergebens, bis wir dahinter kamen, daß Bob über und über mit Lauge begossen war. Bob wurde also verbannt und 100 Meter seitwärts angebunden. Nun aber stank die Stelle, auf der der Hund gelegen, so mörderlich, daß wir ausziehen und unser Biwak ins Freie verlegen mußten.

Dies ist kein Jägerlatein! Wenn, was durchaus nicht selten vorkommt, ein Stinktief während einer nächtlichen Wanderung auf dem Bahndamm von einem Zuge überrascht wird, so spritzt es seinen üblen Saft gegen das knatternde Ungeheuer, um der modernen Kultur seine Geringschätzung zu bezeigen. Sofort erwachen die Reisenden von dem pestilenzialischen Gestank, und mit dem Schlaf ist es aus.

Mein erstes Zusammentreffen mit Stinktieren hatte ich im ersten Jahre meines Aufenthalts in Argentinien auf der Estancia eines Engländers bei Pergamino. Ich kam mit seinem Sohne von der Jagd zurück, als wir drei Zorrinos antrafen. Ich schoß und erlegte sie alle drei. Sofort lief James auf die Tiere zu, von denen eins noch nicht verendet sein mochte. Schwabb! hatte er einen Strahl weg. Er schrie und faßte sich an die Augen, die er erst nach längerer Zeit wieder öffnen konnte. Als wir den zur Farm gehörigen Park betraten, kam uns eine sehr schöne amerikanische Miß entgegen. Auf etwa 20 Meter an uns heran, rief sie uns an: „Halloh, James, from where . . . ?“ — da machte sie kehrt und lief von dannen. Der Wind mußte ihr das Zorrino-Parfum zuge- trieben haben. Für einen Tag verbannte der arme Junge sich freiwillig.

Kaum waren wir erneut eingeschlummert, da ging ein Mordspektakel los. Das am Lasso angepflöckte Pferd fing an zu stampfen, am Lasso herumzugaloppieren, zu blasen und zu trompeten. Aha! also ein großes Raubtier in der Nähe, ein Jaguar oder ein Puma. Neues Holz wurde ins Feuer geworfen, ein paar Schüsse aufs Geratewohl abgefeuert. Hoch prasselte die Lohe empor. Erneut trat Ruhe ein.

Es war dunkel geworden, die Sterne nicht mehr sichtbar. Plötzlich ein greller Blitz, dem ein krachender Donnerschlag folgte, dann einige Tropfen — klick, klack! —, dann strömender, klatschender Regen, daß es rasselte, als würde mit Erbsen geschossen.

Blitz folgte auf Blitz. Was blieb uns übrig, als die Ponchos über den Kopf zu ziehen und das Ende des Unwetters abzuwarten.

Aequam memento rebus in arduis servare mentem!

Bald waren die Schaffelle völlig durchweicht, wir selbst naß wie die Katzen. Umsonst preßten wir uns an einen in der Nähe stehenden Ombúbaum, dessen dichtes Laubdach nur wenig schützte. Alles vergebens. Wir nahmen ein Vollbad, das wir am Abend vorher vielleicht begrüßt hätten, mitten in der Nacht aber, ohne Kleider zum Wechseln, verfluchten. Indessen geht alles vorüber, so auch diese nächtliche Douche.

Als der Morgen dämmerte, die Sonne im Osten über den Horizont stieg und ihre Strahlen durch den dampfenden Wald sandte, trocknete sie Baum und Strauch und auch uns.

Freilich, etwas zermürbt waren wir nach dieser an Aufregungen reichen Nacht, nach einem Ritt von 120 Kilometern am Tage zuvor. Ein Glas Tee mit Wisky und eine Pfeife Navy cut brachte die Stimmung aber bald wieder in Gang, mehr noch ein frischer Pampero, der kurz nach Sonnenaufgang einsetzte, der schon mehrfach erwähnte Südwestwind, der mit großer Gewalt weht und Kühlung bringt. Für starke Naturen köstliche Labung, schwachen Konstitutionen, namentlich Lungenkranken, gefährlich. Dieser Wind ist der beste Hygieniker Argentiniens. Wenn die Sonne wochenlang unbarmherzig niederbrannte, das Futter versengend und Flüsse und Seen austrocknend, glühend, daß das Atmen beschwerlich wird und allgemeine Erschlaffung einsetzt, dann sehnt alle Welt den Pampero herbei. Der Windwechsel geht urplötzlich vor sich. Brachte noch soeben der Nordwind glühende, drückende Schwüle aus dem Inneren Brasiliens, so braust es plötzlich kühl von Süden heran, daß die Bäume sich biegen, die Ziegel in den Städten von den Häusern fliegen, die Fenster mit lautem Klirren zuschlagen. Mächtige Staubwolken, angefüllt mit Papieren und Bazillen aller Art, werden durch die Straßen gewirbelt. Zurück bleibt reine, klare und gesunde Luft. Das Thermometer fällt dann im Laufe von wenigen Minuten um 20 bis 30 Grad. Starken Männern ist dieser Wind stets erwünscht. Saßen wir im Klubgarten in der Hauptstadt, stöhnend vor Hitze, und machte sich plötzlich ein Pampero auf, dann rief alle Welt „Hurra!“ und schrie nach Pomméry. Damals konnte nämlich selbst ein bescheidener Germane dieses edle Naß erschwingen, kostete doch die Flasche nur etwa 6 Pesos. Sekt wurde in Argentinien noch nicht besteuert, wie heute.

A caballo! Schon saßen wir im Sattel, und vorwärts ging's im landesüblichen Galopp auf sandigen Wegen durch das hohe gelb-

Aus der Pampa Central.



Bild 44. Ein Gauchoheim.



Bild 45. Hotel Ritz, der puesto von
Agua Salada.



Bild 46. Ein anderes Gauchoheim.



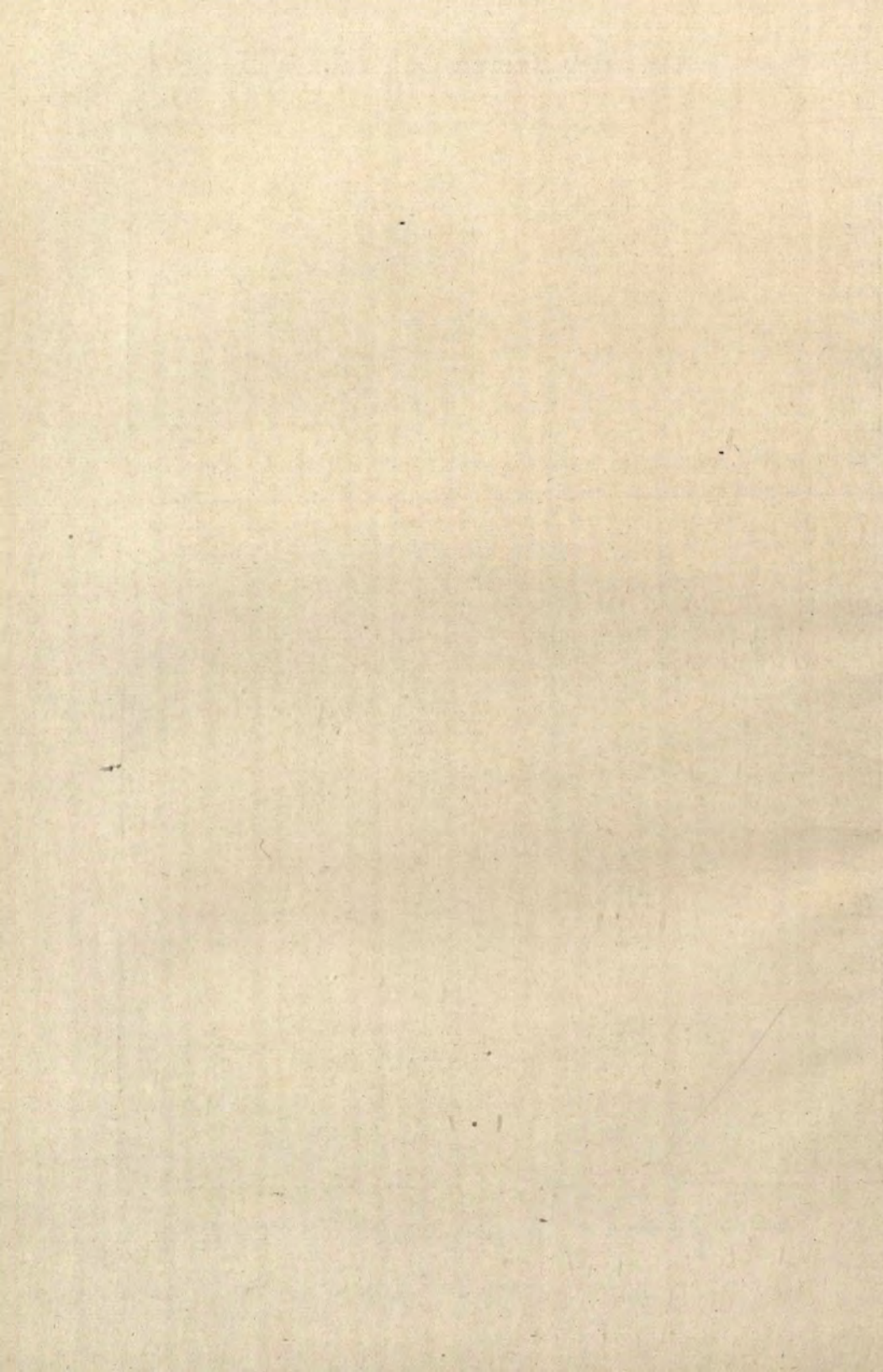
Bild 47. Estanziahaus.



Bild 48. Estanzia.



Bild 49. Süßwassersee.



grüne Grasmeer und duftenden Chañarwald, durch Médanos (Dünen), an halbausgetrockneten Lagunen vorüber, durch Salzpflanzen und hügeliges Gelände, mit Marsrichtung Ost. Vereinzelt stehen mächtige Ombús im Walde, auch andere hohe Bäume. Nichts läßt sich hören, nicht einmal der Ruf eines Chimango, der südamerikanischen Elster. Alle Kreatur scheint sich der erquickenden Brise zu erfreuen. Der Pampero fegt über die Pampa, daß sie einem wogenden gelbgrünen Meere gleicht.

Nach mehrstündigem scharfen Ritt gelangen wir über eine sanfte Welle in ein weites Sumpftal, das, zur Zeit von den glühenden Sonnenstrahlen fast ausgetrocknet, in Regenzeiten ein schweres Hindernis bilden mochte. Es ist mit dichtem Dornwald bedeckt, aus dem vereinzelt Ombús ihr kuppelartiges Laubdach emporstrecken. Ihr dunkles Blättermeer wogt im Südwind hin und her.

Ein stellenweise mit brackigem Wasser gefüllter breiter Graben trennte den Dornwald in zwei Gruppen. In diesen Wäldern waren mehrere Jaguare vom Vaqueano bestätigt. Überall sah man alte und frische Fährten des Raubwildes im Schlamm des Cañadons (Graben). Da der Jaguar nicht viel hin- und herwechselt, sondern einen festen Standort innehält, den er nur nachts verläßt, um auf Beute zu gehen, war es gewiß, daß das Raubwild in den Dickichten steckte. Mit Sicherheit würde das Wild, von den Hunden rege gemacht, aus einem Dickicht in das andere über die etwa 50 m breite Schlänke hinüberwechseln. Der Boden war sandig, aber nicht bewachsen, so daß das Wild hier frei kommen mußte. So waren denn die erforderlichen Anordnungen schnell getroffen. Das Anstellen war einfach, denn der Wind strich annähernd senkrecht über die Schlänke hinweg. Während Diego mit den Hunden einen Bogen um die südliche Parzelle schlug, stellten wir, d. h. der Baron und ich, uns am nördlichen Rande des Dornbusches auf wo wir etwa 50 m völlig freies Schußfeld hatten.

Noch nicht zehn Minuten waren wir auf unseren Posten, als die Terrier Hals gaben. Dann fiel die ganze Meute ein, ähnlich wie auf der Saujagd daheim. Das Herz begann wild zu pochen, es war eine verdammt spannende Sache. Indessen blieb ihm Zeit, sich wieder zu beruhigen. So leicht verläßt nämlich der Jaguar seinen Standort nicht. Nach Katzenart baumt er, sobald die Hunde ihm unbequem werden, bald auf. Dann gibt es oft ein Stunden währendes Standlaut, bis die Sache dem Raubtier lang-

weilig wird, es abbaumt und flüchtig abgeht. Ist der Jäger zufällig in der Nähe, wo die Katze aufbaumt, so streckt er sie leicht durch einen Schuß in den Kopf.

Von neuem setzte das Geläute der Hunde ein, wobei man die hellen Stimmen der Terrier deutlich erkennen konnte, die dem Raubwild am dichtesten aufgeblieben schienen. Mehrere Male — und das war besonders aufregend — ging die Jagd auf ganz kurzer Entfernung dicht an uns vorüber, im Rande des Dornbusches entlang, ohne daß wir die Katzen sehen konnten. Schon waren ein Paar Pampashirsche in mächtigen Fluchten über die Schläнке gewechselt, auch ein Fuchs, aber die großen Katzen blieben drinnen im Busch.

Plötzlich, als die Spannung schon wesentlich nachgelassen, fahren zwei Jaguare aus dem Dornwald heraus, um in vollster Pace über die Blöße zu flüchten. Deutlich sehen wir die gewaltigen Nacken und die herrliche Zeichnung der dunklen, über die ganze Decke verteilten Flecke. Fast gleichzeitig dröhnen unsere Schüsse. Deutlich erkennen wir, daß beide Raubtiere die Geschosse quittieren. Trotzdem erreichen die Jaguare den gegenüberliegenden Dornwald.

Der Vorgang hatte sich mit Blitzesschnelle abgespielt. Schon fegte die ruppige Meute hinterdrein, Terrier vornweg. Dann gab's dicht am Rande ein Standlaut, daß uns die Ohren gellten. Das kranke Wild schien gestellt.

Ohne Zaudern stürzen wir beide in den Busch, um den Fangschuß abzugeben. Leider bleibe ich nach wenigen Schritten in den Dornen hängen, die in Argentinien weit mächtiger sind als in Europa, und dem, der sie zu durchbrechen sucht, oft schwere Verletzungen beibringen. An mehreren Stellen des Hemdes und der Reithose festgehalten, höre ich den Endkampf dicht vor mir, ohne aktiven Anteil nehmen zu können. Schlag der Jaguar mit den mächtigen Pranken nach den Hunden, so preschten diese bis an meine Beine zurück. Fürwahr, eine wenig gemütliche Lage. Da knallte ein Schuß, der Fangschuß, den M. abgegeben. Halali!

Mit Verlust eines halben Hemdes hatte ich mich endlich befreien können und war auf die kleine Blöße ausgetreten, auf der das gestreckte Raubwild lag. Es war ein besonders starkes Exemplar, maß von der Rutenspitze bis zum Fang 1,40 m. Das Gewicht konnten wir mangels einer Wage leider nicht feststellen.

Es war ein männliches Stück. Zwei Geschosse saßen. Also hatten wir beide getroffen.

Lange Betrachtungen wurden übrigens nicht angestellt. Diego piff die Hunde heran und setzte sie auf die Fährte des zweiten Jaguars, der sehr krank zu sein schien, wenigstens fanden sich in der Fährte starke Schweißspritzer. Eiligst stellten wir uns an der anderen Lisiere an. Ich hatte vor mir eine breite Rinne braunen brackigen Wassers, das bis an den Dornwald heranreichte.

„Heiliger Hubertus, steh' mir bei, daß der Jaguar das Wasser durchrinnt,“ so etwa lautete mein Stoßgebet. Ich wußte von Corrientes her, daß der Jaguar mit Vorliebe Wasser annimmt und daß er ein sehr geübter Schwimmer ist. Hatte ich doch einmal vom Dampfer aus einen Jaguar den Paraná durchrinnen sehen, dort, wo der Fluß 3 bis 4 km breit ist.

Schon gaben die Hunde wieder Hals- und Standlaut. Dann schienen sie sich geteilt zu haben. Einige gaben Standlaut, andere jagten, laut Hals, unter ihnen die Terrier. Während die Jagd sich zu entfernen schien, tauchte plötzlich drüben am Rande des Wassers ein dunkles Tier ins Wasser, das mit hochaufgerichtetem Hals auf mich zuschwamm. Zunächst konnte ich es nicht richtig ansprechen, weil es in dem Dunkel, das unter dem überhängenden Gezweig herrschte, nicht gut zu erkennen war. Nun aber, da es auf die von der Sonne beleuchtete Wasserfläche hinausschwamm, erkannte ich Kopf und Hals eines mächtigen Jaguars, tiefdunkel, beinahe schwarz. Nie im Leben werde ich diesen Augenblick vergessen, mein herrlichstes weidmännisches Erlebnis — — —

Etwa 50 m war er vor mir, der Prachtkerl. Ganz ruhig, ohne Jagdfieber zu spüren, brachte ich mein Gewehr in Anschlag und zielte mitten zwischen die Lichter. Dann ließ ich den Schuß fliegen. Weg sackte der Kopf. Ein paar mächtige, peitschende Bewegungen folgten, daß das trübe Wasser hoch aufspritzte, dann schien der Räuber verendet zu sein. Mitten im Wasserloch trieb er.

Schon sprang einer der Terrier drüben ins Wasser und packte eine der mächtigen Pranken des Raubtieres. Dann half ich ihm. Rasch war eine Stange geschnitten, an der ich am oberen Ende eine Art von Widerhaken ließ, mit der ich versuchte, das Wild heranzuholen. Aber es ging nicht, der Haken war zu kurz. So kehrte ich auf meinen Posten zurück, just in dem Moment, als sich etwa 100 m oberhalb ein starker Pampashirsch aus den Dornen

hinausdrückte. Rasch warf ich eine Kugel hin. Der Hirsch zeichnete und brach nach einigen Fluchten zusammen.

Gleich darauf kam Diego angeritten und drängte sofort sein Pferd ins Wasser. Der Gaul wollte absolut nicht an das Raubwild heran. Schließlich gelang es, den Jaguar an einer Pranke zu lassieren und auf das Trockene zu befördern. Es war ein kapitaler Kerl, besonders schön gezeichnet, mit 6 Reihen schwarzer Ringflecke auf der rostfarbenen Decke, ohne die Rute $1\frac{1}{2}$ m lang. Besonders der Nacken war, wie immer beim Jaguar, stark entwickelt, so daß man es wohl verstehen kann, daß dieses Raubtier, mit einem jungen Rind im Fang, eine Fenne überfallen kann. Es verdient mit Recht den Namen „südamerikanischer Tiger“, denn es steht an Größe dem indischen Tiger nicht viel nach, wenn es auch nicht so blutgierig sein mag.

Während die Leute sich daran machten, das Wild abzustreifen, und der Baron mich beglückwünschte, tönte weiter aus dem Innern des Busches Standlaut herüber. Also mußte noch ein dritter Jaguar im Dickicht stecken, vielleicht krank oder gar verendet, denn der zweite, auf den wir anfangs zu Schuß gekommen waren, mußte schwer krank sein. Also hinein in den Busch! Diego in der Mitte, ein mächtiges Messer in der rechten Hand, den Poncho um den linken Arm gewickelt, um im Notfalle das Tuchknäuel dem Raubwild in den Rachen zu stoßen; wir beide rechts und links, Gewehr schußbereit. Das Vordringen war schwierig wegen der dichten Dornen. Schließlich gelangten wir aber doch in die Nähe der Stelle, von der das Geläute der Hunde herüberschallte. Gerade in dem Augenblick, als wir den Jaguar sahen, streckte er mit einem furchtbaren Prankenhieb einen der Hunde nieder. Er war schwer krank. Rings um ihn herum waren Gras und Buschwerk von seinem Schweiß rot gefärbt. Er äugte uns sofort, fauchte auch einige Male zu uns herüber, nahm aber weiter keine Notiz von uns. Vielmehr fuhr er fort, sich angriffsweise unserer Hunde zu erwehren. Zwei Fangschüsse erledigten ihn. Schade, daß der Akt sich so schnell abspielte. Alle Vorbereitungen waren umsonst gewesen. Diego hatte gesagt, der Jaguar würde sich aufrichten wie ein Bär und auf uns zukommen. Das war leider nicht geschehen. Es war ein weibliches Exemplar, mit Milch im Gesäuge.

„Die hat Junge,“ sagte Diego, „die noch im Busch stecken müssen.“

Da wurden denn die Hunde nochmals ins Holz geschickt. Nicht lange dauerte es, da gaben sie ganz in der Nähe Hals. Wirklich gelang es uns, einen jungen Jaguar zu fangen, der sich ganz verständig benahm und in einen Sack gesteckt wurde. Leider konnten wir nur kleine Aufnahmen machen von unserer Strecke, weil es damals noch nicht Sitte war, große photographische Apparate mit auf die Jagd zu nehmen. Aber den kleinen Kerl haben wir später in der Pampa photographieren lassen. Er hat seinem Pfleger viel Freude gemacht. Dann wurde er ungemütlich. Nachdem er ohne Anlaß einen schönen Schäferhund abgewürgt, wurde er einem zoologischen Garten geschenkt.

Immerhin hatten wir seltenes Jagdglück gehabt, denn drei Jaguare und ein Pampashirsch lagen auf der Strecke. Die schärfste Witterung hatte der Hirsch. Hubertus hatte uns wirklich wohl gewollt.

Wir schlugen nun ein Lager auf, um uns zunächst einmal zu stärken, denn es war inzwischen Mittag geworden.

Frische Hirschsteaks, am offenen Feuer gebraten, mundeten vorzüglich, um so besser, als immer noch der Pampero blies, der angenehme Kühlung brachte. Leider zogen ununterbrochen Sandwolken durch das Tal. Die Steaks wurden naturgemäß mit Sand überzuckert, was ihrem Wohlgeschmack zwar keinen Schaden tat, im übrigen aber nicht gerade angenehm war, denn beim Kauen kamen einem die Sandkörner zwischen die Zähne. Diego streifte inzwischen den Jaguaren die Decken ab und spannte sie in der Sonne zum Trocknen aus. Das machte er mit fabelhafter Geschicklichkeit.

Da die Moskitos sich vor dem kühlen Winde verkrochen hatten, nutzten wir die Gelegenheit zu einem Mittagsschläfchen aus, weil wir doch in der Nacht fast ganz um den Schlaf gekommen waren. Vorsichtshalber wurde M.'s Terrier wieder seitwärts angebunden, weil er noch immer entsetzlichen Geruch um sich verbreitete.

Am Nachmittage machten wir uns auf zu einer Pürsche auf Pampashirsche, während Diego im Lager blieb. Einer jagte in Richtung Nord, der andere nach Süd, je begleitet von einem Manne.

Das meterhohe Pampasgras ging unter dem Druck des starken Windes in Wogen auf und nieder, so daß das Wild schwer auf-

zufinden war. Man umritt die Waldinseln mit gutem Winde und durchforschte vom Pferde aus mit dem Glase das wogende Grasmeer. Stellenweise ästen weibliche Stücke, leicht erkenntlich an der kleineren, rehartigen Gestalt, der hellen Färbung und den eigentümlich geformten Lauschern. Hirsche sah ich zunächst keine. Der Wind stand gerade auf uns zu und brachte mir plötzlich die scharfe Witterung eines Hirsches in die Nase. Ähnliches hatte ich schon einmal früher in San Luis erlebt. Man sollte es nicht für möglich halten, und doch ist es buchstäblich wahr, daß man den Hirsch, namentlich den starken, auf viele Meter wittern kann, nicht nur in der Brunft.

Ich sprang vom Pferde und pürschte in Richtung auf die Witterung. Kaum dreißig Schritte hatte ich vorwärts gemacht, da sprangen zwei Hirsche ab, beide mit sehr gutem Geweih. Sie gingen flüchtig nach vorn, ein sehr ungünstiges Ziel bietend. Endlich bogেন sie seitwärts ab. Eine schnell hingeworfene Kugel saß. Der vorderste Hirsch machte eine gewaltige Flucht und stürzte einige Meter weiter ins hohe Gras. Blattschuß! Das Geweih war wunderbar, 12 Enden und tief dunkel geperlt.

Nun hatten wir unsere Arbeit, den Hirsch auf ein Maultier zu schaffen. Das Aufbrechen ging verhältnismäßig leicht von statten, weil Moskitos fehlten. Im allgemeinen ist das eine böse Arbeit in den heißen Breiten. Man kann sich wohl denken, weshalb. Sofort stürzen sich Wolken von Ungeziefer auf den Aufbruch, die die Arbeit zur Ungemütlichkeit machen. Im allgemeinen sind die Argentinier glänzend in diesen Arbeiten.

Inzwischen hatten meine Begleiter ein Straußennest mit Eiern gefunden.

Schon dämmerte es. Immer mehr Wild trat aus. Die Hirsche bummelten umher oder standen im hohen Pampasgrase und ließen sich vom Südwind kühlen.

Leicht hätte ich noch einige starke Hirsche auf die Decke legen können, aber ich verschob es auf später. Daraus ist dann leider nichts geworden.

Der Baron hatte mehrere Strauße zur Strecke gebracht.

Noch am Abend ritt ich fort, während der Baron mit Diego weitere Versuche machen wollte, Jaguare zu schießen. Er hat aber keinen Erfolg gehabt, denn dieses Wild ist in der Pampa Central selten.

Um Mitternacht hatten wir schon eine weite Strecke zurückgelegt. Die Nacht war zauberhaft schön. Hell glänzte der Mond. Die Moskitos hatten sich infolge des kalten Windes ganz zurückgezogen. Ab und an huschte ein Stück Wild über den Weg. Man hörte nur das Rauschen des Pampasgrases. So ging es ohne Rast nach Westen, dem Gebirge zu. Am Abend strichen Tausende von grünen Papageien mit gewaltigem Gekrächze über uns weg, die in den Uferwänden der Flüsse zu nisten pflegen.

Am nächsten Mittag tauchten die geliebten Schneefirnen am Horizont auf, und nicht lange währte es, da waren wir wieder in Malargüe, wo unser Weidmannsglück gebührende Anerkennung fand.

Die Decken hatten wir geteilt, zu $\frac{1}{3}$ und $\frac{2}{3}$. Meine Decke hat lange Zeit mein Zimmer geschmückt. Später wurde sie mir, während ich wieder längere Zeit von Buenos Aires abwesend war, gestohlen. Das wurmt mich noch heute.

Noch einen Tag blieben wir unter dem gastlichen Dache von Malargüe. In der Nacht statteten die Pumas uns wieder einen Besuch ab. Zwei Stück waren in einen Corral eingedrungen und hatten fürchterlich unter den Schafen gehaust. Eine ganze Anzahl war abgewürgt. Leider hatten die Hunde nichts von dem Vorfall gemerkt. Wir wurden aufgefordert, noch eine Nacht zu bleiben und uns anzusetzen, aber die Verhältnisse erlaubten es nicht. Wir sollten zu einer bestimmten Zeit Chos Malal, die Hauptstadt des Gouvernements Neuquen, erreichen. Inzwischen sollten noch Pumas gejagt werden in den Lavafeldern der Punta von Huincán. Also war keine Zeit zu versäumen. Die Punta von Huincán liegt im Süden der Provinz Mendoza, am oberen Rio Colorado, Rio Grande genannt. Dort gibt es zahlreiche erloschene Vulkane und ungeheure, mehrere Meter hohe Schlackenfelder — Escoriales —, in deren Spalten dichter Dornbusch wächst, ein ideales Versteck für Raubwild aller Art. Vor längerer Zeit hatte ich dieses Lavafeld durchquert, was etwa $1\frac{1}{4}$ Stunden in Anspruch genommen. Damals hatte ich sieben Pumas gesehen. Die sollten jetzt vor die Büchsen. Nach dem Jaguar der Puma! Von der Höhe von Huincán hatte ich das Jagdrevier erkundet. Es war etwa 10 km lang und 7 km breit, ein wild zerrissenes, schwarzgraues Lavafeld, durch dessen Westrand der Rio Grande in tiefer Schlucht hindurchbricht, schauerlich

schön in seiner Wildheit, ein schwieriges, aber romantisches Jagdgebiet.

Bevor wir an unsere Erlebnisse in dem Escorial von Huincán herantreten, wollen wir kurz auf die Jagd auf Jaguare zurückkommen. Wir sahen, daß Diego mit dem Messer in der Rechten, den Poncho um den linken Arm gewickelt, auf den kranken Jaguar losging. Diese Jagdart ist besonders in den nördlichen Teilen Argentiniens, auch in Paraguay üblich. Es gehört großer Mut und außerordentliche körperliche Gewandtheit dazu. Wie schon erwähnt, soll sich der Jaguar zum Kampf mit dem Menschen aufrichten wie ein Bär. Da ist es denn wohl verständlich, daß man ihn durch einen gewandten Messerstich ins Blatt schnell erledigen kann. Immerhin aber gehört große Ruhe und Sicherheit dazu, wie sie der Espada im Stiergefecht besitzen muß. Besonders die Correntiner jagen den Jaguar auf diese Weise. Die Bewohner der Provinz Corrientes, Abkömmlinge indianischer Stämme, zeichnen sich überhaupt aus durch Mut und körperliche Gewandtheit.

In den correntinischen Uferwäldern des Paraná, im Chaco und in Paraguay wird der Jaguar vielfach, wie eben geschildert, gejagt. Natürlich gehören Hunde dazu, die das Raubwild rege machen. Ist es gestellt, so geht der Jäger auf den Jaguar zu und reizt ihn, bis er sich aufrichtet und angreift. Es gibt Berufsjäger, die viele Jaguare auf diese Weise erlegt haben. Gewöhnlich, man kann wohl sagen — immer, finden sie ein schreckliches Ende. Ein Prankenschlag tötet sie, oder der Jaguar packt sie im Nacken und zerbeißt ihnen mit seinem furchtbaren Gebiß das Genick. Die vom Jaguar verursachten Wunden sind schrecklich, weil sein Gebiß nicht so scharf ist wie das anderer Raubtiere.

Noch auf andere Weise wird der Jaguar von den Indianern gejagt, besonders im brasilianischen Staate Matto Grosso. Auch dort wird das Raubwild mit Hunden rege gemacht und zum Aufbäumen veranlaßt. Dann schleicht sich der Indio heran mit einem Blaserohr, aus dem er einen vergifteten kleinen Pfeil auf den Jaguar abschießt. Der macht sich hieraus zunächst nichts, bis das Gift nach einigen Minuten anfängt zu wirken. Dann fällt er vom Baum. Noch einige Zuckungen und es ist aus. Das Kurare hat gewirkt. Diese Jagdmethode ist natürlich scheußlich, wenn auch wirksam. Fast alle Jaguare, deren Decken aus Matto Grosso nach Europa geschickt werden, sind auf diese heimtückische Art erlegt.

Curare¹⁾ wird von den Indianern des inneren Brasiliens auch zum Vergiften großer Pfeile gebraucht. Wer von einem Pfeil drüben verwundet wird, sieht einigen ungemütlichen Minuten entgegen. Ist ihm aber nach etwa 10 Minuten nichts Unangenehmes passiert, so mag er sich getrost eine Zigarette anbrennen. Dann war für ihn kein Platz in Charons Nachen.

Der Jaguar wird in Argentinien von Jahr zu Jahr seltener, da ihm selbstverständlich überall scharf nachgestellt wird. In dem ungeheuer ausgedehnten brasilianischen Staate Matto Grosso gibt es noch viele Jaguare, reichlich auch in Paraguay. In der Pampa Central wird es bald keine mehr geben. Der Jaguar will vor allem Wasser, viel Wasser. Er ist ein leidenschaftlicher Fischer und jagt gern Wasserschweine, die einen trefflichen Braten liefern und leicht zu jagen sind.

Ich habe einmal in Corrientes folgendes erlebt. An einem kleinen, mit Schilf dicht umrandeten See lag etwa ein Dutzend Wasserschweine faul in der Sonne. Ich stand seitwärts und beobachtete das friedliche Bild durch mein Zeißglas. Hinter den Schweinen war ein meterhohes Porstdickicht. Ich hatte außer einem Revolver keine Waffe bei mir, wollte lediglich einmal erkunden, ob es irgend etwas Jagdbares auf der Lagune gäbe, vielleicht Jacarés. Es war später Nachmittag. Mit einem Male fuhr wie ein Blitz ein dunkelgefärbtes Tier aus dem Porst und packte ein Schwein, es anscheinend mehrmals in den Nacken beißend. Das Schwein klagte entsetzlich, während die Genossen sich mit lautem Schrecken ins Wasser stürzten. Deutlich habe ich durch das Glas beobachtet, wie der Jaguar seine Beute würgte und ihm den Hals aufriß. Dann richtete er sich zu voller Größe empor, so daß man ihn trotz der Dämmerung deutlich ansprechen konnte. Er verschwand im

¹⁾ Curare, auch Urari genannt, wird aus dem giftigen Saft verschiedener Strychnosarten unter Hinzufügung eines Giftes aus Apocynen bereitet. Die Pflanzen werden abgekocht und die Abkochung wird zu einem dicken Extrakt eingedampft. In frischem Zustande ist seine Wirkung furchtbar. Es hält sich jahrelang und kommt in den Handel als schwarzbraune Masse von bitterem Geschmack und schwachem Geruch. Das Gift wirkt nie vom Magen aus, aber sicher, wenn es in Wunden gebracht wird. Der kleinste Riß von einem mit Curare vergifteten Pfeil führt rettungslos bei Mensch und Tier zum Tode. Der wirksame Stoff des Giftes ist Curarin, ein Alkaloid, das die Bewegungsnerven lähmt und durch Asphyxie tötet. Das mit Curare getötete Wild kann ohne Schaden für die Gesundheit gegessen werden.

Porst, mit dem Wasserschwein im Fang, das immerhin einen Zentner wiegen mochte. Hätte ich ein Gewehr bei mir gehabt, leicht hätte ich den Räuber erlegen können, von dem mich kaum hundert Gänge trennten. Aus dem Revolver ihm eine Kugel anzutragen, erschien mir aber gefährlich. Ich war allein, ohne Pferd und Hund. Hätte der Jaguar mich angenommen, so wäre ich erledigt gewesen. Das Raubtier erschien in der Abenddämmerung besonders groß, ähnlich einem indischen Tiger. Welches Pech! Nur einmal im Leben mag sich einem solch' eine Gelegenheit bieten. Wenn ich heute als alter Knaster traurig von versäumten Gelegenheiten träume, da richtet sich unter anderem Wild plötzlich im Abendnebel jener mächtige dunkelgefärbte Jaguar zu imposanter Größe auf, mit seiner Beute im Fang, ein Bild der Kraft und des Willens zur Tat, das für Amerika so charakteristisch ist.





Gestellter Tapir.

Neuntes Kapitel.

Erlebnisse mit Tapiren in den Urwäldern des Aconquija (Tucumán).

An einem schönen Wintertage führte mich das Dampf-
roß hinauf nach Tucumán, dem argentinischen Zucker-
eldorado. Die Reise ist lang und anstrengend, ob-
gleich der Komfort auf den argentinischen Bahnen weit größer
ist als der, den europäische Linien dem Reisenden bieten.
Bis Rosario führt die Bahn durch endlose Mais-, Weizen- und
Leinsaatfelder sowie durch ausgedehnte Luzernebreiten, welche
die weiten, am Paraná sich hinaufziehenden und nach Westen
über 200 km sich erstreckenden Alluvialflächen bedecken.
Ab und an hält der Zug in einem verschlafenen Landstädtchen
mit breiten, sich rechtwinklig schneidenden staubigen Straßen und
trümmerhaft aussehenden roten Backsteinhäusern mit flachen
Dächern, die, meist nicht verputzt, einen wenig erfreulichen Ein-
druck auf den Reisenden machen. So eine argentinische Land-
stadt ohne grüne Bäume und freundliche Gärten, deren flache
Häuser nur überragt werden von den hohen Gestängen der Wasser-
pumpen, mit ihren knarrenden und quietschenden Windmühlen-
flügeln, ladet nicht zum Besuch ein, es sei denn, man habe dort
geschäftlich zu tun. Überall auf und neben den Bahnstationen
das gleiche oder doch ähnliche Bild: Lange Schilder an den Fron-
ten der Häuser, mit den üblichen Inschriften: Fonda, Tienda, Al-
macen — Gastwirtschaft, Kaufhaus, Kramladen. Als einziges Lebe-

wesen auf den Straßen ab und an ein in eine Staubwolke gehüllter Reiter mit Poncho und Chambergo, oder ein Provinzialgendarmerie, das Käppi auf einem Ohr und die unvermeidliche Zigarette im Mundwinkel, oft auch ein Sulki, das in langem Trabe heranjagt, gelenkt von einem Briten mit der typischen kleinen Reisemütze und einer Stummelpfeife im Munde.

Braun sind die frischen Ackerschollen, die sich bis in die unendliche Ferne dehnen, grün die meilenweiten Kleefelder, auf denen Tausende von Rindern weiden. An die Magdeburger Börde erinnert das Bild, aber ins Riesenhafte vergrößert. Das sind die reichen Fluren eines von Gott gesegneten Landes, auf denen der Wohlstand Argentiniens in erster Linie beruht. Landschaftlich bietet das Bild infolge seiner Monotonie nicht viel Anziehendes. Trotzdem ist es schön für den hier Geborenen, auch für den, der sich an die großartige Einsamkeit gewöhnt hat, noch schöner für den, der so glücklich ist, einige Quadratkilometer dieses reichen Bodens zu besitzen. Stundenlang rollt der Zug dahin, ohne daß die Landschaft sich ändert.

Es ist Winter. Im Sommer bietet naturgemäß die Gegend mehr Abwechslung, wenn Weizen und Mais auf dem Halme stehen und das reifende Korn in lebhaftem Farbengegensatz steht zu den grünen Weideflächen. Kein Haus, kein Baum zu sehen, und der blaue Himmel ohne Wolken. Braun und violett die Ferne, die allmählich von Abendnebeln eingehüllt wird. Endlich rollt der Zug in Rosario ein, den großen Handelsplatz am Paraná. Dann kommt die Nacht.

Als wir am anderen Morgen im Zuge erwachen, hat sich das Bild wesentlich geändert, aber nicht zum Bessern. In einer dichten Wolke braungelben Staubes jagt der Zug dahin. Überall im Wagen, auf den Betten, den Sachen und auf unseren Gesichtern dicker gelber Staub. Nur ab und an kann der Blick die von dem Zuge aufgewirbelte Staubwolke durchdringen. Die üppigen Felder und Weiden, die wir Tags zuvor sahen, sind verschwunden; grau in grau präsentiert sich die dürftige Landschaft der ärmlichsten Provinz Argentiniens, Santiagos del Estero. Große Dürre hat hier geherrscht und herrscht noch. Hier und da steht ein mageres Stück Criollovieh auf der dürftigen Weide oder zwischen kümmerlichem Dornestrüpp. Überall liegen Viehkadaver umher, auf denen Raubvögel ein grausiges Mahl halten. Kein Bach, kein See belebt die Landschaft, nur hier und da ausgetrocknete Wasser-

löcher mit herumliegenden Knochengerüsten, alles grau mit Staub bedeckt und von der glühenden Sonne gedörrt. Ab und an Hecken von Kandelaber-Kakteen und elende Ranchos aus Lehm und Buschwerk. So verrinnt Stunde auf Stunde.

Dann tauchen grüne Luzernefelder auf und die ersten hohen gelbgrünen Zuckerrohrbreiten, leicht im Winde hin- und herwogend, Apfelsinen- und Pfirsichhaine, Mandarinen-, Orangen- und andere Bäume mit allerlei leuchtenden bunten Blüten. Es mehren sich Fließchen und murmelnde Bäche, Ranchos tauchen auf und phantastisch gekleidete Reiter, die auf den staubigen Wegen dahingaloppieren, Männer mit tiefgebräunten Gesichtern, daneben Frauen in bunten Gewändern, schwarzhaarig und dunkeläugig, mit langen schmalen Köpfen und orangefarbener Haut, oft zu zweien auf den kleinen Pferden sitzend. Zur Linken erscheinen in duftiger Ferne waldige Berge, darüber ein breiter Streifen weißlichen Nebels und Wolken, über denen die schneeigen Spitzen der Alpen von Aconquija glitzernd leuchten, Ziel unserer Reise. Wir sind in der Provinz Tucumán.

Ab und an, umgeben von Garten und Park, eine Villa mit flachem Dach, in arabischem Stil erbaut, mit Säulengang in der Front, die Säulen meist hellblau oder rotfarbig. Kakteen und Aloepflanzen trennen die Felder. Die Ortschaften mehren sich, Zuckerfabriken mit Schornsteinen erscheinen, in denen das Zuckerrohr verarbeitet wird. An den Ufern der lehmfarbigen Wasserläufe mächtige Trauerweiden und gekrümmte Palos borrachos (trunkene Pfähle) in Flaschenform, mit großen blauen Blüten. Kurz, überall, wohin das Auge blickt, üppigste subtropische Vegetation, überstrahlt vom Glanz der Mittagssonne — ein Paradies —. Endlich Tucumán — die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz.

Nach der langen staubigen Fahrt wollen wir ein paar Stunden ruhen, ehe wir hinausreiten mit unseren Freunden, die uns zu einer Tapirjagd am Aconquija geladen haben. Die Erlebnisse in dieser Stadt gehören zwar eigentlich nicht in den Rahmen eines Jagdbuches, indessen möchte ich doch aus besonderen Gründen die Eindrücke nicht vorenthalten, die Tucumán auf mich gemacht hat. Die Stadt ist nämlich bekannt wegen ihrer geradezu wunderbar schönen Weiblichkeit. Sie verdient also eine ehrenvolle Erwähnung an dieser Stelle.

Tucumán ist wie alle amerikanischen Städte in Schachbrett-

form gebaut. Lange, nur zum Teil gepflasterte Straßen, abgeschlossen von gelbgrünen Zuckerfeldern, über denen sich nach Westen hin in der Ferne, in mehreren Ketten übereinandergelagert, die blauen Berge des Aconquija aufbauen. Die Fronten der im Kolonialstil erbauten Häuser sind bunt, zum Teil grell bemalt. Unter den Drähten der elektrischen Leitungen sprengen — ein charakteristisches Zeichen für die Provinzstadt — zahlreiche Reiter, meist Mestizen, auf kleinen rassigen Pferden hin und her, häufig auch Frauen, auffallend durch die großen, schwarzen, träumerischen Augen mit feucht schimmernder, perlmutterartiger Hornhaut. Ganz junge Dinger sieht man darunter, die schon ein Kind hinter sich sitzen haben, denn hier, in dem warmen subtropischen Klima, heiraten die Frauen vielfach schon mit zehn und zwölf Jahren. Ich habe dort eine elfjährige Mutter gesehen.

Wie in allen südamerikanischen Städten spielt sich das gesellschaftliche Leben fast ausschließlich in den Abendstunden in der Öffentlichkeit ab, und zwar auf dem Hauptplatz, wo die städtische Musikkapelle allabendlich ihre Weisen ertönen läßt. Es ist wirklich der Mühe wert, sich dieses bezaubernde Bild anzusehen, das überstrahlt wird vom Mondschein. Palmen und Bambusgebüsch, untermischt mit üppigen Blumenbeeten, zieren den Platz, um den eine schöne Promenade führt, auf der sich die ganze Gesellschaft der Stadt abends trifft. Was es an schönen Mädchen in Tucumán gibt, das promeniert zwischen 9 und 11 Uhr hier umher, in die elegantesten Toiletten gekleidet. Ein Gesicht hübscher als das andere, allen gemeinsam braunes oder kohlschwarzes Haar, leicht orangefarbener Teint, ein lieblicher Gesichtsausdruck, fabelhafte Eleganz und wunderbar graziöse Allüren. Man muß diese Damen gesehen haben, wie sie in Gruppen herumspazieren, in Kleidern und Hüten, die die Konkurrenz keines Weltmodeplatzes zu scheuen brauchen, wie sie miteinander plaudern mit süßer melodischer Stimme und den Fremdling mit fröhlichen, oft naiv-kühnen Blicken mustern. Die Tucumáner sind stolz auf die Schönheit ihrer Frauen — und das mit vollem Recht.

Bekanntlich ist die Argentinerin eine der schönsten Frauen der Welt, wenn nicht die schönste. Buenos Aires zeigt in dieser Beziehung eine Mannigfaltigkeit wie keine andere Stadt. Dort leben vorzugsweise Abkömmlinge spanischer und italienischer Rasse, vielfach mit einem leichten Einschlag indianischen Blutes; dann die vielen herrlichen Produkte aus Mischehen, unter denen

besonders hervorgehoben zu werden verdient die Mischung argentinischen Blutes mit anglo-irischem. Es sind nämlich viele irische Familien in früheren Zeiten nach Argentinien eingewandert, die heute einen wesentlichen Bestandteil der besten Gesellschaft bilden. Die aus solchen Ehen hervorgegangenen Frauen zeichnen sich durch einen ganz besonderen Charme aus, denn sie verbinden die Grazie der spanisch-italienischen mit der Gesundheit und Kraft der angelsächsischen Rasse. Vielfach haben sie goldiges Haar von der irischen, dunkelbraune oder schwarze Augen von der spanischen Seite, dazu leicht bräunlichen Teint. Auch die Mendozinerin ist schön, aber reizvoller noch die Tucumánin. Die Natur schuf hier wirklich holde Wesen, die in ihrer Art vollkommen sind.

Dreimal in der Woche findet in Tucumán, wie in den meisten argentinischen Städten, ein Wagenkorso statt. Da bietet sich die beste Gelegenheit, den schönen Damenflor zu bewundern.

Stundenlang bewegen sich die Wagen um den Hauptplatz, dazwischen sprengen Reiter hin und her, ein anmutiges Bild, wenn auch nicht so großartig wie in Palermo bei Buenos Aires, aber eigenartiger und einheitlicher. Während in Buenos Aires der Korso nur an einem Tage der Woche von der ersten Gesellschaft der Stadt besucht wird, an den andern Tagen, besonders am Sonntage, viel Demimonde sich in den Korso mischt, beteiligen sich in Tucumán ausschließlich die Familien der ersten Stände an dieser Veranstaltung. Die Mode der Damenwelt bei solchen Veranstaltungen ist in jeder Beziehung auserlesen. Das Schönste, was die Modenschneider von Paris bieten können, wird hier öffentlich ausgestellt, denn die Schneider, die in Tucumán ihr Handwerk ausüben, gehören zu den ersten französischen Kleiderkünstlern. Auch beziehen die Damen vielfach ihre Kostüme direkt von der Pariser Rue royale. Ich habe häufig in Paris feststellen können, daß die Besucherinnen der ersten Modesalons nicht nur aus Rußland und Buenos Aires, sondern auch aus argentinischen Provinzialstädten stammten. Auch haben die Pariser Häuser meistens Filialen drüben, weil sie dort viel mehr Geld verdienen als in der Heimat. Was in Europa als Luxus gilt, wird in Südamerika als normal angesehen. Auch die Herren kleiden sich dort viel besser als in Europa. Daß dort so großer Wert auf das Äußere gelegt wird, mag manchem Europäer unwürdig erscheinen. In dieser Beziehung sind die Auffassungen in Südamerika direkt den euro-

päischen entgegengesetzt. Dort wird der Mensch zunächst nicht auf seine Charaktereigenschaften und seinen inneren Wert geprüft, sondern auf seine äußere Erscheinung.

Dazu kommt ein gewisser natürlicher Schick, über den drüben jedes weibliche Wesen, selbst das einfache Ladenmädchen, verfügt. Unelegante Erscheinungen zeigen sich überhaupt nicht im vornehmen Straßenbilde. Dies berührt wohlthuend.

Nach dem Korso kehrt alle Welt in ihr Heim zurück. Hier und da hört man dann aus den Häusern den Klang der Gitarre, ähnlich wie in Andalusien. Im Abendwinde rauschen die Palmen. Ein Zauber umwebt das reizende subtropische Stadtbild, dem sich niemand entziehen kann.

Auch historische Erinnerungen birgt diese alte Stadt. Hier wurde 1816 die Unabhängigkeit der Republik erklärt. Der Saal, in dem sich der Akt vollzog, ist noch unverändert erhalten, ein Raum mit einfachen blauen Mauern und roten Gittern, geschützt durch einen ihn umschließenden hallenartigen Neubau.

Die Häuser zeigen fast alle spanischen Kolonialstil, d. h. sie bestehen aus einem Erdgeschoß mit flachem Dach und zwei arabischen Höfen. Fast bedauerte ich, am folgenden Morgen das Pferd besteigen und dem Zauber der subtropischen Stadt Lebewohl sagen zu müssen. Diese kurze Abschweifung mag genügen. Nun zurück zur Jagd!

Ein Paar Stockengländer, prächtige Menschen, die ich seinerzeit im Fremdenklub in Buenos Aires kennengelernt, nebenbei alte erfahrene Jäger, die in Indien und Afrika Großwild — big game — gejagt hatten, begrüßten mich mit herzlichem Handschlag und luden mich ein, das vor dem Tore stehende Pferd zu besteigen. Das waren nicht die großen, strammen Reitpferde von Buenos Aires, auch nicht die kurzen, starkrückigen Mendoziner Bergpferde, sondern die hier landesüblichen kleinen Katzen mit arabischem Blut.

„Wir haben hier nicht solche Vollblüter wie Ihr in Buenos Aires, aber auch diese sind drahtig. Sie müssen sich freilich erst daran gewöhnen, daß Sie mit Ihren langen Beinen beinahe den Erdboden berühren,“ sagte James, der ältere der beiden Brüder, die mich abholten.

Sättel und Zaumzeuge waren englisch, die Bügel jedoch nordamerikanischen Modells, d. h. der Fuß wurde durch eine breite



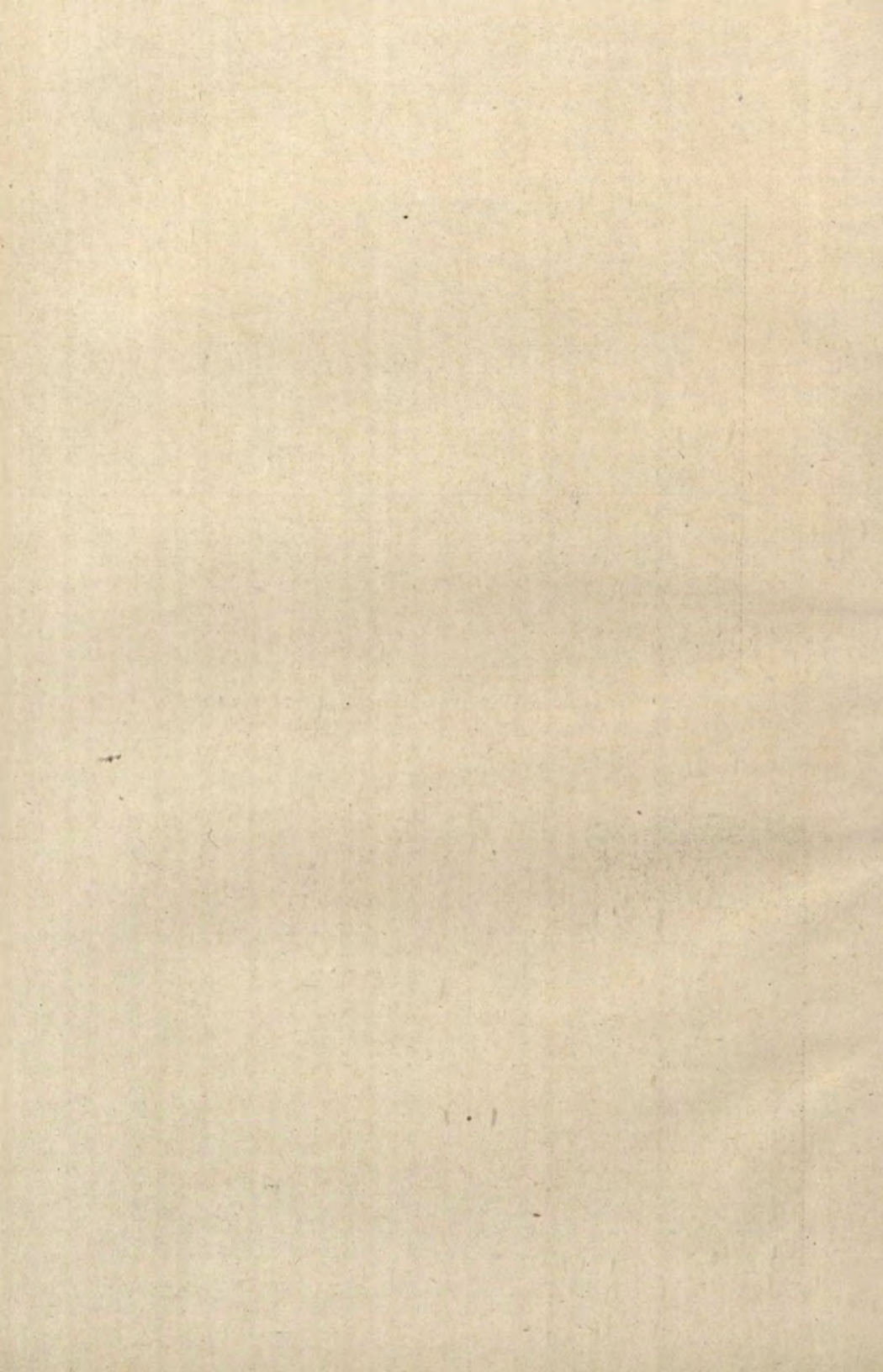
Bild 50. Vor den Toren von Mendoza. Zu Kapitel 11.
Aufbruch nach den Seen von Huanacache.



Bild 51.

Ein Fund von Straußeneiern.

Zu Kapitel 8.



Lederkappe gegen Verletzungen durch Gestrüpp und Dornen geschützt.

Jeder zog seinen Chambergo fest über den Kopf, brannte die kurze Pfeife an, zog die Gurte fest und stieg in den Sattel. Das Kostüm war, dem Klima entsprechend, so leicht wie möglich, Reithose mit Gamaschen und Gürtel, ein leichtes Hemd, nichts weiter. Nach einigen Minuten hatten wir die Stadt verlassen und galoppierten vergnügt in die sich endlos ausbreitenden Zuckerfelder hinein. Ein wunderbarer Zauber lag über der ganzen Landschaft. Das mehrere Meter hohe Zuckerrohr mit seinen von der Sonne gelbgebrannten Spitzen glich einem gewaltigen Schilffelde. Leicht vom Morgenwinde bewegt, standen die gelbgrünen Mauern rechts und links am Wege, auf dem die Hufe unserer Pferde dichten braunen Staub aufwirbelten. In der Ferne dehnten sich in bläulichem Dunst die Berge, und von hoch oben über den Wolken leuchteten hier und dort glitzernde weiße Flächen, die Schneefelder des Aconquija. In den Plantagen und auf den Wegen herrschte trotz der frühen Morgenstunde schon reges Leben. Indianische Arbeiter in leichten weißen Anzügen, den schweren Machete (Zuckermesser), mit dem die Zuckerstauden abgeschlagen werden, in der Hand, arbeiteten in den Zuckerfeldern oder begegneten uns auf den Wegen, freundlich grüßend. Hier und da ein Rancho, vor dem kleine braune, wenig bekleidete Kinder sich mit schwarzborstigen Schweinen im Sande herumwälzten und wühlten. Ab und an ein munter plätschernder Gebirgsbach, dessen gelbbraunes Wasser dem Rio Salí zufließt. Von Zeit zu Zeit eine Zuckerfabrik mit daranstoßender Villa und ein aus den herrlichsten Obstbäumen bestehender Park. Darüber brannte die Sonne trotz der frühen Morgenstunde recht kräftig.

Unterwegs wurde wenig geplaudert. Das ist so englische Art, die wohlthuend berührt. Jeder war mit seinem Tiere beschäftigt und genoß in vollen Zügen den Eindruck der herrlichen Natur. Am späten Nachmittage trafen wir auf dem Landhause unserer englischen Freunde ein, wo man uns herzlich willkommen hieß, mit jener großartigen Gastfreundschaft, die dem Fremden in Argentinien überall geboten wird. Eine junge Hausfrau, geborene Virginierin, mit einer reizenden Schwester, deren Heimat in Culpeper gestanden, machten die Honneurs. Wir kamen sofort in nahe Beziehungen. Hatte ich doch im Jahre 1898, bevor ich in Tampabay (Florida) zum Hauptquartier der nordamerikanischen

Armee stieß, einige entzückende Wochen bei und in Virginien zugebracht. Ich lebte damals bei Freunden auf dem Lande in Maryland am Potomac und hatte eine Reihe von Empfehlungen an allererste Familien Virginien, z. B. an die Wheelers, Lees, Marshal Langhorns usw., die ich, soweit die Zeit ausreichte, aufgesucht habe. Ich lernte damals die Hauptstadt Richmond kennen, besuchte das Schlachtfeld von Gettysburg und begeisterte mich für die Heldentaten der Konföderierten. Lee und Stonewall Jacson waren mir immer als die größten Helden des amerikanischen Bürgerkrieges erschienen. Ich hatte damals Gelegenheit, auf den virginischen Landsitzen die altaristokratischen Sitten der Familien des Südens kennenzulernen, die, vor Jahrhunderten dort eingewandert, ihre englische Tradition mit Zähigkeit hochhielten. In der Halle jedes dieser Landsitze hing an der Wand der Stammbaum der Familie. Ein Meer trennte sie von den Auffassungen der demokratischen Neuenglandstaaten.

„Wir sind arm geworden durch den Bürgerkrieg,“ so pflegten sie zu sagen, „aber wir wollen nichts wissen von den Geldprotzen des Nordens. Wir sind Republikaner, aber wir stammen von englischen Aristokraten ab. Wir sind Good old southern people.“

So hatten wir denn im Laufe weniger Minuten eine ganze Reihe gemeinsamer Bekannten in Virginien und Washington festgestellt. So etwas schlägt rasch eine Brücke zu näherer Bekanntschaft. Bei jeder Nennung einer ihnen bekannten Familie belebte sich der Gesichtsausdruck der virginischen Damen.

So verbrachten wir in dem lieblichen Heim dieser anglo-amerikanischen Familie einen reizenden Abend. Damals bestand noch nicht die törichte, aus Geschäftsneid geborene Feindschaft zwischen Deutschland und England. Im Gegenteil, überall in der Welt, wohin man auch kommen mochte, fanden sich Deutsche und Briten zueinander hingezogen. Man kann nur bedauern, daß es der Northcliffischen Judenpresse gelungen ist, die beiden Völker derart gegeneinander aufzuhetzen, daß auf Jahre hinaus ein tiefer Haß sich eingefressen hat.

Wunderbar waren die Obstanlagen der Farm.

In Tucumán befindet sich eine ausgezeichnete landwirtschaftliche Schule, in der allein 75 verschiedene Arten Zuckerrohr gebaut und geprüft werden. Aus allen Teilen der Welt sind Orangenbäume eingeführt, aus Nizza, Peru, Hawai, Indien, Borneo, Sumatra, Kalifornien und China, ebenso Mandarin- und Pfirsich-

bäume und alle anderen Arten von Obstbäumen. Dort werden die Pflanzfreier gewonnen und den Interessenten für einen billigen Preis überlassen. Über 100 Sorten von Pfirsichbäumen gibt es dort, ferner Aprikosen, Bananen, Kirschen, Erdbeeren und alle Sorten von Gemüsen.

Über viele interessante Fragen wurde gesprochen, z. B. über die Schlangengefahr, die mich besonders interessierte. Ich erzählte von den Bemühungen, die in Sao Paulo zur Schaffung eines großen Serum-Instituts geführt haben, dessen Aufgabe es ist, Abwehrmittel gegen Schlangenbisse zu finden. So weit sei man hier wohl noch nicht, auch sei die Gefahr wohl nicht so groß, wenn auch freilich in den Bergen von Tucmán die Klapperschlange sich aufhalten solle und auch die gewaltige Riesenschlange, die *Boa constrictor*, die, wenn auch nicht giftig, doch ein gefährliches Reptil sei, weil sie über furchtbare Körperkräfte verfüge.

So verging der Abend unter gemütlichem Plaudern in angenehmer Weise. In den späten Abendstunden fand eine kleine *Tertulia* (Tanzgesellschaft) statt. Aus der Nachbarschaft waren mehrere Familien herübergekommen, Argentinier, teilweise französischen Ursprungs. Nach Tucmán sind nämlich viele Franzosen eingewandert, die dort tonangebend sind. Unter dem blauweißblauen Banner der Argentinischen Republik kannte man damals keine nationalen Gegensätze, ähnlich denen, die heute Europa zerfleischen. Es gab dort nur Argentinier.

Einige hübsche Nationaltänze wurden getanzt, z. B. der *Gato*, die *Queca*, der *Pericon* und der *Tango*, mit jener vollendeten *Grazie*, von der wir schon mehrfach gesprochen.

Am nächsten Tage ritten wir hinauf in die Berge, reichlich mit Munition und Lebensmitteln für einen Aufenthalt von mehreren Tagen versehen. Zunächst ging es durch die ausgedehnten Obstplantagen der Farm, dann durch Alfalfabreiten. Plötzlich hoben sich, ähnlich wie in Mendoza, ein paar Hügelketten aus der Ebene empor, an Höhe rasch zunehmend. Dann lag vor uns ein weites Tal, hinter dem sich die bewaldete *Cordillera* auftürmte, die man vielleicht 500—600 m aufwärts verfolgen konnte, denn aus den Wäldern stiegen weiße Wolken empor, die die höheren Teile des Gebirges dem Blicke verhüllten. Ab und an erschien eine Lehmhütte mit Röhrlicht gedeckt, um die sich Schweine, Hühner und schmutzige Kinder herumtrieben. Daneben ein primitiver Backofen, in dem die *Galleta* gebacken

wird, das argentinische Brötchen, das, obschon härter als unser europäisches, ausgezeichnet schmeckt und uns stets wie eine Delikatesse vorkam, wenn wir nach langen Ritten im Hochgebirge einmal Mehl hatten auftreiben können.

Noch einmal wurde gründlich nachgesattelt. Der Weg führte steil in die Höhe.

Anders als der deutsche präsentierte sich dieser Wald. Nichts von dem herrlichen Dom, den der deutsche Hochwald bildet, nicht das anheimelnde Rauschen der Tannenwälder, nicht die im Herbst rotgefärbten herrlichen Eichen- und Buchenwälder Germaniens, vielmehr immerwährendes Grün über und zwischen den mächtigen Stämmen, von denen buntblumige Kletterpflanzen in langen Ketten herunterhängen, ähnlich denen eines Weihnachtsbaumes. Dazwischen ein unentwirrbares Unterholz und Dickicht von Bambus und riesigen Farnen, durch das sich nur ein Indianer hindurchzuwinden versteht. Der Weiße durchkreuzt diesen Wald nur auf schmalen Pfaden, die mit dem Buschmesser gangbar gehalten werden. Solche subtropischen Dickichte finden sich in der Sierra von Aconquija im allgemeinen nur auf den sanft ansteigenden östlichen Hängen, während die westlichen, steileren, kahl sind und nur aus Fels und Schutthalden bestehen. Laureles, Zedern, Loros, Ombús, Palos santos, Timbós, dunkelfarbige Talas, dazwischen mächtige Bambusdickichte — Taquarás — und Palmen, alles durchschlungen von Lianen mannigfaltigster Art, andere Schlingpflanzen und mächtige Farne, die 5—6 m hoch werden, bilden den Urwald. Es gibt allein an Farnen 104 verschiedene Arten. Darunter ein dichter Teppich von Moosen, Flechten und Gräsern, in die der Fuß tief versinkt. Es ist ein gewaltiger, unheimlicher Wald, an dem das Auge sich erfreut, in dem man aber nicht pirschen kann.

Das System des Aconquija wird gebildet von fünf Hauptketten, die in der allgemeinen Richtung Nord-Süd streichen. Die der Ebene zunächstgelegene niedrigste Kette hat eine Durchschnittshöhe von 1100 m, die darauffolgenden von 1800, 2300 und 2700 m. Die letzte, die Hauptkette, läuft vom Cerro von Aconquija nach Nord und Süd. Der Cerro selbst ist über 5000 m hoch und mit ewigem Schnee und Eis bedeckt. Im Norden liegt das berühmte Tal von Tafi, in dem ein ausgezeichneter Käse hergestellt wird. Dieses Tal ist besonders schön. In ihm liegen

zahlreiche Villen, Tucumánen gehörig, die hier den Sommer verbringen, wenn die Hitze in der Hauptstadt gar zu lästig wird.

Von der Höhe der ersten Kette hat man eine zauberhaft schöne Übersicht über die weite, mit Zuckerfeldern bedeckte Ebene, bis in die nebelige Ferne, wo olivengrüne Alfalfafelder sich im Horizont verlieren. Nach Westen blickt man auf die waldigen höheren Ketten bis hinauf zum Massiv des Aconquija, ein Bild von unbeschreiblicher Schönheit.

Von hier ging es über kahle Geröllhalden in Serpentina zu Tal und dann wieder hinauf auf die nächsten waldigen Rücken. Trotz des Winters und trotzdem wir in sehr leichten Kleidern ritten, war die Temperatur recht lästig, namentlich in den Wäldern, in denen eine dumpfe feuchte Hitze brütete. Hände und Arme bedeckten sich mit feinen Schweißperlen, wie im römischen Bade, obschon die Ärmel aufgestreift waren und das Hemd über der Brust geöffnet war.

„Haben Sie auch Furcht vor Schlangen?“ fragte mich Bird, indem er seinem Bruder zublinzelte.

„Nein, Furcht nicht,“ antwortete ich, „aber die Schlange ist mir ein sehr unsympathisches Tier. Ich habe in Florida in den Everglades und in Brasilien manche üblen Erfahrungen mit diesem Gezücht gemacht, habe mich aber davon überzeugt, daß die Schlange, wie jedes andere wilde Tier, vor dem Menschen flieht, es sei denn, daß man auf sie tritt. Was für Giftschlangen haben Sie denn hier?“

Die Brüder lächelten sich zu. Dann sagte James, der ältere: „Nun, wir werden ja vielleicht auf Schlangen stoßen. Über die Gefährlichkeit der Klapperschlange sind Sie ja orientiert, aber Sie kennen noch nicht unsere Boa constrictor. Die ist zwar nicht giftig, aber doch sehr gefährlich durch ihre Größe und furchtbare Muskelkraft. Davon haben wir in unseren Wäldern zur Genüge.“

Wir führen aber gegen Giftbisse Whisky bei uns. Das ist das beste Gegengift. Sie haben ja auch dicke Ledergamaschen an,“ dabei lächelte er, „die nützen aber nicht viel gegen die Boa.“

„Nun,“ entgegnete ich, „es wird schon nicht so schlimm sein. Ich war im Schlangenserum-Institut in Sao Paulo, wo sämtliche Giftschlangen Brasiliens gehegt werden, um Serum gegen Schlangengifte zu finden. Die dortigen Angestellten verstanden sich glänzend auf die Behandlung der Reptile. Mit einem gabelartigen Stab nagelten sie die Tiere auf dem Boden fest, packten

sie dann hinten am Nacken und zwangen sie durch einen geschickten Griff, ihr Gift in eine Schale zu entleeren. Das war sehr interessant. Nach einigen wenigen Minuten war so viel Gift in der Schale, daß man damit eine ganze Kompanie ins Jenseits hätte befördern können."

„Ist Ihnen denn damals etwas mit diesen Bestien passiert?“ fragte Bird.

„Keineswegs,“ antwortete ich, „doch haben Schlangen mir mehrmals einen nicht unbedeutenden Schrecken eingejagt. Ich erinnere mich, daß ich eines Abends bei einem portugiesischen Mayordomo am Flusse Sta Maria in Rio Grande in seiner Lehmhütte saß. Nach beiden Seiten standen die Türen offen. Wir tauschten die ersten Begrüßungsworte aus, tranken Kaffee und rauchten an einem Feuer, das in der Mitte der Tenne brannte.

Plötzlich sagte der Mayordomo zu mir: „Erschrecken Sie nicht. Ich höre unsere Hausschlange. Sie kommt gleich herein und sucht die Wände nach Ungeziefer ab. Bleiben Sie ruhig sitzen, sie tut Ihnen nichts.“

Kaum hatte er dies gesagt, so kam eine riesige Schlange von Armdicke zur Tür herein, richtete sich vorn hoch in die Höhe und suchte das Flechtwerk des Ranchos gründlich ab. Dann verschwand sie durch die andere Tür. Man konnte ihren Geruch wahrnehmen. In den brasilianischen Südstaaten hat nämlich fast jedes Haus seine Hausschlange, die gewöhnlich auf dem Düngerhaufen liegt und abends das Haus und seine Umgebung von Ungeziefer befreit. Namentlich ist sie auf Ratten erpicht und wird deshalb von niemandem belästigt. Dafür tut auch sie niemandem etwas zuleide.

Unangenehmer sind die kleinen Giftschlangen von Paraguay, die nachts in die Wohnung kommen. Ich selbst habe bei Miami in Florida erlebt, daß ein junger Jäger, der Alligatoren jagen wollte, von einer Klapperschlange gebissen wurde und, ehe man ihm zu Hilfe kommen konnte, in wenigen Minuten verstarb. Ich weiß also, daß mit diesen Bestien nicht zu spaßen ist."

„Geben Sie gut acht,“ sagte der Ältere. „Ich wiederhole, wir haben viel von dem Zeug.“

Kaum hatte er dies gesagt, als wir auf etwa 100 m eine große Schlange in mäßigem Tempo über den Weg kriechen sahen.

Im Nu lagen unsere Gewehre an der Wange und es knallte,

ohne daß wir Erfolg feststellen konnten. Freilich beschleunigte die Schlange ihr Tempo und verschwand im Farndickicht.

James hielt uns zurück und sagte, wir könnten ohne weiteres nicht an der Stelle vorbeireiten. Er besprach dann die Angelegenheit auf Guarani mit den uns begleitenden indianischen Peonen, worauf zwei von diesen Leuten absaßen, ihre langen Messer hervorholten und ihre Ponchos in den linken Arm nahmen. Wir selbst machten uns bereit, die Schußwaffe zu gebrauchen. Die Hunde wurden angekoppelt und von einem anderen Indianer nachgeführt.

„Wir müssen diese Vorsichtsmaßregeln ergreifen,“ sagte James, „denn die Schlange kann verwundet sein und uns angreifen, wenn wir an der Stelle vorüberkommen, wo sie in den Farnen verschwand.“

So rückten wir, mit den beiden Indianern als Aufklärern, vorwärts, während ein anderer Peon einen starken Zweig in die Hand nahm, mit dem er in das Farndickicht hineinstieß.

Kaum hatte er dies getan, als die Boa mit Blitzesschnelle aus dem Dickicht hervorschoß und, hoch aufgerichtet, den Mann am Kopfe zu packen suchte. Die Boa greift nämlich immer in dieser Art an. Sie sucht ihren Gegner im Gesicht oder am Nacken zu fassen, dann umschlingt sie ihn mit dem Schwanzende an den Beinen, Tiere am Hinterteil. Darauf windet sie sich schraubenartig von unten nach oben um ihr Opfer und quetscht ihm die Knochen aus den Gelenken. Gelingt es ihr, den Oberkörper eines Menschen zu umschlingen, so ist letzterer in wenigen Minuten hin. Diese Schlangen haben ein Gewicht bis zu 2 Zentnern.

Kaum minder schnell hatte der angegriffene Indianer der Boa seinen Poncho über den Kopf geworfen und suchte ihr mit dem breiten Messer an den Leib zu kommen. Nun entspann sich ein furchtbar spannender Kampf, der um so aufregender war, als wir gar nicht daran denken konnten, unsere Schußwaffe zu gebrauchen. Dem Ungeheuer war es nämlich gelungen, durch eine blitzschnelle Bewegung sich mit dem Schwanzende um die Beine des Indianers zu wickeln, an denen es versuchte, sich in die Höhe zu schrauben. Der Mann ließ aber trotzdem den Kopf nicht los, und es gelang seinem Gefährten, mit einem furchtbaren Messerhieb den Hals der Boa und ihr Schwanzende zu durchhauen. Das ist keine einfache Sache, denn die Haut der Schlange ist ungeheuer elastisch und zäh. Sofort wurde der Angegriffene aus der

Umschlingung des Körpers befreit. Die Leute verfahren dabei mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit.

Es war erstaunlich, daß die Indianer dabei nicht die geringste Aufregung zeigten. Sie machten sich sofort daran, dem Ungeheuer die Haut abzustreifen, wobei wir feststellten, daß das Tier eine Totallänge von fast 6 m hatte. Die Haut wurde auf einem Sattel festgeschnürt und die Reise ging weiter.

Da fragte James: „Wie haben Ihnen unsere Calchaquies gefallen? Famose Kerle, was? Uns Europäern würde wohl das Herz im Leibe gebebt haben. Diese prächtigen Kerle haben überhaupt keine Nerven.“

Damit hatte er recht, denn der ganze Vorgang schien auf die Indianer keinen erschütternden Eindruck gemacht zu haben. Sie steckten sich eine Zigarette an und taten, als ob nichts Besonderes vorgefallen wäre, und doch war einer von ihnen in allergrößter Lebensgefahr gewesen. Tatsächlich handelte es sich, wie wir feststellten, um ein ausgewachsenes Exemplar der *Boa constrictor*, der südamerikanischen Riesenschlange, die ebenso gefährlich ist wie die Python von Sumatra, also um eine Schlange, die imstande ist, ein ganzes Kalb zu verschlingen.

Kurze Zeit darauf waren wir an unserem Ziele angelangt. Ein langes, dicht bewachsenes Urwaldtal dehnte sich vor uns aus, durch das ein Flübchen lief, das infolge geringen Gefälles eine Reihe von Teichen und Sümpfen gebildet hatte. Das ganze Sumpf- und Teichgebiet mochte einen halben Kilometer lang sein. An einer bestimmten Stelle war das Wasser sehr tief. Hier machten wir halt und schlugen ein Lager auf. Das war im Winter möglich, während man im Sommer unzweifelhaft hier von den Moskitos in unerträglicher Weise belästigt wäre.

„Das müßten Sie mal erleben,“ sagte James. „Wir haben es früher einmal versucht, hier im Sommer zu jagen, aber wir sind nach kurzer Zeit geflohen, denn es war nicht auszuhalten vor Ungeziefer. Selbst die Tapire, die doch eine verdammt dicke Haut haben, vermeiden es, hier im Sommer spazieren zu gehen. Sie tauchen dann ins Wasser und gucken bloß ab und an mit dem Rüssel heraus, oder sie stecken im dichtesten Walde.“

Unser Lagerplatz war wunderbar schön. Zu beiden Seiten ein Dom von allen möglichen subtropischen Bäumen, aus deren Zweigen die Kletterpflanzen in dichten Ketten bis auf den Boden herabhängen. Mächtige Farndickichte und Bambusstauden bildeten ein undurchdringliches Unterholz. Ein schmaler Wiesen-



Panorama des Aconcagua I.



Bild 52 und 53.

Panorama des Aconcagua II.

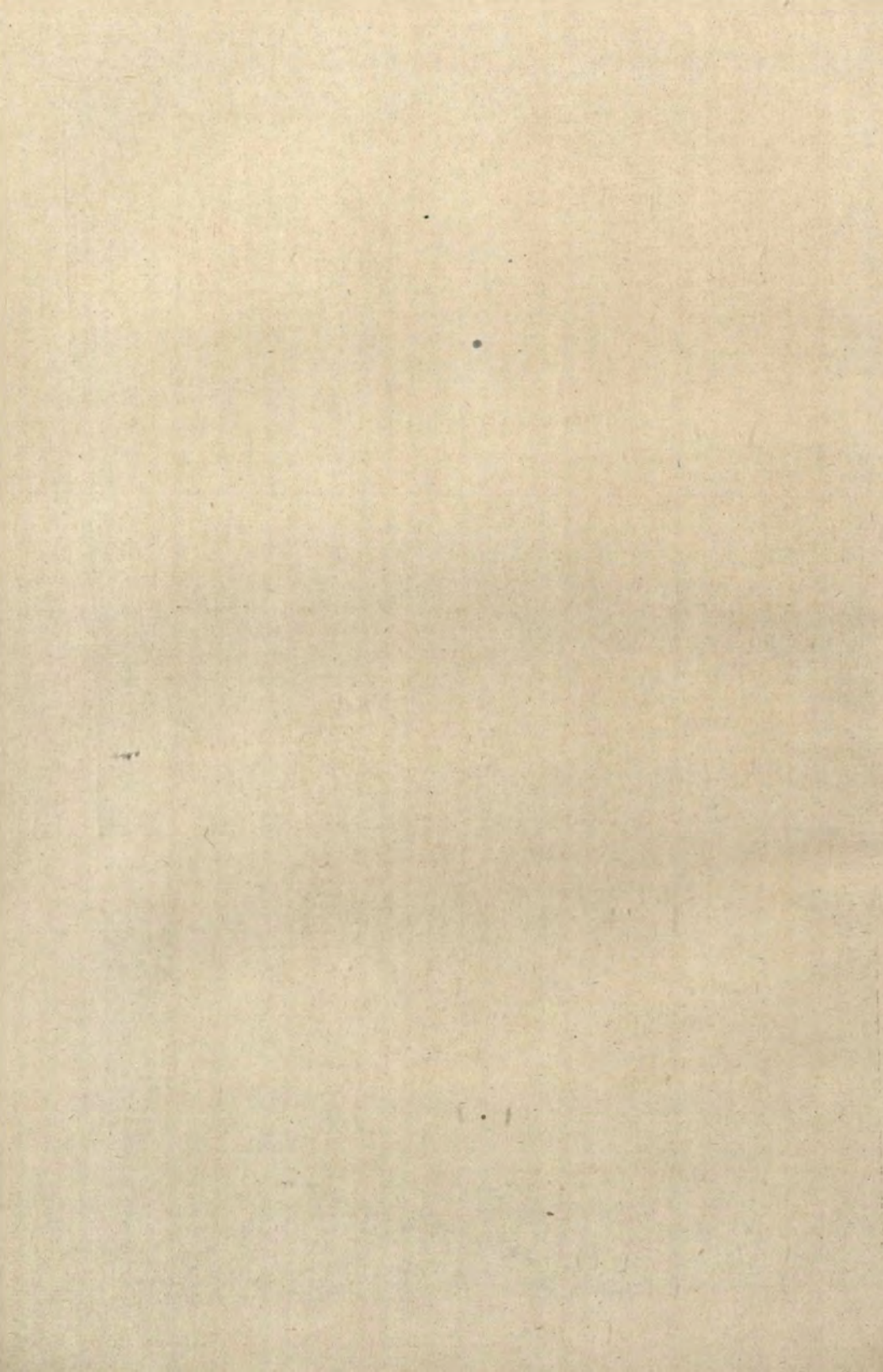
Zu Kapitel 13.



Bild 54.

Der Incasee.

Zu Kapitel 13.



plan breitete sich zu beiden Seiten des Wassers aus, in dem sich die Urwaldriesen widerspiegelten. Am jenseitigen Ufer stieg der Wald bis auf etwa 1 km in die Höhe. Aus dem gewaltigen Hochwalde, in dem nur vereinzelt Bäume ohne Blätterschmuck waren, ragten an einzelnen Stellen dicke Palmen hervor. Das war das Jagdgebiet, in dem sich die Tapire mit Vorliebe aufhalten sollten. Es war nun die Absicht, das Wild mit unseren Terriern vorzudrücken. Die Tapire haben nämlich die Angewohnheit, sich nur im dichtesten Busch aufzuhalten, namentlich dort, wo der Boden feucht ist. Die Sonne lieben sie nicht. Sie ähneln in ihren Lebensgewohnheiten unserem Schwarzwild. Trotzdem diese Dickhäuter sehr schwerfällig scheinen und sich auch für gewöhnlich plump bewegen, verstehen sie es doch, sich mit außerordentlicher Gewandtheit und Schnelligkeit in voller Flucht durch den dichtesten Urwald hindurchzuwinden. Aber der Terrier ist nicht minder gewandt und bleibt ihnen dicht auf den Fersen. Der Tapir flüchtet, wenn er von Hunden gejagt wird, regelmäßig zum Wasser, wo er sich in Sicherheit bringt, indem er untertaucht oder auf dem Boden des Wassers entlangläuft. Darin ähnelt er seinem Halbbruder, dem afrikanischen Flußpferd.

Es war also anzunehmen, daß die Tapire, falls solche in dem Waldteile steckten, bergab flüchten würden, um die Teichkette anzunehmen, und zwar an der Stelle, wo wir uns befanden. Das wußten meine Freunde von früheren Jagden her. Die Strecke, auf der das Wild beschossen werden konnte, war äußerst schmal, vielleicht 10—30 m breit. Auch die Übersicht war sehr beschränkt, denn an vielen Stellen standen Schilf- und Bambusdickichte an beiden Ufern. Die Jagd war nun derart gedacht, daß wir uns zusammen auf einer Seite des schmalen Wasserstreifens anstellen sollten, von wo wir den ganzen Plan überschießen konnten. Da es wenig wahrscheinlich war, daß die Dickhäuter sofort im Feuer zusammenbrechen würden, denn nur ein Schuß in den Kopf wirkt bei ihnen tödlich, benutzten wir den Nachmittag, um ein kleines Floß zu bauen, auf dem wir angeschossene Stücke im Wasser verfolgen konnten.

Noch am Nachmittage wurden mehrere indianische Peone mit den Hunden auf einem Umwege bergauf geschickt. Bei Tagesanbruch sollten sie das Dickicht von oben her durchdrücken. Hierbei war es wohl möglich, daß auch ein Jaguar vor die Büchse kam, denn, wo Tapire sind, pflegt sich auch dieses Raubwild aufzuhalten. Man kann sich einen Begriff davon machen, daß es

nicht jedermanns Sache ist, bei einem solchen Drücken als Treiber mitzuwirken. Nur die Indianer, welche die Geheimnisse des Urwaldes kennen, sind mit so feinen Sinnen ausgestattet und verfügen über so große körperliche Gewandtheit, daß sie, ohne sich in der Richtung zu irren, den dichtesten Bergwald durchkreuzen, ohne andere Waffe als das breite Zuckermesser, das sie meisterhaft zu handhaben verstehen.

Wenn wir in Europa manchmal stöhnen, daß ein Trieb auf Rot- oder Schwarzwild mehrere Stunden in Anspruch nimmt, so sollten wir uns nicht beklagen. Bei einem Trieb auf Tapire rechnet man nicht mit Stunden, sondern oft mit einem Tage und muß während dieser ganzen Zeit in vollster Aufmerksamkeit verharren.

Unsere Terrier verfügten, wie meine Freunde sagten, über große Erfahrung in der Tapirjagd und würden mit Sicherheit das Wild zum Wasser hinab hetzen. James und Bird hatten schon eine große Anzahl dieser Dickhäuter hier erlegt, nicht immer nur aus Freude am Sport, sondern auch der Nützlichkeit wegen. Das dicke Leder des Tapirs liefert nämlich ein vorzügliches Material für Sattelzeug. Hauptsächlich aus diesem Grunde wird das Tier gejagt. Die Nacht verlief ohne besondere Ereignisse. Trotz der subtropischen Lage wurde es recht kalt, und am Morgen war das Buschwerk stellenweise mit Reif bedeckt. Da wir auf den Satteldecken schliefen und uns nur mit dem Poncho zudecken konnten, erwachten wir weidlich durchgefroren. Heißer Kaffee mit Whisky wärmte uns aber rasch.

Bei Tagesanbruch setzten wir über den Fluß, machten unser Floß am jenseitigen Ufer fest und begaben uns auf die Posten, uns nahe beieinander auf Plätzen aufstellend, von denen aus wir den ganzen Wiesenplan unter Feuer nehmen konnten. Die Pferde waren, damit keinerlei Unglück entstehen konnte, in Sicherheit gebracht.

Nun begann das Warten. Der Urwald verharrte in tiefster Stille. Daß sich die Treiber in Bewegung gesetzt, stellten wir nach kurzer Zeit an dem lauten Jagen der Hunde fest, das zunächst aus weiter Ferne zu uns herüberschallte. Nachdem einige Stunden vergangen, während welcher wir mehr als eine Pfeife geraucht, hörte man plötzlich ein Krachen im Walde, wie von flüchtigem Wild, und nicht lange wahrte es, als eine Tapirfamilie auf dem Wiesenplan erschien, ein weibliches Stück mit seinem Jungen. Ähnlich einer alten, sehr starken Bache flüchtete die dunkelbraun gefärbte, etwa einen Meter hohe Tapirmutter durch die nasse Wiese, gefolgt von ihrem Jungen, das braun und weiß

gestreift war. Ich habe mich gefreut, daß niemand von uns auf die Alte schoß, denn es war vorher die Parole ausgegeben, weibliche Stücke, wenn sie mit Sicherheit zu erkennen wären, unbeschossen durchzulassen. Die Tapire haben die Angewohnheit, nie in größeren Rotten zusammen zu stehen, sondern sich einzeln im Walde aufzuhalten. Nun machte sich die jagdliche Aufregung bei uns allen bemerkbar. Das Laut der Terrier war deutlicher zu vernehmen und kam aus verschiedenen Richtungen. Plötzlich kam ein kolossaler Kerl in flotter Fahrt auf die Wiese. Im selben Augenblick eröffneten wir das Feuer auf ihn. Mindestens 10 bis 12 Schüsse wurden abgegeben. Verabredetermaßen hielten wir vorn aufs Gebrech. Deutlich hörte man, wie mehrere Schüsse einschlugen. Der Tapir taumelte, suchte noch ins Wasser zu kommen, brach aber dicht davor zusammen und lag nun in der Wiese, einem kleinen Nilpferd ähnlich. Kaum war dies geschehen, als zwei andere Stücke aus den Farnen hervorbrachen. Dieses Mal ging es nicht so gut ab. Wir schossen auf beide. Aber die Stücke verschwanden im Schilf, anscheinend schwer krank. Deutlich hörte man auch dieses Mal das Einschlagen unserer Geschosse. Wahrscheinlich saßen sie auf wenig günstigen Stellen. Die Haut dieses Dickhäuters ist nämlich so zäh und elastisch und die darunter liegende Speckschicht so dick, daß die gewöhnlichen Geschosse überhaupt nicht durchgehen. Man muß auf dieses Wild eigentlich mit Expreßbüchsen großen Kalibers schießen, wie man sie auf Elefanten und anderes schweres Wild benutzt. Solche Waffen hatten wir leider nicht zur Verfügung. Die Engländer schossen mit Winchester-Karabinern, ich mit der Mauserbüchse mit eingekerbten Geschossen. Die Durchschlagskraft der Mauserpatrone ist natürlich groß genug, um den Lederpanzer dieses Dickhäuters zu durchbohren.

Nun liefen wir schleunigst zu unserem Floß, um die Verfolgung aufzunehmen. Es wäre nämlich nicht zweckmäßig gewesen, wie beim Rot- und Schwarzwild, das Stück zunächst krank werden zu lassen und erst nach einiger Zeit zu folgen.

Also hinauf aufs Floß und hin zu dem Schilfstück, in dem die Tapire verschwunden waren. Dort wurde das Floß angehalten, um die Wasserfläche mit äußerster Aufmerksamkeit zu beobachten, ob irgendwo ein Rüssel erscheinen oder wo Blasen aufsteigen würden. Bald entdeckten wir denn auch einen Tapir, der mit dem Gebrech die Wasserfläche durchfurchte. Sofort feuerten wir auf kurzer Entfernung zwei Schüsse auf den Kopf mit dem Erfolg, daß

das Tier verendete und, mit dem Bauch nach oben, auf der Oberfläche schwamm. Während wir dorthin ruderten und mit Stangen das Wild dem Lande zuschoben, kam der zweite Tapir aus dem Schilf heraus, so nahe an uns vorbei, daß das Floß in Gefahr kam, umzuschlagen, als der jüngere der beiden Brüder mit seiner Stange nach dem Tier schlug. An Schießen war nicht zu denken, denn schon war der Dickhäuter wieder im Schilf verschwunden. Nun lauerten wir, daß er wieder herauskommen sollte, aber umsonst. Inzwischen kam einer der Terrier auf der Fährte nachgejagt, rannte wie ein Bolzen in das Schilf hinein und packte anscheinend den Tapir, der ein lautes Pfeifen ertönen ließ. Jetzt ging in dem kleinen Schilfstück, das vielleicht einen Durchmesser von fünf Metern hatte, ein Mordsspektakel los. In atemloser Spannung verharrten wir auf unserm schwankenden Floß, ohne etwas sehen zu können, während über die Wiese noch zwei weitere Tapire flüchteten, die aber infolge des Lärms weit unterhalb zu Wasser gingen und deshalb zunächst für uns verloren waren. Das Rumoren dauerte mindestens eine Viertelstunde. Unbeschossen konnte er nicht aus dem Dickicht herauskommen, denn das Wasser war ziemlich seicht. Schließlich schien die Sache den Tapir zu langweilen. Er flüchtete aus dem Schilf auf die Wiese, anscheinend mit der Absicht, das Farndickicht des Waldes zu gewinnen. Der Terrier hing ihm fest verbissen an einem Hinterlauf. Nun erhielt das Wild gewaltiges Feuer auf kürzester Entfernung und brach dicht vor dem Walde in der Wiese zusammen.

Wir begaben uns dann so rasch wie möglich auf unsere Posten zurück. Endlich gegen Mittag — wir mochten etwa 7 Stunden auf unserem Anstand verbracht haben — kamen die letzten Terrier aus dem Walde hervor, und auch die Treiber fanden sich nach und nach ein. Damit mußte die Jagd zunächst als beendet angesehen werden. Immerhin hatten wir kolossales Glück gehabt, denn drei Stück dieses scheuen Wildes zu erlegen, ist ein ganz seltener Fall. Nun begann eine schwierige Arbeit, die den ganzen Rest des Tages in Anspruch nahm, das Abstreifen und Zerlegen.

Die Tiere waren sämtlich von brauner Färbung, leicht ins Schwärzliche spielend, etwas heller an den Seiten des Kopfes, am Halse und vorn an der Brust tief dunkel, an den Backen weißlichgrau. Ihre Länge betrug etwa 2, Schulterhöhe 1 Meter. Zwei Stücke waren männlich, eins weiblich. Das weibliche war bei weitem das stärkste. Ob es sich um den gewöhnlichen Tapir oder

um den Bergtapir handelte, konnten wir nicht feststellen. Wahrscheinlich letzteres, weil die Decken verhältnismäßig hell waren. Auch fehlte auf dem rundlichen Nacken der erhöhte Borstenkamm des Tapirs der Ebene.

Im ganzen ähnelten die Tiere der Kopfform nach dem indischen Tapir. Die Bergtapire finden sich in den höchsten Höhen. So fand Tschudi nach Brehms Tierleben Bergtapire in Perú auf 7000 bis 8000 Fuß und ein anderer Forscher in Kolumbien sogar auf 13500 Fuß, wo sie in den Wäldern dicht unter der Schneegrenze steckten. Zoologisch unterscheidet man in Mittelamerika außerdem der Baird- und den Dowtapir, ersterer auf der atlantischen, letzterer auf der pazifischen Seite. Die Unterschiede sind sehr schwer festzustellen und beruhen im wesentlichen in dem Bau der Nasenknochen. Die Färbung ist bei beiden schwarzbraun mit weißlichen Backen und weißen Ohrrändern. Da uns kein wissenschaftliches Buch zur Verfügung stand, war es nicht möglich, genaue naturwissenschaftliche Feststellungen zu machen. Diesbezügliche Fragen, die ich an meine Gastgeber richtete, gaben kein Resultat. Sie antworteten: „Davon wissen wir nichts. Es ist uns auch egal. Wir jagen den Tapir wegen des schönen Sports und aus Nützlichkeitsgründen, weil wir uns aus seinem Leder Sattelzeug machen.“

Während die Indianer mit großer Gewandtheit die schwierige Arbeit des Abstreifens verrichteten, erzählten die Brüder von ihren jagdlichen Erinnerungen. Es ist bekanntlich keine einfache Sache, ein Stück Rotwild abzustreifen, aber das ist nichts gegen die Mühe, die das Aufbrechen und Abstreifen eines solchen Dickhäuters verursacht.

Die Brüder zeigten mir die Wechsel der Tapire, die aus dem Waldesdickicht zum Wasser führten. Das waren richtige Pfade, die man ebensogut für Fußsteige halten konnte. James erzählte, daß man tagelang im Urwald herumreiten könne, ohne je einen Tapir zu sehen zu bekommen. Sie sitzen meistens an den schattigen Plätzen, denn nichts ist diesem Dickhäuter unangenehmer als Sonnenhitze. Am leichtesten trifft man sie in den Abendstunden, wenn sie zur Äsung auf die Wiesen kommen, oder am Rande des Wassers sich in Suhlen wälzen. Der Tapir schwimmt ausgezeichnet und durchrinnt ohne große Schwierigkeiten große Flüsse. Er soll auch, ähnlich dem Nilpferd, auf dem Grunde des Wassers entlang laufen, obschon wir das nicht wahrgenommen haben. Für gewöhn-

lich ist er nach Art der Dickhäuter sehr langsam und bedächtig, nicht entfernt so lebhaft wie das Wildschwein. Bemerkt er aber Gefahr, so geht er sehr flüchtig ab. Indessen ist ein flotter Hund ihm an Schnelligkeit über. Der Tapir stellt sich dann und greift den Hund nach Art der Bache an. In solchen Momenten bietet er eine nicht unbedeutende Gefahr, da er mit seinem mehrere Zentner betragenden Gewichte alles über den Haufen rennt, was ihm entgegen steht. Terrier sind so gewandt, daß sie ihm ausweichen und ihn dann von hinten anpacken. Er äugt nur mäßig, aber wittert sehr fein. Der kleine Rüssel ist in ständiger Bewegung. Hauer wie das Wildschwein besitzt er leider nicht, sonst würde die Jagd auf ihn weit reizvoller sein, denn dann würde er ein äußerst gefährliches Wild sein. Im allgemeinen ist das Tier sehr gutmütig, sogar furchtsam, nur die Tapirmütter sollen sehr böse werden können.

James erzählte uns von einem Falle, wo sein Hund eine Tapirmutter mit einem Jungen gestellt hatte. Der Hund war etwas unvorsichtig von vorn vorgegangen. Da war die alte Dame wie ein Bolzen auf ihn losgeschossen, hatte ihn überrannt und niedergetrampelt.

Nachts sind die Tapire ununterbrochen unterwegs. Sie nähren sich von Pflanzen und Baumblättern, namentlich von jungen Palmblättern, auch von Zuckerrohr und allerlei Baumfrüchten, Sumpf- und Wasserpflanzen. Vorzugsweise halten sie sich auf salzigen Landflächen in der Nähe von Suhlen auf, ähneln also tatsächlich in mancher Beziehung dem Wildschwein.

Ihre Haut wird gegerbt. Aus dem Leder schneidet man Riemen, aus denen Peitschen und Zügel gefertigt werden. Eine Tapirpeitsche bildet ein vorzügliches Erziehungsmittel, denn ihre Wirkung steht der Nilferdpeitsche nicht nach. Die von uns erlegten Tapire waren mit zahlreichen Zecken bedeckt, die sich gewiß auf den fetten Tieren sehr wohl befunden hatten. Wir haben auch ein Stück des Rückens gebraten und gegessen. Es schmeckte sehr streng, aber sonst nicht übel, dem Wildbret des Wildschweins nicht unähnlich. Einer der Tapire hatte kolossale Narben im Nacken, die unzweifelhaft von einem Angriff des Jaguars herstammten, der ihn überfallen haben, aber beim Rennen durch ein Dickicht abgestreift sein mochte.

Interessant ist übrigens die Geschichte des Tapirs, der unzweifelhaft mit dem Nashorn verwandt ist. Seine Vorfahren finden

wir schon im Frühtertär. Eine patagonische Gattung geht sogar bis in noch frühere Zeiten zurück. Hierdurch ist das Tier erdgeschichtlich außerordentlich interessant.

Naturgemäß unterhielten wir uns auch über unsere wackeren indianischen Begleiter.

Sie gehörten zum Stamme der Calchaquies, waren gutgewachsene Leute, wenn auch nicht so muskulös wie beispielsweise die Araukaner des Südens. Die Calchaquies bewohnten zur Zeit der spanischen Eroberung die südlichen, an das Reich der Inkas von Perú angrenzenden Gebiete, d. h. die gebirgige Zone des Nordwestens von Argentinien, die heutigen Provinzen Catamarca und Rioja, einen großen Teil von Salta, den südlichen Teil von Jujuy, den Westen Tucumáns, einen Teil von Cordoba und des Territoriums Andes (die Puna von Atacama). Sie waren kriegerische Leute, die sich etwa 100 Jahre mit den spanischen Conquistadoren herumschlugen, eine Rasse von Helden, die ihre Kinder gegen die Felsen schleuderten, damit sie sich nicht eines Tages schämen sollten, unter dem Joche der „von fern Gekommenen“ zu seufzen, „die sich zivilisiert und Christen nannten und diese schönen Worte profanierten.“

Über die Calchaquies gibt es eine reiche Literatur. Sie waren schon in der präspanischen Zeit bekannt als geschickte Schmiede, Bergleute und Töpfer, wovon zahlreiche Beweisstücke auf uns überkommen sind. Sie hatten eine eigene Zivilisation, die verschieden war von der jüngeren der Inkavölker.

Diese Indianer bzw. Halbindianer sind auch heute noch sehr widerstandsfähig und einfach in ihren Ansprüchen. Sie befinden sich auf der Zwischenstufe zwischen Hirten und Landmann. Ihre Nahrung ist weit bescheidener als die des Gauchos der Ebene. Mazamorra (eine Art Maisbrei) mit Yerbamate ist ihr hauptsächliches Gericht. Dazu gelegentlich ein Streifen Charqui (Dörrfleisch). Landarbeit liegt diesen Abkömmlingen spanischer Abenteurer und Indianer nicht, aber zum Jagen sind sie gut zu gebrauchen.

Leider war unsere freie Zeit abgelaufen. So brachen wir denn noch nachts das Biwak ab und ritten bei Tagesgrauen bergab, der Ebene zu, freilich auf einem anderen Pfade, der uns längere Zeit auf Bergrücken entlangführte und wundervolle Panoramen bot. Vielfach kreuzten sehr betretene Tapirwechsel unseren Weg, auch auf die Fährte des Jaguars wurden wir mehrfach von unseren indianischen Peonen aufmerksam gemacht. Aber

wir hatten keine Zeit, uns aufzuhalten. In flottem Tempo ging es bergab, hinein in den Zuckerrohrwald und zurück zu unserem Injenio (Zuckerfabrik), wo man uns zu unseren Erfolgen beglückwünschte. Als Andenken an die schönen Tage erhielt ich später von meinen Freunden ein schönes Zaumzeug aus Tapirleder, das ich noch heute besitze. Es ist unverwüstlich. Leider ist es zur Ruhe verurteilt, denn die Zeiten, wo man im Sattel hinter den Hunden jagen durfte, sind im neuen Deutschland für unsere Lebensdauer vorüber. Man muß von Erinnerungen zehren.

Am Abend unserer Rückkehr wurde wieder ein kleines Fest veranstaltet. Aus der Nachbarschaft waren verschiedene Familien gekommen. Schöne Frauen verherrlichten das Fest, und die ganze Nacht hindurch wurde getanzt. Rasch hatten wir uns wieder in zivilisierte Menschen verwandelt. Nach einem genußreichen Bade war der Smoking angelegt, ohne den man drüben nicht reisen kann, wenn man englische Familien besucht. Wunderbar tanzen die Mädchen von Tucumán, lieblich singen sie zur Gitarre. Auch uns wurde dieses Instrument in die Hand gedrückt, aber leider mußten wir mit einem non possumus uns entschuldigen. Aber tanzen konnten wir, trotz der voraufgegangenen Anstrengungen. Wir wären ja Toren gewesen, hätten wir die Gelegenheit vorübergehen lassen, uns mit so graziösen Geschöpfen im Reigen zu drehen. Wie Federn ruhten sie im Arm — und was für Federn! Noch heute denkt man mit Entzücken an ihren Charme zurück. Welche Gegensätze — Jagd auf den vorsündflutlichen Dickhäuter und Tanz mit den schönen Töchtern der Provinz. Selbst die Erinnerungen an das Abenteuer mit dem schrecklichen Reptil verschwanden.

Gern hätten wir noch einen Abstecher nach dem nahegelegenen Salta gemacht, dessen östlicher Teil ein ideales Jagdgebiet bildet. Dort dehnen sich nämlich unendliche Urwälder aus am Itiyura und Bermejo bis hinauf an die Grenze Boliviens, die noch kaum von einem Menschen betreten wurden. Da gibt es Wild aller Art, aber die Jagd ist sehr schwierig und nur möglich, wenn man über die nötigen Transportmittel verfügt. Es ist das Land der Chirimoya, jener köstlichen Frucht, die zu den Delikatessen Argentiniens gehört. Die Pflicht rief uns zurück.

So schied ich schweren Herzens von Tucumán und denke noch heute gern an jene herrlichen Tage, in denen wir den subtropischen Urwald durchstreiften und den urigen Tapir jagten.



Puma mit Schwarzhalsschwan.

Zehntes Kapitel.

Auf der Fährte des Puma (Silberlöwe) in den Lavafeldern des Südens.

Gen Süden führte der Weg von Malargüe zum Tale des Rio Grande, der auf den Südhängen des schauerlich-schönen Cerro Sta Elena entspringt, dessen Romantik wir noch an anderer Stelle kennenlernen werden. Über den Paß von Long Coche (2030 m) ging's durch das Geröll alter Gletscher bergab. Hier ist der Rio Grande, später Colorado genannt, nur mäßig breit und durchfließt in mehreren Armen gelbgraue Schilffelder, von kahlen dunklen Bergrücken und Vulkanen flankiert. Am Flusse entlang führt der schmale Pfad. An diesen Ritt denke ich noch heute mit Schauern. Beim Durchqueren der Schilffelder scheuchten wir nämlich Wolken von Moskitos, Gniden und Tábanos (Stechfliegen) auf, die sich dann auf uns, die Pferde und Maultiere stürzten. Nicht zu sagen, welche Angst die Tiere vor den Tábanos haben — und mit Recht. Sobald sie nur das Summen dieser Insekten hören, gehen sie ab und davon. Im Handumdrehen ist dann die Kolonne aus Rand und Band. Erst nach und nach kann sie wieder zusammengebracht werden.

Im allgemeinen trifft man die bösertige Tábanosfliege nur im Hochgebirge an, merkwürdigerweise ausschließlich um die Mittagszeit. Nie habe ich sie zu anderen Zeiten beobachtet. Man hört einen schneidenden, pfeifenden Ton und fühlt sofort einen nadelscharfen Stich. Das Ganze ist das Werk eines Augenblicks. Die Tábanos sind stahlgraue Fliegen von der Größe eines

mittleren Brummers. Sie schwirren blitzschnell heran. Urplötzlich fühlen sich die Reittiere an vielen Stellen wie mit Nadeln gestochen. Kein Wunder, daß sie sich entsetzen und wie wild fortpreschen, hinten ausschlagen, sich wälzen, oder sich gar in den Fluß stürzen, um die Plagegeister loszuwerden. Gottlob führen diese Fliegen ihren Angriff nur einmal aus. Schnell wie sie kommen, verschwinden sie.

Um Mittag wurde bei einem elenden Rancho (Hütte) haltgemacht. Ein Stück zähen Kuhfleisches war bald erhandelt und gebraten. Glühend stand die Sonne über uns. Sengender Wind strich durch das Tal, Sandwolken emporwirbelnd. Ein schmieriges altes Halbindianerweib lungerte um den Rancho herum und warf neidische Blicke auf unser kümmerliches Mahl. Ihren Neid verstanden wir nicht, denn das Kuhfleisch war verdammt strähnig und mit Sand dicht überzuckert.

Ein kurzer bleierner Mittagsschlaf erquickte uns nur wenig. Dann ging es weiter durch die schwülen Schilffelder und Wolken von Ungeziefer.

Nun verengte sich das Flußtal. Im Osten erschien ein mächtiger schwarzer Vulkan, der Payen, dessen erstarrte Lavaströme in breiten Streifen über den Westhang zu Tal laufen und sich dem Flusse nähern. Ihre Ausläufer betten sich auf dem Sand des Flußtales, der, gleichfalls vulkanischen Ursprungs, aus zerriebenem Tuffstein besteht.

Schauerlich düster und traurig ist die Landschaft trotz strahlenden Sonnenscheines. Unwillkürlich wandern die Gedanken in jene fernen Zeiten zurück, als sich die Flanken der Vulkane öffneten, um diese gewaltigen Lavaströme herauszulassen, die nun in majestätischer Erstarrung vor uns liegen, gekrönt von schwarzem Schaum. Nirgendwo in der Republik habe ich eine Landschaft ähnlich accentuierten modern vulkanischen Charakters gesehen, nicht einmal in der Puna von Atacama bei Antofagasta de la Sierra. Nur in Chile sah ich Ähnliches am Vulkan Antuco, dessen erstarrte Lavaströme über einen steilen Hang in den See Lajas hineinzuströmen scheinen, wie sie es einstmal tatsächlich getan.

Immer enger wird das Flußtal. Hatte es bisher eine Breite von mehreren 100 Metern, so durchbricht es schließlich das Lavafeld von Huincan in enger Schlucht von 6 bis 10 Metern Durchmesser. Wie mit dem Meißel bearbeitet scheinen ihre schwarzgrauen Wände.

Der Weg bog nach Osten ab in das Lavafeld hinein, das wir in einstündigem Marsch durchquerten. Ein Weg war das kaum zu nennen, mehr eine Art von Klamm, angefüllt mit weißem Sand, durch den die Hufe unserer Reittiere mahlten, voll heißer Luft und glühenden Staubes. In den Rissen und Klüften kümmerliches Dornestrüpp. So glühend war die Luft, daß das Atmen schwer wurde, und wir froh waren, noch vor Dunkelheit an die Brücke zu kommen, die über den Rio Grande führt. Auf dem jenseitigen Ufer sollte ein Rancho stehen, wo wir unser Nachtlager aufschlagen wollten. Der Fluß, hier etwa 6 Meter breit, brauste mit donnerndem Getöse durch sein enges Bett. So gewaltig war der Lärm, daß man sich mehrere hundert Meter vor ihm nicht mehr mit Worten verständigen konnte.

Die Brücke, eine der primitivsten, die ich je gesehen, die Fahrbahn etwa 3 Meter breit und ohne jegliches Geländer. Lose Balken lagen quer darüber. In der Mitte fehlten einige Bretter, so daß man durch den Spalt in etwa 10 Meter Tiefe die brausenden, schäumenden weißen Wasserwogen sah. Dort hineinstürzen bedeutete unentrinnbaren Tod. Noch vor kurzem war, wie uns ein Rancho (Besitzer eines Ranchos) erzählte, ein edles Pferd mit seinem Reiter, vor der Öffnung scheuend, in den Fluß gestürzt.

Die Brücke war in den 70er Jahren erbaut, als der General Roca seinen bekannten Feldzug gegen die Indianer des Südens unternahm (Expedicion al desierto). Damals waren auf diesem Wege aus der Provinz Mendoza Viehherden nach Süden getrieben worden zur Ernährung der Armee. Für sie war die Brücke erbaut. Heute ist dieses Monstrum verschwunden. Eine sichere eiserne Brücke soll über den Fluß führen.

Es war eine harte Arbeit, Pferde und Maultiere hinüberzuschaffen. Mit Gurten, um die Hinterschenkel gelegt, wurden die Tiere zunächst auf die Brückenbahn herabgewuchtet und dann über den Spalt gejagt. Man kann sich denken, wie sie sich dabei anstellten. Schließlich gingen aber alle mit mächtigen Sätzen über den Spalt, so daß die Bretter sich bogen. Froh waren wir, als die Gesellschaft bei Einbruch der Dunkelheit auf dem anderen Ufer stand, ohne daß Tiere verloren waren.

Übrigens gewöhnten sie sich sehr schnell an den schlechten Übergang. Schon am nächsten Tage nahmen sie das Hindernis ohne jede Schwierigkeit.

Drüben fanden wir in der Tat eine elende Hütte, wo ein

Schaf zum Nachtessen erstanden werden konnte. Zunächst aber wurde der glühende Leib in den Wogen des Flusses gekühlt, während Dunkelheit sich über die schwarzen Lavamassen legte und die Vulkane einhüllte.

Dann besprachen wir mit dem Puestero die Pumajagd, die am nächsten Tage stattfinden sollte.

Kurz nach Anbruch des folgenden Tages saß alles im Sattel. Zunächst ritten wir so weit bergauf, bis wir das ganze Lavafeld (Escorial) unter uns liegen sahen, um einen Jagdplan zu entwerfen. Durch den Escorial lief im Bogen nach Nordwesten die Klamm, die das Feld in zwei ungleiche Hälften teilte. Daraus ergaben sich von selbst zwei Triebe, wenn es für die Treiber überhaupt möglich war, zu Pferde oder zu Fuß durchzukommen. Das konnte nur die praktische Erfahrung lehren. Wir waren nur zwei Schützen. Damit die Treiber sich nicht verirrt, mußte irgendwo ein weithin erkennbares Zeichen angebracht werden, z. B. eine Stange mit einem weißen oder roten Tuch, die als Richtpunkt dienen konnte. Es war nicht wahrscheinlich, daß die Treiber zu Pferde bleiben konnten, wegen der zerklüfteten Oberfläche des Lavafeldes. Darin bestand eine ernste Schwierigkeit, denn man kann einem Argentinern kaum zumuten, zu Fuß über ein Lavafeld zu laufen. Weiter war es fraglich, ob das Schuhzeug den Marsch über die glasharte schaumartige Oberfläche aushalten würde. Der Vorschlag eines unserer Leute aber, die Schuhe mit Guanacofell zu umwickeln, schien praktisch und bewährte sich glänzend.

Nur mit Leuten, die aus dem Hochgebirge stammten, wie sie uns zur Verfügung standen, konnte ein so schwieriges Unternehmen ausgeführt werden. Sie allein verfügten über den hierzu nötigen Ortssinn. Nie habe ich es erlebt, daß die Eingeborenen sich, selbst in völlig unbekanntem Gegenden, verirrt hätten. So erinnere ich mich, daß ich einmal im Neuquen einen Mann auf dem Marsche zurücklassen mußte, weil sein Maultier stark lahmte. Er bekam die Instruktion, sein Tier sich erholen zu lassen und uns dann zu folgen, die wir in südlicher Richtung nach dem Großen See Nahuel Huapi marschierten. Wir befanden uns in den Vorbergen der Cordillera, in völlig menschenleerer Gegend. Der Mann war niemals in diesen Gegenden gewesen. Ich gab ihm die Richtung nach der Sonne an, als Marschziel den Ausfluß des Limay aus dem Großen See, der wohl noch 200 km entfernt war. Als Nahrungsmittel standen dem Reiter ausschließlich Gürteltiere zur

Verfügung, deren es in der Gegend viele gab, die er sich aber erst fangen mußte.

Trotz dieser nicht gerade angenehmen Aussicht hegte der Bursche nicht die allergeringste Besorgnis, sondern bat nur um ein paar Zigaretten. Längst waren wir in unser neues Lager am See eingerückt, als nach rund 8 Tagen der Junge kreuzfidel auf seiner inzwischen wieder gesundenen Mula eintraf. Auf die Frage, wie er den Weg gefunden, antwortete er: „Nach der Sonne und den Hufspuren...“ Wovon er gelebt? Abends habe er sich ein Gürteltier gefangen und ausgezeichnet davon leben können.

So ein Gürteltier zu fangen, ist durchaus keine einfache Sache. Es gibt in Argentinien zwei¹⁾ Arten von Gürteltieren, ein kleineres (Mulita) und ein größeres (Peludo). Beide sind Höhlenbewohner, die am Nachmittage ihre Höhle verlassen, um zu äsen, wobei sie sich nie weit von ihrem Unterschlupf entfernen, vielleicht 50 bis 100 m. Sobald ihnen Gefahr droht, laufen sie ziemlich flink auf ihre Höhle zu. Gejagt werden sie derart, daß man sie vom Pferde aus mit dem Peitschenknauf auf den Kopf schlägt. Der Reiter springt ab und durchschneidet dem Tier den Hals. Dann weidet er es aus und brät es in seiner eigenen Schale knusperig, nachdem etwas Salz und, wenn möglich, roter Pfeffer hineingestreut worden. Die Tiere schmecken kalt am besten, ähnlich wie eine fette Ente. Warm widerstehen sie, weil sie zu fett. Gürteltiere sind übrigens Aasverzehrer. Oft haben wir sie in toten Kühen und Pferden gefunden. Diese Feststellung ist nicht gerade appetitanregend. Aber unsere Krebse und Aale sind auch Aasvertilger und schmecken doch sehr gut, ebenso das Schwein. Wer wollte deshalb auf diese Leckerbissen verzichten?

Ein anderes Beispiel: Mitten im Winter ritten wir vom Großen See aus nach der Station Roca am Rio Negro, also 700 km quer durch Patagonien. Einen Weg im europäischen Sinne gibt es dort nicht. Stellenweise findet man wohl Spuren von Pferden und Karren, die sich aber häufig im Pampasgras auf Stunden verlieren. Auch führt der Pfad über mehrere Gebirge hinweg und häufig im Bette trockener Flüsse entlang. Etwa alle 100 km steht ein Almacén (Kramladen) — oder ein Boliche (Kneipe), meist in Händen von galizischen Spaniern befindlich, oder das Anwesen eines patagonischen Indianers. Es stürmte stark von Südwesten. Der

¹⁾ Das Tatu ist hier nicht erwähnt, weil es sehr selten ist. Siehe: Die wichtigen Wildarten (Gürteltiere).

Wind trieb uns ununterbrochen Regen und Schlackerschnee auf die linke rückwärtige Seite, ein richtiger Pampero (Südwestwind). Unsere Marschrichtung ging nach Nordost. Karten gab es nicht von dieser Gegend. Trotzdem ritten wir, dicht in unsere Ponchos gehüllt, vom Tagesanbruch bis zum Abend ununterbrochen vorwärts, ohne uns auch nur im allergeringsten in der Marschrichtung zu irren oder unnötige Umwege zu machen. Schließlich wurde in der Nacht vom 7. zum 8. Tage bei völliger Dunkelheit ein ungeheures Salzfeld durchquert, in genau 15 stündigem Marsche, von nachmittags 4 Uhr bis 7 Uhr morgens. Als die Sonne am achten Morgen uns zu erwärmen anfang, hielten wir auf dem hohen Ufer des Rio Negro, dort, wo eine Fähre sein sollte, mit der wir übersetzen wollten, um nach der Bahnstation Roca zu gelangen. Während dieses ganzen schier endlos scheinenden Marsches wurde bei unseren Leuten nie ein Zweifel an der Richtung, nie eine Frage laut. Ich selbst beschränkte mich darauf, am Ende der kleinen Kolonne die Richtung mit Hilfe des Kompasses zu kontrollieren.

Nun ging es endlich ans Werk. Die Treiber ritten auf ihre Posten und gaben ihre Tiere an einen Pferdehalter ab, der auf dem Hauptpaß bis zu einem Punkte vorrückte, den ich im Auge behalten konnte. Wir beiden Schützen verteilten uns in der Klamm derart, daß wir zusammen schießen konnten, etwa einen Kilometer auseinander. Zwischen uns hatten wir mehrere Pumawechsel. Natürlich stellten wir uns in die Nähe der Hauptwechsel.

Wir führten beide Infanteriegewehre und benutzten die vorchriftsmäßige Munition, nicht etwa S-Geschosse, denn die waren damals noch nicht erfunden. Die Spitzen der Geschosse hatten wir, wie wir es regelmäßig machten, wenn es sich um größeres Wild handelte, kreuzweise eingefeilt, um die Geschosßwirkung zu erhöhen.

Wenn wirklich Pumas aus dem Lavafeld in Richtung auf uns zugedrückt wurden, war immerhin Aussicht vorhanden, daß sie auf den Hauptwechseln herauskommen würden. Trotzdem war die Wahrscheinlichkeit, sie zu strecken, sehr gering, denn die Klamm hatte nur eine Durchschnittsbreite von 2 bis 3 Metern, und der Puma macht Sätze bis zu 6 Meter Länge. Wenn er also in voller Fahrt über die Klamm ging, so war es äußerst schwierig, ihn zu treffen — auf 200 Meter Entfernung mit Büchse. Ich hoffte indessen — und darin habe ich mich nicht getäuscht —, daß das Wild nicht einfach die Klamm überfallen, sondern zunächst nach

beiden Seiten sichern würde. Mit größter Sorgfalt beobachtete ich deshalb die Lavablöcke auf der Seite des Treibens, in der Erwartung, daß sich bald der Kopf eines Pumas zeigen würde.

Ein langer Trieb! Auf 2 bis 3 Stunden hatten wir gerechnet, aber es wurden mehr daraus. Die Treiber gaben sich wirklich die größte Mühe, alle Verstecke, besonders die Dornbuschinseln, mit den Terriern zu durchstöbern. Sie hatten auch, wie sie später erzählten, viele Pumas rege gemacht, die sich aber ungern geradeaus treiben ließen, sondern immer wieder im Bogen herum nach rückwärts zu drücken versuchten. Im Eifer der Jagd war den Treibern ab und an die Signalstange aus den Augen gekommen, schließlich hatten sie aber doch infolge ihrer natürlichen Gewandtheit und ihres großen Orientierungssinnes ein ganzes Rudel Pumas in der ungefähren Richtung der Signalstange vorgedrückt. Deutlich hörte man das Jiffen der Hunde und die aufgeregten Rufe der Treiber.

Mit einem Male knallte es drüben. Mein argentinischer Kollege, ein ausgezeichnete Schütze, hatte Feuer gegeben. Ob er etwas getroffen, konnte ich nicht sehen, aber das Herz begann zu klopfen. Die Sonnenglut war so stark, daß die ganze Landschaft auf etwas weiterer Entfernung in der Luft tanzte. Ganz plötzlich fuhren zwei panterartige Katzen über meinen Hauptwechsel. An Schießen war gar nicht zu denken, so schnell ging die Sache vor sich. Nach der Größe waren es Pampaskatzen, die in der ganzen Gegend vorkommen, von denen wir in den frühen Morgenstunden beim Durchreiten des Pampasgrases oft 10 bis 20 über den Weg flitzen gesehen. Die Pampaskatze hat die Größe etwa einer Wildkatze und ist wunderhübsch gezeichnet, gelbgrau mit schwarzen Punkten. Sie wird von den Indianern des Südens in großen Mengen gefangen. Ihr Balg wird nach Europa verkauft und in Leipzig zu herrlichen Decken verarbeitet. Ich habe später eine große Anzahl dieser Katzen erlegt, namentlich im nördlichen Patagonien. Hatte eine ganze Maultierladung von Katzenfellen, die ich aber leider verschenken mußte, weil die Reittiere schlapp wurden, so daß sämtliches Gepäck abmontiert werden mußte. Das ereignete sich vor einem Indianergehöft. Damals ließ ich die dort wohnenden rotschwarzen jungen Damen in einer Reihe antreten, worauf jede etwa ein Dutzend Katzenfelle zum Geschenk erhielt, worüber sie sich außerordentlich freuten.

Doch weiter! Ganz plötzlich stand ein mächtiger silbergrauer

Löwe auf 200 Meter wie hingezaubert vor mir und äugte nach der Seite, von der es vorhin geknallt hatte. Ich zielte sehr sorgfältig. Aus Erfahrung wußte ich, daß der Puma einen schmalen Körper hat, so daß es sehr leicht, ihn zu fehlen. Im Knall machte der Löwe Front in Richtung auf mich und fegte die Klamm herunter. Noch zwei Schüsse spitz von vorn. Dann war er hinter einem schwarzen Lavablock verschwunden.

Eben hatte ich wieder einen neuen Rahmen in den Lauf geschoben, als zwei Pumas auf derselben Stelle standen wie der vorige, dicht nebeneinander. Zwei Schüsse wurden hingeworfen. Ein Löwe sackte im Feuer zusammen. Was aus dem anderen geworden, konnte ich nicht sehen. Ich hatte bemerkt, daß die Luft infolge der großen Hitze immer mehr vibrierte. Infolgedessen lief ich, so schnell ich konnte, nach vorwärts, um etwas näher an den Hauptwechsel heranzukommen. Währenddessen knallte es drüben mehrere Male, auch drinnen im Lavafeld wurde von den Treibern geschossen. Es war kolossal aufregend! Viele Pumas schienen regemacht zu sein. Während ich lief, gingen noch mehrere Stücke Wild über den schmalen Paß, ohne daß ich zu Schuß kommen konnte. Anscheinend waren die Hunde den Katzen dichtauf, sonst wären letztere nicht so flüchtig gewesen. Kaum stand ich, so fegten wieder ein paar Pampaskatzen hinüber. Ich schoß, aber fehlte. Nun wurde es still. Die Jagd schien vorüber. Gerade wollte ich an den Wechsel herangehen, um die Strecke zu besichtigen, als ich rechts oben auf einer vorspringenden schwarzen Lavawand einen prächtigen graugefärbten Löwen breit auf vielleicht 40 Meter im Sonnenlichte stehen sah, der sich nach rückwärts, anscheinend nach den Hunden, umsah.

Ich holte ihn herunter, wie man einen Bock schießt, so daß er in die Klamm stürzte und dort verendete. Blattschuß!

Nun war ich nicht mehr zu halten. Drei kapitale Löwen lagen auf der Strecke, zwei im Engpasse selbst, einer unmittelbar am Wege. Dieser war noch nicht ganz verendet, richtete sich, als ich an ihn herankam, halbwegs auf und versuchte, mich anzunehmen. Er fauchte und zeigte sein prachtvolles Gebiß. Aber er war kreuzlahm geschossen und konnte nicht mehr aufstehen. Ein Fangschuß zwischen die Lichter beendete sein Räuberdasein. Ob die übrigen getroffen, war nicht festzustellen. Ich machte zwar eine kurze Nachsuche, fand aber die Lava so zerklüftet, daß es unmöglich war, auf dem glühendheißen Gestein nachzusuchen.

Einige Schweißspritzer wurden gefunden. Die Terrier hatten wir nicht auf die Fährte gesetzt, wegen der Gefahr, sie zu verlieren.

Nun galt es, zunächst einmal die Treiber zu sammeln. Nach kürzerer Zeit als ich vermutete, hatten wir sie sämtlich auf dem Paß zusammen, auch die Hunde. Allgemeine Aufregung herrschte. Alles redete durcheinander. Jeder wollte noch mehr gesehen haben als der andere. Wenn ihre Schilderungen auf Wahrheit beruhten, so hatten sie mindestens 20 bis 30 Pumas vor sich gehabt, was übrigens möglich war, wenn ich es auch nicht glaubte. Eine glänzende Hilfe war ihnen die Richtflagge gewesen.

Mein argentinischer Freund hatte ebenfalls eine große Anzahl Pumas gesehen, von denen aber die meisten auf einem von uns nicht bemerkten Wechsel weiter südlich in das jenseitige Lavafeld hinübergeflüchtet waren. Immerhin hatte er zwei zur Strecke gebracht und zwei schwer krankgeschossen. Die Hunde fanden einen der letzteren im Wundbett. Da spielten sich Angriff und Verteidigung genau so ab wie auf der Saujagd, wenn der Keiler sich in ein Gestrüpp geflüchtet hat und aus demselben auf die Hunde losfährt. Die Terrier griffen mit großem Schneid an, sobald der Puma aus dem Dorngestrüpp mit Knurren und Fauchen auf sie zusprang und mit den Pranken nach ihnen schlug. Der Kampf dauerte lange Zeit, weil wir nicht zu Schuß kommen konnten infolge des zerklüfteten Geländes. Schließlich gelang es dem Argentinier, ihm mit dem Revolver mehrere Fangschüsse beizubringen.

Es war noch früh am Tage, etwa 10 Uhr morgens. So war denn noch Zeit, auch die östliche Hälfte des Escorials durchzudrücken. Zunächst wurden freilich die erlegten Pumas abgestreift, denn es versprach sehr heiß zu werden. Die Decken wurden ausgespannt und zum Trocknen in die Sonne gestellt. Gleichzeitig wurde im Schatten eines Felsvorsprunges ein Mahl bereitet, weil es wahrscheinlich war, daß der zweite Trieb noch mehr Zeit in Anspruch nehmen würde als der erste. Unsere Leute drängten, denn die Sache hatte ihnen kolossalen Spaß gemacht. Während dieser Vorbereitungen rauchten wir und plauderten. Ich erzählte auf allgemeinen Wunsch von meinem ersten Zusammentreffen mit einem Puma.

Es wurde damals auf Guanacos in der Sierra von Cacheuta bei Mendoza gejagt. Die Guanacos wurden auf einen Engpaß zu gedrückt, durch den sie hindurch mußten, denn einen anderen Ab-

stieg gab es nicht, wegen der Steilheit der anstoßenden Felswände, die ungefähr 500 Meter fast senkrecht abfielen. Ich suchte mir einen geeigneten Anstand auf der dem Wechsel gegenüberliegenden Wand, die aus ziemlich steil ansteigendem glatten Schiefergeschiebe bestand. Mein Maultier war auf halber Höhe stehen geblieben, weil es auf den glattgewaschenen Wänden ausglitt. Ich kletterte auf allen Vieren aufwärts, bis ich einen günstigen Platz fand, der etwa 250 Meter von dem Guanacowechsel entfernt war. Der Anstand war nicht gerade bequem, denn mein einziger Halt bestand in einem Riß in der Schieferwand, auf dem die Hacken einen kümmerlichen Halt fanden. Etwa 10 Meter unter mir lagen zahlreiche Felsblöcke über den Hang zerstreut.

Endlich erschienen drüben auf dem Wechsel mehrere Guanacos, die wegen der Steilheit des Geländes nur langsam zu Tal abstiegen. Ich schoß auf drei Stücke, von denen eines im Feuer zusammenbrach, während die anderen ruhig weiterkletterten und so taten, als wenn sie das ganze Geschieße nichts anginge. Ich hatte schon zwei Rahmen Patronen abgefeuert und schob eben den dritten ins Gewehr, als ich meinen Halt verlor und etwa 6 Meter über die glatten Schieferwände in beschleunigtem Tempo herunterfuhr, um dann an einem Felsblock Halt zu finden. Da ich lederbesetzte Reithosen trug, hatte mir die Bergfahrt keinen Schaden zugefügt, abgesehen von einer kolossalen Stauchung. Durch das Gepolter der Steine und das Geräusch, das mein Hinabsäusen verursachte, war nun ein Puma, der irgendwo hinter den Blöcken gesessen haben mochte, rege gemacht. Nun stand er mir plötzlich auf 5 Meter Abstand gegenüber, mich ganz erstaunt und ohne jede Scheu anäugend. Trotzdem mir alle Glieder im Leibe weh taten, zielte ich zwischen die Lichter und streckte ihn nieder. Er hörte den Knall nicht mehr.

Die beiden Guanacos fanden wir weiter unten im Tale, fern der Schußstelle. Sie hatten sämtliche Geschosse, das eine fünf, das andere sieben. Freilich waren die Spitzen der Geschosse nicht abgefeilt gewesen. Ich war damals sehr stolz auf meinen ersten gestreckten Puma. Freilich mußte ich noch mehrere Tage hindurch erhebliche Schmerzen ausstehen. Gottlob war kein edlerer Teil verletzt! Wenn die Felsblöcke nicht am Hange gelegen hätten, so würde ich einen Abrutsch von etwa 500 Metern gemacht und dann wahrscheinlich heute nicht das Vergnügen haben, mich dieser Erinnerung zu freuen.

Schon an anderer Stelle wurde bemerkt, daß dieses Wild außerordentlich zähe ist, ähnlich wie die Antilopen Afrikas. Noch heute ist es mir ein vollkommenes Rätsel, weshalb die Tiere nicht im geringsten auf die Schüsse zeichneten. Möglich, daß ihre Muskulatur während des Bergabkletterns derart in Anspruch genommen war, daß sie auf die Geschosse keine Rücksicht nahmen. Ich erinnere mich noch heute ganz genau, daß ich es damals für nötig hielt, das Visier zu ändern, weil ich an einen Irrtum in der Entfernung glaubte. Ich hatte nämlich mit der kleinen Klappe gefeuert, weil ich die Entfernung auf etwa 200 Meter schätzte. In dieser Beziehung kann man in der Kordillere große Überraschungen erleben, weil die Luft sehr diaphan ist. Entfernungen von Kilometern werden über Täler hinweg auf Hunderte von Metern angesprochen. Das ist durchaus keine Übertreibung. Ich möchte hierfür ein Beispiel anführen.

Eines Tages ritt ich von San Martín im südlichen Neuquen, einem entzückenden kleinen Hochgebirgsörtchen, nach der Farm Putkamer, mit mir der Regimentsarzt des San Martiners Kavallerieregiments, ein geborener Schweizer. Als wir ungefähr 3 km von der Garnison weg auf einen Aussichtspunkt gelangt waren, zeigte er mir über die weite wellige Ebene hinweg ein Farmhaus mit sieben hohen Pappeln. Deutlich konnte man die Fenster der Farm sehen, die im Lichte der Morgensonne blitzten. Damals fragte mich der Medikus, auf wie weit ich die Entfernung nach der Farm schätzte. Ich kam in große Verlegenheit, obschon ich das Entfernungsschätzen auf der Schießschule wohl gelernt hatte. Alles dort Gelernte nützte nichts. Schließlich schätzte ich auf 7 km.

„Es sind genau 75,“ sagte der Doktor. „Wenn wir flott reiten, können wir zu Mittag dort sein. Und das wollen wir.“

Nun ritten wir im landesüblichen Galopp auf guttrainierten Militärpferden vorwärts. Eine Stunde nach der anderen verrann. Das Farmhaus kam uns nicht aus den Augen und veränderte sein Aussehen nicht im allergeringsten. Erst gegen Mittag wurden seine Einzelheiten besser sichtbar. Die vom Doktor angegebene Entfernung war zutreffend.

Doch zurück zur Pumajagd! Es wurde der zweite Trieb vorgenommen, genau wie wir es beim ersten gemacht, obschon die Treiber mit schlechtem Winde vorgehen mußten. Ich hatte wenig Vertrauen zu der Sache, denn die Pumas würden schwerlich noch

einmal die gefährliche Klamm passieren. Die Sache ging denn auch in jeder Hinsicht schief. Zunächst warteten wir ein paar Stunden vergebens. Nichts war zu sehen, noch zu hören. Höher und höher stieg die Sonne, bis sie senkrecht auf unsere Scheitel herunter brannte. Nirgendwo Schatten und Kühlung. Klemmte man sich an die Lavablöcke, so war die Hitze noch größer, denn die Schlacken wurden nach und nach heiß. Der Sand zwischen den Blöcken begann zu glühen. Dazu nicht der geringste Luftzug. Mittag ging vorüber, die Uhr zeigte 1, 2, 3, 4 —, immer noch nichts zu sehen. Endlich erschien einer unserer Leute am Signalkpunkt. Was war geschehen? Zunächst hatten die Treiber lange gebraucht, das Lavafeld zu umreiten, weil es sich nach dem Gebirge hin, aus dem zu Urzeiten der Strom heruntergeflossen, endlos verlängerte. Dann hatten sie wohl die Richtung verfehlt, deshalb, weil sie infolge einer Senkung des Geländes die Flagge nicht hatten sehen können. Mit andern Worten — der Trieb war in falscher Richtung vorgenommen. Pumas hatten die Leute genug vor sich gehabt. Die Hunde hatten auch einen alten Burschen festgemacht und sich wacker mit ihm herumgezaust. Mehrmals war auf ihn geschossen. Er war aber nicht tot gewesen und hatte einem Mann, der sich leichtsinnigerweise ihm genähert, eine starke Wunde am Oberschenkel gerissen. Dieser Unfall verdarb uns die ganze Jagdfreude, denn nun hieß es, den Doktor spielen. Alle vom Raubwild gerissenen Wunden sind bekanntlich äußerst gefährlich, weil mit den Klauen Schmutz in die Wunde dringt. Glücklicherweise hatten wir etwas essigsaurer Tonerde bei uns, auch Verbandwatte, so daß es möglich war, die Wunde auszuwaschen. Immerhin bestand die Gefahr, daß infolge des eingebrungenen Schmutzes Wundstarre (Tetanus) eintreten würde. Gottlob haben die Eingeborenen eine so glänzende Heilhaut, daß sie auch bei schwerer Verwundung in kürzester Zeit wieder gesund sind. Das trat auch hier ein. Schon am nächsten Tage setzte sich der Mann wieder auf sein Maultier, trotzdem es störrisch und schwer zu reiten war. Er blieb den ganzen Tag im Sattel und kam gesund nach Chos Malal, wo ein Arzt ihn in Behandlung nahm.

In den Abendstunden wurde bei der Brücke von Huincan Strecke gemacht. Wir waren zufrieden. Der Puestero bezeugte uns seine Freude und Dankbarkeit, weil die Pumas ihm manches Schaf geraubt hatten. Es war ein Chilene, ein sogenannter Ein-

dringling (Intruso). Vom Süden der Provinz Mendoza ab bis in die Höhe des Busens von Reloncavi ist die ganze Kordillere fast nur von Chilenen bewohnt, die dort eigentlich gar nichts zu suchen haben. Sie haben sich in den Tälern angesiedelt, oder kommen im Sommer von Chile aus mit ihren Herden ins Gebirge, um im Herbst in ihre Heimat zurückzukehren. Sie beackern oft an den Hängen geeignete Flächen und bauen etwas Weizen, um sich Brot backen zu können. Bald sind sie hier, bald dort, nach Art der Zigeuner. Ihre Ackergerätschaften sind die denkbar primitivsten und erinnerten mich an die Zeit des fernsten Mittelalters in Deutschland. Diese Besitzergreifung bedeutete damals eine große Gefahr für Argentinien, denn im Falle eines kriegerischen Konfliktes mit Chile, der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts nahe bevorstand, wäre das ganze Gebirge mit der Kriegserklärung in Händen der Chilenen gewesen. Sie wurde durch die geschickte Politik des Generals Roca ausgeschaltet. Heute kommt sie, nachdem alle Grenzstreitigkeiten durch das Schiedsgericht König Eduards VII. beigelegt sind, überhaupt nicht mehr in Frage.

Während die Bälge der Silberlöwen zum Trocknen ausgedehnt wurden, unterhielten wir uns mit dem Chilenen, dem wir von unseren bescheidenen Schätzen an Kaffee und Zigaretten gern abgaben. Er erzählte uns von seinen Erlebnissen mit den Kuguars (Pumas).

Die Gauchos sind nämlich die größten Feinde des Silberlöwen, weil dieser ihre Herden dezimiert. Gelingt es, einen Puma im Corral festzumachen, dann wird er lassiert, und der Reiter jagt mit ihm davon, so daß dem Raubtier die Knochen zerbrochen werden. Sind mehrere Gauchos zusammen, so lassiert auch wohl einer den Puma am Hals oder an einer Vorderpranke, während der andere die Schlinge um eine Hinterpranke wirft. Dann reiten sie auseinander, und im Nu ist der Räuber erledigt. Diese etwas grausame Prozedur entspricht dem Charakter des Gauchos, der seinen glühenden Haß gegen das Raubtier befriedigen will. Der Kopf des Kuguars wird abgeschnitten und auf einen Pfosten des Corrals gesteckt, oder an eine Tür des Gehöftes genagelt. Auf jedem Gehöft in den Kordilleren trifft man Pumaschädel an den Pfosten des Corrals bzw. an den Türen. Es handelt sich dabei um einen Aberglauben. Bekanntlich sind die Gauchos, und besonders ihre Weiber, obschon sie der katholischen Religion angehören, voll heidnischen Aberglaubens. So sehen sie in jedem

Ombú einen Sitz der Geister. Die Leichen ihrer Kinder werden vielfach an einem Zweige des Ombú aufgehängt, um die bösen Geister zu versöhnen. General Arendt berichtet in seinem Büchlein über Argentinien, daß in Entre Rios in einer Gauchofamilie ein verstorbenes Kind unter einem Bette aufbewahrt wurde und daß die Mutter, die guter Hoffnung war, das Kind nicht eher beerdigen lassen wollte, als bis sein Nachfolger geboren. So glauben sie auch, daß das Annageln der Köpfe der Pumas die Raubtiere davon abhalte, Angriffe auf die Herde zu unternehmen. Ob dieser Aberglaube Erfolg hat, darf wohl bezweifelt werden.

Daß dieser Haß der Gauchos auf den Puma begründet ist, unterliegt kaum einem Zweifel, denn dieses Raubtier ist eines der blutdürstigsten unter der Tierwelt. Überfällt es eine Schafherde, so mordet es, so viel es kann. Es reißt seiner Beute den Hals auf und saugt ihr das Blut aus. Oft rührt es das Fleisch gar nicht an. Die Gauchos behaupten, daß der Puma oft bis zu 50 Schafe in einer Nacht tötet. Frißt er von dem Fleische, so zeigt er einen guten Geschmack, denn er nimmt nur die besten vorderen Teile des geschlagenen Tieres, niemals das Innere. Auch rührt er kein Aas an, unterscheidet sich darin also vorteilhaft von seinem großen Stammesvetter, dem afrikanischen Löwen. Was er nicht verzehrt, bedeckt er, ähnlich wie die Hunde es tun, mit Sand. Am nächsten Tage kehrt er wohl zu den Resten zurück, aber er zieht es meist vor, frische Beute zu machen. Hat er eine Herde überfallen, so kann man ihn nur erwischen, wenn man ihn im Corral stellt, denn, einmal von der Beute weg, bleibt er niemals in ihrer unmittelbaren Nähe, sondern entfernt sich oft weit, um irgendwo im hohen Grase oder zwischen den Felsen den Verdauungsschlaf zu halten.

Dem Menschen werden nur sehr alte Pumas gefährlich, die Vieh und Wild nicht mehr reißen können. Mir ist nur ein Fall bekannt. Ein norwegischer Ingenieur wurde frühmorgens in Patagonien beim Waschen in einem Bache von einer alten Löwin am Hals gepackt. Ein hinzueilender Offizier tötete die Löwin durch einen Revolverschuß. Der Norweger aber behielt als Andenken eine mächtige Narbe zurück, die ich persönlich gesehen habe.

Oft haben uns die Silberlöwen nachts alarmiert, besonders, wenn es stürmte und regnete. Aus den Fährten konnte man feststellen, daß sie versucht hatten, das an einem Lasso angepflöckte Ordonnanz-Maultier zu reißen. Einmal schlugen wir nach einem langen Regentage, an dem wir eine völlig ungeschützte Hochpampa

durchquert hatten, am Abend ein Zelt auf, was wir sonst wegen der Unbequemlichkeit des Auf- und Abschlagens nicht zu tun pflegten.

Wie immer wurde ein Maultier in der Nähe an einem Lasso festgemacht, während die übrigen Tiere mit der Klingelstute ins freie Gelände getrieben waren. Von Stunde zu Stunde wurde es toller mit dem Regen. Dazu machte sich in der Nacht ein schwerer Sturm auf. Plötzlich begann das Maultier zu prusten und zu schnauben und am Lasso wie toll hin und her zu galoppieren. Im Scheine der Blitze erkannten wir mehrere Pumas, die das Maultier umsprangen. Da feuerten wir, auf die Gefahr hin, auch die Mula zu treffen, unsere Revolver in der Richtung der Löwen ab, mit dem Erfolge, daß die feigen Bestien das Weite suchten. Kurz darauf brach das Zelt über uns zusammen, und wir verbrachten den Rest der Nacht ungeschützt in dem entsetzlichen Regen. Mehrere Stunden mußten wir so aushalten, bis es endlich hell wurde. Da sattelten wir, triefend vor Nässe und zitternd vor Kälte, und fanden ringsherum viele Pumaspuren. Unser Maultier hatte sich wacker gewehrt und erfolgreich mit den Hinterbeinen nach den Räubern ausgekelt.

Frohe Überraschung wurde uns zuteil — etwa 200 Meter vor uns senkte sich der Weg zu Tal, und unmittelbar hinter dem Hang lag ein schönes Gehöft, in dem wir so gut hätten Unterkunft finden können, wenn wir die Farm rechtzeitig bemerkt hätten! Ausgesprochenes Pech!

Ein alter freundlicher Chilene, dem die Farm gehörte, war Feuer und Flamme, als er von unserem nächtlichen Abenteuer mit den Pumas hörte. Sofort schlug er vor, eine Jagd zu veranstalten, dem ich mit großer Freude beistimmte, denn Tier und Material mußten sich nach der fürchterlichen Sturmnacht sowieso erholen. Für uns bot die Pumajagd die beste Erholung. Ein Jagdplan wurde entworfen. Mehrere chilenische Gauchos sollten uns begleiten.

Nach kurzer Zeit hatten wir ein Feld mit Pampasgras und Porst erreicht, in dem sich die Pumas mit Vorliebe aufhalten sollten. Meine Leute mußten treiben, während sich die Chilenen mit ihren Lasso am anderen Ende des Porstes postierten, wo dieser in ein großes Geröllfeld überging, das voll war von Cantos rodados (Fels-trümmern). Wir selbst hatten die Gewehre schußbereit. Die Jagd versprach sehr vielseitig zu werden, denn die Chilenen wollten

mit dem Lasso jagen, während wir mit unseren Infanteriegewehren dazwischen pfeffern würden. Haftpflicht und Ähnliches gibt es ja drüben nicht. Niemand macht sich etwas aus der Gefahr, daß ihn ein verirrtes Geschloß treffen könnte. Im übrigen waren wir erfahrene Jäger, unserer Schüsse absolut sicher.

Die Jagd wurde großartig. Fünf- bis sechsmal kamen Pumas aus dem mannshohen Pampasgrase herausgefllitzt, mit gellendem Geschrei verfolgt von den Chilenen und von uns mit Schnellfeuer begrüßt. Ein großartiger Anblick, wie die Chilenen, bekanntlich ausgezeichnete Reiter, auf ihren katzenartigen Pferden dahinjagten und die Pumas mit den Boleadoras zu Fall zu bringen bzw. mit dem Lasso zu fangen suchten, während wir in das wildbewegte Bild unsere Geschosse hineinfuerten, oft dicht an den Pferden vorbei. Hier rollte ein Puma hin und wurde durch zwei Lassos auseinandergereckt, dort lag ein anderer, mit der Boleadora um die Vorderpranken, dem wir den Fangschuß gaben. Ich habe mich auch am Lassieren beteiligt. Das ist aber eine schwierige Sache. Wer es nicht von Kindheit an geübt hat, lernt es nicht mehr, namentlich vom Pferde aus in voller Fahrt.

Oft ist der Boden von Tuco-tucos (Wühlmäusen) durchlöchert, oder übersät mit Viscachahöhlen (Wollhasenhöhlen), auch stehen an vielen Stellen kleine Kakteen mit glasharten Stacheln, vor denen die Pferde eine Heidenangst haben. Selbst in voller Fahrt wissen sie mit außerordentlicher Geschicklichkeit diese Gefahren zu umgehen, indem sie nach rechts oder links den Hindernissen ausweichen, was für einen weniggeübten Reiter gefährlich ist. Öfters habe ich sehen können, daß Europäer, die erst vor kurzem nach drüben gekommen waren, trotzdem sie zu reiten verstanden, bei solcher Gelegenheit abgesetzt wurden. Mir selber ist anfangs Ähnliches auf einer englischen Farm in der Provinz Buenos Aires passiert. Wir jagten zu Pferde und gelangten dabei in ein großes Distelfeld. Die Disteln sind drüben oft so hoch wie ein Reiter zu Pferde. Plötzlich und ganz unerwartet verschwand mein Tier unter mir, um im nächsten Moment wieder hoch zu werden. Den scharf stechenden Disteln ausweichend, gelang es mir nicht, im Sattel zu bleiben. Ich schoß eine kolossale Lerche, mitten in die dichtesten Disteln hinein. Sofort aber faßte ich meinen Gaul wieder und forschte nach der Ursache des Vorganges. Siehe da! — ein Packen Disteln war unter dem Sattelgurt, der sich wohl gelockert hatte, festgeklemmt und stach mit den stacheligen Köpfen



Bild 55.

Auf der chilenisch - argentinischen Grenze.

Zu Kapitel 13.

dem Pferde in die inneren Oberschenkel und andere noch empfindlichere Stellen des Leibes. Man konnte dem Tier also kaum übelnehmen, daß es sich wie wahnsinnig gebärdete. Als die Disteln herausgenommen waren, wurde nachgesattelt. Dann ging die Jagd weiter. Von zwei jungen flotten Amerikanerinnen, die mitritten, habe ich dann allerdings manches sarkastische Wort geduldig anhören müssen. Eine Bowle aber hat es nicht gekostet.

Gerade im Sattel sitzen wie ein Licht, das ist der springende Punkt, reiterlich gesprochen. Wer sich in dieser Hinsicht vernachlässigt, und sei es auch nur für einen kurzen Moment, der schmiert mit Totensicherheit hin. Bei dieser reiterlichen Exkursion will ich erwähnen, daß ich niemals beobachtet habe, daß ein Argentinier oder Chilene mit seinem Pferde kopfüber gegangen wäre. Stürzen die Pferde aus irgendeinem Anlaß, so schlägt der Reiter blitzschnell ein Bein über den Sattel und steht dann senkrecht auf seinen Beinen neben dem gefallenem Tiere, um ihm wieder aufzuhelfen. Sie sitzen gerade wie die Lichter, wenn sie auch sonst unseren Reitansprüchen nicht genügen, besonders was die Armhaltung anbetrifft. Sie legen nämlich die Arme nicht an den Leib und lassen die Zügelfaust weich federnd stillestehen, sondern klappen sie auf und nieder, ähnlich wie der Strauß es macht, wenn er läuft. Ob sie es von diesem angenommen, kann ich nicht sagen, jedenfalls haben sie aber trotzdem eine äußerst weiche Hand. Deshalb gibt es in Argentinien Pferde mit harten Mäulern überhaupt nicht. Die im Maul weichsten Pferde, die ich drüben geritten, waren Indianern gehörig. Diese Tiere sind nicht etwa auf Trense oder Kandare gezäumt, sondern haben nur einen aus Sehnen gedrehten Strick im Maul, der in Form einer Schlinge um die Zunge gelegt wird. Trotzdem die Europäer dieses wohl ein Marterinstrument nennen möchten, sind die Tiere unendlich weich und empfindlich im Maul, so daß man bei ihrer Zügelführung äußerst vorsichtig sein muß.

Doch nun zurück zur Pumajagd!

Gern hätte ich noch ein paar Tage zugegeben, um noch andere Grasdickichte und Lavafelder durchzutreiben, bzw. mich an den Hauptwechseln in den frühen Morgenstunden anzusetzen. Aber dies ging aus bestimmten Gründen nicht, weil wir an den Telegraphen heran mußten, den wir in Chos Malal, der Hauptstadt des Territoriums, antreffen würden. Die Pumas benutzen Lavafelder nur zum Tagesaufenthalt, weil sie dort in menschen-

armer Gegend völlig geschützt sind. Nachts gehen sie in der Umgegend auf Raub aus, denn in den Lavafeldern gibt es nichts zu jagen, nicht einmal einen armseligen Mara (Pampashasen). Nachts kehren sie in ihre Verstecke zurück, sofern sie sich nicht in irgendeinem Stück hohen Pampasgrases niedertun. Da ihre Wechsel hier sehr stark begangen waren, konnte man wohl annehmen, daß sie ziemlich regelmäßig in ihr Versteck zurückkehrten. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, später einmal hierher zurückzukehren. Daraus ist leider nichts geworden, wie das oft im Leben so geht — eine verpaßte Gelegenheit mehr!

Schweren Herzens trennte ich mich, nachdem die Pumabälge sorgfältig einem Maultier aufgepackt waren. Wenn man versäumte Gelegenheiten nachholen könnte! — Wenige Jahre später wurden von der Mendoziner Regierung weite Geländestrecken im Süden der Provinz zu unglaublich billigen Preisen verkauft, das Hektar zu 2,50 Pesos, also der Morgen etwa für eine Mark. Hätte man die Entwicklung der Dinge nach dem Weltkriege damals voraussehen können, so hätte ich die ganzen vulkanischen Gegenden Süd-mendozas gekauft und besäße heute ein Jagdrevier, wie nur indische Nabobs es haben dürften. Dann hätte man wenigstens etwas von seinem Gelde gehabt.

Kurze Zeit danach erreichten wir das Tal von Lapa im südlichen Neuquen. Hier sollten wir ein hochinteressantes Erlebnis mit Pumas haben. Das Tal von Lapa ist eine Hochpampa, die sich nach allen Seiten hin bis an das Hochgebirge ausdehnt. In ihrer Mitte liegt eine Farm, die damals mehreren Brüdern gehörte, deren Name mir nicht mehr erinnerlich ist. Es waren Orientalen, d. h. aus Uruguay stammende Viehzüchter, die hier eine gutgehende Viehfarm gegründet hatten, Typen ihrer Rasse. Die Orientalen sind nämlich schöne kriegerische Leute, in Revolutionen gestählt. Sie verbinden körperliche Schönheit mit persönlichem Mut und hoher Intelligenz, haben aber einen leidenschaftlichen Charakter, der den Umgang mit ihnen erschwert. In Uruguay gibt es nämlich zwei politische Parteien, die sich seit Urzeiten befehden, die Weißen (Blankos), Großgrundbesitzer, und die Roten (Colorados), Großstädter, von denen erstere nach Argentinien, letztere nach Brasilien hinneigen. Erst nach dem Jahre 1906 ist eine oberflächliche Versöhnung dieser beiden Parteien zustande gekommen, nachdem der Führer der Weißen, der sogenannte General Sarravia, gefallen. Dieser wurde in einer großen Reiterschlacht südlich von Sta Ana

do Livramento mit Hilfe von Maschinengewehren, über welche die Regierungspartei verfügte, besiegt. Die Schlacht war militärisch insofern interessant, als auf einer Seite etwa 10 000 mit Säbeln bewaffnete Berittene fochten, denen auf der anderen Seite etwa die gleiche Anzahl mit Lanzen bewaffneter Gauchos gegenüberstand. Ausschlag gaben die Maschinengewehre, die in das Handgemenge hineinfunkten und die ganze Gesellschaft veranlaßten, in Richtung auf die brasilianische Grenze zu verschwinden.

Die Brüder waren schöne hochgewachsene Menschen mit Adlernasen, gebräuntem Teint, blitzenden schwarzen Augen und typischen Wallenstein-Bärten.

Bei unserem ersten gemeinsamen Mahle unterhielten wir uns auch über Löwenjagd. Dabei erzählten die Brüder, daß das Tal von Lapa bekannt sei wegen seines Reichtums an Pumas. Sie selbst besäßen einen Berg, gekrönt von einer Pyramide von zusammengewürfelten Felsblöcken, in der sich ausgedehnte Löwenhöhlen befänden. Ab und an räuchere man die Tiere dort aus, um sie etwas kurz zu halten. Ob es uns Vergnügen mache, auf diesem Berge eine Jagd auf Pumas mitzumachen? Wir hätten ja Leute zur Verfügung, so könnte die Jagd mit Aussicht auf Erfolg unternommen werden. Selbstverständlich waren wir dabei, denn unsere Pferde und Maultiere mußten sowieso einige Tage von den Strapazen ausruhen. So war genügend Zeit, unserer Jagdleidenenschaft zu frönen. Sofort wurde alles auf den nächsten Tag vorbereitet. Zunächst unterwarf man uns einem Examen hinsichtlich unserer Schießfertigkeit. Das ist so allgemeiner Brauch auf dem argentinischen Kamp. Schießen ist ja auch außer Reiten das einzige sportliche Vergnügen, das man dort auf dem Lande kennt. Tennis wird nur auf englischen, selten auf argentinischen Estancias gespielt. Wir schossen mit Infanteriegewehren und Revolvern um die Wette. Mit ersteren waren wir den Orientalen weit über, aber im Pistolenschießen konnten wir nicht entfernt mit ihnen konkurrieren. Da war einer der Brüder, sein Vorname war Juan, der mit seinem Revolver auf 50 Schritt 6 Flaschen nacheinander traf, und nicht nur das, er traf sogar den Hals einer Flasche auf dieselbe Entfernung. Das war eine Leistung, der man mit Recht Lob spenden mußte.

Am folgenden Morgen ging es hinaus zu dem Cerro, auf dessen Spitze sich die Pumahöhlen befinden sollten. Ich versprach mir wenig von der Sache, denn ich wußte, daß die Eingeborenen viel

fach übertreiben und, wenn sie auch oft hervorragende Schützen sind, doch wenig Interesse an der Jagd mit dem Feuergewehr nehmen. Der Anfang war denn auch wenigversprechend. Schon auf dem Wege machten sich sehr verschiedene Ansichten bemerklich. Jeder wollte die Sache besser verstehen. Die Meinungsverschiedenheiten arteten schließlich zu Debatten aus, als ob die Sache im deutschen Reichstag verhandelt würde. Schließlich gelang es, ein Übereinkommen zu treffen. Einige Leute sollten von oben durch den Kamin in die Höhle hineinkriechen und die Löwen durch brennendes Stroh zum Verlassen ihrer Schlupfwinkel veranlassen, während die Schützen an den Hauptwechseln aufgestellt würden.

Nach einem mehrstündigen Galopp standen wir oben auf dem Cerro, dessen Spitze tatsächlich aus pyramidenartig zusammengewürfelten Cantos rodados bestand, in die aus verschiedenen Richtungen sehr begangene Pumawechsel hineinführten.

Nun erfolgte ein neues Palaver, bei dem zahlreiche Zigaretten verqualmt wurden. Wer sollte Schütze sein, wer in den Kamin hineinkriechen? Zu letzterem zeigten die Gauchos gar keine Lust und wanden sich wie Aale. Schließlich wurde mir die Sache zu dumm. Ich erklärte mich bereit, in die Löwenhöhle einzufahren, und es gelang mir, den guten Revolverschützen zu bewegen, mitzumachen. Die anderen Brüder wurden auf die Wechsel gestellt.

„Wir werden gar nichts bekommen,“ sagte Juan, „denn meine Brüder sind viel zu aufgereggt. Die schießen sicher vorbei.“

Darauf hoffte ich und betrachtete die Exkursion lediglich als Erkundung. Ich hatte dabei den Hintergedanken, mich später irgendwo an den Wechseln anzusetzen, denn es war ganz unwahrscheinlich, daß wir mit dieser Zigaretten qualmenden Jagdgesellschaft irgend etwas erreichen würden. Während wir auf die etwa 15 Meter hohe Felspyramide hinaufkletterten, hörten wir das Gerede der Schützen, das selbstverständlich auch von den Pumas vernommen wurde, wenn welche in dem Berge steckten. Ein Gaucho trug zwei Packen trockenen Brennmaterials, mit dem wir die Raubtiere ausräuchern wollten.

Nun wurde die Sache interessant, denn der Einstieg in den Kamin war nicht ganz einfach. Zunächst leuchtete uns das Tageslicht beim Klettern, das von einem Fels zum andern erfolgte. Dann wurde es dunkel, nur ab und an drang ein Lichtstrahl durch eine Felsspalte. Aber eine elektrische Taschenlaterne tat uns große Dienste, so daß wir nach etwa 10 Minuten ziemlich weit

nach unten gekommen waren. Während Juan meinte, wir müßten schon dicht an den Höhlen sein und mich bat, einmal mit der Laterne nach unten zu leuchten, vernahmen wir unter uns in der Dunkelheit knurrende Töne und Fauchen. Die Sache fing an, bedenklich zu werden. Im Lichtstrahle der Laterne sah man denn auch mehrere Tiere voll Unruhe in der Höhle herumlaufen. Sie wagten anscheinend nicht, auf ihren Wechsellern den Schlupfwinkel zu verlassen, weil sie natürlich das Schwatzen vernommen hatten. Gras und Buschwerk wurden in Brand gesteckt und das Bündel nach unten in die Höhle geworfen. Gleichzeitig machten wir, daß wir nach oben kamen, weniger wegen der Pumas, als wegen der Gefahr, bei lebendigem Leibe geräuchert zu werden, denn in dichten Schwaden zog der Rauch nach oben. Selten in meinem Leben habe ich mich so beeilt wie bei dieser Gelegenheit. Da wir den Weg schon kannten, gelang es, heiler Haut aus dem Kamin herauszukommen. Während wir noch kletterten, hörten wir draußen auf allen Seiten des Berges eine Kanonade.

„Geknallt haben sie genug,“ bemerkte Juan, „aber getroffen haben sie sicher keinen Schwanz.“

Wir schnappten zunächst einmal auf dem oberen Rande der Pyramide Luft. Zu sehen war nichts. Der Rauch hatte sich inzwischen verzogen. Aber der Gaucho, der mit uns hinuntergeklettert war, fehlte. Wir riefen nach ihm. Schließlich hörten wir von unten seine Antwort. Etwas später kam er herauf und sagte: „Ich bin beinahe gebraten worden, denn ich bin ausgeglitten und in die Höhle hineingefallen. Aber die Pumas waren schon heraus.“

Nun ging's bergab. Die Jagdgesellschaft stand, Zigaretten rauchend, zusammen und debattierte. Tatsächlich waren fünf oder sechs Pumas in voller Fahrt über den Wechsel ausgebrochen. Trotz ausgiebigster Kanonade war nur einer krank geschossen. Ein Terrier stöberte ihn hinter einem Felsen auf. Der Puma ging mäßig flüchtig ab. Von neuem allgemeine Kanonade, wie vorhin, mit dem gleichen negativen Resultat. Der Puma ward nicht mehr gesehen. Es wäre weit besser gewesen, die Orientalen wären zu Pferde geblieben, denn mit Lasso und Boleadora würden sie weit bessere Arbeit verrichtet haben. Ich sagte es ihnen, und sie gaben es unter allgemeinem Gelächter zu. Ich war mißvergnügt. Meine Erfahrungen wurden wieder einmal bestätigt, daß mit den Eingeborenen auf der Jagd mit Schußwaffen nicht viel zu machen war. Dazu fehlte ihnen die Geduld.

Wir verblieben noch einige Tage im Tale Lapa, wo es allerlei zu tun gab. Es handelte sich besonders um das Studium eines Phänomens, das uns aus verschiedenen Gründen interessierte. Vor Jahren hatte hier eine Eskadron auf dem Durchmarsche biwakiert. Die Pferde waren wie üblich auf die Weide getrieben. Am folgenden Morgen aber hatten viele Tiere gefehlt, die man schließlich ohne sichtbare Ursache verendet vorgefunden. Das konnte nur die Folge des Genusses giftiger Pflanzen sein, oder des Ausströmens giftiger Gase aus dem Boden. Ich vermute, daß Kohlensäure die plötzlichen Sterbefälle der Pferde verursachte. Die Eingeborenen kannten die gefährlichen Gegenden des Tales genau und vermieden es, ihre Tiere dort weiden zu lassen. Sie nannten das Phänomen „Guaycú“, ein zweifellos aus dem Indianischen stammendes Wort, das beweist, daß schon die Indianer diese Erscheinung kannten.

Als ein paar Tage verstrichen waren, entschloß ich mich, in der Erwartung, daß die Pumas die Höhle, aus der wir sie vergrämt, wieder angenommen haben würden, mich in der Nähe anzusetzen. Ich erkundete das Gelände sehr genau und fand frische Fährten, die in das Höhlenlabyrinth hineinführten. Bei schönem Mondschein setzte ich mich etwa 50 Schritt von einem Hauptwechsel derart an, daß das Raubwild mir breit kommen mußte. Die Nacht war warm und schön. Tiefste Stille herrschte. Aus der weiten Ebene unter mir drang ab und an der Ruf eines Nachtvogels herüber, auch wohl der vereinzelt Schrei eines Maulesels. Meine Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Während der Nacht bemerkte ich nichts, erst mit Tagesanbruch sah ich ein Rudel Guanacos, das auf halber Höhe unter mir zu Tal zog. Dann stieg die Sonne im Osten empor. Der erste kalte Morgenwind durchschauerte mich. Die Klippen und Blöcke erstrahlten in malerischer Morgenpracht. Plötzlich näherte sich auf dem Wechsel, von der Morgensonne beleuchtet, ein mächtiger Puma, der etwas Graues im Fang hielt. Was es war, konnte ich nicht erkennen, dazu war es noch zu schummerig. Als ich schoß, brach das Tier in seiner Fährte zusammen. Trotzdem mich die Neugier plagte, blieb ich auf meinem Posten, um nicht weiteres Wild zu vergrämen. Fünfzehn Minuten mochten vergangen sein, schon waren die Gegenstände deutlicher zu erkennen, da kamen dicht hintereinander fünf Pumas über den Wechsel heran, ein unvergeßlicher Anblick. Ich nahm den stärksten aufs Korn und ließ den Schuß fliegen.

Das Tier sackte zusammen, wurde aber wieder hoch und suchte nach dem Felsen zu entkommen. Ein zweiter Schuß streckte es zu Boden. Die anderen hatten kehrt gemacht und flüchteten den Hang hinab. Indessen gelang es mir noch, einen Burschen mit einem Schuß von hinten zu fassen. Er war anscheinend krank und drückte sich hinter einen Steinblock. Im Nu war ich hinter ihm her. Tatsächlich war er schwer krank, setzte sich aber noch zur Wehr. Ein Fangschuß streckte ihn nieder.

Auf meinen alten Stand zurückgekehrt, blieb ich noch etwa eine Stunde, kam aber nicht mehr auf Pumas zu Schuß. Dagegen war es sehr interessant, die zahlreichen Zorros (Füchse) zu beobachten, die aus der Pampa, wo sie während der Nacht gejagt haben mochten, in ihre Felsverstecke zurückkehrten.

Drei Pumas lagen auf der Strecke. Der zuerst geschossene war eine alte Löwin, die einen Strauß im Fang geschleppt hatte. So fiel uns auch noch diese Beute zu.

Nun wurden die Pferde herbeigeholt, die Löwen auf ein Tier verschnürt, dann ging es zur Farm zurück, wo mein Jagdglück großen Neid erregte. Tatsächlich hatte die Jagd weit weniger Umstände erfordert als unser gemeinsamer Ausflug, dafür aber desto mehr Erfolg gehabt.

Die Bälge waren mein, die Köpfe wurden von den Gauchos am Corral angenagelt.

Nun feierten wir das übliche Fest, das mit unserem Abschied zusammenfiel. Ein Fäßchen Mendoziner Weines wurde dem Bacchus geopfert. Getanzt wurde nicht, auch nicht musiziert, denn tanzfähiges weibliches Element fehlte. Die Brüder waren freilich verheiratet, aber nur, wie das in diesen Gegenden üblich ist, zur linken Hand mit sogenannten Chinas (Indianermädchen), wozu der Pater seinen Segen nicht gegeben hatte. Derartige Hausfrauen beschränken sich im allgemeinen darauf, für das leibliche Wohl ihres Herrn zu sorgen. Wenn Gäste erscheinen, werden sie nicht vorgezeigt, obschon sie meistens gar nicht übel sind. Möglich auch, daß die Frauen deshalb hier versteckt wurden, weil die Orientalen berüchtigt sind wegen ihrer Eifersucht.

Bevor wir diesen Abschnitt abschließen, möchte ich noch eines Jagderlebnisses gedenken, das besonders durch die begleitenden Umstände interessant wurde. Die Heldin war nämlich ein junges Mädchen, eine Deutsche, die von einer Farm in Patagonien stammte.

Von den Lavafeldern Huincans waren wir in ununterbrochenem, schnell ausgeführtem Marsche über die am Fuße des Vulkans Trommen gelegene gleichnamige Lagune nach Chos Malal, der Hauptstadt des Neuquen, gelangt, einer kleinen Gebirgsstadt, in der sich ein altes Fort befindet, das an blutigen Erinnerungen an die Indianerzeit reich ist. Dort steht noch heute ein Kavallerieregiment in Garnison, dessen Aufgabe es ist, gewisse Gebirgspässe zu bewachen, um den Viehdiebstahl einzuschränken und das Banditenwesen niederzuhalten. Chos Malal liegt mitten in den Bergen am Zusammenfluß mehrerer Flüsse und ähnelt einem oberitalienischen Gebirgsstädtchen. Das kleine bunte Fort liegt auf einem Hügel inmitten des Zusammenflusses dreier Wasserläufe.

Es enthält unter anderem das Gefängnis des Territoriums. Dieses ist denkbar primitiv. So kommt es, daß die hier eingelieferten Verbrecher oft genug, nachdem sie sich von den vorhergehenden Strapazen ausgeruht, nachts flüchten, um nach Durchschwimmen oder Durchwaten des Wassers, nachdem sie sich irgendwo ein Pferd gestohlen, den Weg in die Waldpässe nach Chile zu gewinnen.

In dem kleinen französischen Hotel des Ortes hatten wir ein gar nicht übles Unterkommen gefunden. Der Europäer wird sich kaum einen Begriff davon machen können, welch ein Genuß es ist, nach monatlichem Schlafen auf Mutter Erde wieder einmal in einem Bett liegen zu dürfen. Eigenartig mutete es an, daß, als wir zu Nacht gegessen und vom Wirt in unser Zimmer geführt waren, dieser zunächst mit einem Lichte die Zimmerdecke ableuchtete. Er hatte dabei eine lange Stange mit einer daraufgenagelten Platte in der Hand und stieß letztere mehrmals gegen die Decke. Befragt, was er damit bezwecke, zeigte er an die Decke und sagte, daß er die Vinchucas töte, damit sie uns nicht im Schlafe störten. Dafür konnten wir ihm nicht genug dankbar sein. Was ist eine Vinchuca? höre ich fragen. Ein recht unsympathisches Tier, eine Art fliegender Wanze, die so groß wird wie ein junger Maikäfer. Sie fliegt umher, setzt sich sehr vorsichtig auf den Schläfer und saugt ihm mit ihrem langen Rüssel das Blut aus. Die gestochene Stelle schwillt sofort stark an, kann sogar vereitern, wenn sie gekratzt wird, und bedarf Wochen zu ihrer Heilung. Hat man eine größere Anzahl von Stichen bekommen, so geht die Sache nicht ohne Fieber ab.

Von Chos Malal brachte uns ein angenehmer Ritt in das Hochtal von Njorquin, das eingebettet liegt zwischen waldigen Bergen und einst einer größeren Truppenmenge als Garnison diente. Von den Militärgebäuden waren nur noch die Grundrisse vorhanden. Alles übrige war verschwunden. Die umwohnenden Leute mochten sich im Laufe der Zeit alles dessen bemächtigt haben, was nicht niet- und nagelfest war. Das Tal gehörte einer argentinischen Familie, die in der Nähe eine Farm besaß, in der wir sehr angenehme Stunden verlebten und wo uns der langentbehrte Genuß zuteil wurde, wieder einmal mit gebildeten Damen zu sprechen. Von hier machten wir einen überaus interessanten Ausflug nach den Quellen des Rio Agrio, der unmittelbar an der chilenischen Grenze entspringt. Durch dichtes Unterholz von Hegebuchen ging es im Tal des Rio Agrio aufwärts bis zu seiner Quelle, die am Fuße des Vulkans Copahue liegt. In einem weiten Kessel befinden sich dort Hunderte von Quellen, deren Heilkraft noch heute unerforscht ist. Kochend heiße, lauwarne und kalte Quellen liegen nebeneinander, ein Riesenbad, das schon heute von chilenischen Badegästen besucht wird, die ihre Zelte am Rande des Quellgebietes aufgeschlagen haben. Auch wir nahmen ein erquickendes Bad und kehrten dann durch das Tal des Agrio zurück. Der Fluß hat seinen Namen davon, daß sein Wasser starken Geschmack nach Zitronensäure hat. Dieser Geschmack ist so kräftig, daß das Wasser ein angenehmes Erfrischungsgetränk bietet, ähnlich einer Zitronenlimonade, wenn man Zucker hineintut. Von Njorquin aus, an das wir für längere Zeit gefesselt waren, wollte ich einen Erholungsritt nach Chile hinein machen. Treffliche Pferde standen in genügender Zahl zur Verfügung, auch ein ortskundiger Führer war zur Stelle. Ein flotter Ritt brachte uns durch bewaldete Berge an den Fuß der Grenzkordillere, dorthin, wo der Paß nach Los Angeles über die Grenze führt. Die Abenddämmerung war schon eingetreten, als wir unser Nachtlager bereiten wollten. Hinter uns lagen terrassenförmig waldige Berge, während vor uns der Grenzkamm emporstieg, auf den ein Saumpfad in steilen Serpentinien hinaufführte. Gerade verschwand die Sonne hinter ihm, als wir haltmachten. Nebel wogten durch das Tal, in dem ein Bergflüßchen seine rauschenden Wasser zwischen großen Steinblöcken bergab trieb.

Da in jenen Gegenden das Auftreten chilenischer Räuber nicht zu den Seltenheiten gehört, prüften wir zunächst einmal

sorgfältig unsere Umgebung, bevor wir unsere Pferde absattelten und auf ihre Futterplätze führten. Da sahen wir, kaum einige hundert Meter vor uns, aus den Felsblöcken heraus, eine feine blaue Rauchsäule emporsteigen. Die Luft war völlig still, der Rauch stieg kerzengerade in die Luft. Also Revolver heraus und vorsichtig von zwei Seiten an das Feuer zur Erkundung herangepirscht! Auf etwa 20 Meter herangekommen, erscholl ein energisches Halt! Sofort hatten wir uns hinter ein paar Felstrümmer geworfen und die Revolver in die Richtung des Anrufes gerichtet. Schon sauste eine Kugel herüber.

Nun eine kurze Unterhaltung.

Eine Damenstimme ruft: „Wer sind Sie, Argentinier oder Chilenen?“

Antwort: „Argentinier.“

„Wir auch. Wohin des Wegs?“

„Nach Los Angeles.“

„Wir auch. Also — aufstehen!“ sagt die Sprecherin.

Wir stehen auf und stecken unsere Revolver ein. Ich zünde mir eine Zigarette an.

Da erheben sich auch drüben zwei Wesen und kommen auf uns zu, zwei hübsche junge Mädchen im Alter von etwa 20 Jahren, blond die eine, dunkel die andere, beide in schickem Reitdreß, den Chambergo auf dem Kopfe.

Ich sehe sofort an der sportmäßigen Kleidung, den feinen Gesichtern und den gepflegten Händen, daß die Mädchen den besseren Ständen angehören, ziehe also meinen Hut und stelle mich vor, wie es unter gebildeten Menschen üblich ist.

Sie begrüßen mich freundlich, wenn auch zurückhaltend und stellen sich ebenfalls vor, eine Deutsche und eine Engländerin, Freundinnen, von Farmen des nördlichen Patagoniens stammend und auf dem Wege nach Chile befindlich, wo sie Verwandte bei Los Angeles besuchen wollen. Sie geben offen ihrer Freude Ausdruck, daß sie Gesellschaft und Schutz finden, denn es mochte ihnen doch etwas unheimlich vorkommen, hier allein in dem unsicheren Grenzgebirge die Nacht verbringen zu müssen. Sie hatten schon abgesattelt und ein Stück Fleisch am Feuer. Wir machten nun gemeinsame Sache. Die Sättel wurden nebeneinandergelegt. Die fehlenden getrennten Räume wurden derart hergestellt, daß die Damen auf der einen und wir Herren auf der anderen Seite das Nachtlager bezogen.

Während ich mit der Britin das Stück Schafffleisch am Feuer beobachtete und mein Reisegefährte die Pferde in der Nähe auf einer grasigen Stelle am Lasso befestigte, war die junge Deutsche zum Bach gegangen, um sich zu waschen. Plötzlich hörten wir sie schießen. Es dunkelte bereits. Schleunigst lief ich zum Bache hinab. Sie erzählte, daß sie, wie sie sich gerade zum Waschen hinabbeugte, durch einen starken Silberlöwen überrascht worden war, der hinter einem Felsen hervorgesprungen und sie erstaunt betrachtet habe. Kaltblütig und kurzentschlossen aber, wie Damen aus diesen einsamen Gegenden zu sein pflegen, hatte sie einen Schuß auf den Puma abgefeuert, der kehrt gemacht hatte und hinter den Felsen verschwunden war. Sie glaubte getroffen zu haben. Wir also durch den Bach hindurch. Auf dem anderen Ufer tatsächlich Schweißspritzer. Wer beschreibt unsere Freude, als ich 10 Meter weiter hinter einem Felsen den verendeten Puma fand. Er hatte einen Schuß mitten im Kopf. Mein Terrier war inzwischen herbeigeeilt und würgte ihn wütend am Halse.

Ein wunderbares Jagderlebnis! Das junge Mädchen hatte zum erstenmal in ihrem Leben auf einen Puma geschossen und ihn sofort, wie sie selbst sagte — durch Zufall — tödlich getroffen. Sie wurde ganz närrisch vor Freude und erhielt zur Erinnerung den Balg, den wir beim Lichte des Lagerfeuers abstreiften.

Dieser Vorfall ist insofern interessant, als er ein charakteristisches Licht wirft auf die Erziehung der jungen Mädchen drüben. Was würde eine europäische Mutter sagen, wenn ihre Töchter mit dem Wunsch an sie heranträten, allein einen Ritt durch den Balkan zu machen? Drüben dagegen — wenigstens auf dem Lande — findet eine Mutter kaum etwas einzuwenden, daß zwei hübsche junge Mädchen von 18 bis 20 Jahren sich in den Sattel setzen und ohne Begleitung Hunderte von Kilometern durch eines der gewaltigsten, zum größten Teil noch unerforschten Waldgebirge, in dem wilde Tiere leben und räuberische Überfälle durchaus nicht zu den Seltenheiten gehören, von Patagonien bis nach Los Angeles in Chile reiten. Die Damen haben keine Furcht und bewegen sich genau so kaltblütig wie ein braver Soldat im Felde. Es macht ihnen auch gar nichts aus, den Fremden, den sie nicht kennen, mit einem Revolverschuß zu begrüßen. Die eine stößt unerwartet mit einem Puma zusammen, gerät aber darüber durchaus nicht in Aufregung, fällt auch nicht in Ohnmacht, wie es ein gut erzogenes europäisches Mädchen getan haben würde, sondern

schießt ihm mit aller Gemütsruhe eine Kugel in den Kopf und freut sich kindisch über ihren jagdlichen Erfolg. Dann richten sich die Damen ungeziert zum Nachtlager ein und finden gar nichts darin, daß auf der anderen Seite, nur durch einen halben Meter von ihnen getrennt, zwei Männer schlafen. Das Vertrauen in den Gentleman überwiegt alle sozialen Bedenken, mit anderen Worten, sie benehmen sich in jeder Hinsicht so verständig und vernünftig, wie es in Europa kaum eine Dame tun würde.

Am folgenden Morgen frühstückten wir bei Tagesanbruch zusammen und ritten dann gemeinsam auf die vor uns liegende Höhe bis an die Grenze zwischen den beiden großen südamerikanischen Staaten. Nach Osten hin schweifte der Blick über waldige Täler, in denen die Morgennebel brauten, der Sonne entgegen, nach Westen über eine steil abstürzende Felswand hinweg in die blauschimmernde chilenische Ebene hinein, hinter deren malerischen Kulissen der Pazifische Ozean lag. Ein herrlicher Blick nach beiden Seiten.

Steil ging es zu Tal und dann in flottem Galopp durch die chilenische Ebene, an Gehöften und bebauten Feldern vorüber, auf staubigen Wegen vorwärts, bis wir am Abend in Los Angeles einritten, ein freundliches Landstädtchen, in dem wir in einem guten deutschen Hotel saubere Unterkunft fanden. Auf der Straße begegneten wir — das berührt heimatlich — einem Soldaten, der genau so gekleidet war wie die preußischen Gardeschützen. Trefflicher chilenischer Wein, ausgezeichnetes Bier von Chillan und Valdivia, das an Güte dem echten bayrischen in keiner Weise nachsteht, erquicken uns, wie selten zuvor, nach den langen Monaten, in denen wir in den Gebirgseinöden uns lediglich mit Wasser laben durften. Dazu eine echt chilenische Cazuela, d. h. eine Suppe, bei deren Herstellung ein paar Pfund Rindfleisch und einige Hühner verwandt wurden, mit rotem chilenischen Pfeffer gewürzt, nach der man einen Durst bekommt, um den einen jeder Bajuvare beneiden würde. Dies brachte uns vielleicht des Rätsels Lösung, weshalb in Chile so kolossal getrunken wird, denn selbst ein trunkfester Germane muß in dieser Beziehung vor dem Chilenen die Segel streichen. Oder haben die Chilenen es von uns gelernt? In keinem Lande der Welt habe ich Ähnliches gesehen. Vom äußersten Norden bis hinab zur Insel Chilöe im Süden, wird kolossal getrunken, nur sind die Getränke nach der geographischen Lage verschieden. Während in den Minengegenden des Nordens

bereits vor dem Morgenkaffee eine Reihe von Cocktails genommen werden — die Leute brauchen diese Erfrischung anscheinend zur Tagesarbeit —, wird in der Mitte Chiles dem Wein der Vorzug gegeben, dagegen im Süden, wo die Deutschen massenweise sitzen, unglaubliche Quantitäten Bieres vertilgt. Der einfache Mann, der sogenannte Roto (Mann mit zerrissenen Kleidern — unter einigen Dutzenden von Löchern im Anzuge tut es niemand dort —), der sich solche Genüsse nicht leisten kann, betrinkt sich desto schneller in Caña (Weinschnaps).

Die Betrunkenheit ist zu gewissen Zeiten in Chile so kolossal, namentlich von Samstag bis Montag, daß einem deutschen Korpsstudenten das Herz im Leibe lachen würde. In dieser Zeit liegen auf den Landwegen Betrunkene in so großer Anzahl umher, meist quer über die Geleise, daß man sehr sorgfältig auf sein Pferd achten muß, namentlich in den Nachtstunden, weil die Tiere vor den Alkoholleichen scheuen oder mit mächtigen Sätzen über sie hinwegspringen. Für den nichtsahnenden Reiter ist beides gleich unangenehm.

Doch genug davon. Uns wurde nun ein großer Genuß zuteil, nach den langen Entbehrungen in einem wirklichen Bett schlafen zu dürfen. Ich habe zunächst dieses Instrument mit einer gewissen Andacht betrachtet, nachdem ich so viele Tage auf dem Erdboden genächtigt, höchstens einmal — und das war eine seltene Ausnahme gewesen — auf dem Verkaufstische eines Kramladens. Nun stand vor mir ein wirkliches Bett mit weißer Wäsche. Bunte Bilder stiegen auf im Geiste, steile Felsen, holde weibliche Jugend, Pumas hier und dort. Eine traumlose Nacht folgte, die erste Nacht auf chilenischem Boden.

Von unseren Begleiterinnen hatten wir uns kurz vor Los Angeles getrennt, auf Nimmerwiedersehen — — — zufällige Reisebekanntschaften! Tränen wurden nicht geweint, wie zur Wertherzeit, aber die Hände kräftig geschüttelt, und jeder wünschte dem Partner Gutes. Dann ein Zungenschlag und hierhin und dorthin galoppierten wir auseinander.

Zufall! 1906 lebte ich einige Zeit im Seinebabel. Oft pflegte ich nachmittags zu Ritz zu gehen, um mich zur Teestunde an der schönen Weiblichkeit unseres Erdballs zu erfreuen. Russinnen und Südamerikanerinnen spielten dort die erste Rolle. Von der regierenden Fürstin bis zur Schauspielerin waren alle Gesellschaftsklassen vertreten — und wie! —

Der Kellner gab die nötigen Aufklärungen. Plötzlich bleibt mein Blick haften an zwei dunklen Augen, die mich unverwandt und auffällig betrachten.

Ich suche in meinen Erinnerungen, wie ich als Schüler meine Westentaschen nach einem Geldstück durchstöberte. Halt, ich hab's! Die vornehme Dame drüben im eleganten Dress ist keine andere als Carmen H—, die im Passe von Antuco einen Löwen schoß.

Welche Freude, dieses Wiedersehn! Die Eltern waren auch dabei. Einige Stunden später feierten wir das zufällige Zusammentreffen bei Durand, der Madeleine gegenüber. Die auserlesenen Speisen und Getränke versetzten uns nicht allein in die behagliche Stimmung, die uns lange zusammenhielt, vielmehr das eine unvergeßliche gemeinsame Erlebnis. Nie haben wir uns seitdem wiedergesehen, trotzdem inzwischen neunzehn Jahre vergangen, aber noch oft denken wir wohl aneinander, sie, wenn sie eines Pumas Fährte sieht — falls sie noch in Patagonien lebt —, ich, wenn die Gedanken zurückwandern in die Vergangenheit, in eine versunkene bessere Zeit.

Ein Weidmannsheil dir, tapfere Löwenschützin, über den Ozean, über die endlosen Steppen Patagoniens bis an den Fuß der Waldberge, wo deine heimatliche Farm im Schatten hundertjähriger Bäume steht, wo die gewaltige Natur des Schöpfers Allmacht preist.

Ave atque vale!





Alguarasse.

Elftes Kapitel.

Im Sturm der Zonda auf den Seen von Huanacache. Jagd auf Alguarasse (Wasserwölfe).

Nicht weit von der Stelle, wo der Mendoza-Fluß die Vorberge der Kordilleren verläßt, liegt auf seinem linken Ufer eine Farm, die der Familie Reta gehört. Das Flußbett ist dort etwa 6—800 Meter breit, durch das der Mendoza in mehreren Armen hindurchströmt. Seine Ufer haben hohe Lehmwände (Barrancas), auf denen sich zahlreiche Trauerweiden male-risch gruppieren. Das nördliche, auf dem sich ein Kanal, „Zanjon“ genannt, vom Flusse abzweigt, der die ganze Umgegend von Mendoza bewässert, ist mit fruchtbaren Wiesen, Gärten und Wein-pflanzungen bedeckt, während sich auf der gegenüberliegenden Seite am Fuße des Hochgebirges eine schier endlose Pampa nach Süden hin erstreckt, in der, Oasen ähnlich, Wein-pflanzungen und Estanzien gelegen sind. Im Westen erhebt sich das gewaltige Hochgebirge, zunächst in Form einer niedrigen Hügelreihe, bald aber in Ketten, die mehrere tausend Meter Höhe erreichen, schließlich in ungeheuren schnee- und eisbedeckten Bergen, die Argentinien von Chile scheiden.

Die Farm war nicht besonders groß, besaß auch nur ein bescheidenes Farmhaus, denn die Familie lebte gewöhnlich in einem Stadthaus in der nur etwa 20 Kilometer nördlich gelegenen Pro-

vinzialhauptstadt. Es war ein einfacher Bau, mit den typischen Adobes (Lehmklötzen) errichtet, die den besten Schutz gegen Erdbeben gewähren, denn in der Umgegend von Mendoza bebzt der Boden in den Sommermonaten häufig. Auf dem Hofe standen — wie auf allen argentinischen Farmen — ein halbes Dutzend gesattelter Pferde. Ringsherum wunderschöne Trauerweiden. Hinter dem Hause ein Garten mit herrlichen Bäumen, darunter die für die Umgegend von Mendoza charakteristischen hohen Pappelreihen, die an irgendeiner Azequia (kleiner Kanal) stehen mochten. Überall rucksten Wildtauben, von denen es bei Mendoza große Massen gibt.

Während draußen die Herbstsonne brannte, saßen wir eines Sonntags im Comedor (Eßzimmer) der Farm und nahmen ein Almuerzo opiparo (ein solennes Frühstück) ein, wie man es in Argentinien überall den Gästen zu bieten pflegt. Eine treffliche Suppe, zu der ein gewaltiges Stück Rindfleisch und einige Hühner die Grundelemente geliefert, dann ein Puchero, darauf Empanadas (delikate Fleischpasteten in einer Art von Blätterteig, mit Oliven gewürzt), schließlich ein tadelloser Rindsbraten und Früchte. Dazu köstlicher Wein aus der Umgegend, denn Mendoza ist bekanntlich ein Weinland erster Klasse.

Unser Gastgeber war ein prächtiger alter Herr, mit dem ich nicht lange zuvor eine sehr interessante Expedition in das Hochtal von Uspallata gemacht hatte, ein richtiger Repräsentant der besten altspanischen Rasse, vornehm seinem Äußeren wie seinem Charakter nach. Unterstützt wurde er durch seine Söhne. Unter den Gästen mein alter Freund und Gönner, der argentinische Oberst D. und einige andere Herren aus Mendoza und Umgegend. Wir hatten das treffliche Frühstück eingenommen, Zigarren angebrannt und unterhielten uns über alles mögliche. Zufällig kam das Gespräch auf Revolver- und Pistolenschießen. Eine Partei sprach sich für den Colt-Revolver aus, der auch in der Armee geführt wurde, andere gaben dem belgischen Browning den Vorzug.

„Mit dem Colt-Revolver kann man nichts treffen,“ meinte der alte Herr. „Versuche mal, ob Du Boulangers Hut treffen kannst,“ sagte er zu seinem Neffen, dem Obersten, indem er auf ein Bild des großen Theatergenerals zeigte, das — ein Ausschnitt aus einer Zeitung — an der rohen Lehmwand hing.

„Peng“ — knallte es.

„Vorbei!“ sagte der alte Herr mit Genugtuung und feuerte nun seinerseits mit einem Browning.



Bild 56.

Der Aconcagua, vom Horconestal gesehen.

Zu Kapitel 13.

„Auch vorbei!“ antwortete sein Gegner lächelnd.

Dies war das Signal für die ganze Tischgesellschaft, auf den großen General zu feuern. Auch ich habe mich an diesem Schützenfest beteiligt, obschon ich vor Lachen kaum zielen konnte. Nach jedem Schuß flog der Lehm durchs Zimmer, dann wurde, nachdem der Ehrgeiz entfacht, auf alle möglichen Gegenstände im Eßzimmer geschossen, auf Weinflaschen und Gläser — nichts blieb verschont —, und der alte Herr schlug sich auf die Schenkel und schüttelte sich vor Lachen. Gottlob waren alle Teilnehmer so gewandte Schützen, daß kein Malheur passierte. Dabei waren wir sämtlich völlig nüchtern, denn berauschen tut sich der Argentinier der besseren Gesellschaft nie, aber fröhlich ist er wie kein anderer, allerdings nur in kleinem Kreise.

Nun wurden Jagdgeschichten erzählt. Da ich kürzlich in der Pampa gewesen und in den Sümpfen des Río Colorado gejagt hatte, wurde ich aufgefordert, zu berichten. Ich entsprach dem allgemeinen Wunsche mit Vergnügen, besonders deshalb, weil ich nicht Gitarre spielen und dazu singen konnte, was man dort zu Lande von jedem Kavalier verlangt. Ich kam dadurch meinen gesellschaftlichen Pflichten nach.

„Sie haben da unten einen Alguarraz geschossen?“ fragte der alte Herr.

„Was ist das . . . ein Alguarraz?“ fragte ein Engländer, der drüben in Lujan ein Weingut besaß. „Gehen Sie zur Hölle mit Ihrem Alguarraz — den gibt es ja gar nicht.“

„Gibt es nicht?“ donnerte der alte Nicolas. „Ich selber habe mehr als einen an der Lagune von Huanacache gesehen. Nun, so lassen Sie doch den Herrn erzählen.“

„Die will ich alle mit Haut und Haar aufessen,“ lachte der Engländer, übrigens ein guter Freund von mir, „die der Herr in der Pampa geschossen hat.“

„Nun, das geht heute leider nicht mehr, sonst würden Sie sich den Magen gründlich verdorben haben,“ warf ich ein. „Geben Sie acht, ich werde Ihnen jetzt davon berichten.“

Ich muß hier, obschon das Flußgebiet des Desaguadero schon bei Gelegenheit der Jagd auf Jaguare beschrieben wurde, ein paar Worte über die Gegend sagen, in der ich mich damals zu Jagd-zwecken aufgehalten. Aus den Kordillern von San Juan kommend, bildet der San Juan-Fluß nordöstlich von Mendoza die Lagune von Huanacache und vereinigt sich auf der Grenze der Pro-

vinz San Luis mit dem Bermejo, nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Nebenfluß des Paraguay. Von hier ab heißt der Fluß Desaguadero (Entwässerer), und zwar bis zur Mündung des Diamante, um dann den Namen Salado anzunehmen, den er bis zu seinem Zusammenfluß mit dem Atuel beibehält. Später verwandelt er seinen Namen in Chadi Leufú, um schließlich als Rio Curacó in den Colorado zu münden. Dort, wo Salado und Atuel zusammenfließen, liegt ein mächtiges, unter dem Namen Bañados (Sümpfe) del Atuel bekanntes Schilfgebiet, in dem es sehr viel Wasserwild aller Art gibt, ein Eldorado für den Jäger. Ich habe zwar nur die Nase hineingesteckt, aber das Wenige, was ich dort gesehen, hätte mich zur Ausrüstung einer größeren Expedition begeistern können.

Ich kam aus der Pampa, wo ich bei Bekannten Pferde angekauft hatte, Herren, die leider keine Jagdpassion hatten, sonst wäre die Jagd besser verlaufen. So kam es, daß ich der einzige Jäger war, der mit zwei Leuten aus der Pampa von Chalileo aus in die südlich gelegenen Sümpfe eindrang. Ein zuverlässiger Führer war uns von der Polizei-Commissarie am Atuel mitgegeben worden. Unsere Ausrüstung für die Wasserjagd war eine denkbar ungeeignete. Meine Begleiter hatten überhaupt keine Waffen, während ich nur über einen Armeekarabiner verfügte. Auf Flugwild konnte aus diesem Grunde überhaupt nicht gejagt werden. Ein altes Boot stand zwar zur Verfügung, das aber sehr reparaturbedürftig war, indessen uns immerhin die Möglichkeit gab, auf ruhigem Wasser zu fahren. Ungeheure Mengen Wasserwild waren vorhanden. Mit Donnergepolter stiegen überall Wolken von Enten aller Art aus dem Röhricht auf, dazwischen Gänse, Schwarzhalschwäne und viel mir unbekanntes Federwild. Das alles interessierte mich unter den obwaltenden Umständen nicht besonders. Wir ruderten unbekümmert weiter, bis wir an eine der zahlreichen Inseln gelangten, die von den Verzweigungen des Atuel und Desaguadero gebildet werden. Hier ging ich an Land, um zunächst einmal zu spüren, welche Arten von Haarwild es auf der Insel gab. Ich fand allerhand Fährten, aber nicht die gewünschten, denn ich hatte gehofft, auf Sumpfhirsche zu stoßen. Die Insel war zum Teil schilfig und sehr sumpfig, so daß man äußerst vorsichtig sein mußte, denn hier bedeutete Versinken sicheren Tod. Plötzlich haftete mein Blick auf einer sehr starken Fährte, die ich als die des Jaguars ansprach. Ich konnte sie eine Strecke weit verfolgen. Da der Jaguar gern im Schilfdickicht sitzt, war es sehr wohl möglich,

daß er gar nicht weit von uns irgendwo in der Nähe steckte. Außerdem fand ich mehrfach eine andere Fährte, die eines größeren Wildes, die ich aber durchaus nicht ansprechen konnte. Nie im Leben hatte ich etwas Ähnliches gesehen. An einer Stelle zeichnete sie sich ganz deutlich ab. Sie war und blieb mir völlig rätselhaft.

Mitten auf der Insel war das Land etwas höher. Von hier aus hatte man gute Übersicht. Auf gut Glück hin beschloß ich nun, mich anzusetzen und eine Nacht hier zu verbringen, da gerade Vollmond war. Nachdem die nötigen Anordnungen getroffen — den Mann von der Commissarie behielt ich natürlich bei mir, ebenso die Ruder unseres Bootes —, setzte ich mich auf einem alten Weidenstumpf an, während der Milico (Polizeisoldat) sich in seinen Poncho wickelte und hinter einer Porststaude zum Schläfe niederlegte. Der Abend war köstlich. Enten klingelten umher und aus den umliegenden Schilffeldern ertönte das vieltimmige Konzert aller möglichen Wasservögel. Die Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Lange beobachtete ich gespannt den am jenseitigen Schilfrande entlangführenden Wechsel, auf dem ich die mystischen Fährten gefunden. Allmählich aber ermüdete ich und schlief schließlich ein.

Es war Mitternacht vorbei, als ich erwachte. Der Mond schien noch hell. Nichts hatte sich geändert, nur war tiefe Stille eingetreten. Ich war ein wenig verdrießlich, denn die Nacht schien zwecklos geopfert zu werden. Plötzlich sah ich am Rande des Schilfes auf etwa 50 Meter ein Paar phosphoreszierende Lichter, die irgendeinem Raubwild angehören mußten. Kein Zweifel, denn nach wenigen Sekunden waren sie verschwunden, um einige Meter seitwärts wieder von neuem aufzutauchen. Kurz darauf ertönte eine Art Knurren und ein schwaches, heiseres Gebell. Den Körper des Tieres konnte man nicht sehen, weil es im Schatten des Schilfes stand. Einige Meter weiter mußte es in das helle Mondlicht eintreten. Deshalb wartete ich in aller Ruhe ab, wie sich die Dinge entwickeln würden. Etwa eine Minute später stand das Tier, in der Größe eines sehr starken Wolfes, aber dunkler, mitten im hellen Mondlichte. Schon knallte der Schuß, und im Feuer brach es zusammen. Wie der Teufel kam mein Begleiter, der Milico, unter seinem Poncho hervor und fragte, was vorgefallen. Ich ging nun mit gespanntem Gewehr vorsichtig nach der Stelle, wo das Wild gefallen, und fand dort ein Raubtier im Ver-

enden, das ich nie zuvor gesehen, das auch der Milico nicht kannte. Es war ein hochläufiges Tier mit verhältnismäßig kleinem Rumpf. Die Mittelzehen der Branten waren verlängert, wohl damit das Wild — es war ohne Zweifel ein Wasserwolf — im Sumpfgelände besser fußen kann. Der Kopf hatte Ähnlichkeit mit dem einer Hyäne, denn der Fang war außerordentlich breit, auch waren die Lauscher stark und häßlich. Die Decke zimmetbraun, etwas dunkler auf dem Rücken. Im Nacken eine Art kurzer Mähne. Bauch und Innenseite der Läufe hell, fast gelblich, das Luntende weiß. Die Schulterhöhe maß 80 bis 90 Centimeter, die Länge 1,30 Meter ohne Lunte, letztere 40 Centimeter. Ich kann nur wiederholen, daß die Ähnlichkeit mit einer Hyäne ganz auffallend war. Ich schleppte das schwere Tier auf meinen Stand und setzte mich erneut an, in der Hoffnung, daß ein Jaguar erscheinen würde.

Es verging eine kleine Stunde. Der Mond verschwand hinter den Wolken, so daß die Beleuchtung sehr mangelhaft wurde. Da sah ich auf derselben Stelle wie vorhin die hell phosphoreszierenden Lichter eines Tieres und dicht dahinter die eines zweiten. Kurz darauf erschienen die Lichtpunkte weiter vorn. Ihre Träger bewegten sich also in der gleichen Richtung wie der vorhin erlegte Alguarraz. So sehr ich mich auch bemühte, ich konnte die Körper nicht erkennen. Schließlich zielte ich in die Richtung, in der ich den Körper des vordersten Tieres vermutete, und ließ den Schuß fliegen. Kugelschlag war nicht zu hören. Also vorbei!

Ich wartete die Morgendämmerung ab und begab mich auf den Anschuß. Nichts war zu sehen — kein Schweiß, keine Schnitthaare, nur die Fährten von zwei starken Alguarassen.

Mich interessierte besonders, was die Wasserwölfe veranlaßt hatte, zu dritt in einer bestimmten Richtung zu schnüren. Vorsichtig folgte ich deshalb, von meinem Milico begleitet, dem Wechsel und gelangte nach etwa 10 Minuten an eine stark versumpfte Stelle, in der etwas Rotes steckte, das sich schwach hin- und herbewegte. Unmittelbar neben uns war ein dichter Schilfbruch. Wie ich noch nach dem roten Fleck hinüberspähe, der kaum 40 Meter vor mir war, hören wir aus dem Schilf das heftige Brummen eines Jaguars und starkes Rascheln, aus dem ich schließen konnte, daß das Raubtier sich entfernte. In dem roten Fleck erkannte ich eine Starke, die in dem Sumpf feststeckte, sich schwach bewegte und ab und an ängstliche Töne von sich gab.

Das also war des Rätsels Lösung! Jaguar und Alguarasse

hatten Witterung von der Starke bekommen oder das Klagen vernommen und dann versucht, sich an die Beute heranzumachen. Da das Tier tief im Sumpfe steckte, war es dem Jaguar wohl bedenklich gewesen, die Kuh anzuspringen.

Was war nun zu tun? Die Starke war nicht mehr zu retten, denn niemand konnte heran. Ich hatte aber keine Zeit, noch eine Nacht zu opfern. So gab ich ihr denn einen Gnadenschuß.

Ich habe also einen Alguarraz geschossen, meine Herren, dessen Decke Sie bei mir in Buenos Aires besichtigen können, und zwei weitere gesehen, wenn auch nur bei Dunkelheit. Schon vorher habe ich einen Alguarraz auf etwa 10 Meter an der Lagune von Huanacache gesehen. Wir hörten sein Heulen, als wir auf einem Boot durch einen Seitenarm der Lagune fuhren. Plötzlich sprang ein roter Mähnenwolf auf den Uferrand und äugte uns groß an. Ich hatte aber keine Waffe bei mir. „Sie ungläubiger Thomas,“ sagte ich zu dem Briten, „begleiten Sie mich in der nächsten Woche nach dem Bache Tulumayo. Wir jagen dann hinauf bis zur Lagune von Huanacache, und ich garantiere Ihnen, daß Sie einen Alguarraz, wenn auch nicht zu Schuß, so doch zu Gesicht bekommen.“

Der Brite schlug ein und versprach mir sogar seinen Wagen, was ich gern annahm.

Noch am Abend kehrten wir nach Mendoza zurück, wo gerade die Karnevalsfeier im Gange war, Grund für mich, noch ein paar Tage in der Stadt zu bleiben.

Es war knuffig heiß, aber das Klima ist am Fuße der Kor-dilleren so günstig, daß man die Hitze abends und nachts kaum verspürt. Allabendlich weht ein kühlender Wind vom Hochgebirge herab, der unendlich erfrischend ist. Schon am Nachmittage hatten wir die Freude gehabt, bei einer der ersten Familien der Stadt zum Wassersport geladen zu sein. Wie alle Argentinern sind auch die jungen Mädchen von Mendoza schön und riesig nett. Zu diesen Wasserspielen erscheinen die Damen in leichtem Sommerkostüm, die herrlichen dunklen Haare unter einer Badekappe verbergend. Nun beginnt ein allerliebstes Geplänkel, zunächst mit sogenannten Pomos (Tuben, die mit parfümiertem Wasser gefüllt sind), deren Inhalt man sich gegenseitig ins Gesicht spritzt, später aber, wenn Angriff und Verteidigung schärferen Charakter annehmen, geht eine wilde Jagd los durch Gärten und Zimmer. Der unterliegende

Teil greift nun in seiner Verzweiflung zu schärferen Waffen, als da sind: gefüllte Wasserkannen, Eimer, Spritzen u. a. Auch Gruppenangriffe finden statt. Schließlich sind beide Parteien durchnäßt und total ermattet. Es ist ein wundervolles Vergnügen. Man kann nur bedauern, daß diese harmlosen und fröhlichen Wasserspiele hier unbekannt sind.

In der Öffentlichkeit sind sie verboten, weil sie zu leicht zu Roheiten führen.

Am Abend bewegten sich stundenlang zahllose Wagen mit karnevalistischen Gruppen in den Alleen der Stadt zwischen langen Tribünenreihen auf und nieder.

Eine glänzende Konfettischlacht entwickelte sich. Trotzdem das Ganze einen riesig netten Eindruck machte, hatten wir bald genug davon. An einem schönen Herbstmorgen fuhren wir deshalb, ausgerüstet mit Schrotflinten, nach dem Tulumayo, wo mich meine Leute mit Pferden in der Höhe von Jocoli erwarten sollten. Alles klappte tadellos. Munition hatten wir in Hülle und Fülle. Der Brite foppte mich nach wie vor mit den Alguarrassen und blieb dabei, alle Mähnenwölfe, die wir antreffen würden, mit Haut und Haar verzehren zu wollen. Ich ließ ihm sein Vergnügen, das in gewisser Hinsicht berechtigt war. Noch nicht lange war es her, da hatten wir zusammen einen Blick in das Reisewerk eines berühmten englischen — sogenannten — Forschers geworfen. Schon aus dem ersten Kapitel war hervorgegangen, daß er alle Welt — wie man im Rheinland zu sagen pflegt — „verkohlte“. Tränen hatten wir gemeinsam gelacht. Man konnte es meinem Freunde also durchaus nicht übelnehmen, wenn er den Mähnenwolf zu den Fabeltieren rechnete, war ihm doch Brehms treffliches Werk eine *terra incognita*.

Gelegentlich hatte ich die Schilffelder des Tulumayo durchqueren müssen, um sie auf ihre Passierbarkeit hin zu untersuchen. Bei dieser Gelegenheit hatte ich mich überzeugt, daß der Reichtum dieser Schilfbreiten an Wasserwild aller Art ein ungeheurer war. Der Tulumayo ist ein in zahlreichen Armen fließender Bach, welcher die den sogenannten Ciénagas (Wasserlachen) entströmenden Abwässer der Berieselungsgebiete Mendozas zur Lagune von Huanacache führt. Wie schon vorhin gesagt, zweigen sich vom Zaujou viele Hunderte von Kanälen ab, die das Weinbaugebiet von Mendoza mit dem nötigen Wasser versorgen. Diese Wasser treten nun, dem Falle des Geländes entsprechend, am nord-

östlichen Rande des Weingebietes wieder in die Erscheinung, brodeln aus der Erde hervor und bilden mit Porst bestandene Sümpfe, aus denen sie schließlich in Form von Bächen hervorkommen, die, durch Schilfbreiten von einander getrennt, durchaus nicht sumpfig sind, so daß man zu Pferde und auch zu Fuß überall durchkommt.

Dort herrscht nun ein Vogelleben, wie es wohl nur in den Sümpfen des Nildeltas zur Winterzeit sich zeigen dürfte. Nicht einmal in den Schilfbreiten der Lagoa Merim und auf den Seen der Landzunge östlich der Lagoa dos Patos im östlichen Rio Grande (Brasilien) habe ich solchen Reichtum an Wasserwild getroffen wie hier. Hunderte, ja Tausende von Enten aller möglichen Arten brausen auf, wenn man ihr Gebiet betritt. Hier leben sie völlig ungestört, denn niemand stellt ihnen nach, weil die Eingeborenen, die an und für sich hier sehr spärlich sind, nicht mit dem Feuerrohr jagen und Flugwild verschmähen. Heute mag das freilich anders sein, nachdem bei Jocoli die Kolonien des Pfarrers Griese entstanden sind. Die Kolonisten werden schon dafür sorgen, daß der Vogelreichtum verschwindet.

Ich hatte einen trefflichen Führer in einem Manne, der mich stets begleitete. Sein väterlicher Rancho stand am Tulumayo. Er kannte die Bäche also seit seiner Jugend. Er schlug folgendes vor: „Die Herren stellen sich irgendwo im Inneren des Schilfvievers auf, während ich mit den übrigen Berittenen im Wasser herumreite und die Enten hochmache.“ Und so geschah es! Auf einer kleinen Insel setzte ich mich mit dem ungläubigen Thomas an, derart, daß jeder eine Seite verteidigte, also Rücken gegen Rücken. Die Munition lag neben uns. Auf ein Signal ritt der Mann mit noch mehreren Berittenen in das Schilfgebiet, das absolut nicht sumpfig war, sondern von klaren Bächen mit Sandboden durchströmt wurde. So gewaltig war die Menge des Wasserwildes, daß fast überall Federn umherschwammen.

Mit Donnergepolter erhoben sich die Enten in dichten Massen — zu Hunderten, ja zu Tausenden —, strichen über unsere Insel und flogen uns fast gegen die Köpfe. Die Situation erinnerte mich an Bilder, die man in der Jugend in den bekannten Petermannschen Jagdbüchern gesehen hatte.

Auf jeden Schuß hin fielen mehrere Stücke auf die Insel oder in das Schilf. Dann mußte eine Pause eingelegt werden, um das geschossene Wild zu sammeln, denn Hunde zum Heranholen

fehlten. Mit mächtigem Geräusch klatschten die getroffenen Schwäne und Gänse ins Wasser, daß es hoch aufspritzte. Nie habe ich Ähnliches erlebt. Dazu zahllose weiß und schwarz gefärbte Wasserhühner mit langen Rudern, die die Luft mit ihrem Gekrächz erfüllten. Merkwürdigerweise fehlten hier Flamingos, die bei Buenos Aires auf jedem See anzutreffen sind.

Wieviel Wasserwild wir hier erlegt haben — trotzdem die aus einem Waffengeschäfte in Buenos Aires bezogene Munition sehr minderwertig war — kann ich nicht sagen. Wir haben schließlich aufgehört, weil die Fortsetzung der Schießerei keinen Zweck hatte. Der ganze Wagen lag voll Wasserwild. Was sollte man nun damit machen? Wir fuhren schließlich in Mendoza bei allen befreundeten Familien vor, klopfen¹⁾ und gaben pro Haus ein halbes Dutzend Enten ab, oft auch noch eine Gans dazu. Die wilden Gänse sehen übrigens in Amerika genau so aus wie die zahmen in Europa — weiß mit rotem Schnabel und blaßroten Rudern.

Dieses Mal war nun aus der Alguarrazjagd nichts geworden. Einige Wochen später, als ich zur Lagune von Huanacache aufbrach, konnte der ungläubige Engländer mich nicht begleiten. Ich ritt also allein, aber nicht auf dem kürzesten Wege, sondern an den Vorbergen der Kordillere entlang, da ich in Villa Vicencio, am Eingange eines wichtigen Gebirgspasses, zu tun hatte. In der Vorkordillere gab es zahlreiche Copetones, ein unserem Perlhuhn sehr ähnliches Huhn, nur ein wenig kleiner. Diese Wildhühner sind sehr vertraut, laufen meistens vor dem Reiter her, stehen schwer auf und fliegen nicht weit. Sie sind sehr leicht zu erlegen. Trotzdem ist die Jagd nicht ganz einfach, denn man muß die Tiere vom Pferde aus schießen. Die Vorberge der Kordillere sind nämlich dicht mit einer kleinen Kaktee bedeckt, mit sehr scharfen Stacheln, die sogar das Leder eines mittelstarken Stiefels durchbohren. Wie an anderer Stelle gesagt, haben die Pferde und Maultiere, besonders erstere, großen Respekt vor diesen Kakteen. Sie passen kolossal auf und vermeiden es, auf die bösen Pflanzen zu treten. Sodann sind alle hier wachsenden Büsche voll von Dornen, die oft die respektable Länge von 4 bis 5 cm haben, so daß man in ihnen hängen bleibt, bzw. einen Teil seines Anzugs opfern muß. Da ich Freunden eine Anzahl Copetones versprochen, ritten wir zu dritt in einer Linie vor. Obschon ich vom Pferde

¹⁾ Dort befinden sich an den Häusern Türklopfer.

schoß, erlegte ich unschwer 18 Stück, die ich dann nach Mendoza zurückschickte. Das Wildbret der Copetona ist hell und wohl-schmeckend, wenn es richtig zubereitet wird, aber nicht zu ver-gleichen mit dem der Martineta, von der wir an anderer Stelle hören werden. Immerhin war es ein vornehmer Sport, der Schuß auf Flugwild vom Pferde aus, während man über die Höhen ritt, zur rechten die endlose Ebene, zur linken das gewaltige Hochgebirge. Übrigens übten wir diesen Sport nur während etwa zweier Stunden aus. Dann schlossen wir auf den Weg hin zusammen und galop-pierten, in eine dichte Staubwolke gehüllt, durch den heißen Dorn-busch nach Villa Vicencio.

Hier hatten wir vor längerer Zeit mal ein hübsches Abenteuer erlebt, hatten damals mit dem alten Herrn Reta und dem Obersten D. hierher eine Expedition gemacht, um festzustellen, ob es mög-lich sei, mit einem Fahrzeuge über den Paß von Villa Vicencio nach Uspallata zu gelangen. Wir ritten, führten aber einen mit zehn Pferden bespannten Korbwagen und eine Reserve von zwanzig Pferden mit uns. Der Paß führt nämlich durch ein Flußtal bergan und wurde 1812 während des Kordillerenüberganges San Martins von einer seiner Kolonnen benutzt. In Villa Vicencio fanden wir nur einen elenden Rancho, in dem ein Puestero hauste. Etwa 300 m davon trafen wir auf eine Azequia (Kanal), die unter Feigenbäumen auf einer Art von Ringwall am Fuße des Gebirges herumliet. Hier schlugen wir unser Biwak auf, packten unsere reichen Schätze aus und speisten ein Göttermahl. Auch ein kleiner Phonograph wurde auf dem Wagen mitgeführt und zur Erheiterung aufgestellt. Bald schmetterte Caruso irgendeine herrliche Arie in die klare Bergluft. Da kamen vom Rancho her fünf Hunde unter lautem Gebell angejagt, um den Störenfried zu suchen. Sie fanden ihn aber aus begreiflichen Gründen nicht und rannten nun ununterbrochen um den Ringwall herum, während wir herzlich lachten.

Ein flotter Ritt brachte uns über El Ramblon zur Lagune Rosario, die zum Seengebiet von Huanacache gehört. Dort suchten wir einen alten indianischen Lagunero (Seeuferbewohner) auf, der mich auf seinem Boot durch das ganze Seengebiet bis an das Südende der L. Silverio bringen sollte. Unter Laguneros versteht man die spärlichen Abkömmlinge der Ureinwohner, „Huarpes“ genannt, die noch heute an den Lagunen wohnen und sich vom Fischfange nähren, denn der Fischreichtum der Seen von Huana-

cache ist bekannt. Namentlich werden hier viele Pecherreyes gefangen, die damals zu den feinsten Fischen der Republik zählten. Heute hat sich das geändert, denn die vor etwa 20 Jahren eingeführten nordamerikanischen Forellenarten sind zweifellos feiner und wohlschmeckender. Pecherrey ähnelt dem Zander im Geschmack.

Ein Mann ritt mit den Pferden über Rosario nach dem Südende der großen Lagune von Silverio, wo er mich und meinen Begleiter am Ausflusse des Desaguadero erwarten sollte.

Meine Absicht war keineswegs die, noch mehr Wasserwild zu schießen, von dem es an und auf den Lagunen ungeheure Mengen gibt, denn die Seen sind auf beiden Seiten von großen Dschungeln umgeben, namentlich im Südwesten der Lagune Rosario, wo der Tulumayo und der Rio Mendoza münden. Ich wollte, abgesehen von anderen wichtigen Aufgaben, versuchen, noch einmal auf Wasserwölfe und wenn möglich auf einen Jaguar zu Schuß zu kommen. Dann wollte ich auch einem Fischzuge beiwohnen und selbst — wenigstens mit dem Blänker — fischen.

Unser Boot war ein höchst fragwürdiges Fahrzeug, anscheinend recht undicht, aber seine Führer schienen hinreichend geschickt zu sein, um uns ohne Unfall über die Seen hinwegzubringen. Der Kahn mußte zunächst einmal, so gut es ging, kalfatert werden, wenn auch nicht in technisch einwandfreier Form, so doch immerhin so, daß er nicht sofort versank.

Noch am Nachmittage fuhren wir los, zunächst am Südende des Sees entlang. Das Wetter war, trotzdem es Herbst, noch recht heiß. Die gelben Wasser des Sees — die Flüsse dieser Gegend führen sämtlich gelbes oder rotes Wasser vom Detritus der Kordilleren — lagen bleiern in träger Ruhe, während wir mit dem Netze einen sehr ergiebigen Fischzug machten. Dann fuhren wir in einen Arm des Tulumayo ein und verbrachten die Nacht in den Schilffeldern. Es war herrlich. Der Mond schien, Enten klingelten durch die Luft, und aus den Schilfbreiten ertönte ein vielstimmiges Konzert. Am Feuer rösteten wir ein paar in Speckscheiben eingewickelte Pecherreyes — meine kulinarische Erfindung nach Brillat-Savarin. Moskitos belästigten uns merkwürdigerweise nicht. Einmal hörten wir das abgerissene Heulen eines Wasserwolfes.

Am nächsten Morgen ging es bei Tagesgrauen weiter. Eine schwache Luftbewegung hatte eingesetzt, so daß wir ein Segel

hissen konnten — was man dort ein Segel nannte. Es war ein mittelgroßer geteerter Lappen, der schon zu anderen Zwecken gedient haben mochte, uns aber doch sehr gut vorwärtsbrachte. Am Hinterteile unseres Kahnnes hatte ich einen langen Bindfaden mit einem Blänker angebracht, den ich früher in Europa benutzt, um zu sehen, ob man damit auch in Amerika mit Erfolg fischen könne. Das Resultat war glänzend.

Wir segelten den ganzen Tag mit Wind von hinten und landeten abends an einer größeren Insel am östlichen Ende der Hauptlagune. Während die Fischer noch einen Beutezug machten, setzte ich mich im Inneren der Insel an und schoß im Handumdrehen ein Dutzend Enten, hauptsächlich „Sarcelles“ (Knäkenten), die besonders gut schmecken. Als ich zum Lager zurückkehrte — es dämmerte schon —, wechselte ein Alguarraz vor mir über eine freie Fläche, den ich mit einem Schnappschuß erlegte. Rechtzeitig hatte ich nämlich die Büchsläufe eingelegt und schoß ein Utendörffersches Geschöß, das, vorn abgeplattet, kolossal tötet, freilich auch einen großen Ausschuß reißt. Nun hätte ich den englischen ungläubigen Thomas überzeugen können.

Im Biwak hatten die Huarpes schon Fische ans Feuer gestellt. Ich rupfte dazu noch ein paar Enten, die ebenfalls gebraten wurden, nachdem sie in Speck eingewickelt und auch damit ausgestopft waren. Nie haben mir Wildenten besser geschmeckt. Die Beleuchtung besorgte wieder der Mond. Meine Indios mochten sich wie im Schlaraffenland vorkommen, denn für gewöhnlich leben diese armen Teufel denkbar einfach.

Der nächste Tag brachte viel Arbeit, denn der Wind wurde von den Schilfbreiten aufgefangen, so daß wir ununterbrochen rudern mußten. Der Schweiß rann in Strömen, trotzdem man doch wunderbar trainiert war und kein Lot überflüssigen Fettes am Leibe hatte. Spät am Nachmittage, kurz bevor wir unser Tagewerk auf dem Wasser beschlossen, hatten wir noch ein interessantes jagdliches Abenteuer. Als wir nicht mehr weit von der Lagune Silverio entfernt waren, zeigte der ältere Huarpe auf ein Tier, das den Fluß durchrann und einem starken Hunde ähnelte. Ich schätzte die Entfernung auf 200 m und schoß 5 bis 6 Patronen ab, mit sehr vollem Korn zielend. Das Tier schien getroffen. Flott ruderten wir hin und fanden zu unserer größten Freude einen kapitalen Puma verendet im Wasser. Ein Geschöß hatte getroffen, war durch den Kopf gegangen. Glücklicher Zufall! Dann

ging es ans Land. Der Puma wurde abgestreift. Heute plagten uns die Moskitos, denn der Tag war drückend heiß gewesen. In San Juan schien die Zonda geweht zu haben, jener glühende Wind, den selbst die Eingeborenen San Juans mehr fürchten als den Teufel. Wir sollten ihn am folgenden Tage von seiner unangenehmen Seite kennenlernen. Er weht von N, meist von NW, oft mit der Gewalt eines Sturmes, und drückt derart auf die Lungen, daß man kaum atmen kann. Meist erhebt sich dieser für die Provinz San Juan charakteristische Wind um die Mittagszeit und legt sich gegen Abend. In der Stadt San Juan pflegen sich die Leute an solchen Tagen gegen Mittag in ihre Häuser zurückzuziehen, Türen und Fensterläden zu schließen und zu schlafen, bis der böse Wind vorüber ist. Er mußte in San Juan sehr stark gewesen sein, wenn seine Ausläufer bis über die Lagunen strichen.

Abends fingen wir einen Dorado (eine Lachsart), der etwa 25 Pfund wog, den wir natürlich nicht so, wie er war, ans Feuer stellen konnten. Es wurde also ein Stück Fleisch aus ihm herausgeschnitten. Die Laguneros brietten sich ein Stück vom Rücken des Pumas, auf das ich verzichtete.

Vor dem Abendbrot labte mich ein erfrischendes Bad. Das Wasser der Lagune ist nämlich köstlich, salzig wie Meerwasser.

Spät am Abend machte ich an Land ein Paar Jabalis hoch, auf die ich mehrere Geschosse verfeuerte. Einen Überläufer legte ich um. Ein Fischadler und mehrere Weihen (Gavilanes) standen aus dem Schilf auf.

Am nächsten Tage fuhren wir in der Frühe in die Lagune von Silverio ein, wo wir wieder unser Segel aufspannen konnten. Das begrüßten wir mit Freude, denn es war glühend heiß. Die Arbeit, bei der infernalischen Hitze gleichzeitig zu rudern und Wasser auszuschöpfen, wäre unerträglich gewesen. Der Wind wurde kolossal stark. Wir machten gewaltige Fahrt. Auf dem See rollten schwere Wogen mit weißen Schaumkronen.

Um Mittag verstärkte sich der Wind in besorgniserregender Weise. Ich setzte große Bedenken in die Seetüchtigkeit unseres Kahnens und riet dem alten Huarpe, auf eine der Inseln zuzuhalten und unter den Schutz des Landes zu gehen. Davon wollte aber unser eigensinniger Kapitän nichts wissen.

„Pierda cuidao!“ (Beunruhigen Sie sich nicht) — war das einzige, was er erwiderte. Seine Wurstigkeit sollte uns teuer zu stehen kommen.

Urplötzlich gab es einen furchtbaren Ruck, so daß wir sämtlich nach vorn flogen mit Ausnahme eines Mitfahrenden, der sich krampfhaft am Mast festhielt, weil er nicht schwimmen konnte. Ich hatte gerade noch Zeit, das Tau zu fassen, als ich aus dem Kahn hinausbefördert wurde, so daß ich vor demselben im Wasser lag. Das Boot lief nun schnell voll Wasser, sank aber nicht, mußte also irgendwo festsitzen. So war es denn auch! Es war festgefahren, steckte mit der Spitze unter dem Zweige eines treibenden Baumes, den wir infolge des Wellenganges nicht bemerkt. Was mußte nun geschehen? Machten wir das Boot flott, so sank es im Handumdrehen, weil es bis oben voll Wasser war. Freigemacht aber mußte es werden, denn das Segel trieb es mit kolossaler Gewalt immer fester in die Weide hinein. Ergo, zunächst einmal das Segel reffen, sodann die Segelstange herausnehmen und festbinden, das Boot freimachen und umkippen, damit es nicht sank, schließlich den gescheiterten Kahn schwimmend zum Ufer stoßen. Das war einen Kilometer von uns und zunächst überhaupt nicht zu sehen. Wenn wir aber parallel zur Richtung der Wellen schwammen, mußten wir irgendwo landen, vorausgesetzt, daß wir nicht an der Insel, die wir noch vor kurzem auf unserer linken Seite gesehen, vorbeischwammen. Hm, Hm! Meine Waffen trug ich in einem Futteral auf dem Rücken, das mit einem Riemen um den Leib festgeschnallt war. Nur die im Inneren des Bootes liegenden Fische würden verlorengehen. Gerechte Strafe für den bockbeinigen alten Huarpe! Nun wurde kolossal geschuftet, während wir langsam mit der Weide im Strome trieben. Der Schweiß floß in Strömen vom Kopfe, aber wir konnten uns ja prächtig kühlen. Nach einigen Minuten waren wir von der Weide los. Das Boot war umgekippt. Der des Schwimmens unkundige Mann saß auf dem Kahn und hielt sich an einem Tau fest, das um das Fahrzeug herumgebunden war. Die Wellen schlugen senkrecht auf und über das Boot, so daß der arme Kerl fortgesetzt kühlende Güsse erhielt. Dann ging die Reise los. Zu dritt stießen wir schwimmend den Kahn parallel mit den Wellen gen Norden. Trafen wir noch auf die Insel, so war alles gut. Im entgegengesetzten Falle hatten wir eine Odyssee zu erwarten, die schlimm enden konnte, wenn die Nacht uns überraschte. Aber alle Leute bewahrten ihren Gleichmut. *Aequam memento rebus in arduis servare mentem!*

Inzwischen war es stockfinster geworden. Aus dem Dunkel leuchteten nur die weißen Kämme der Wogen. Wenn aber ein Blitz

herniederfuhr, sahen wir hocheufreut das rettende Ufer vor uns. Dicke schwarze Wolken mit schwefeligen Rändern rollten dicht auf den Wellen über uns hinweg. Wie wir da gearbeitet haben! Keiner sprach ein Wort, aber jeder gab sein Bestes her. Schwer klatschten die bleiernen Wogen von der Seite her über uns fort. Wasser haben wir genug geschluckt. Unsere Arbeit wurde aber von Erfolg gekrönt. Immer näher kam das rettende Ufer. Plötzlich konnten wir auf hartem Sandboden fußen. Noch ein paar Stöße und das Boot glitt auf den Strand. Wir waren gerettet. Einige hundert Meter weiter war die Insel zu Ende.

Nun war die heiße Luft uns sehr willkommen. Im Nu hatten wir uns unserer Kleider entledigt, die auf dem Schilfe zum Trocknen ausgebreitet wurden. In puris naturalibus machten wir uns daran, mit dem Boote ein Schutzdach zu errichten, das durch das Teersegel nach NW wasserdicht abgeschlossen wurde, denn es stand zu erwarten, daß der übliche Gewitterregen bald niederprasseln würde. Der ließ denn auch nicht lange auf sich warten. Ein furchtbares Gewitter tobte, Blitz auf Blitz fuhr vor uns in den See oder hinter uns in das Schilf. Das ganze Firmament schien eine Lohe zu sein. Dann folgte ein Wolkenbruch. Unsere Sachen hatten wir unter das schräg aufgerichtete Boot geschafft und uns selbst daruntergelegt. So war es ganz gemütlich, nur fehlte uns Rauchmaterial, denn der Tabak war bei der Spazierfahrt durchnäßt. Wir sahen der weiteren Entwicklung nun in aller Ruhe entgegen. Ich trocknete und putzte meine Waffen.

Gegen Abend ließ der Sturm plötzlich nach. Der Himmel ward hell, und die Abendsonne leuchtete, als ob nichts Besonderes vorgefallen. Derartige Naturserscheinungen sind selten auf den Seen. Ob dieses Ereignis durch seismische Vorgänge verursacht worden, ist schwer zu sagen. Tatsächlich hatte an diesem Tage in den Kordilleren ein schweres Erdbeben stattgefunden, ein seltenes Ereignis im Herbst, denn die Erde bebt dort gewöhnlich nur im Sommer, dann aber fast täglich. Immerhin war dieses Erlebnis unter verschiedenen Gesichtspunkten interessant und lehrreich.

Die Huarpes waren natürlich traurig, daß sie ihre Fische verloren hatten. Übrigens passierte noch etwas Merkwürdiges. Am Hinterteile des Kahnes war, wie schon erwähnt, eine Schnur mit dem Blänker befestigt. Ich wollte nun die Schnur aufwickeln. Dabei merkte ich, daß ein schwerer Fisch daransaß. Wir landeten ihn

glücklich. Es war ein zehnpfünder Dorado, der sofort für die Küche hergerichtet wurde. Er hatte die abenteuerliche Fahrt unter noch unangenehmeren Bedingungen mitgemacht als wir selber. Ich schenkte dem alten Huarpe den Blänker, worüber er sehr erfreut war.

Die Insel war groß und schien wildreich zu sein. Sie hatte aber auch Überfluß an giftigen Schlangen. Nicht weit vom Ufer stieß ich auf zwei Viboras cascabel (Klapperschlangen), die sich auf einer Porststaude sonnten und sich mit lebhaftem Geräusch davonmachten. Es gab hier manche Jabalis, von denen ich zwei streckte. Auch einen Fischadler holte ich aus der Luft und traf spät abends auf einen Alguarraz, ohne jedoch zu Schuß zu kommen.

Die Huarpes machten große Augen, als ich zwei Jabalis brachte und ihnen einen davon zum Geschenk machte. Der andere wurde gebraten.

Am folgenden Morgen ging ich ganz früh nochmals auf die Pirsche. Es war ein köstlicher Morgen. Die Luft war so diaphan, daß man im Westen die glitzernde Kette der Hochkordilleren ganz deutlich sah. Ich hatte das Glück, eine Silberlöwin zu erlegen, die mit einem Schwarzhalsschwan im Fang ahnungslos aus dem Schilf hervortrat. Spitz von vorn schoß ich ihr ein Utendörffer Geschoß zwischen die Lichter. Sie brach im Feuer zusammen. Auch an diesem Morgen stieß ich auf verschiedene Schlangen, kann aber nicht sagen, welcher Klasse sie angehörten. Ich zerschloß mehreren den Kopf. Auf dem Rückwege ging ein Stück Wild im Schilfe ab, dessen helle Decke ich einen Augenblick sah. Was es war, konnte ich nicht feststellen, weil es durch die Dschungeln verdeckt war. Möglich, daß es ein Sumpfhirsch war oder ein Venado.

Ich hatte also noch eine gute Strecke. Leider verbot es meine Zeit, mich länger zu Jagdzwecken in den Lagunen aufzuhalten. Ich glaube, daß ich hier noch viel Interessantes erlebt haben würde. Ob diese Jagdgründe heute noch so jungfräulich sein mögen, wie sie es damals waren? Wohl kaum, denn inzwischen wird die Zahl der Siedlungen vermehrt sein und mit ihnen die Zahl der Aasjäger, denn der Kolonist ist und bleibt ein Aasjäger, namentlich, wenn er Italiener ist.

Als ich zum Ufer zurückkehrte, lag unser Kahn schon segelfertig bereit. Das Wasser war noch bewegt, aber der Wind hatte

abgeflaut. Eine leichte Brise wehte. Wir hielten uns in der Mitte des Sees, wo wir den besten Wind hatten. Ungeheure Mengen Wasserwild belebten die Schilfränder der Inseln. So fuhren wir direkt auf den Ausfluß des Desaguadero zu, den wir in den Nachmittagstunden erreichten. An einer günstigen Stelle gingen wir an Land, wo wir unsere Pferde vorfanden.

Hier erwartete uns ein Berittener, der mich bat, ihm behilflich zu sein, einen Jaguar zu fangen, der ihm mehrfach, so noch in der vorletzten Nacht, Vieh aus dem Corral geholt. Er, der Puestero, habe ein Eisen gelegt, aber das Raubtier, das sich anscheinend gefangen, sei mit dem Eisen davon. Das konnte ja eine interessante Jagd werden. Im Nu saßen wir im Sattel und begleiteten ihn nach seinem Besitz, der etwa eine halbe Meile davon in der Nähe der Lagune lag. Ein Übelstand war, daß wir keine Terrier bei uns hatten, denn ohne gute Hunde ist es nicht nur schwer, einem Jaguar nachzuspüren, sondern auch gefährlich, wenn dieses Raubtier auch nicht so angriffslustig ist wie der afrikanische Leopard. Das Eisen war an der äußersten Seite des Corrals festgemacht gewesen und vom Jaguar oder Puma — was es für ein Raubtier war, konnte man nicht feststellen, da keine Fährte in dem hohen Grase zurückgeblieben — losgerissen. Eine Strecke konnte man den Weg, den das Wild eingeschlagen, gut verfolgen, weil das Eisen durch das Gras geschleift war und überall Pflanzen und Gräser umgeknickt bzw. ausgerissen hatte. Als wir aber an die Dschungeln kamen, war nicht mehr viel zu machen, weil das Wasser vom Winde aufgetrieben war. Trotzdem gingen wir daran, durch das Schilf zu folgen, wobei man sich sehr in acht nehmen mußte, sich nicht an den messerscharfen Blättern zu schneiden. Wir drangen fast bis zum Ufer vor und stießen auch bald auf das Raubtier, das von unseren Leuten gestellt wurde, aber abging, ehe die Bewaffneten herankamen. Uns fehlten ja Hunde, vor allen Dingen Terrier, bzw. Teckel. Auch waren keine Bäume in der Nähe, auf welche die Katze sonst sicher aufgebaumt wäre. Wir kamen im Wasser zu langsam vorwärts. Wie man sich auch beeilen mochte, der Jaguar war immer einige hundert Meter voraus. Man hörte ihn im Röhricht knurren und fauchen, kam aber niemals zu Schuß. Verschiedene in der Richtung des Knurrens abgegebene Schüsse hatten keinen Erfolg. So mußte die Jagd schließlich aufgegeben



Bild 57.

Horconessee.

Zu Kapitel 13.

werden. Der Puestero war natürlich sein Eisen los. Es ist zwar alle Tage Jagdtag, aber nicht alle Tage Fangtag!

Am nächsten Morgen hatten wir uns wieder in Reiter verwandelt und galoppierten in flottem Tempo durch die große Ebene des Departements Lavalle mit Richtung Südwest. Das war ein herrlicher Ritt, der in der warmen Herbstsonne kolossal wohltat. Mit diesem Departement hatte es eine ganz besondere Bewandtnis. Vor mehreren hundert Jahren hatte zur Zeit der Konquistadoren ein Indianer, namens Monterey, einem spanischen Vizekönig das Leben gerettet, als dieser in Gefahr war, in dem hochgehenden Rio Mendoza zu ertrinken. Zum Dank dafür hatte der hohe Beamte der Familie Monterey das heutige Departement Lavalle für ewige Zeiten geschenkt. Einige Jahre hindurch war die Familie tatsächlich im Genusse dieses Besitzes gewesen. Dann aber war die Sache in Vergessenheit geraten, Kolonisten hatten sich hier und dort angesiedelt, und die rechtlosen Indianer hatten nichts gegen die Vergewaltigung tun können, als Jahr für Jahr dagegen zu protestieren. Schließlich hatten sie wohl die Hoffnung aufgegeben, jemals Nutzen aus der Erbschaft ziehen zu können und ihre Ansprüche einer Gesellschaft für wenig Geld verkauft. Letztere strengte nun einen Prozeß gegen die Eindringlinge an, nachdem sie vergebens versucht hatte, sich mit den Leuten zu einigen. Sie war bei Gelegenheit eines Besuches in recht unerfreulicher Weise von den Ansiedlern begrüßt worden, stellenweise mit Flintenschüssen. Was später aus der Sache geworden, weiß ich nicht. Jedenfalls brachte man zu meiner Zeit wohl den unglücklichen Erben Montereys Sympathie entgegen, nicht aber der Gesellschaft, die die Erbschaft geschäftlich ausbeuten wollte.

Unsere Pferde waren gut ausgeruht, so daß wir ihnen etwas zumuten konnten. Die etwa 130 km von der Lagune bis Palmyra, dem Bahnübergang der Pazificbahn über den Mendoza, schreckten uns nicht. Es war das herrlichste Gelände, das man sich denken konnte, fast eben und mit halbmeterhohem Grase bedeckt. So ging es in ruhigem Reisegalopp quer durch die Ebene, dessen Tempo zeitweilig zum Jagdgalopp verstärkt wurde, wenn eine Straußenherde regemacht war.

Ich habe hier eine neue Jagdmethode ausprobiert. Ich galoppierte in der rechten Flanke der Strauße und schoß vom Pferde aus auf die laufenden Vögel. Da man den Strauß nur trifft, wenn

man genau auf seine Mitte hält, weil sein Körper verhältnismäßig klein ist, gingen die meisten Geschosse durch die Federn. Schließlich gelang es mir aber doch, einen alten Macho (männlicher Strauß) umzulegen, worüber ich mich kolossal freute. Natürlich mußte während des Schießens das Kreuz tüchtig angezogen werden, weil die Pferde ganz ohne Zügelführung galoppierten. Jedenfalls habe ich mich davon überzeugt, daß das Schießen vom galoppierenden Pferde aus eine recht schwierige Sache ist. Dies ist bekanntlich die indianische Art, anzugreifen. Der Angreifer ist so zwar geringerer Gefahr ausgesetzt, weil selbst in Bewegung, andererseits ist aber auch die Treffwahrscheinlichkeit sehr gering. Immerhin war es ein wundervoller Sport, denn die Strauße rennen mit einer Geschwindigkeit, daß die Pferde sehr flotten Jagdgalopp gehen müssen, um mitzukommen.

Auf diese Weise kamen wir flott vorwärts und gelangten noch bei Tageslicht nach Palmyra. Hier kannte ich einen Franzosen, der irgendeine große Besetzung verwaltete. Bei ihm blieb ich die Nacht. Ich hatte ihn schon früher kennengelernt, als ich auf einem anderen Wege, von Norden kommend, am Peter- und Paulstage spät in der Nacht bei ihm vorsprach und sehr gastfreundlich von ihm aufgenommen wurde. Er war der einzige Franzose, mit dem ich in Berührung gekommen, der imstande war, objektiv über die deutsch-französischen Streitfragen zu sprechen.

Der Franzose, dessen Name mir leider entfallen, war hochmusikalisch. Wie bei meinem ersten Besuch setzte er sich ans Klavier und spielte einige herrliche Sachen von Brahms und Chopin, denen ich mit größtem Genusse lauschte. Für eine Stunde war man wieder der Kultur zurückgegeben. Und dennoch — war nicht das Rauschen des Waldes und des Schilfes, das Brausen der Bergwasser und der sturmbewegten Seen, das Rollen der Lawinen weit schönere Musik als die von Menschen erdachte, die doch nur das, was die Natur uns spendet, nachzuahmen sucht? Mehr als einmal habe ich in den Urwäldern des Südens Betrachtungen über dieses Thema angestellt, wenn der Sturm an den Riesenstämmen rüttelte, die ihm seit tausend Jahren widerstanden haben mochten, wenn es in den Baumwipfeln brauste und die entfesselten Wasser zu Tal tosten. Was waren gegen diese wilde Musik der Natur alle Schöpfungen unserer großen Tondichter! Und doch — die Klänge, die Brücken schlagen von einem Menschenherzen zum anderen, die der Menschen Freud und Leid uns zu Gemüte führen, sie üben

einen unsagbar wohltuenden Einfluß aus, besonders wenn man sie so lange entbehren mußte wie wir.

Der folgende Tag brachte mich nach Rodeo del Medio, eine dem General Ortegas gehörende Estanzia. Ich hatte den verdienten General vor einiger Zeit besucht und nun auf seinem herrlichen Besitz allerlei zu tun. Er selbst war nicht daheim, aber eine alte Haushälterin bewirtete mich in gastlichster Weise. Aus dem Keller des Generals spendete sie allabendlich eine Flasche abgelagerten Burgunderweins. Wenn ich von zehnstündigem Ritt zurückkehrte, stand regelmäßig eine dickbäuchige Flasche auf dem Tische und daneben eine Kiste mit Puros (Havanna-Zigarren). Noch heute denke ich mit stiller Wehmut an Rodeo del Medio zurück — — verschwundenes Glück! Nach einer Woche ging es weiter, und das war gut. Sonst wäre es mir vielleicht so ergangen wie dem Rittersmann, der seinen Knappen vorausgeschickt mit dem Befehl, in jedem Orte den Wein zu probieren und dort, wo er ihn gut gefunden, an die Türe zu schreiben „Est, est!“ Am Bolsener See hatte der Knappe das angetroffen, was er suchte. Als dann der Ritter kam, trank er so viel des guten Weines, daß ihn der Schlag rührte. Auf seinen Grabstein aber setzte der Knappe die Inschrift: Propter nimium est, est, dominus meus mortuus est!



Kondor.

Zwölftes Kapitel.

Kondorjagen.

Uber meinen ersten Kondor, den ich in Uspallata erlegte, habe ich bereits in einem anderen Abschnitt dieses Buches gesprochen.

Mein zweites erfolgreiches Zusammentreffen mit dem *Sarcophagus gryphus* hatte ich kurze Zeit darauf im Tale des Zanjon, jenes uns bereits bekannten großen Kanals, der den größten Teil des Mendoziner Weingebietes bewässert. Ich ritt eines Morgens am Zanjon entlang durch ein mit Weiden und Busch aller Art bestandenes Wiesental, nicht weit von der Stelle, wo sich dieser Kanal vom Mendoza abzweigt. Plötzlich scheute mein Pferd und war absolut nicht vorwärtszubringen. Gleichzeitig zog ein pestilenzialischer Aasgeruch in meine Nase. Schnell saß ich ab, band mein Pferd an einen Baum und ging vorsichtig — ohne Waffe — vorwärts. Nach wenigen Schritten stieß ich auf ein totes Schwein, das mitten in der Wiese lag. Es war bereits durch die Gase aufgetrieben, blaugrün — ein nicht gerade erfreulicher Anblick. Es mochte vielleicht erst seit einem Tage hier liegen, aber die Natur hatte bereits ihr entsetzliches Zerstörungswerk begonnen, das sich in jenen heißen Gegenden weit schneller abspielt als in den nördlichen Ländern Europas. Deshalb werden in Argentinien die Verstorbenen innerhalb vierundzwanzig Stunden beerdigt.

Von dem Aase erhoben sich nun schweren Flügelschlages, als ich mich ihnen näherte, mehrere Kondors und verschwanden in

der Richtung des Hochgebirges. Täglich pflegen diese majestätischen Geier in den Vormittagsstunden aus dem Hochgebirge in die Ebene hinauszustreichen, um nach Beute zu spähen. Sobald sie ein gefallenes Tier eräugen, lassen sie sich nieder und beginnen ihr scheußliches Mahl. Sie leisten dadurch den Ansiedlern nützliche Dienste, bilden gewissermaßen die Sanitätspolizei des Kamps. Die Landleute stören sie deshalb nicht, denn es gibt in dem an Vieh so reichen Argentinien immer genug gefallene Tiere, um diese Raubvögel zu sättigen. Selten kommt es deshalb vor, daß die Kondors lebendes Vieh oder gar Menschen anfallen, obschon sie stark genug dazu, denn sie sind weit größer und stärker als der Adler. Mit ihrer Spannweite von 2,40 bis 3 Metern, den furchtbaren Fängen und einem mächtigen Schnabel sind sie wohl imstande, ein Kalb zu schlagen, ebenso einen Menschen, der ermattet und unbewaffnet ist.

Hier bot sich nun eine treffliche Gelegenheit, unter sehr günstigen Bedingungen auf die großen Geier zum Schuß zu kommen, denn es war mit Sicherheit anzunehmen, daß sie am nächsten Tage wiederkommen würden. Ich baute mir deshalb im Laufe des Tages etwa 100 Meter vom Schwein entfernt einen Ansitz und deckte ihn dicht mit Reisig zu, so daß er von obenher nicht bemerkt werden konnte. Am folgenden Tage saß ich gegen acht Uhr in meinem Unterstand. Zwischen neun und zehn erscheint der Kondor in der Ebene. Er hat die vornehme Gewohnheit, eine lange Nachtruhe zu halten, denn er pflegt bereits gegen fünf Uhr nachmittags — was ich oft beobachtet habe — im Hochgebirge aufzuhaken. Es war also genügend Zeit, eine Morgenpfeife zu rauchen. Tatsächlich erschienen etwas nach neun Uhr die ersten Geier und schlugen hoch oben in den Lüften, glänzend in der Morgensonne, ihre Kreise. Obschon sie mindestens 1000 Meter über mir fliegen mochten, erkannte ich bei der diaphanen Luft deutlich ihre weißen Halskrausen, die hellgefärbten Hälse und die mächtigen gelben Schnäbel. Tiefer und tiefer senkten sie sich herab, enger und enger wurden die Kreise. Jetzt huschten ihre gewaltigen Schatten über die Wiese. Eine Viertelstunde mochte vergangen sein, da senkte sich sausenden Flügelschläges der erste dieser riesigen Raubvögel auf das Aas herab. Ein zweiter, ein dritter folgten und bald waren ihrer sechs am Boden. Gleich darauf begannen sie ihr ekeleregendes Mahl. Ganze Lappen Fleisch wurden aus dem faulenden Bauchfell des Schweines her-

ausgerissen. Eingeweide folgten nach. Dabei zankten sich die Geier, schlugen mit den mächtigen Flügeln, hüpfen hin und her, zerrten Fleischstücke und Gedärme und würgten das Aas hinunter. Es gibt kaum etwas Ekelhafteres als einen solchen Anblick. Und doch habe ich noch etwas Schauderhafteres gesehen, ein Bild, das noch heute vor meinem geistigen Auge steht, als ob es gestern geschehen, das mich noch heute mit Grausen erfüllt. Feinfühliges Leser mögen die nächsten Zeilen überschlagen. Es war im Jahre 1899. Ich war erst seit einigen Wochen in der Republik und nach dem Remontedepot Belleville in Córdoba beordert, um dort eine topographische Aufnahme zu machen. Eines Nachmittags, als ich über das ebene Gelände ritt, scheute mein Pferd, stieg und war auf keine Weise vorwärtszubringen. Schließlich gelang es mir doch, es nach hartem Kampfe vorzutreiben. Bald sollte ich mich von der Ursache der Widersetzlichkeit überzeugen können. Ich sah ein großes Loch von etwa 5 Meter Durchmesser, in das anscheinend gefallene Pferde hineingeworfen waren. Bis etwa ein Meter unter dem Rande war es mit stinkendem Aas gefüllt, das man aber nicht sehen konnte, denn Millionen — nein Milliarden von Würmern wogten über ihm auf und ab, vermutlich infolge der fortgesetzten Gasbildung. Es war ein schaudererregender Anblick. So also sieht das Zerstörungswerk der Natur aus! Deutlich hörte man unheimlich leise summende Töne, die von diesem wilden Totentanz ausgingen. Hätte Dante einen Blick auf dieses furchtbare Loch werfen können, er hätte es sicher in seiner „Hölle“ verewigt und damit alle Schrecken, die er gezeichnet, bei weitem überboten.

Ekel ergriff mich, alle Weidmannslust hatte ich verloren. Schließlich siegte doch die Jagdpassion. Ich wartete, bis zwei Riesengeier dicht hintereinander saßen, und schoß. Im Feuer sanken beide auf das Schwein, glitten ab und verendeten neben ihrem eklen Mahle. Die anderen strichen ab. Ich verschmähte es, heranzutreten, ließ die Beute liegen, schwang mich auf mein Pferd und ritt von dannen. An jenem Tage habe ich kein Stückchen Fleisch hinunterwürgen können. Immer stand mir der scheußliche Anblick vor Augen, wie die Bestien die Eingeweide hin- und zerrten, immer summte das schaudererregende Konzert der Würmer von Belleville in meinen Ohren. Doch genug davon! Europäische Nerven sind nicht auf solche Scheußlichkeiten abgestimmt.

Ein andermal ritten wir durch die Hochkordilleren und kamen, um eine Felsecke biegend, an eine Alm, auf der mindestens fünfzig Kondors dicht nebeneinander saßen. Natürlich suchten sie sofort abzustreichen. Sie können das aber nicht vom Fleck aus, müssen vielmehr erst ein halbes Dutzend Sprünge machen und mit den Flügeln schlagen, ehe sie sich in die Luft erheben. Sofort riß ich meinen Revolver aus der Tasche und feuerte den Inhalt einer ganzen Trommel in die Menge, indessen ohne Erfolg. An Zielen war natürlich nicht zu denken. Daher wohl der Mißerfolg. Es hätte mir Freude gemacht, wenn ich den größten Raubvogel der Welt mit einem Revolverschuß zur Strecke gebracht hätte. Indessen, *ultra posse nemo obligatur*.

Bald darauf ritten wir über einen Paß, der an der Lagune Diamante vorüber nach Santiago führt. Die Lagune liegt auf der Paßhöhe und ist infolge ihrer kolossalen Höhe meist in Eis erstarrt. Mitten in ihr der Vulkan Maipo, ein glitzernder Eiskegel. Die ganze Umgebung liegt selbst im Sommer in Schnee und Eis und ist von zauberhafter Schönheit. Ortskundige behaupten, daß, wenn eine Wolke in Form eines Hutes die Spitze des Berges umgebe, mit Sicherheit Schneegestöber zu erwarten sei. Schneegestöber aber bedeutet in den Kordilleren möglichen Tod. Vom Maipo gilt also das Umgekehrte wie vom Pilatus, von dem die Wetterregel sagt: „Hat er einen Hut, so wird das Wetter gut.“ Wenn wir umkehrten, hatten wir einen Marsch von gut drei bis vier Stunden vor uns, um bis auf 2000 Meter hinabzusteigen, wo sich eine kleine Hütte befand, in der ein argentinischer Zollbeamter ein beschauliches Dasein führte. Die Schmuggler nämlich zogen es vor, ihre Waren über einen seitlich gelegenen, freilich bedeutend schwierigeren Paß nach Chile zu bringen — wie sie selbst mir sagten, um die Ruhe des Beamten nicht zu stören. Wir ritten deshalb flott vorwärts, um der Gefahr eines möglicherweise ausbrechenden Schneesturmes zu entgehen. Der Saumpfad führte auf einer längeren Strecke — vielleicht während einer Stunde — am sogenannten Bajo de los leones (Löwentalhang) entlang. Dieser Hang stürzt in langer Schurre mehrere tausend Meter zu Tal. Unten sieht man, winzig klein, einem silbernen Bande ähnlich, einen Fluß. Der Saumpfad ist sehr schmal, nur etwa 50 bis 60 Zentimeter breit, oft weniger. Beladene Maultiere können ihn nicht ohne Gefahr passieren. Hier begegnete uns nun eine von Argentinien kommende Viehherde. Das Zusammentreffen mit einer solchen

ist stets mit Gefahr verbunden. Das Rindvieh trabt gewöhnlich und nimmt gar keine Rücksicht auf ihm begegnende Reiter. Am besten sitzt man in solchem Falle ab, preßt sich an die Felswand und stellt sein Reittier parallel zu derselben auf, damit im Falle eines Zusammenstoßes das Rind über den Abhang stürzt. Diese Elementarregel befolgten auch wir. Die Bullen und Kühe stutzten wohl, drängten dann aber flott nach vorwärts. Ohne derbe Püffe ging es freilich nicht ab. Solche Lage ist im höchsten Grade ungemütlich. An die hundert Stück Vieh mochten an uns vorbeigetrabt sein, da erschien ein mächtiger Stier, der parierte und absolut nicht vorüber wollte. Die von hinten nachfolgenden Tiere, von den Arrieros (berittene Viehtreiber) mit lautem Jellen und Lassoheben angefeuert, rannten auf, so daß es ein kolossales Gedränge gab, bei dem ein schwächeres Stück auf den Abhang geschoben wurde und, sich überschlagend und rollend, einige hundert Meter abwärts stürzte. Endlich löste sich das Knäuel. Ohne noch weiteren Schaden zu nehmen oder zu verursachen, ging die Herde vorwärts. Die Arrieros schimpften natürlich auf uns, aber verschwanden bald, ohne von dem abgestürzten Tier weiter Notiz zu nehmen. Das hätte ja auch keinen Zweck gehabt, denn es war unrettbar verloren.

Nun interessierte es mich, zu beobachten, wie lange es dauern würde, bis die ersten Kondors erschienen. Wir schickten deshalb unsere Leute mit den Maultieren eine gewisse Strecke voraus und verbargen uns, so gut es ging, an der Felswand. Noch nicht zehn Minuten waren vergangen, da kündeten die ersten an den Felswänden entlangziehenden Schatten das Nahen der geflügelten Sanitätspolizei an. Mehrere Male kreisten die Geier durch die Luft, dann ließen sie sich auf das zappelnde, also noch lebende Stück Vieh nieder. Nach wenigen Minuten waren schon sieben bis acht Raubvögel zur Stelle. Wir eröffneten nun ein flottes Karabinerfeuer auf die Bestien und töteten drei von ihnen. Mehrere Geschosse mochten hierbei die verunglückte Kuh von ihren Leiden befreit haben.

Nun galt es, die voraufmarschierte Kolonne so schnell wie möglich einzuholen. So sehr wir uns auch beeilten, erreichte uns doch noch das Schneetreiben im Hochgebirge. Es brach aber glücklicherweise kein Sturm los, so daß wir wohlbehalten an der Hütte des Zöllners anlangten.

Nicht immer geht die Sache so gut ab. Im Passe Portillo-

Piuquenes, der etwas weiter nördlich liegt, wurde ein Jahr vorher eine von drei im Marsch befindlichen Viehherden von einem schweren Schneesturme überrascht. Sie gehörten einem in der Nähe von S. Carlos am oberen Tunuyan auf der „Consulta“ angesessenen Estanziero Namens Bustos. Während die ersten beiden Kolonnen den äußerst schwierigen Paß, der mehr als tausend Meter an einer fast senkrechten Wand hinabführt, ohne jeden Unfall passierten, wurde die letzte vollständig aufgerieben. Man hatte die Hand nicht mehr vor Augen sehen können, während ein furchtbarer Sturm an den Hängen entlangtoste und Vieh und Mensch in den Abgrund hineinfegte. Die Arrieros hatten sich schließlich hinter einen Felsvorsprung geflüchtet und, bedeckt mit ihren kümmerlichen Ponchos, dicht zusammengedrängt. Hier hatte sie die Nacht überrascht. Furchtbare Kälte setzte ein, die sie in kurzer Zeit in ein besseres Jenseits beförderte. Nur ein Junge hatte sich gerettet, der auf den schlaun Einfall gekommen war, den Erfrorenen die Ponchos abzunehmen und sich in diese Schutzdecken einzuwickeln. Da zwölf Leute bei dieser Gelegenheit erfroren, war es ihm — dem dreizehnten — gelungen, sich gegen die Kälte zu schützen und am Leben zu bleiben. Als der Junge aber am nächsten Morgen erwachte und erfreut die strahlende Sonne begrüßte, rückte eine neue Gefahr an ihn heran. Überall schwirrten die großen Geier durch die Luft und stürzten sich gierig auf das Schlachtfeld. Er hatte es aber verstanden, sich seinen Weg zu bahnen, und war glücklich wieder zu Muttern zurückgekehrt. Die armen Opfer dieses Schneesturmes waren von den Kondors im Handumdrehen verschlungen. Nur Knochen und Kleiderfetzen blieben zurück. Diese habe ich selbst an Ort und Stelle gesehen, wo sie in einer Felshöhle zusammengetragen und aufgeschichtet lagen. Ein Marterl war nicht errichtet. Dazu haben die Gauchos keine Zeit. Aber wohl keiner, der hier vorüberreitet, unterläßt es, sich zu bekreuzigen und den Hut zu ziehen.

Ein weiteres Erlebnis mit dem König des Hochgebirges hatte ich in der Cordillera del Tigre, die kolossal hoch ist, mit schroffen Felsen und jähem Abgründen. Auf etwa 4000 Meter traf ich berittene Hirten, von denen einer — ein junger Bursche von vielleicht sechzehn Jahren — mir einen Kondorhorst zeigte. Ich mußte an die Sänge des Grafen Arco denken, die in meiner Jugend im „Weidmann“ erschienen und seine Erlebnisse beim Adlerfang in Tirol schilderten. Sofort packte mich das Verlangen, einen

Kondorhorst persönlich in Augenschein zu nehmen. Befragt, ob er mich zum Horst führen könne, erklärte er, dies tun zu wollen. Der Horst oder vielmehr der Platz, wo sich die Jungen befänden, liege — so sagte er — in einer Höhle, die ihre Hauptöffnung nach der Seite einer schroffen Felswand habe, daß man aber von rückwärts über einen Bachlauf bis an eine Spalte gelangen könne, durch die er schon bis in die Höhle vorgedrungen. Der Junge war ein Chilene, die sich bekanntlich im Hochgebirge auskennen. Wir machten uns also am folgenden Morgen auf den Weg und kletterten etwa tausend Meter in die Höhe, bis wir an die angegebene Stelle kamen. Nun kroch der junge Bursche mit bloßem Oberkörper, nur mit einem Messer bewaffnet, durch die Spalte in die Höhle ein, deren Haupteingang man von der Stelle, wo ich mich befand, überhaupt nicht sehen konnte. Das war sehr schneidig von ihm. Es verging eine kleine Viertelstunde, in der ich nichts von ihm sah, noch vernahm. Mit einem Male hörte ich etwas kreischen in der Spalte und sah zu meiner Freude, wie der Junge mir zwei Pichones (junge Kondors) durch die Spalte hinausreichte. Die kratzten und wehrten sich nach Kräften und stießen zornige Töne aus. Wie alt sie sein mochten, konnte man ohne Weiteres nicht feststellen. Jedenfalls waren sie noch sehr jung, denn sie schienen kaum größer als etwa drei Wochen alte Gänse.

Schnell schwang sich der Junge aus dem Spalt und nahm die beiden Pichones in die Hand, indem er ihnen einen Bindfaden um die Fänge schnürte. Nun stand zu erwarten, daß die Alten bald kommen würden, mit denen gewiß nicht zu spaßen war. Langsam kletterten wir im Bachtal bergab. Ich hielt den gespannten Karabiner in der Hand. Die jungen Kondors schrien ununterbrochen. Es war etwa neun Uhr. Man konnte also hoffen, daß wenigstens der Vater seine Exkursion in die Ebene schon angetreten haben würde. Das war indessen ein Irrtum. Plötzlich hörten wir saussende Flügelschläge und sahen im nächsten Augenblick die beiden Alten direkt auf uns zustreichen. Ich hatte den Jungen vorn gehen lassen, um in der Lage zu sein, von oben her, über seinen Kopf fort, etwa angreifende Vögel zu beschießen. Die Mutter stürzte sich sofort auf den Jungen, parierte senkrecht in der Luft und versuchte, mit Fängen und Schnabel auf ihn einzuhauen. Der Junge hatte die beiden Pichones über den Rücken geworfen und sich mit seinem langen Messer gefechtsbereit gemacht. Alles hing nun von meiner Kaltblütigkeit und Schießkunst ab. Für-

wahr, eine schwere Verantwortung! Ohne einen Augenblick zu verlieren, nutzte ich die günstige Lage aus, zielte mitten auf die Brust der Alten und hatte das Glück, auf nicht mehr als zehn Meter den schweren Vogel abzuschießen. Er fiel in das Bergwasser. Währenddessen sauste der andere Kondor — anscheinend der Vater, pfeifenden Flügelschlagendes etwas tiefer am Hange entlang, kehrte dann um und suchte sich uns zu nähern. Mit Hilfe mehrerer Patronen gelang es mir, auch ihn kampfunfähig zu machen. Anscheinend war ein Knochen des rechten Flügels abgeschossen. Er torkelte und glitt am Hang entlang, bis er auf einem Felsvorsprung aufhaken konnte, wo ich ihn dann mit einigen Schüssen erledigte.

Der Kondor ist nämlich sehr zäh und kann gut mehrere Geschosse vertragen, wenn man ihn nicht gerade ins Herz trifft. Ein Seufzer der Erleichterung entrang sich meiner Brust. Dem Jungen ging es ebenso. Er war ganz blaß geworden, hatte ohne Zweifel Angst gehabt — und das mit vollem Recht, denn es ist eine verzweifelt ernste Sache, von einem wütenden Kondor angegriffen zu werden. Dieser Geier hat zwar nicht so scharfe Fänge wie die Adler, aber einen gewaltigen Schnabel und in seinen Schwingen ungeheure Kraft. Spielend erhebt er sich bis auf 6 km in die Lüfte, auch noch höher. Dabei sieht man kaum, daß seine Schwingen Arbeit leisten. Mächtige Kreise zieht er, ohne daß seine Flügel sich bewegen. Die haben zwar keine Spannweite von 6 m, wie Brockhaus irrtümlicherweise sagt, aber doch annähernd die Hälfte. Wenn ein so gewaltiges Tier in Wut gerät, ist nicht mit ihm zu spaßen.

Der Junge wurde wieder ganz vergnügt, nahm die Beute an sich und kletterte mit mir zu Tal, wo wir, ziemlich zermürbt von der langen und schwierigen Kletterei, ins Biwak gingen.

Sehr interessant war mir, was der Junge auf mein Befragen über den Kondorfang erzählte. Meist sind die Chilenen bei solcher Gelegenheit nur mit einem Knüppel bewaffnet, wenn sie in die Berge steigen, um junge Kondors oder die Eier des Kondors zu suchen.

Um diese Zeit kamen Leute ins Land, die in entsetzlicher Weise unter den schönen Geiern aufgeräumt haben. Fluch ihrem Andenken! Es waren Franzosen, die im Auftrage von Pariser Firmen nach Südamerika gekommen waren, um Kondors zu jagen, also nicht aus Sport, sondern um schnöden Geldes willen.

Ich kann noch heute nicht verstehen, daß die Regierung der Provinz Mendoza diesen Kerlen erlaubt hat, überall Jagden auf den König der Anden anzustellen. Ob der Peso hierbei eine Rolle mitgespielt hat, quien sabe? (wer weiß es?), ich habe es nicht erfahren. Aber das eine weiß ich und vertrete ich, daß es ein Skandal war, daß man die Kerle ungestraft ihr Handwerk lange Zeit treiben ließ. Ich habe nur eine dieser Gesellschaften angetroffen, aber es hat gewiß eine größere Anzahl gegeben, die in anderen Teilen des Hochgebirges operierten. Und zu welchem Zwecke? Weil es Mode war, die großen Schwungfedern des Kondors auf Damenhüten zu tragen. Die Federn wurden in Paris ein wenig gebogen und zurechtgestutzt und wanderten dann nach Argentinien zurück, um von den Damen auf den Hüten getragen zu werden.

Eines Tages kam ich aus dem Hochgebirge und passierte die Vorberge, als ich von oben herab Menschen auf einem Bergvorsprunge sah. Unwillkürlich war meine Aufmerksamkeit erregt, denn in diesen einsamen Hochgebirgsgegenden trifft man nur selten Menschen an. Ich nahm mein Glas heraus, um festzustellen, was die Leute da unten trieben, und sah, daß sie um ein gefallenes Vieh herum Pfähle einrammten. Da ich mir die Sache nicht erklären konnte, ritt ich bergab und setzte mich mit ihnen in Verbindung. Es waren Franzosen, begleitet von einigen argentinischen Peonen, die die grobe Arbeit verrichteten. Sie bauten eine große Klappfalle, die, von einem verborgenen Punkte aus angezogen, über dem Aas zusammenklappte. Die Klappen bestanden aus gewölbten Flügeln von weitmaschigem Drahtgeflecht. Es war eine sehr einfache Falle, ähnlich den Spatzenfallen, wie sie zur Zeit meiner Jugend in Holstein benutzt wurden — natürlich entsprechend vergrößert. Ich sah mir die Wirtschaft einige Zeit an und ließ mir Aufklärungen geben, die mir nur widerwillig zu Teil wurden.

Schließlich hielt ich mit meiner Meinung nicht zurück, daß es in meinen Augen „un vrai scandale“ sei, den königlichen Geier auf eine so hundsgemeine Weise zu fangen und dann mit Knüppeln niederzuschlagen, während er in den Maschen der Falle sitze und vielleicht seinen Kopf durch die Löcher hinausstecke.

Tatsächlich haben diese Federnjäger in den Tälern der Kordilleren „weit schlimmer als die Pest gehaust“. Morgens kamen die Kondors aus den hohen Bergen, ließen sich auf das Aas nie-

der und wurden massenweise in den Klappfallen gefangen. In seinem sicheren Versteck saß der Dirigent und zog im geeigneten Augenblick an der Leine. Dann kamen die Henkersknechte, ein paar arme Teufel von Peonen, und knüppelten die zappelnden Tiere nieder. Alsbald wurde die Falle geöffnet, und ein paar Sachverständige der Federnbranche rupften den Geiern die großen weißen Schwungfedern aus. Die Reste blieben liegen. Gottlob hat die Damenmode, Kondorfedern auf den Hüten zu tragen, nicht lange angehalten, immerhin aber lange genug, um den Bestand der Kondors sehr herabzumindern. Während man früher bei Mendoza oft zwanzig und dreißig dieser Könige der Lüfte im blauen Äther kreisen sah, entdeckte man später kaum einen einzigen. Sic transit gloria mundi!

Hier möchte ich einige Bemerkungen einschalten, die auf die Lebensweise dieses großen Geiers Bezug haben. Sollte einer oder der andere Leser den Brehm konsultieren, so wird er in ihm im allgemeinen nur Zutreffendes über den Kondor finden. Er gehört zu den Neuweltsgiern, die sich von denen der alten Welt hauptsächlich durch die durchgehenden, großen, eiförmigen Nasenlöcher unterscheiden. Außerdem ist er gekennzeichnet durch einen hakigen Schnabel, der an seiner Wurzel mit Wachshaut bedeckt ist, durch besonders starke Fänge, lange spitze Flügel, nackten Kopf und Oberhals, mit kammartigen Hautgebilden auf der Stirn und rotgefärbten Wülsten und Falten am Hals. Der Kondor heißt deshalb „Kammgeier“. Das Kammgebilde oberhalb des Schnabels auf der Stirn findet sich nur beim Männchen, das größer und schöner ist als das Weibchen. Beide tragen eine aus weichem Flaum bestehende Halskrause, die beim Männchen stärker ist als beim Weibchen. Während früher alle möglichen Schauergeschichten über diese neuweltlichen Geier im Umlauf waren, sind sie durch Humboldt, Darwin und besonders durch Tschudi auf ein richtiges Maß zurückgeführt. Ihre Angaben stimmen im allgemeinen mit meinen Beobachtungen überein.

Das Gefieder des Vogels ist prachtvoll, dunkelstahlblau bis schwarz und glänzend. Die äußeren Deckfedern aller drei Ordnungen sind weiß, die Armschwinge außen weiß gesäumt. Der Hals fleischrot, die warzigen Hautfalten auf beiden Seiten des Halses beim Macho (Männchen) hochrot, die Umgebung des Kropfes blaßrot. Die Augen meist karminrot oder erzfarben, der Schnabel an der Spitze leuchtend gelb. Die Spannweite der

Flügel beträgt nach meinen Messungen 2,50 (nach Humboldt 2,75), beim Weibchen etwas weniger.

Nach Brehm ist der Kondor über die ganzen Anden von Quito bis zum Kap Horn verbreitet. Ich möchte das Gebiet etwas einschränken, wenigstens habe ich südlich von der Lagune Aluminé, also in den waldigen Tälern der Kordilleren, nirgendwo einen Geier gesehen. Vielleicht sind ihm die Berge hier zu niedrig, auch ist er kein Freund des Waldes. Unter 2000 m hält er sich überhaupt nicht auf. Gewöhnlich hat er seinen Stand zwischen 2000 und 4000, fast möchte ich sagen zwischen 3 und 4000 m. Er liebt kahles Hochgebirge mit weiten Fernblicken.

Im allgemeinen beschränkt er sich darauf, gefallene Tiere zu kröpfen, seltener wagt er sich an lebende. Trotzdem habe ich beobachtet, daß er einzelne Guanacos und Vicuñas jagte, wohl in der Hoffnung, sie mürbe zu machen und schließlich zu schlagen, wie es in Deutschland die Krähen mit den Hasen machen. Soll eine Kuh kalben, so wartet er das frohe Ereignis ab und stürzt sich dann in Massen auf das Kalb. Er würde meiner Ansicht nach ein viel gefährlicherer Räuber sein, wenn er nicht überall in Argentinien einen gedeckten Tisch vorfände.

Er ist ein herrlicher Vogel, schöner noch als unsere Adler, besonders, wenn er hoch oben in den Lüften seine majestätischen Kreise zieht — jeder Zoll ein König. Oft habe ich ihn beobachtet, mich erfreuend an dem wundervollen Bilde, wenn in der strahlenden Vormittagssonne und der diaphanen Luft sein leuchtend gelber Schnabel und die helle Halskrause von hoch oben herunter grüßten.

Anders freilich wird das Bild, wenn man ihn beim Aase sieht. Wir haben ihn dabei schon kennen gelernt. Widerwärtig ist seine Gier. Wenn man ihn beobachtet, wie er einem gefallenen Tiere zunächst Augen und Ohren ausreißt, dann die weichhäutigen Teile am After kröpft und sich einen Weg nach innen bahnt, um schließlich die Eingeweide herauszureißen und zu verschlingen, so kann einen das Grauen befallen. Mit der Poesie ist es dann vorbei.

„Wenn er mit unsäglicher Gier seine Beute kröpft,“ sagt, wenn ich nicht irre, Tschudi, „große Fetzen Aas herunterwürgt und dann, vollgefressen, kaum noch einer Bewegung fähig, neben den Resten seines die Umgebung verpestenden Mahles zusammengekauert dasitzt, ist er doch nur ein ekelhafter Aasgeier.“

Aber schließlich kröpfen die Adler auch Aas.

Oft begleiten ihn in der Ebene Geierfalken, seine Trabanten, der Carancho und der Chimango, besonders ersterer, ein schöner stolzer Raubvogel von 70 cm Länge, der sich durch unglaubliche Frechheit auszeichnet.

Doch nun zurück zu den Ereignissen! In der Sierra del Tontal, die sich von der Grenze von Mendoza durch San Juan nach Norden zieht, suchten wir eines Mittags nach Wasser, das in diesen Gegenden sehr spärlich ist. Es sollten da irgendwo ein paar dürftige Wasserlöcher liegen, die wir durchaus nicht finden konnten. Vor uns ein langer Rücken und hinter diesem eine flache, mit Dornbusch bewachsene Mulde. Während ich von der Rückenlinie aus die Mulde übersah, erhoben sich plötzlich auf etwa 200 m ein Dutzend Kondors, um sofort wieder einzufallen. Das wiederholte sich alle paar Minuten.

„Da liegt ein Puma,“ sagte mein Gefährte, „der irgendein Tier geschlagen hat. Die Kondors machen ihm die Beute streitig, der Puma fährt auf sie los und jagt sie fort.“

Augenblicklich war ich vom Pferde und pürschte mich durch den Dornbusch an. Nach etwa 5 Minuten erreichte ich eine kleine Blöße, auf der die Kondors saßen und auf einen Busch äugten, der in der Mitte der Blöße stand. Was dort war, konnte ich nicht erkennen, da ziemlich hohes Pampasgras die Blöße bedeckte. Aber plötzlich sprang eine große Katze vom Busche aus vor, worauf die Kondors sämtlich in entgegengesetzter Richtung davönhüpften, sich aufschwangen und umherflatterten, um dann wieder einzufallen. Ich kroch nun auf dem Bauche etwas zur Seite bis auf einen Punkt, von dem aus ich einen besseren Überblick gewinnen konnte, und sah von dort aus den Puma auf einem Stück Wild liegen und giftig nach den Kondors hinüberfauchen. Ein Biattschuß warf ihn um. Mit einem zweiten Schuß erlegte ich noch einen der Kondors. Die anderen Geier standen auf und verschwanden in die Berge. Mit einem Schlage hatten wir reiche Beute: ein junges Guanaco, das ganz frisch gerissen war und noch Lebenszeichen von sich gab, eine mächtige Pumalöwin und einen großen Geier.

Inzwischen war die Wasserstelle gefunden. Das Erlebnis würzte unser bescheidenes Frühstück, zu dem die Markknochen des jungen Guanacos den pikantesten Bestandteil lieferten.

Am Rio Castaño in San Juan trafen wir einige Wochen später

auf eine viel größere Menge von Kondors, an die ich, ähnlich wie in der Sierra Tontal, ohne jede Schwierigkeit herankam. Die Geier waren in ihrer lüsternen Gier, sich einer leichten Beute zu bemächtigen, vollständig unachtsam geworden und dachten anscheinend nur an ihr Opfer. Vom Pferde aus sah ich am Ufer des Flusses mehrere Kondors auf- und niederfliegen. Auch ließen sich andere, aus dem Hochgebirge kommend, auf das Flußtal nieder. Dort mußte also irgendein Aas liegen. Auch hier glückte es mir, mich anzupirschen. Ich fand eine Kuh, die gekalbt hatte und ihr eben Geborenes wacker gegen die Geier verteidigte, die nach allen Regeln der Kunst zum Angriff übergingen. Die Kuh kämpfte mit den Hörnern, aber es lag auf der Hand, daß sie der Übermacht in kurzer Zeit erliegen würde. Die Geier saßen auf dem sandigen Boden am Flußufer und auf den Zweigen einer alten Weide.

Ich kam ohne zu zaudern der wackeren Mutter zu Hilfe. Zunächst putzte ich einmal auf etwa 100 m drei Geier aus der Weide weg. Dann schoß ich auf die übrigen, erlegte 6 Stück, eine gute Strecke.

Ob die Räuber später zurückgekehrt sind und sich doch noch das Kalb geholt haben, kann ich nicht sagen, halte es aber wohl für möglich.

Weiter nördlich, in Salta und Jujuy, haben die Leute die Angewohnheit, dicht vor dem Kalben stehende Kühe nach Haus zu treiben und in den Corral zu sperren, bis die Niederkunft stattgefunden hat. Im anderen Falle werden sie regelmäßig Opfer des Kondors.

Die Indianer machen sich die maßlose Gier des Kammgeiers zunutze, um ihn zu fangen. Sie legen ein Kuhfell auf die Erde, an dem sich größere Stücke Fleisch befinden. Unter dem Fell verbirgt sich ein Mann. Die Kondors stürzen sich auf das Fell, um das Fleisch zu kröpfen. Nun hebt der Mann an der entsprechenden Stelle das Fell, packt den Geier vorsichtig an den Fängen und schlingt von unten her Bindfäden um dieselben nebst Fell. Das muß natürlich mit großer Geschicklichkeit gemacht werden. Nachdem es ihm gelungen, mehrere Geier mit Schnüren festzumachen, kriecht der Indio unter dem Kuhfell hervor und wirft, unterstützt von anderen, Ponchos über die Vögel, die auf diese Weise gefangen werden.

Tschudi erzählt, daß diese Geier — vermutlich in Peru, Bo-



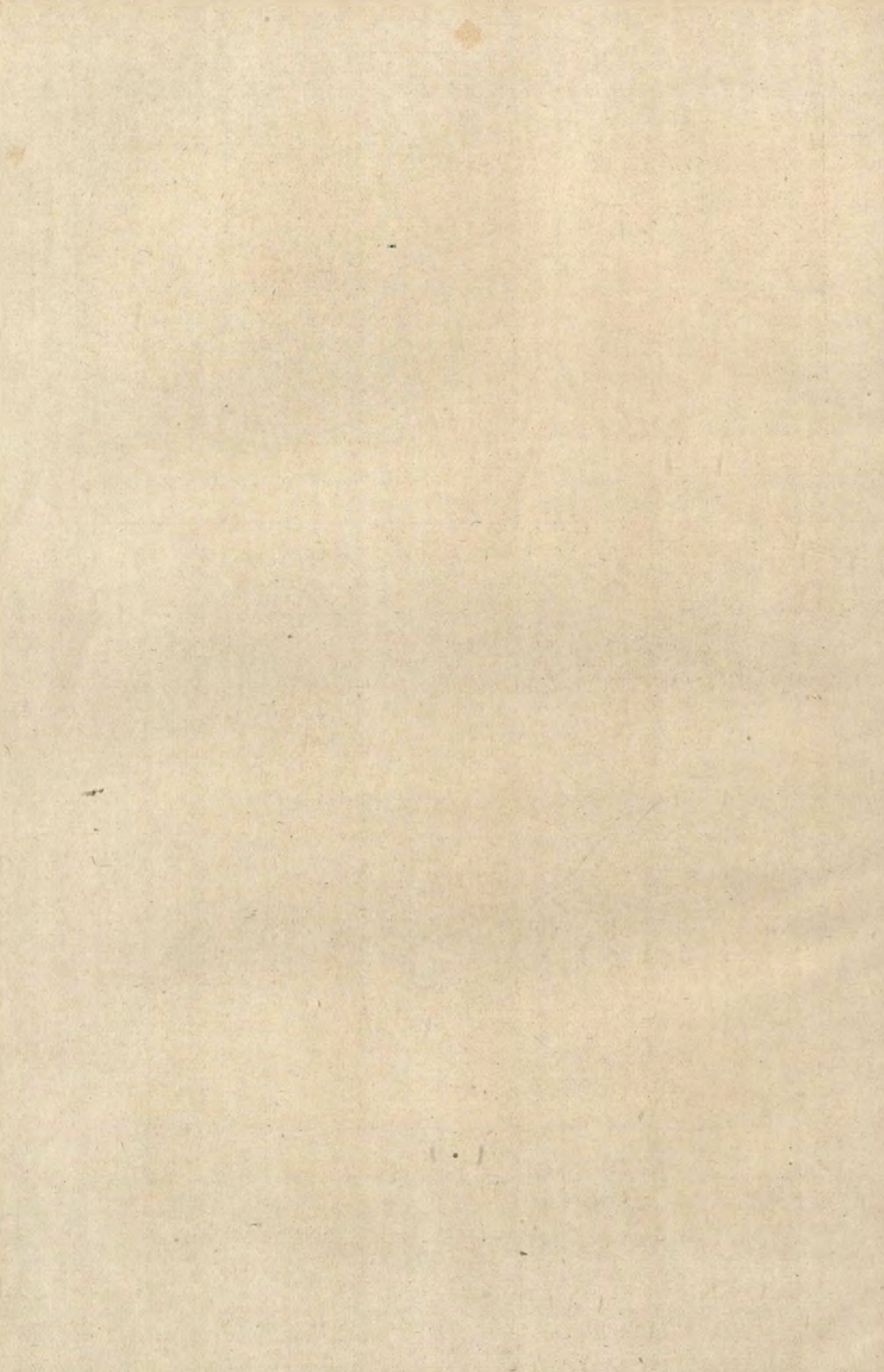
Bild 58.

Tal des Rio Tupungato.
Im Hintergrunde der Berg gleichen Namens.

Zu Kapitel 13.



Bild 59. Im Winter. Zu Fuß auf einsamer Paßhöhe. Zu Kapitel 13.



livien, Kolumbien oder Ekuador, denn in Argentinien habe ich nie davon gehört — bei Stierhetzen Verwendung finden, die, was Grausamkeit anbetrifft, unerreicht dastehen dürften. Man läßt die Kondors acht Tage lang hungern und bindet sie auf einem Stier fest, dessen Rücken mit Messern bzw. Lanzen blutig gestoßen wird. Dann zerfleischen die hungrigen Kondors den Rücken des Stiers, der natürlich wie toll in der Arena umhertobt. Dagegen ist allerdings die von den Spaniern bei ihren Stierkämpfen entwickelte Grausamkeit nichts.

Häufiger noch ist eine andere Fangweise. Fleischstücke werden ausgelegt, die mit berausenden und betäubenden Kräutern gefüllt sind. Wenn die Kondors sich damit vollgefressen, taumeln sie umher und werden nun leicht von den Indianern mit Knüppeln erledigt.

Dieser Geier muß ein fabelhaftes Gesicht haben. Hat man auf der Jagd ein Stück Wild erlegt, so dauert es nur wenige Minuten, und die Raubvögel sind zur Stelle. Sie müssen also irgendwo in mächtiger Höhe aufgeblockt sitzen, von wo sie die Berge bzw. die Ebene weithin überblicken können. Hat einer Beute entdeckt, so streicht er ab, und alle übrigen folgen. Ich habe sie manchenmal auf ihren Warten beobachtet — mit dem Glase natürlich. Es gehört eine gewisse Übung dazu, sie in den Felseinöden zu erkennen.

Nachmittags — gewöhnlich gegen fünf Uhr — scheinen sie auf ihre Schlafstellen einzufallen. Mehrfach entdeckte ich sie auf schmalen Felsvorsprüngen, vor Spalten und Rissen sitzend, angeklemt an die Felswand. Ehe ich dieses Kapitel schließe, will ich noch eines Vorfalles gedenken, der einen Beitrag zu der Frage liefert, ob der Kondor unter gewissen Umständen anzugreifen versucht. Im allgemeinen wird dies mit Recht verneint. Eine Ausnahme haben wir schon erwähnt — wenn die Mutterliebe in Frage kommt.

In diesem Fall greift ja fast jedes Tier, selbst das friedfertigste an.

Es gibt aber auch Fälle, in denen sich der Kondor wenigstens bereithält, über Menschen herzufallen, von denen er z. B. glaubt, daß sie am Ende ihrer Kraft sind.

Wir hatten am Tupungato auf Guanacos gejagt. Die Jagd hatte ein schlechtes Ende genommen, denn einer unserer Gauchos, der leichtsinnig zu weit auswärts auf einer Schneewächte galop-

pierte, war mit ihr zu Tal gestürzt. Es war schon spät am Nachmittage, der Schnee durch die Sonne weich geworden. Der Tupungato ist von allen Bergen Südamerikas meiner Ansicht nach der am schwersten zu ersteigende. Wir hielten es für unsere Pflicht, einen seitlichen Hang zu erreichen, von dem aus man unter die Stelle, wo die zu Tal gestürzte Wächte gesessen, blicken konnte, um zu sehen, was aus dem Burschen¹⁾ geworden, ob man ihm noch helfen könnte, obschon wenig Hoffnung auf Erfolg vorhanden. Mit unsäglicher Mühe kletterten die Pferde, von Block zu Block springend, bergab. Schließlich gerieten wir auf einen kleinen Vorsprung, von dem man den gegenüberliegenden Talhang übersehen konnte. Nichts war zu entdecken, denn es war schon dämmerig geworden. Sobald nämlich die Sonne hinter den hohen Bergen verschwindet, wird es in der Kordillere kolossal schnell dunkel. Zur Rückkehr war es nun zu spät. Also mußten wir wohl oder übel dort bleiben, wo wir uns gerade befanden.

So wurde denn ein bescheidenes Biwak aufgeschlagen. Etwas Holz hatten wir bei uns, so daß wir wenigstens zum Fleischbraten ein kleines Feuer anmachen konnten. Merkwürdigerweise blieb die Temperatur zunächst sehr milde, aber, was schlimmer war, es begann gegen acht Uhr zu schneien — und wie! Um Mitternacht steckten wir in meterhohem Schnee. Da erschien die Lage doch bedenklich, denn wir mußten denselben Weg bergauf steigen, den wir von oben gekommen, weil sich vor uns ein mindestens 1000 m tiefer Hang befand, den wir nicht hinunterkonnten. Wir hatten aber gute Führer bei uns, die den Tupungato und seine Hänge wie ihre Ponchos kannten.

Um Mitternacht wurde das Schneetreiben immer toller, aber gottlob erhob sich kein Sturm, sonst hätte die Sache sehr schlimm werden können. Ernst genug war die Lage ja an sich schon! Als das Tageslicht kam — es erscheint spät im Gebirge —, waren wir völlig eingeschneit. Aber es hatte in den Morgenstunden gefroren, so daß die Schneedecke fest war und Reiter und Pferd tragen konnte. Wir waren früh wach und standen bereit, um mit Hellwerden loszureiten, denn unser Weg war lang, auch mußten wir mit Verzögerungen rechnen. Wir waren noch damit beschäftigt, die Sättel nachzugurten, da erschienen die ersten gleitenden Schatten auf dem Schneehang und kurz darauf fielen — mit un-

¹⁾ Über sein Schicksal gibt das Kapitel „Die Schrecken des Hochgebirges“ Aufschluß.

glaublicher Frechheit — mehr als ein Dutzend Kondors in unserer unmittelbaren Umgebung ein. Zum Teil blockten sie auf Felsvorsprüngen auf, teils saßen sie auf dem blanken Schnee, keine 50 bis 100 m um uns herum. Wie wenig beneidenswert unsere Lage auch sein möchte, diese Frechheit mußte gestraft werden. So machten wir uns schußfertig, teilten die Ziele in Gruppen, davon je eine einem Schützen zugewiesen wurde. Und nun begann ein kolossales Gewehrfeuer. Wir waren unserer vier. Im Handumdrehen lagen 13 Geier. Dem Rest wurde die Sache ungemütlich. Er erhob sich in die Lüfte und verschwand.

In diesem Falle — das war klar — hatten die Kondors geglaubt, eine verunglückte Gesellschaft vor sich zu haben, deren Tage gezählt zu sein schienen. Sie warteten wohl auf unser baldiges Ende. Darin nun hatten sie sich getäuscht. Wir waren auf ausgezeichneten Pferden beritten, die uns nach großen Strapazen über die verschneiten Hänge hinüberbrachten. Ja, der Aufstieg ging besser vonstatten als der Abstieg am Tage zuvor, wo wir von Block zu Block springen und klettern mußten. Der Schnee hatte alle Zwischenräume zugedeckt. Als er unter dem Einflusse der Sonne weich wurde, befanden wir uns schon weit tiefer, außerhalb der Gefahrzone.

Ich habe im ganzen siebenundvierzig Kondors erlegt, gewiß eine stattliche Strecke. Wenn ich daran zurückdenke, sehe ich im Geiste ihre mächtigen Schatten über die graugelben Schotterhänge hinweghuschen, höre das Rauschen ihrer Schwingen, sehe sie hoch oben im blauen Äther ihre Kreise ziehen, atme wieder die kühle Bergluft und lasse die trunkenen Blicke schweifen über die riesigen Kare, die schier endlosen Hänge, Schroffen und Schneefelder, kurz, durchfliege noch einmal die herrlichen Stunden, die ich inmitten dieser unendlichen Hochgebirgseinsamkeit erleben durfte.



Im Schneesturm am Tupungato.

Dreizehntes Kapitel.

Die Schrecken des Hochgebirges.

Jene Riesen.

Der Sturmwind kam
Und trieb die Nebel in die Täler.
Von ihrer eignen Schönheit tief in Scham
Und purpurn übergossen, sonder Fehler,
Hoch ragten Bergespitzen in den blauen Dom.

Ein erster warmer Strahl
Umkrönte ihre greise Majestät
Und weckte hehre Schönheit überall
Und wogte langsam, aber stet,
Von reinen Höh'n den finstern Tiefen zu.

Den ersten Kuß des Lichtes jenen Riesen,
Die sehnsuchtsvoll den Arm zum Himmel strecken,
Die ew'ge Wahrheit finden möchten
Als einz'ge, die dem Leben nach sich recken
Und die nicht Ruhe finden, denn sie stehn im Lichte.

(Aus dem Nachlaß meines Sohnes Günther, gef. als Fahnenjunker
im 1. Garde-Feld-Art. Rgt. an der Somme am 9. September 1916.)

Die Schrecken des Hochgebirges — ein Titel, an dem mancher Anstoß nehmen dürfte, der sie nicht selbst als Hochgebirgsjäger oder Alpensportler kennen lernte, und doch nicht übertrieben. Wenn ich an gewisse Erlebnisse in den höchsten Anden zurückdenke, fängt das Herz noch heute an, lebhafter zu schlagen, wenn auch nicht mehr so wie damals. Wenn die Steinlawinen niederprasselten und uns mitsamt den Pferden zu Boden

wirbelten, wenn wir an einem Tausende von Metern jäh abstürzenden Hang klebten und der kümmerliche Saumpfad plötzlich, vielleicht von Lawinen fortgerissen oder durch ein Erdbeben abgesprengt, verschwand, wenn man den Blick auf die Felswand richten mußte, um Schwindel zu überwinden, Zittern der Knie und den Drang nach unten, wenn die unheimliche Bergkrankheit uns packte und wir eine ganze lange Nacht hindurch schweratmend, oft keuchend uns am Boden wälzten und das Tagesgestirn herbeisehnten, wenn man auf schwankendem Maultier an den Kehren der Serpentina eine Zeitlang in der Luft zu schweben glaubte und den Vorderwiesel krampfhaft packte, um nicht schwindelig zu werden beim Blick ins Bodenlose, — dann pochte das Herz wohl lebhafter als sonst, es sträubten sich auch wohl die Haare ein wenig, wie man zu sagen pflegt; doch ich will nicht vorgreifen. Die Tatsachen mögen sprechen. Zuvor aber scheint es geboten, kurz die Gefahren zu charakterisieren, die den Hochgebirgsjäger in den höchsten Anden bedrängen, und sie mit denen zu vergleichen, die wohl von den Alpen her bekannt sind.

Im Anfange dieses Buches haben wir den geologischen Aufbau des südamerikanischen Hochgebirges kennengelernt. Während von den Alpen, die aus älteren Zeiten stammen, durch die Einwirkung der Sonne und die Erosion des Wassers bereits ein Drittel fortgeschwemmt sein soll, so daß der nackte Fels in Form von Wänden, Nadeln und Kuppeln in die Erscheinung tritt, die dem Bergsteiger die größten Schwierigkeiten bereiten, ist den Kordillern erst zu Beginn des Pliocäns ihre heutige Gestalt gegeben, und zwar durch Faltung, begleitet von gewaltigen Ausbrüchen zahlreicher Vulkane, Ausbrüche, die stellenweise die zwischen den Bergketten gelegenen Täler vollständig ausfüllten, wie im Norden von Chile, Nordwesten Argentiniens und in Bolivien, was zur Bildung von ungeheuren Hochflächen führte. Auch heute noch sind zahlreiche aktive und erloschene Vulkane und Lavafelder für die Anden charakteristisch. Während nun in den südchilenischen und südargentinischen Kordillern infolge größerer Feuchtigkeit und sehr starker Vergletscherung die Erosion eine bedeutendere war, so daß die Felsformation (Sierra de la Catedral am See Nahuel Huapi) mehr den Charakter der europäischen Alpen annahm, haben die mittleren und nördlichen Anden mehr gewölbte Formen und auf der östlichen Seite allmähliche Anstiege, während nach Westen hin jähe Abstürze nach Chile hinüberleiten. Fast alle Hänge, oft

mehrere tausend Meter lang, haben die Gestalt von Schutthalden und Schurren, über die man zu Fuß und zu Pferd hinwegkommen kann, wenn der Fall nicht zu jäh ist. Überall liegen große und kleine Blöcke, meist scharfkantigen Gesteins, verstreut, das den Marsch sehr beschwerlich macht. Die Vegetation ist äußerst spärlich, beschränkt sich auf niedrigen Dornbusch, Kakteen aller Größen und Gras. Vorherrschend sind Jura und Kreide, auch ältere Eruptivgesteine, wie Granit und Porphy, letzterer aber in geringeren Mengen als in den Alpen, ferner Sedimentgesteine, z. B. Gips, Sandstein, Schiefer und Ton, schließlich Laven und Tuffe, Aschen und Lapilli. Viehweiden finden sich bis hoch hinauf ins Gebirge, die im Sommer benutzt werden, besonders von chilenischen Viehbesitzern, sog. Intrusos (Eindringlinge), die ihre Herden kreuz und quer durch die Bergtäler treiben.

Die Gangbarkeit der Anden ist deshalb, trotz weit bedeutenderer Höhen, verhältnismäßig besser als in den Alpen. Während in letzteren die Wegeverbindungen sich im wesentlichen auf die Täler beschränken, wegen der Steilheit der Felsformationen, kreuzen in Südamerika Saumpfade das Gebirge in allen Richtungen, ja man ist nicht einmal auf diese angewiesen, kann vielmehr das Gebirge zu Pferd auch außerhalb der Pfade an vielen Stellen passieren.

Die Verbindungen an sich sind natürlich weniger zahlreich als in den Alpen, beschränken sie sich doch auf die Linien zwischen den größeren, immerhin sehr spärlich gesäten Bevölkerungszentren auf der argentinischen und der chilenischen Seite. In den mittleren Anden haben die Verbindungen nur in einem Falle den Charakter eines für Fahrzeuge benutzbaren Weges angenommen, dort, wo die Transandinbahn über das Gebirge führt, während im waldigen Hochgebirge des Südens Fahrwege, die von den mit Ochsen bespannten, „Katangas“ genannten Karren benutzt werden, häufiger sind. Die Saumpfade befinden sich meist in einem schauerhaften Zustande, immerhin sind sie brauchbar für Reiter und Viehherden. Im übrigen bietet das Gelände dem Bergsteiger wie dem Berittenen — nach der Landessitte kommen nur Berittene in Frage — keine besonderen Schwierigkeiten, weder in der südlichen bewaldeten Kordillere, noch in der waldlosen, zwischen dem mittleren Chile und Bolivien gelegenen. Namentlich in letzterer, weil die Erosionstätigkeit hier verhältnismäßig gering gewesen infolge der minimalen Niederschläge, der höheren Schneegrenze und der ver-

hältnismäßig unbedeutenden Vergletscherung. Nur einzelne Berge bilden hier Ausnahmen, z. B. der Tupungato und der Aconcagua.

Anderseits bedroht die gewaltige Höhe der Berge und Pässe den Bergsteiger und Jäger mit ernstesten Gefahren, einmal wegen der Dünne der Luft, durch welche die bekannte Puna (Bergkrankheit) erzeugt wird, sodann infolge der oft furchtbaren Kälte und der entsetzlichen Stürme. Gegen erstere gibt es kein Mittel, als sich in tiefere Regionen zu begeben; alle anderen haben bisher versagt. Sauerstoffapparate haben zwar bei den Himalaja-Expeditionen gute Dienste getan. Solche Apparate kann man aber nicht gut mit auf die Jagd nehmen. Gegen die Kälte kann man sich durch zweckmäßige Kleidung — Windjacken, Pelze und pelzgefütterte Schlafsäcke — einigermaßen schützen. Verfügt man aber nicht über derartige Luxusgegenstände — ich wenigstens habe sie nie besessen, war einzig und allein auf meine auf dem Sattel liegenden Schaffelle angewiesen —, so wird man schwere Stunden durchmachen.

In diesem Falle muß man versuchen, der Kälte durch eine geschickte Zeiteinteilung aus dem Wege zu gehen. Dem Jäger wird dies eher möglich sein als dem Bergsteiger, der eine bestimmte Höhe erreichen will. In den Alpen Europas macht sich natürlich die Kälte auch in unangenehmer Weise bemerkbar, aber doch nicht derart, wie in den südamerikanischen Hochgebirgen, einmal, weil die Höhen niedriger sind und dann, weil überall gute Gasthöfe vorhanden, die jeden nur denkbaren Luxus gewähren. G. Winthrop Young empfiehlt in seiner „Schule der Berge“, daß der Bergsportler immer bei Rückkehr von einer Hochtour ein heißes Bad nehmen möge. Damit hat er unbedingt recht. Selten aber kann der Jäger im südamerikanischen Hochgebirge sich einen solchen Luxus leisten. Ich wenigstens habe im Laufe meiner Jahre dauernden Wanderung durch die Kordilleren nur zweimal das Glück gehabt, ein warmes Bad nehmen zu können, einmal in Puente del Inca und ein zweites Mal in den Bädern von Copahue. Gebadet habe ich freilich allabendlich, um den Schweiß abzuschwemmen, aber stets in kaltem Wasser. War es auch noch so kalt, bin ich doch wenigstens untergetaucht, habe mir eine rauschende Welle Gletscherwassers über den Rücken laufen lassen, um mich hernach, so gut es ging, mit dem Rock abzutrocknen. Ein unendlich wohltuendes Gefühl erwärmte dann den Körper, trotzdem man in freier Luft am Biwakfeuer saß. Allabendlich ein heißes Bad in

den Kordilleren! Wer lacht da! Und nachher ein warmes Bett! Das wäre eine schöne Sache! Aber so etwas gibt es nicht.

Und nun die Stürme! Je größer im Sommer die Hitze in der Ebene, um so stärker der Zufluß der kalten Luft von den Schneefeldern und Gletschern, die durch alle Schluchten und Täler hindurchbraust, den Fußgänger umwirft und selbst dem Reiter gefährlich wird. Es zieht dann wie durch Schornsteine, pflegen die Eingeborenen mit Recht zu sagen. Dies ist nur eine Art von Stürmen, die durch den Temperatenausgleich erzeugt werden. Viel schlimmer sind die plötzlich entstehenden Schneestürme und kalten Luftströmungen, die nachts die großen Bergriesen, wie Anconagua und Tupungato, umtoben. Sie bedrohen den Menschen mit sehr ernster Gefahr, teils durch die schreckliche Kälte, teils durch die Unsichtigkeit. Pferd und Mensch taumeln in die Abgründe, wenn sie nicht rechtzeitig hinter oder unter einem Felsen Schutz gefunden haben. Das sind Gefahren, die besonders im Sommer auftreten. Vom Winter brauchen wir nicht zu reden. Dann bedecken ungeheure Schneemassen die dürrtigen Verbindungen, kurz, die Kordillere ist für den Verkehr geschlossen. Noch heute wagt es wohl ab und an ein Wanderer, den Weg von Chile nach Argentinien auch im Winter zu Fuß zurückzulegen, natürlich nur auf dem Hauptpaß, dort, wo heute die Transandinbahn hinüberführt, meist aber zahlt er für das kühne Wagnis mit dem Leben.

Eine andere Gefahr bieten die Gletscher, die freilich weniger zahlreich sind als in den europäischen Alpen, mehr aber noch die Schneefelder, auf der am Tage heiße subtropische Sonne brennt. War ein Schneefeld bei Sonnenaufgang noch gefroren, wird seine Decke nach wenigen Stunden weich. Später frißt die Sonne sozusagen Löcher hinein, der Schnee wird höckerig. Diese Löcher werden tiefer und tiefer, so daß schließlich Gestaltungen stehenbleiben, die man wegen ihrer Ähnlichkeit mit gebeugten Menschen „Büßer“ nennt. Solche Schneefelder bezeichnet man mit dem Namen „Büßerschnee“. Sie stellen dem Marsche große Schwierigkeiten entgegen. Wächten verdienen besondere Beachtung. Sie bilden ja auch in den Alpen eine große Gefahr. Außer in den frühesten Morgenstunden sollte man sie immer meiden und niemals quer hinüberreiten.

Infolge der starken Bestrahlung geht die Schneeschmelze in den Kordilleren mit großer Schnelligkeit vor sich. Die Folge davon ist ein regelmäßiges starkes Anschwellen aller Bäche und Flüsse

in den Vormittags- bzw. Mittagsstunden. Dann wälzen die Wasserläufe auf ihren Böden Steine aller Größen zu Tal. Brücken gibt es mit ganz seltenen Ausnahmen — hiermit sind Eisenbahnbrücken gemeint — noch nicht. Die Wasserläufe müssen also auf Furten durchquert werden. Darin liegt eine große Gefahr, denn, wie schon erwähnt, reißt der Druck des Wassers auf dem Boden Steine zu Tal, die den Pferden und Maultieren schwere Verletzungen zufügen, sie sogar umwerfen. Einmal den Boden unter den Füßen verloren, sind selbst die Tiere in größter Gefahr, denn die Gewalt dieser Bergwasser ist furchtbar. In vielen hört man im Sommer um die Mittagszeit die Steine poltern und zusammenknallen. Derartige Gefahr gibt es in den Alpen nicht, weil dort zahlreiche Brücken vorhanden sind.

Bei dieser Gelegenheit muß ich einer anderen Wassergefahr gedenken, die den Unerfahrenen oft in große Ungelegenheit bringt. In der baumlosen Kordillere gibt es nämlich zahlreiche Trockenflüsse, deren Betten sich aus dem Gebirge zu Tal ziehen und vielfach von Reitern als willkommene Wege benutzt werden. Gehen nun oben im Hochgebirge Wolkenbrüche nieder, was zwar selten geschieht, aber doch einige Male im Sommer vorkommt, so stürzen plötzlich lehmfarbene Wassermassen in diesen Betten bergab, die alles mit sich fortreißen, was sich ihnen entgegenstellt. Mehr als einmal habe ich vor ihnen die Flucht ergreifen und mich auf die umliegenden Höhen retten müssen. So schnell wie die Fluten kommen, verschwinden sie zwar. Immerhin kann es sich ereignen, daß man nirgendwohin ausweichen kann, von den Fluten fortgerissen wird und dem Hochwasser zum Opfer fällt.

Die ernsteste aller Gefahren aber, die den Hochgebirgsjäger bedrohen — das gilt auch für die Alpen —, bilden die Steinlawinen. Sie sind verhältnismäßig häufig, namentlich auf den steilen Hängen der chilenischen Seite. Über ihre Ursachen weiß man nicht viel. Ich glaube nicht, daß die Guanacos sie in Bewegung setzen, bin vielmehr der Ansicht, daß in den meisten Fällen tektonische Vorgänge ihre Ursache bilden. In den Sommermonaten bebt es fast täglich in diesen Gebirgsgegenden, namentlich in der Höhe von Valparaiso und Santiago. Wenn nun so ein Bergriese ins Wackeln kommt, fliegen natürlich die auf und an ihm liegenden Steinmassen umher und kommen ins Rutschen, und die Steinlawine ist fertig. Kaum aus anderen Ursachen konnte die sog. Naranja

(Apfelsine) am See Lolog, von der wir im nächsten Kapitel sprechen, plötzlich eines Tages in den See stürzen. Ich persönlich habe es am Mercedario erlebt, daß durch Erdbeben gewaltige Steinlawinen in Bewegung gesetzt wurden, die uns um ein Haar in die ewigen Jagdgründe befördert hätten.

Schließlich muß man bedenken, daß die Kordilleren heute noch fast eine Wildnis bilden, von der im Handel noch keine Karten zu haben sind, so daß der Jäger allein auf seinen Kompaß und Ortsinn angewiesen ist; daß er keine Hilfe erhalten kann, wenn ihm ein Unglück zustößt, und daß er sehr geschickt seine Lebensmittel verpacken, ja sogar in manchen Gegenden Brennholz mitnehmen muß, will er nicht Hungers sterben. Eignet es sich doch nicht selten, wie ich es erlebt habe, daß das die Vorräte tragende Maultier abstürzt — und was dann? Hotels wie in St. Moritz und anderen Plätzen der Alpen gibt es in den Kordilleren nicht, oft nicht einmal eine elende Hütte, in der man eine Ziege oder ein Schaf erhandeln kann, sondern nur den blauen Himmel zum zudecken und etwas lehmiges Wasser zum trinken, kein Fleisch, kein Brennholz zum Feuer anmachen, also so gut wie nichts. Damit ist auch die Alkoholfrage, die in der Schweiz für den Bergsteiger eine so große Rolle spielt, in einfachster Weise gelöst. Alkohol ist hier unbekannt. Man genießt Mate oder ein mit Kaffee-Extrakt und Wasser hergestelltes Getränk, besonders aber erstere. Dieses — übrigens manchem Geschmack nicht sehr behagende — Getränk hilft selbst über den Hunger hinweg und ist im Hochgebirge von unschätzbarem Wert.

Noch eine Gefahr verdient Erwähnung. Die heiße Sonne ruft im Verein mit der Rückstrahlung und der scharfen Höhenluft, besonders mit den ständigen Winden, die einen feinen Sand zermahlenden Gesteins gegen die ungeschützten Körperteile des Jägers peitschen, leicht schwere Entzündungserscheinungen hervor. Hals, Gesicht, Hände und Arme tragen Brandwunden davon, die nicht ungefährlich sind. Wir haben als bestes Mittel gegen die Einwirkungen der Sonnenstrahlen ein leichtes flatterndes Halstuch erprobt, wie es drüben jeder Gaucho trägt. Weißes Fett nützte nichts, über gefärbtes verfügten wir nicht. Die Eingeborenen leiden in dieser Hinsicht weniger, weil sie einen dunkleren Teint haben.

Als Ergebnis dieses kurzen Vergleiches kann man feststellen, daß das Jagen in der Hochkordillere nicht so einfach ist wie in

den europäischen Alpen, denn die Verhältnisse in den südamerikanischen Hochgebirgen entsprechen heute annähernd — mit sehr wenigen Ausnahmen — denen, welche die Zimbern und Teutonen in den Alpen vorfanden, als sie hinüberzogen nach Italien, um an die Pforten des römischen Reiches zu klopfen.

Und nun zu den Tatsachen! Sie sprechen eine deutlichere Sprache als lange theoretische Abhandlungen.

Es war im Hochsommer, die Hitze, wie man zu sagen pflegt, knuffig. Selbst in Mendoza war es trotz der herrlichen schattigen Alleén, die jede Straße säumen, nicht zum aushalten. So freute ich mich, als ich wieder hinauskonnte in meine geliebten Berge. Bei dieser Gelegenheit kam ich wieder zu meinem Jagdfreunde, Don Alberto, der mit seinerzeit in das Hochgebirge eingeführt. Daß ihm mein Besuch willkommen, wußte ich von vornherein. Wenn er nur daheim war. Er hatte ja sehr viele geschäftliche Beziehungen zu Chile, die ihn häufig veranlaßten, das Nachbarland zu besuchen. Zu meiner Freude hörte ich schon unterwegs von mir begegnenden Reitern, daß er in Uspallata anwesend.

Die Sonne brannte so stark, daß ich trotz der vorgerückten Stunde froh war, in den Schatten der Pappeln zu kommen und bald darauf vor dem Farmhause aus dem Sattel zu steigen. Ich fand Don Alberto bei einer sehr angenehmen Beschäftigung. Neben ihm saß auf einer Seite ein humorvoller älterer Chilene, der von ihm Maultiere gekauft hatte, auf der anderen dessen jugendliche Gattin, die mit dem ganzen Charme ausgestattet war, der den Chileninnen eigentümlich. Vor ihnen auf dem Tische eine in Gletscherwasser gekühlte Bowle aus weißem Mendoziner Wein mit Pfirsichen. Eine leere Flasche Pommery stand vielverheißend daneben.

Da ich zehn Stunden bei glühendem Sonnenbrand im Sattel gesessen, nahm die Bowle zunächst mein Hauptinteresse in Anspruch. Gesegnetes Land, wo Milch und Honig fließt! Nach erfolgter Säuberung wuchs ich schnell in die herrschende frohe Stimmung hinein, die uns keinen Augenblick verließ, denn die Chilenen, besonders aber die Chileninnen, sind sehr umgängliche und vergnügte Menschenkinder. Ein Witz jagte den andern. Auch ich mußte heran und Witze zum besten geben. Zwar beherrschte ich die Nationalsprache schon einigermaßen, indessen reichten meine Kenntnisse noch nicht aus, um Witze zu machen, denn nichts ist schwerer, als Witze in einer fremden Sprache so vorzutragen, daß

die Pointe nicht verlorengelht. Ich tischte also einige pikante Kalauer auf, die vielleicht etwas gewagt waren, aber doch — vielleicht indirekt — einen durchschlagenden Erfolg erzielten, so daß das Auditorium sich wälzte vor Lachen.

„Großartig!“ rief Don Alberto ein über das andere Mal. „Mehr von dem Zeug! Wir hier in den Bergen gehören nicht zu den Jüngern des Chaste St. Antoine. Um aber von etwas anderem zu reden, Don Rodolfo, wollen Sie mich morgen nach S. Felipe in Chile begleiten, wo ich ein Geschäft abschließen muß? Wir werden über Valle hermoso und das Patostal zurückkehren. Am Mercedario wollen wir Guanacos jagen, habe Leder nötig. Später geht's zum Tupungato, wo wir in der nächsten Woche mit einigen Freunden jagen wollen. Die Guanacos stehen jetzt hoch oben in den Bergen. Da sollen Sie mal unser höchstes Gebirge kennenlernen. Davon können Sie dann Ihren Landsleuten erzählen. So etwas gibt es nicht in Europa. Sie sind ja guapo (erfahren) in den Bergen. Erinnern Sie sich noch, wie wir vom Paramillo bergab kletterten? Waren Sie auf der Jungfrau? Ich war oben. Jetzt aber sollen Sie noch weit höher hinauf. Was meinen Sie dazu?“

„Hm, hm,“ entgegnete ich, „bin selbstverständlich gern dabei.“

„Gut, Sie sollen dasselbe Pferd erhalten, das Sie damals ritten, den Braunen, der wie ein Guanaco klettert.“

„Nichts könnte mir lieber sein.“

Das alles fiel mir wie ein Geschenk in den Schoß. Noch am Abend wurde der Ausflug sorgfältig vorbereitet. Sättel, besonders Gurte und Hufbeschlag, wurden genau geprüft und in tadellosen Zustand gebracht, Vorräte in der Dispensa (Vorratsraum) ausgegeben und den einzelnen Reitern zugeteilt, denn jeder mußte eine mehrtägige Ration mitnehmen. Sogar Verbandzeug wurde verpackt. Die Sache schien ernst zu werden.

Bei Tagesanbruch ritten wir los, sämtlich zu Pferde. Maultiere wurden wegen ihrer Langsamkeit nicht mitgenommen. Drei Peone begleiteten uns, von denen mir zwei schon aus früherer Zeit bekannt waren. Fünf Reitpferde und fünf loselaufende Reservepferde gehörten zu unserer Kavalkade. In munterem Tempo ging es auf dem Höhenweg das Tal des Mendoza aufwärts nach Punta de Vacas, damals Endstation der Transandinbahn. Der Weg — einer der besten die es in der Kordillere gab — war im ganzen nicht übel, nur an einer Stelle direkt schwierig. Er lief am Hange einer Bergwand auf dem linken Flußufer einige hundert Meter

über dem Wasser entlang. Hier galt es nun, eine etwa 15 Meter hohe Schurre hinabzureiten, die kolossal jäh abfiel. An dieser Stelle hatte ich vor nicht langer Zeit meine ersten Erfahrungen in der Behandlung von Maultieren gemacht, die für mich unendlich nützlich gewesen sind. Damals war ich von der anderen Seite, also von Vacas her, gekommen, ritt ein mir unbekanntes Maultier, das sich in sehr gutem Futterzustande befand, und hatte bei mir einen Führer, der einem San Juaniner Truppenteil angehörte, der in Vacas zur Aufrechterhaltung der Ordnung unter den Arbeitern der Transandinbahn stationiert war. Ich trug bei dieser Gelegenheit einen Sommeranzug, und zwar lange Hosen, hatte keine Sporen an den Schuhen, dafür aber einen Spazierstock, also eine für das Reiten einer Mula denkbar ungeeignete Ausstattung. Obendrein war das Tier von einer geradezu phänomenalen Faulheit. Ich hatte damals noch gar keine Erfahrung mit Maultieren, sonst hätte ich mir von meinem Begleiter einen seiner Anschlallsporen geben lassen, und die Sache wäre in Ordnung gewesen. Es war qualvoll! Ich konnte mit dem Spazierstock dreschen, so viel ich wollte, die Dicke beeilte sich nicht im geringsten. Nur gelegentliches Brummen und Anlegen der Ohren, auch andere musikalische Äußerungen, bewiesen, daß sie meine Erziehungsmittel bemerkt hatte. So kamen wir an die erwähnte Schurre. Ich zog das Kreuz an und drosch auf die beleibte Dame los, um sie anzuspornen, den steilen Anstieg flott zu nehmen, der auf einem etwas vorspringenden Felsen aufwärtsführte. Wieder ließ der Faulpelz sein zorniges Brummen ertönen, machte plötzlich linksum, stellte sich mit dicht zusammengezogenen Beinen hart an den Rand des Abhanges und überließ mich einige Zeit meinen Betrachtungen. Tief unter mir rauschte der Mendoza. Es schien, als ob die Dame mir sagen wollte: „Wenn du mich noch einmal mit deinem Spazierstock drischest, so werde ich dich in den Fluß hinunterbefördern, damit du dein heißes Blut ein wenig abkühlst.“

„Cuidao con el baston! No la pegue mas, señor, mahnte der San Juaniner Kriegsknecht. (Vorsicht mit dem Stock! Schlagen Sie sie nicht mehr!)

Ich folgte seinem Rate und verhielt mich vollkommen ruhig. Das dauerte so ein bis zwei Minuten. Da drehte sich Madame um und spazierte ganz gemütlich die steile Schurre hinan. Jedenfalls hatte sie mir ad oculos demonstriert, wie sie behandelt sein wollte.

Großartig! dachte ich, so sind die Weiber!

Ich mußte lächeln, obschon mir noch kurz zuvor gar nicht lächerlich zumute war. Die Wahrscheinlichkeit, den Salto mortale aus dieser Höhe in einen reißenden Bergstrom hinein lebendig zu überstehen, wäre wohl sehr gering gewesen. Ich höre noch heute das Rauschen der Wogen des Mendozaflusses tief unter mir.

Als ich später Don Alberto den Vorfall berichtete, gab er mir sofort Anweisungen für die Behandlung der Maultiere, die mir später sehr nützlich gewesen sind, denn es ist ein großer Unterschied ob man ein Pferd oder ein Maultier zwischen den Schenkeln hat. Maultiere haben ihren eigenen Kopf. Sie sind viel klüger als Pferde. Im Hochgebirge darf man bei Meinungsverschiedenheiten zwischen Reiter und Maultier getrost annehmen, daß letzteres recht hat. Ich erinnere mich einer Tafel, die ganz oben an der Gemmi hängt, eine Art von Marterl, mit der Inschrift: „Hier stürzte die Gräfin ab, weil sie ihr Maultier selbst lenken wollte.“

Bei Vacas vereinigt sich der Tupungato mit dem Cuevasflusse. Von hier ab heißt der Fluß „Mendoza“. Der Weg wird nun breit und bequem. Durch ein schönes Tal von Matten geht es aufwärts über den Paramillo von Cuevas nach Puente del Inca. Etwas weiter hinauf beginnt der Tunnel der Transandinbahn, der damals noch im Bau war. In Inca lag ein von dem Briten Dr. Cotton gehaltenes Hotel, wo es, wie meist in Argentinien, gute Verpflegung gab. Hier übernachteten die von Chile kommenden bzw. nach Chile reisenden Personen, denn von dem nahen Cuevas starteten die Wagen, die auf der großen Paßstraße nach Santa Rosa hinüberfahren.

Puente del Inca — Brücke des Inca — hat seinen Namen davon, daß über diese Brücke einst die Indianer des Südens zogen, um dem Inca von Peru ihren Tribut zu bringen. Es gab hier eine natürliche Brücke — ein Naturwunder —, entstanden durch Unterwaschung. Sie war 20 Meter lang und 15 Meter breit bei 40 Meter Bogenhöhe. Ihre Höhenlage betrug 2750 Meter. Die Brücke soll vor nicht langer Zeit, wohl infolge eines Erdbebens, eingestürzt sein. Puente del Inca ist bekannt durch seine vorzüglichen Thermalquellen, die seitlich unter der Naturbrücke liegen. Auch ich habe dort gebadet. Das Bad war herrlich, obschon die Badekammern denkbar primitiv.

Es gab dort damals drei verschiedene Bäder, genannt

„Neptun“, „Champagne“ und „Venus“, mit 37-, 39- und 40-gradigem Wasser. Das schönste war das Champagnerbad, das seinen Namen wirklich verdiente. Es war so kohlen säurehaltig, daß man sehr vorsichtig sein mußte, nicht darin zu ersticken. Das Wasser brauste mit solcher Gewalt aus einem Felsspalt in die Kammer, daß der umliegende Felsboden zitterte. Das Bad begeisterte uns derart, daß wir später eine Flasche Pommery zu köpfen für nötig hielten.

Wir legten uns in einem schuppenartigen Gebäude zum Schlafen nieder. Sehr verlockend war der Raum nicht, bot aber immerhin ein Unterkommen, wie man es damals selten in den Kordilleren fand. Hier machte ich zum ersten Male Bekanntschaft mit der Bergkrankheit. Ich hatte die Tür geschlossen, weil die Kälte sehr unangenehm war. Gegen Mitternacht nun erwachte ich und hatte das Gefühl, ich müßte sterben, konnte nicht mehr atmen. Aber ich erkannte rechtzeitig die Ursache meines Zustandes, den Mangel an Ozon. Luft! Luft! Schon sprang ich aus dem Bett und stürzte zur Tür, die mit einem schweren Holzbalken verriegelt war. Schnell war der Riegel zurückgestoßen, die Tür flog auf, die kühle Nachtluft strömte herein. Tief atmete ich auf, alles Unbehagen war verschwunden. Nie wieder habe ich nachdem im Hochgebirge in geschlossenen Räumen geschlafen. Lieber blieb ich draußen, wie schneidend die Kälte auch sein mochte.

Don Alberto hatte nichts von dem Vorgang gemerkt. Er war wohl an das Klima seiner engeren Heimat gewöhnt. Wenigstens schlief er herrlich und schnarchte in allen Tonarten.

Am nächsten Morgen erhielt er beim Frühstück ein Telegramm, in dem man ihn ersuchte, nicht nach S. Felipe, sondern nach Sta Rosa de los Andes zu kommen, und zwar erst nach zwei Tagen.

„Was machen wir nun, Don Rodolfo?“ fragte er mich. „Wir müssen jetzt noch zwei ganze Tage hier herumliegen. Verflucht noch mal, das paßt mir nicht! Wie wär's, wenn wir zwischendurch einen Abstecher in die Berge machten?“

„Das ist ganz mein Fall,“ erwiderte ich. „Wissen Sie, was wir machen wollen? Lassen Sie uns durch das Horconestal zum Aconcagua reiten. Den hab' ich bisher nur aus der Ferne geschaut. Bitte, bitte.“

„Ja, wenn Sie mir versprechen, nicht hinaufkraxeln zu wollen.

Ihr Deutschen und Engländer seid komische Leute, könnt keinen Berg von unten betrachten, müßt alleweil auf die Spitze klettern. Als Fitz-Gerald 1897 den Aconcagua besteigen wollte, kamen sofort von Chile her die Deutschen, um ihm zuvorzukommen. Dafür haben wir kein Verständnis. Weshalb soll ich mir die Füße erfrieren lassen um des Ruhmes willen, diesen oder jenen Berg bestiegen zu haben? Mir geht es wie dem Schah von Persien, der die Rennen nicht besuchen wollte, indem er sagte, er wisse längst, daß ein Pferd schneller laufe als das andere. So weiß ich auch seit langem, daß ein Berg höher ist als der andere."

„Mein verehrter Freund, ich habe nie die Absicht gehabt, den Aconcagua zu erklimmen, aber sehen möchte ich den König der Anden aus nächster Nähe. Dieser Wunsch ist wohl verständlich. Ergo, schlagen Sie ein, und wir reiten sofort!"

„Abgemacht! Also aufs Pferd!"

Ich freute mich wie ein Kind auf das Weihnachtsfest. Wie hatte ich als Knabe mich danach gesehnt, die Riesenberge Asiens und Südamerikas kennenzulernen. Nun sollte ich den Riesen der Anden aus nächster Nähe schauen, dessen Höhe nur übertrifft wird von den Giganten Asiens, dem Mount Everest, Godwin, Austen, Kinchingianga, Dupleix, Mustagata und Gaurisancar, aber den Montblanc, dessen Größenverhältnisse dem Europäer vertraut sind, um mehr als 1600 Meter übertrifft.

„Wir werden," sagte Don Alberto, während wir dem Horconestal zuritten, das sich ganz nahe bei Inca abzweigt, „den Aconcagua auch noch von der anderen Seite kennen lernen, sobald wir in das Valle Hermoso eindringen. Wenn ich nicht irre, hat von dort aus ein Deutscher versucht, den Aconcagua zu besteigen, ohne indessen auf seine Spitze zu gelangen. Wissen Sie davon? 1897 war der Engländer Fitz Gerald hier, der durch das Horconestal vordrang und den Berg bestiegen haben soll."

„Ob ich davon weiß," unterbrach ich ihn. „Es war der bekannte Geograph Güßfeldt, der durch das Tal von Putaendo von Chile heraufkam und mit bewunderungswürdiger Energie sein schwieriges Unternehmen ausführte, wenn es ihm auch nicht gelang, den Aconcagua zu besteigen. Fitz Gerald beschreibt in der Einleitung seines „The highest Andes" betitelten Werkes Güßfeldts schneidiges Vorgehen. Ich habe noch kürzlich dieses Werk gelesen und kann Ihnen davon erzählen."

„Tun Sie es, mich interessiert der Versuch außerordentlich."

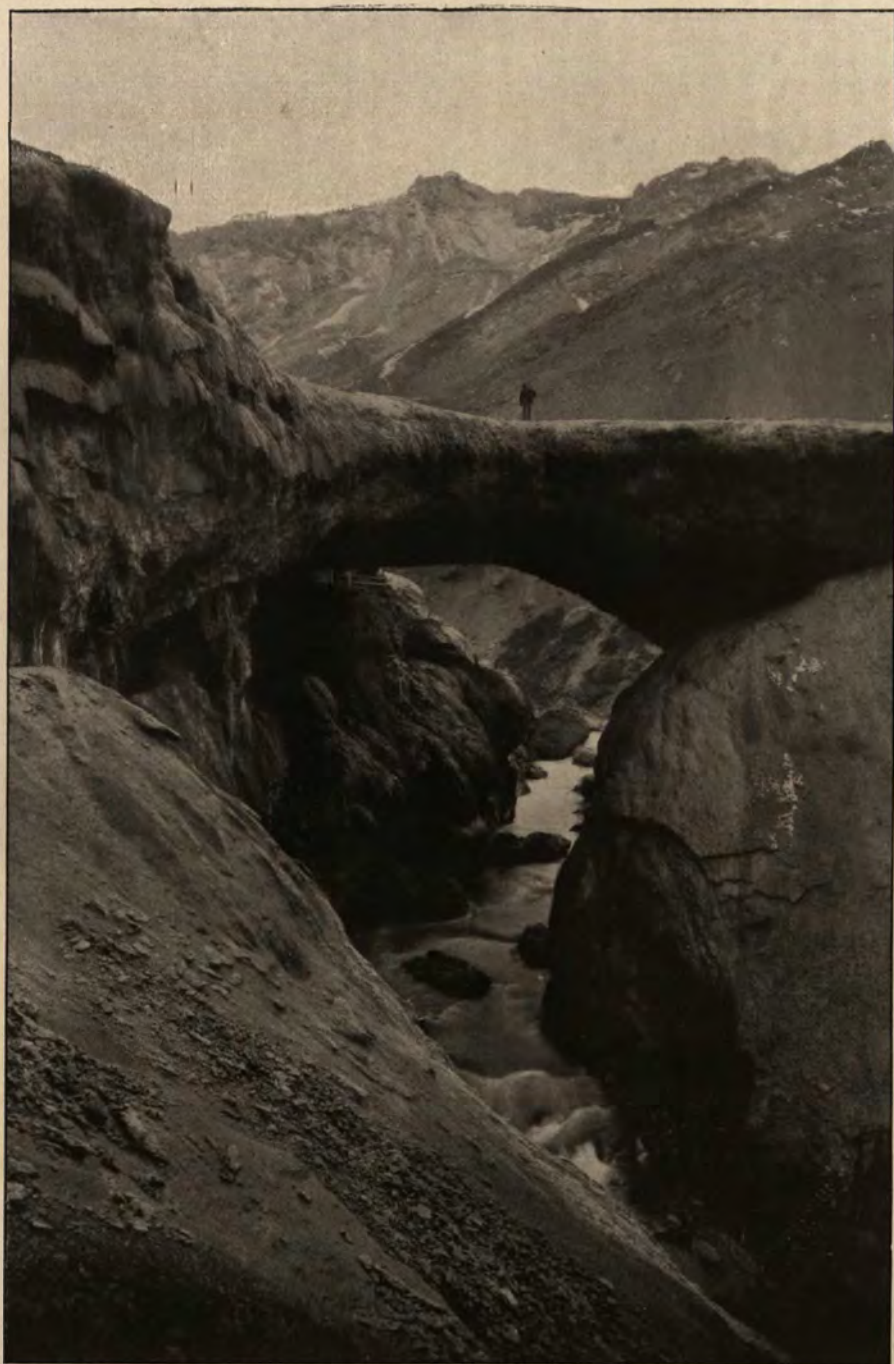


Bild 60.

Naturbrücke des Inca.

Zu Kapitel 13.

„Sie kennen ja das Patostal zweifellos ganz genau. Da zweigt sich irgendwo nach Süden der Cañon del volcan (die Vulkanschlucht) ab, der auf den Aconcagua zuführt. Gűßfeldt drang durch diese Schlucht in Begleitung von zwei Chilenen im Februar 1883 vor, als die Umgebung des Bergriesen noch ganz jungfräulich war. Im oberen Teil des Vulkantales richtete er seine Basis ein, die sehr bescheiden war, denn er besaß nicht einmal ein Zelt, sondern reiste genau so wie wir. Vor sich sah er eine steile Felswand, die erstiegen werden mußte. Ihre Höhe betrug etwa 1000 Meter.“

„Die kenne ich,“ warf Gonzalez ein, „aber nur von unten.“

„Während er nach der besten Stelle für einen Aufstieg suchte, bemerkte er, daß schon vor ihm jemand den gleichen Weg gesucht zu haben schien, denn er fand, an einen Felsen gelehnt, am Fuße der Bergwand ein noch mit Lumpen bekleidetes Skelett, das den abergläubischen Chilenen eine Warnung zu bedeuten schien. Aber Gűßfeldt ließ sich nicht abschrecken und fand als erfahrener Alpinist eine Rinne, durch die er die steile Wand erkletterte. Der Verunglückte mochte ein Gold- oder Diamantensucher gewesen sein, denn bei den abergläubischen Chilenen geht die Sage um, daß sich auf dem Aconcagua Gold- und Diamantfelder befinden. Gűßfeldt stand nun am Fuße des eigentlichen Aconcagua, der sich vor ihm in ganzer Glorie auftürmte. Der kühne Forscher befand sich auf 5500 Meter, nur noch etwa 2500 waren zu überwinden. Am 21. Februar begann er nun seinen ersten Aufstieg, der ihn bei klarem Mondschein mit nur einem Begleiter — der andere mußte infolge erfrorener Füße unterwegs liegenbleiben — am Nachmittage des folgenden Tages bis auf etwa 500 Meter unter den Gipfel brachte. Ein drohender Schneesturm trieb ihn ins Lager zurück. Sein erster Versuch war also mißglückt, 31 Stunden war er unterwegs gewesen.

Am 5. März unternahm er den zweiten, trotz heftiger Schmerzen infolge eines Zahngeschwürs. Auf die gleiche Höhe gelangt wie beim ersten Male, wurde er wieder durch einen Schneesturm an der Besteigung gehindert. Von Norden her wurde dann kein weiterer Versuch gemacht, die Spitze des jungfräulichen Berges zu erreichen.

Ein anderer Deutscher, Namens Habel, weckte das Interesse für die südliche Vormarschlinie. Er photographierte den Berg vom Horconestal aus, ohne zu wissen, daß es sich um den Aconcagua handelte. Und dann folgte die Ersteigung durch Zurbriggen und

Vines, die zur Expedition Fitz Gerald's gehörten. Gleichzeitig mit diesen Forschern brachen einige Deutsche aus Santiago auf, um auf dem Gűßfeldtschen Wege auf die Höhe zu gelangen, was ihnen aber nicht gelang. Das Skelett stand noch an derselben Stelle, warnend nach oben schauend. Es wird auch heute noch dort stehen."

„Das alles war mir sehr interessant,“ warf Don Alberto ein. „Ich hatte geglaubt, daß die Engländer die einzigen gewesen, die sich ernstlich an diese zwecklose Aufgabe herangewagt. Aber immerhin, allerhand Achtung vor dem Schneid des Herrn Gűßfeldt, allein ohne größere Mittel in diese unbekanntnen Felseinöden vorzustößen.“

Ohne besondere Schwierigkeit durchquerten wir mehrere Male den Horcones, obschon er bereits anfang, infolge der Schneeschmelze hoch zu gehen, denn es war glühend heiß. Unsere Pferde waren stark und unsere Leute verfügten über die nötige Erfahrung, Übergänge über geschwollene Bergströme ohne Unfall auszuführen.

Wir galoppierten flott vorwärts, weil wir an diesem Tage möglichst den oberen Horconesgletscher erreichen wollten. Es war ein herrlicher Ritt, trotz der immerhin recht schwierigen Übergänge in Höhe des großen Horconesgletschers, wo der nunmehr sehr hochgehende und reißende Fluß mehrere Male durchquert werden mußte. Hier war es, wo der Dr. C. Th. Stoepel¹⁾, der zusammen mit Dr. Reichert den Berg 1904 besteigen wollte, um ein Haar ertrunken wäre, wenn man ihm nicht einen Lasso zugeworfen hätte.

Das untere Horconestal ist außerordentlich wild und male-
risch. Mächtige erratische Blöcke geben der Landschaft einen
rauen Charakter. Die beiderseitigen Bergzüge zeichnen sich
aus durch wundervolle und mannigfaltige Färbung. Besonders
erregt der Cerro de los Almacenes Interesse.

Über endlos scheinende Moränenhänge hinweg geht es un-
unterbrochen vorwärts. Die Landschaft ist so interessant, daß
wir uns kaum nach Wild umschaun, obschon wir ab und an das

¹⁾ Wer sich für die Einzelheiten der Aconcagua-Besteigung durch Dr. Reichert interessiert, möge sich mit Herrn Dr. Stoepel-Mannheim in Verbindung setzen. Dr. Reichert und ein Schweizer Ingenieur erreichten den Gipfel und fanden dort den Eispickel Zurbriggens.

Wiehern eines Guanacos hören, das neugierig uns anäugt, um dann hinter dem nächsten Hang zu verschwinden.

Nach und nach hört jede Vegetation auf. Ein weites Schneefeld war zu durchqueren. Galoppieren konnte man nicht mehr, denn es bestand aus altem, von der Sonne zerfressenem Winterschnee, der im Schatten gefroren und wieder in der Sonne glatt und matschig geworden war. Die Anstrengung für die Tiere war groß. Schließlich erreichten wir den oberen Horconesgletscher und damit den Fuß des Riesenberges. Hier wollten wir die Nacht verbringen. Es war Abend, aber noch hell genug, um die wunderbare Szenerie auf sich einwirken zu lassen, deren Spitzen im rötlichen Glanze der hinter den Grenzbergen eben verschwindenden Sonne lagen. Wir befanden uns hier auf etwa 4800 Meter.

Don Alberto zeigte nach oben und machte mich aufmerksam auf eine Stelle, wo Fitz Gerald's Expedition ihr erstes Lager bezogen, um von dort aus den Aufstieg auszuführen. Man sah mit einem Blick, daß sie die geeignetste war. Einen anderen Weg hätte man gar nicht nehmen können, Rechts davon türmte sich der Aconcagua auf, links stieg der obere Horconesgletscher in Richtung auf das 6700 Meter hohe Cuerno (Horn) an. Daneben der mächtige Co. Catedral, an den sich nach Süden die Grenzcordillere anschloß — ein unvergleichliches Alpenpanorama, um dessentwillen allein sich eine Reise von Europa nach diesen fernen Gegenden lohnen dürfte. Wer aber von allen Reisenden, die auf der großen Heerstraße von Chile kommen oder nach Chile wandern, sucht diese einzigartigen Hochgebirgsgegenden auf? Getrost kann man sagen — niemand. Ich verstehe nicht, daß sich noch kein Unternehmer fand, der hier oben ein Hotel erbaute und Brücken über den Horcones schlug. Aus allen Teilen der Welt würden die Globetrotter herbeieilen, um dieses Naturwunder zu schauen; ein zweites Darjeling könnte hier entstehen. Aber einst wird kommen der Tag.....

Ich bin zufrieden, daß ich diese Herrlichkeiten schauen konnte, bevor der Fremdenstrom dieser Stätte des Friedens ihren Charme nimmt, denn die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

Nun wurde es aber empfindlich kalt. Vom Gletscher wehte ein Mailüfterl herab, das uns bis aufs Mark auskühlte. So holten wir denn unsere Ponchos bzw. dicken Jagdröcke von den Sätteln und wickelten uns ein, so gut es ging.

Gegen Mitternacht wurde die Kälte unerträglich. Aus dem Mailüfterl war ein sturmartiger Wind geworden, der uns zwang, zahllose Male aufzustehen und im Kreise umherzulaufen, um ein wenig warm zu werden. Der Mond war verschwunden. Dunkelheit setzte ein. Dann fing es an zu schneien — und wie! — So verstrich die Nacht — wie es uns schien, entsetzlich langsam. Endlich die Dämmerung. Der Wind hatte nachgelassen. Plötzlich erglühete der Riesenberg im purpurnen Schimmer des Morgenrots.

Wir saßen schon im Sattel und ritten über die frischüberfrorene Schneedecke zu Tal. Nun erst sah man die ganze Pracht dieser herrlichen Hochgebirgslandschaft. Die Sprache ist zu arm, sie würdig zu schildern, diese gewaltigen dunklen oder roten Felsmassen, die sich auf allen Seiten um uns herum auftürmten, die mächtigen Schneehänge, die bläulichen Eismassen der Gletscher und vor uns die malerischen Kulissen des Horconestales — ein Bild, zu dem der rauschende Gletscherfluß die Musik spendete! Mit einem Schlage fühlte ich mich um Äonen zurückversetzt, in jene fernen Zeiten, wo furchtbare Naturgewalten die Felsen durcheinanderschleuderten, Berge erstanden und wieder versanken, Meeren und Eismassen Platz machend, als sich das Land, einem gewaltigen Drucke Folge gebend, vermutlich von Ost nach West aufrollte, und jene Gebilde geschaffen wurden, die sich in erhabener Schönheit um uns ausbreiteten.

Wir hatten genug gesehen, ritten flott bergab, um die Furten noch rechtzeitig vor Eintritt des Hochwassers kreuzen zu können. Dort, wo sich das Tal erweiterte, einige Kilometer vor dem großen Horconesgletscher, wurde plötzlich ein großer Fuchs von unseren Hunden hochgemacht, der nach dem Gebirge hin zu entkommen suchte. Sofort jagten wir hinter ihm drein, und nun gab es eine herrliche Fuchsjagd. Reineke wollte die Halde hinauf, kam aber auf dem schon in der Sonne liegenden Schnee zu langsam vorwärts. Die Terrier überholten ihn, so daß er gezwungen war, das Tal von neuem zu durchkreuzen. Er lief direkt auf den Horconesfluß zu. Hier schlug er einen Haken, vermutlich, weil er sich den hochgehenden Fluten nicht anzuvertrauen wagte. Dann gab es eine flotte Jagd talab. Am Flusse stellte er sich den Hunden, wurde von den Terriern gewürgt und langgezogen. Mit seinem Balg war nicht mehr viel anzufangen. Er wurde an einen Sattel gebunden, und die Reise ging weiter.

Um die Mittagszeit der für den Sommer charakteristische Sturm zum Ausgleich der Temperatur. Gottlob kam er von hinten. Die Baskenmütze — die im Hochgebirge nützlichste Kopfbedeckung — wurde fest über den Kopf gezogen. Die Flußübergänge waren schwieriger als am Tage zuvor. Der Horcones ging hoch, so daß öfters mit dem Lasso nachgeholfen werden mußte. Alles lief aber gut ab, denn unsere Leute hatten sämtlich reiche Erfahrung auf diesem Gebiete. Was sonst noch geschah, hat kein Interesse für die Allgemeinheit.

Am folgenden Tage kreuzten wir die Grenze neben dem Standbild des Christo redemptor (Heiland). Tiefer Schnee lag ringsumher. Ein herrliches Denkmal des Erlösers auf einsamer Höhe — ein wunderbares Werk, das einen überwältigenden Eindruck macht. Es schien mir — vielleicht infolge seiner Umgebung und der eigenartigen Stimmung, in der man sich in diesen Höhen befand — eines der schönsten Denkmäler zu sein, das ich je gesehen. Worte vermögen nicht auszudrücken, was ich bei seinem Anblick empfand, inmitten des in Schnee und Eis erstarrten Hochgebirges. Das kann nur empfunden werden. Unwillkürlich sprach ich einige Verse aus dem Faust, Prolog im Himmel, vor mich hin:

— — — Und alle Deine hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag.

Wenige Tage darauf verließen wir das freundliche Chile, dessen Bewohner, wie alle Südamerikaner weißer Abstammung, von großer Liebenswürdigkeit und Gastfreiheit sind, und ritten das Tal des Putaendo empor und die steilen Wände hinan, die zum Paß von Valle Hermoso führen, über den einst der Nationalheld Südamerikas, General José San Martín, mit dem Befreiungsheere nach Chile einbrach, um hier die spanische Macht zu zertrümmern. Da ich alle Einzelheiten dieses denkwürdigen Siegeszuges und Hochgebirgsüberganges sehr genau kannte, der sich würdig dem Alpenübergange Hannibals zur Seite stellt, sprach ich wenig. Vor meinem geistigen Auge standen die Helden auf, die in den ersten Tagen des Februars 1817 zu Tal zogen, um unter Leitung San Martins die Königlichen entscheidend bei Chacabuco zu schlagen. Hier zeichnete sich besonders das Regiment Grenadiere zu Pferd aus, das man später in der Armee mit der historischen Uniform wieder auferstehen ließ.

Es dunkelte bereits, als wir den Paß kreuzten. Wir suchten aber noch möglichst weit hinabzusteigen, um unser Biwak an geschützterer Stelle herzurichten, denn wir waren sehr scharf geritten. Von Putaendo in Chile bis zum Paß sind immerhin 130 Kilometer, nicht viel für amerikanische Verhältnisse, aber doch wegen der Steigungen eine bedeutende Entfernung. Und nun fehlten noch 30 Kilometer bis in die Höhe des Mercedario, eines gewaltigen Bergmassivs, das dem Aconcagua an Mächtigkeit wenig nachsteht. Wir erreichten denn auch unser Marschziel nicht ganz, schlugen vielmehr unser Biwak an einer geschützten Stelle halbwegs zum Mercedario auf.

Es war eine kalte Nacht. Man fror wie ein Schneider, wie man zu sagen pflegt. Um vier Uhr morgens wurden wir plötzlich infolge eines sehr starken Ruckes wach, den ich mir zunächst nicht erklären konnte, bis ich den Ruf: *Terremoto!* (Erdbeben) vernahm.

Ja, was war denn weiter dabei? An Erdbeben waren wir doch in dieser Gegend gewöhnt. Im Sommer bebte es fast täglich. Daraus machte sich niemand etwas. Das letzte große Erdbeben, durch das die Stadt Mendoza fast ganz zerstört wurde — die umherliegenden Trümmer einer Kirche legen Zeugnis davon ab —, hatte vor langen Jahren stattgefunden.

Ich ließ mich deshalb nicht stören, bis plötzlich nicht weit von uns ein gewaltiges Felsstück tanzend von der Höhe herabpolterte und mit einem kolossalen Krach auf einen Felsblock aufschlug, daß es eine Detonation gab wie bei einer explodierenden Granate und die Splitter durch die Luft piffen.

Alle Welt fluchte in der landesüblichen Weise, was ich hier nicht wiedergeben möchte. Mit einem Satze waren wir hoch. Auch den Pferden war der Schreck in die Glieder gefahren. Bald aber beruhigte sich alle Welt und ging wieder zur Tagesordnung über.

Wasser wurde heiß gemacht und der Mattetopf kreiste herum. Über dem Feuer schmorte ein Braten. Da waren die Eindrücke des Erdbebens bald vergessen.

Man wird in Amerika Fatalist. Erdbeben wie das, welches einige Zeit später Valparaiso mit einem Ruck in Trümmer legte, kommen nicht alle Tage vor. Trotzdem bildeten die in dieser Gegend so häufigen Beben unser Gesprächsthema beim Morgenimbiß.

„Heut' werden wir mit Steinlawinen rechnen müssen," sagte Don Alberto, der beste Kenner seiner engeren Heimat. „Wenn sich das Erdbeben wiederholt, haben wir sogar mit Sicherheit solche Lawinen zu erwarten. Mit denen ist nicht zu spaßen."

„Weiß ich von den Alpen her," entgegnete ich. „Doch dagegen ist nichts zu machen. Man muß seinem Sterne vertrauen. Pech, wen's trifft!"

„Haben Sie auch keine Bedenken, die Jagd unter diesen Umständen mitzumachen?" fragte er, anscheinend besorgt, obschon es dabei um seine Mundwinkel zuckte.

„Du tout!" entgegnete ich. Wir sprachen nämlich häufig aus alter Gewohnheit Französisch zusammen.

„Dann aufs Pferd! A cavallo!"

Gesagt, getan! Noch war nichts von der Sonne zu sehen. Sie stand noch hinter den gewaltigen Felsmauern, die das Tal nach Osten hin abschlossen. Alles war noch in Dunkelheit gehüllt, aus dem nur die Schneefelder hervorleuchteten. Aus der Tiefe herauf drang das Rauschen eines Flusses, vermutlich eines Nebenflusses des Rio de los Patos (Entenflusses).

Langsam wurde nun bergabgeklettert, lange Zeit. Als es dämmerte, erkannte man die Konturen der Felsen, die Kare, Schneehänge, Firne und mächtigen Schutthalden, kurz die gewaltige Trümmerwildnis, die sich bis an die schwarzen schnee- und eisgekrönten Wände des Mercedario hin erstreckte. Unten rauschte der gelbgraue, schaumwirbelnde Fluß. Nach Süden strichen tiefe dunkle Schluchten zum Aconcagua, unter ihnen die, an deren oberem Ende das warnende Skelett drohend die Hand erhob.

Unsere Gedanken schienen sich entgegenzukommen, denn ganz unvermittelt bemerkte Don Alberto: „Mir gefällt die Luft nicht. Es ist so schwül. Irgend etwas stimmt nicht. Wir werden noch weitere Erdbeben erleben. Was haben Sie mir da gestern von dem verdammt Skelett in der Quebrada del Volcan erzählt? Ich sehe das Ding jetzt an jeder Felsecke."

„Lassen Sie sich nicht von dem toten Chilenen beeinflussen," suchte ich meinen Gastgeber zu beruhigen. „Er ist sicherlich unschuldig daran, wenn die Erde beb't."

Ein unterirdisches Grollen tönte in diesem Augenblick zu uns herauf. Seltsames Zusammentreffen!

Aber wir waren nicht abergläubisch. Im Glanze der Morgensonne dehnten sich an den Hängen des Patostales zwischen den Schutthalden grüne Matten, gerade das, was wir wünschten, denn an solchen, mit jungem Gras bestandenen Plätzen hielten sich die Guanacos gern zum Äsen auf, namentlich in den frühen Morgenstunden, während sie später, wenn die Hitze drückend wurde, höher hinaufzogen auf die beschneiten Halden. Seitwärts bogen wir vom Passe ab und durchquerten ein weites Geröllfeld, das zu einer Hochpampa hinüberführte, auf der wir hoffen durften, Wild zu finden.

Wir waren etwa auf der Mitte des Feldes, als die Höhen zur linken im goldigen Scheine der Morgensonne erglüheten. Eine Schneekuppe nach der anderen verfärbte sich, leuchtete wie feuriges Gold, bis schließlich die ganze Bergkette vom Mercedario nach Norden in goldige Lohe getaucht schien. — Links standen die dunklen Wände des Mercedario, der sein schneegekröntes Haupt 6000 m hoch erhebt. Auf der anderen Seite fiel das Gelände in gewaltigen steilen Schutthängen gelblichgrauer Tönung. Vor uns eine schmale Hochgebirgspampa auf mählich fallendem Gelände. Hinter einigen Blöcken beobachteten wir die Pampa, über der leichte Frühnebel hin- und herwohten. Mit bloßem Auge entdeckte man hier und dort äsende Rudel, die uns noch nicht eräugt hatten, weil wir sehr sorgfältig die Deckung ausnutzten. Im übrigen wäre das Wild, auch wenn es uns eräugt hätte, nicht sofort flüchtig abgegangen, denn in diesen einsamen Höhen, wo nur sehr ausnahmsweise Menschen erscheinen und wo es fast nie gejagt wird, ist das Guanaco außerordentlich vertraut.

Ab und an mag hier wohl ein Chilene mit einer Wanderherde passieren, der dann aber meist auf dem Patoswege weiterzieht, um die unten gelegenen Almen aufzusuchen. Die Unbilden der Witterung, insbesondere die schweren Stürme, lassen es jedem geraten erscheinen, die hochgelegenen schmalen Pampas zu vermeiden. Die vor uns liegende hatte beispielsweise eine Breite von nur 50 bis 100 m und zog sich an den Felswänden des Mercedario entlang.

Sofort packte uns die Jagdpassion. Die Lage war einfach. Es gab keine andere Möglichkeit als die, geradeaus zu reiten bis an das Ende der vielleicht 2 km langen Alm, dem Wild hart aufzubleiben und am jenseitigen Ende, wo eine Schlucht mit Schutthängen in die Höhe führte und wo das Wild hinauf mußte, in

Feuerstellung zu gehen. Bolieren sollte verboten sein. Die Felsen zur linken waren viel zu steil, fast senkrecht, und der Schutthang zur rechten viel zu jäh, als daß selbst Guanacos dort hätten entweichen können. Der Morgenwind stand günstig, wehte auf uns zu.

Ganz leise wurden Anweisungen erteilt. Don Alberto und ich ritten in vorderer Linie, mit einigem Abstand folgten zwei Peone, während der dritte mit den Reservepferden zurückblieb. Vorsichtig im Schritt anreitend sahen wir die Guanacos aufwerfen und uns anäugen. Einzelne ließen ihr übliches Wiehern erschallen, das unsere Pferde beantworteten. So kamen wir bis auf etwa 50 m heran. Hätten wir jetzt schon auf das Wild schießen wollen, nichts wäre einfacher gewesen, als vom Pferde aus zu feuern, oder abzuspringen und freihändig zu schießen. Wir aber wollten zunächst unseren Reitsport haben. Schlugen deshalb einen gemächlichen Kanter an und drückten das Wild vor uns her. Es ritt sich, obschon sich die Pampa nach rechts in Wellen neigte und stellenweise, besonders am äußeren Rande, naß war, verhältnismäßig gut, wenn auch von einer flotten Pace natürlich nicht die Rede sein konnte. Glücklicherweise war das Gras nicht glatt, wie es zu sein pflegt, wenn die Sonne es beschienen hat. So ging es etwa einen Kilometer vorwärts, als die Pampa sich verengte und es nötig war, näher an die Felsen heranzuschließen. Vor uns passierten durch die Enge etwa 50 Guanacos, denen wir so dicht aufsäßen, daß unsere Pferde keine 10 m vom Wilde entfernt waren. In dem Rudel flüchtete auch ein Puma, der irgendwo aufgestöbert sein mochte. Inzwischen war das Tempo etwas flotter geworden. Finster drohten die gewaltigen schwarzen Wände. So näherten wir uns der engsten Stelle, wo nach der Jagdweise der Eingeborenen einige Jäger hätten postiert sein müssen, um den Sack zu schließen und die Schlächterei mit den Boleadoras zu beginnen. Gottlob, daß wir nicht à la Indio jagten! Unser Jagdherr war zu sehr Sportsmann, um mir eine derartige Jagd vorzuführen, von der er wußte, daß sie mir in der Seele zuwider war. Darüber hatte ich ihm bei anderer Gelegenheit keinen Zweifel gelassen.

Da trat ein elementares Ereignis ein, das unseren Jagdplan mit einem Schlage über den Haufen zu werfen drohte. Wir vernahmen plötzlich ein Krachen und donnerndes Gepolter hoch oben über und vor uns in den schwarzen Wänden. Ehe wir noch stoppen konnten, sahen wir in einer Rinne alles in Bewegung.

Steinlawine! Schon flogen vor uns mächtige schwarze Felsklötze durch die Luft auf und über die schmale Halde hinaus, während Hunderte, vielleicht Tausende von kleineren Felsbrocken nachfolgten. Sie hüpfen, tanzten und sprangen umher und rollten mit donnerähnlichem Gepolter durch die Rinne hinab, bis zuletzt von hoch oben her eine viele Tonnen schwere Gesteinsmasse durch die Luft herabgeflogen kam, zum Teil auf die Halde fiel, daß das Wasser hoch aufspritzte, zum Teil über die Halde zu Tal brauste. Entsetzen packte uns. Der gewaltige Luftdruck warf die Pferde zur Seite, die, hoch aufbäumend, sich überschlugen. Während Don Alberto sich am Boden wälzte und mit seinem Pferde den Hang hinabzukollern schien, rollte ich bergab, packte einen Grasbüschel, riß ihn aus und landete schließlich hinter einem frisch abgestürzten Felsblock. Das war eine schöne Bescherung! Zunächst befühlte ich meine Glieder und war erfreut, daß sie noch richtig funktionierten. Dann sah ich mich nach Don Alberto um, der sich aufrichtete und an einer Hand zu bluten schien. Er sagte gleich, das mache nichts. Weiter rückwärts lag einer unserer Peone, dem ein Stein gegen die Schulter geflogen war. Auch die Pferde hatten verschiedene Verletzungen davongetragen, aber es war nicht schwer, sie aufstehen zu machen.

„Rasch in die Sättel!“ rief uns der Jagdherr zu.

Beim Aufsitzen merkte ich, daß ich einen schweren Schlag gegen die linke Seite erhalten. Im Nu waren wir über die Felsmasse hinüber und galoppierten den Guanacos nach, die inzwischen einen tüchtigen Vorsprung gewonnen hatten. Auch an anderen Stellen schienen Steinlawinen heruntergekommen zu sein. An einer lag mitten auf der Halde ein wohl mehrere Tonnen schwerer Felsklotz, der tief in das Erdreich eingedrungen war. Als wir am jenseitigen Ende der Alm anlangten, sahen wir das Wild in die Schlucht und an den seitlichen Hängen hinaufflüchten. Wie der Blitz waren wir aus dem Sattel und eröffneten das Feuer. Mich hinderten die Schmerzen an der linken Seite, wenn ich in Anschlag ging. Trotzdem gelang es, drei Stücke Wild zu strecken. Der Puma war inzwischen verschwunden. Einige Guanacos preschten zurück, die wir wohl nicht eher bemerkt hatten, weil hier so viele Felsblöcke umherlagen. Davon erlegte ich zwei, während sie in voller Fahrt breit an mir vorüberflüchteten.

Während das Wild abgestreift wurde, brachten wir unser beschädigtes Sattelzeug in Ordnung und untersuchten die Pferde,

die glücklicherweise mit Hautabschürfungen davongekommen waren. Sorge machte uns nur der Peon, der an seiner linken Schulter starke Schmerzen hatte. Ich selbst zog mein Hemd ab und untersuchte meine Rippen. Gottlob war keine gebrochen. Es war nur eine Quetschung vorhanden, die keine Rolle spielte. Aber meine Uhr, die ich in der linken Außentasche meines Hemdes trug, war ganz zusammengedrückt. Don Albertos Handverletzung stellte sich gleichfalls als unbedeutend heraus.

„Immerhin haben wir Glück gehabt, daß keinem ein dicker Brocken an den Kopf geflogen,“ sagte ich. „Wodurch wurde denn diese klotzige Steinlawine in Gang gebracht?“

„Erdbeben,“ antwortete er. „Ich warnte ja schon vorhin. Nur so ist der Absturz so großer Klötze zu erklären. Wenn es nachts scharf gefroren hat und dann am Vormittag die Sonne heiß herabstrahlt, wird das Gestein auseinandergesprengt und Steinlawinen sind die natürliche Folge. Aber das, was uns auf die Köpfe gegossen worden, war keine Lawine — es war ein Felssturz, der nur in einem Erdbeben seine Ursache haben kann.“

Als wollte die Natur ihre Übereinstimmung mit dem, was eben gesagt wurde, zum Ausdruck bringen, ertönte tief unter uns erneut ein dumpfes Grollen, und es folgte ein mehrfaches Schütteln und Rütteln des Bodens, das wir deutlich spürten. Da wurde uns doch ein wenig unheimlich zu Mute. Auch die Pferde waren unruhig, stampften und zitterten an allen Gliedern. Dabei war das herrlichste Wetter, schien die Sonne goldig und warm auf das wildromantische Tal.

„Vamos!“ (Gehen wir!) kommandierte der Jagdherr. „Weg von den Felswänden! Jeden Augenblick kann eine neue Ladung kommen. Beeilen wir uns, den großen Talweg zu erreichen!“

Schon galoppierten wir denselben Weg zurück, den wir gekommen. Ängstlich blickten die Pferde nach der schwarzen Felswand hin, die sich indessen ruhig verhielt. Die Menschen aber hatten ihre Nerven behalten. Kein einziger gab Zeichen von Unruhe von sich, wie ich es in den Alpen oft bemerkt habe, wo die Leute in ähnlichen Lagen anfangen zu schwatzen, zu gestikulieren, zu schreien und wie toll umherzutanzten.

Wenn auch keiner von uns sich äußerte, so waren wir doch, glaube ich, froh, als wir die gefährliche schwarze Wand passiert und den Paßweg erreicht hatten, der zum Patostal hinabführte. Wir litten übrigens sämtlich, am meisten der Peon, dem wir alle

Zigaretten zusteckten, die wir besaßen, denn ohne Zigarette ist der Argentinier nicht zufrieden. Im übrigen haben die Leute aus dem Volke — wohl eine Folge des indianischen Blutes, das in ihren Adern rollt — gar keine Nerven. Sind die Schmerzen auch noch so groß, sie äußern sie mit keiner Miene. Bei anderer Gelegenheit sah ich in dem Correntiner Städtchen Libres einen Schwerverbrecher, der angekettet in einer Zelle saß. Er hatte seine Frau und Kinder umgebracht und zuletzt sich selbst durch einen Schnitt in den Hals zu entleiben versucht, was ihm aber leider nicht gelungen war. Die Drossel war unverletzt geblieben. Sein Hals war mit einem dicken Verband umpackt, aus dem das braune Gesicht zufriedenen Ausdrucks hervorschaute. Trotz seiner furchtbaren Verwundung rauchte der Kerl ununterbrochen eine Zigarette nach der anderen.

Allmählich aber begannen, wie das immer bei Quetschungen der Fall zu sein pflegt, die Verletzungen stark zu schmerzen, was unseren Jagdplänen nicht gerade zuträglich war. Hatte man sonst immer nach der Hauptmahlzeit eine halbe Stunde herrlich schlafen können, so war es damit heute nichts. Obschon wir am Nachmittag mehrmals auf Guanacos stießen, ließen wir sie vollständig in Ruhe. Häufig stiegen Enten und Gänse vom Flusse auf, namentlich in den Abendstunden. Hätte ich eine Flinte besessen und nicht beim Heben der Arme so starke Schmerzen empfunden, ich hätte eine große Strecke machen können.

Am nächsten Morgen waren wir zunächst steif und fühlten uns wie gerädert. Mit Knurren und Schimpfen stiegen wir in die Sättel. Nach einer halben Stunde aber war der Zustand überwunden.

Es gelang mir, an diesem Tage zwei Guanacos auf größerer Entfernung zu erlegen.

„So,“ sagte der Jagdherr, „jetzt werden wir einige Ruhetage einlegen und dann zum Tupungato reiten. Dort werden wir uns von dem Schrecken erholen.“

„Recht so,“ antwortete ich, „ich habe sowieso noch bei Uspalata zu tun.“

Der Humor hatte uns keinen Augenblick verlassen. Wir lachten und scherzten, als wir in das schöne Tal einritten, durch das uns ein flotter Jagdgalopp heimbrachte. Nur ab und an stöhnte einer oder der andere von uns und schnitt eine Grimasse, wenn die Pferde mit einem Huf in ein Tucu-tucu-Loch traten. Dann

gab es einen Ruck, den man an den schmerzhaften Stellen mehr als wünschenswert fühlte.

Auch in Uspallata hatte man das Beben deutlich gespürt. Einige Risse in den Adobe-(Lehmklotz-)Mauern zeugten von seiner Wirkung. Wir waren doch, als die Schmerzen nachließen, herzlich froh, daß wir nicht hoch oben auf der Halde unter den Fels-trümmern begraben lagen, sondern heiteren Sinnes an das Abenteuer zurückdenken konnten.

„Hab' ich es nicht prophezeit?“ sagte Don Alberto. „Das verdammte Skelett hat uns den Schabernack gespielt. Bei nächster Gelegenheit werde ich es forträumen und ihm ein christliches Begräbnis zu Teil werden lassen.“

Das ist aber, wie ich später hörte, unterblieben, und inzwischen ist Don Alberto in die ewigen Jagdgründe abgerufen. So gilt vielleicht noch heute ein Satz, den ich in der Einleitung zu Fitz Gerald's Werk las: „Doubtless at this moment, as I write these lines, that grim sentinel still keeps watch and ward in its silent valley, before the awful gate of the mountain.“

Einige Tage später waren wir wieder völlig hergestellt, denn wir hatten fleißig gekühlt, äußerlich mit Gletscherwasser, innerlich mit Bowle. Diese Mittel hatten wir uns selbst verordnet und glänzenden Erfolg damit erzielt. So brachen wir von neuem auf, und zwar in derselben Richtung wie beim vorigen Mal. Ein ortskundiger Peon begleitete uns, denn das Gelände um den Tupungato herum ist außerordentlich schwierig, und die Gefahren, die den Jäger dort bedrohen, sind besonders groß. Dieser Berg ist zwar erkundet und bestiegen von dem Engländer Vines und dem Schweizer Zurbriggen, die zur Expedition Fitz Gerald gehörten, aber die Struktur des Geländes und die Wetterfragen in der näheren Umgebung des mächtigen Bergmassivs sind noch sehr unklar und so gut wie unbekannt. Nur das eine steht fest, daß die Stürme am Tupungato weit mehr zu fürchten sind als am Aconcagua. Die Eingeborenen haben vor ihnen geradezu Angst. Allerlei mysteriöse Erzählungen sind über den Berg bei den abergläubischen Leuten im Umlauf. Nach ihnen sollen dort oben an einem Kratersee ungeheure Mengen Goldes verborgen liegen. Ein alter Gaucho aus Vacas sprach zu Fitz Gerald — und auch zu uns — von diesen Schätzen, wobei er bemerkte, daß er der einzige Mensch sei, der den Weg zu dem Kratersee kenne. Ge-

rald macht bei diesem Anlaß die treffliche Bemerkung, daß er nicht verstehe, weshalb dieser brave Gaucho noch als Schafhirt in Vacas lebe und nicht lieber als Millionär in Buenos Aires. Diese Ansicht teilten wir auch.

Der Vormarsch zum Tupungato war sehr überlegt vom Jagdherrn organisiert. Von Vacas ritten wir so rechtzeitig ab und regelten das Marschtempo derart, daß wir die schwierigsten Furchen des Flusses Tupungato am Vormittage kreuzen konnten. Anfangs war sein Tal verhältnismäßig breit, so daß man flott galoppieren konnte. Plötzlich aber stieg der Weg an und wurde schlecht und schlechter, so daß der Marsch sehr beschwerlich wurde. Ein wunderbares Alpenpanorama genossen wir, als wir den Mendozafluß unfern der Vereinigung des Tupungato mit dem Cuevas durchfurtet hatten. Fern am Ende des Cuevastaes stieg die herrliche Pyramide von Torlosa mit ihren schwarzen Felsen und Hanggletschern in den blauen Morgenhimmel empor. Nach Süden hin schaute der schneebedeckte Dom des Tupungato über die dunklen Bergketten.

Nach dem Durchreiten der ersten Furt des Tupungato wurde der Weg entsetzlich. In scharfer Steigung führte er durch ein mit großen Steintrümmern übersätes Feld, auf dem die Pferde ausglitten und kaum festen Fuß fassen konnten. Nicht umsonst hatte Don Alberto sich die Mühe gemacht, den Beschlag der Tiere besonders sorgfältig zu prüfen. Die landesüblichen halbmondförmigen Eisen wären auf diesem Gelände wie Glassplitter zerbrochen und abgestreift worden. Glücklicherweise führten wir keine Packmulas bei uns und hatten die Provisionen auf alle Reitpferde verteilt. Wäre dies nicht geschehen, würden wir auf diesen schroffen Hängen mit den schlüpfrigen Rollsteinen und scharfen Felsstücken entsetzliche Schwierigkeiten zu überwinden gehabt haben.

So ging es durch wechselndes Gelände flott vorwärts, bald über breite Weideflächen, bald über Geröllfelder, bis wir am Abend die Höhe des Cerro Pollera erreichten. Er besteht aus einer weißen Spitze, einem schneebedeckten Sattel und einer Riesenkuppel. Er soll einem Reifenunterrock ähneln, daher sein Name. Ich habe zwar diese Ähnlichkeit nicht erkennen können. Dazu gehörte viel Phantasie. Immerhin war der Bergriese sehr eigenartig geformt. Am Abend erstrahlte der Pollera in wundervollem

Alpenglühen. Es schien, als ob er mit rotem Gold übergossen wäre.

Am nächsten Morgen ging es von Einschnitt zu Einschnitt durch niedrigen Dornbusch zunächst nach West, dann nach Süd. Schwere Auf- und Abstiege waren zu überwinden, aber unsere herrlichen Bergpferde nahmen sie spielend. Allmählich hörte die Vegetation auf, nicht einmal Dornbusch wuchs in diesen Höhen. Guanacos zeigten sich hier und dort. Wir aber kümmerten uns nicht um sie, denn unser Jagdgelände lag im Nordosten und Osten des Tupungato.

Am zweiten Tage erreichten wir abends den Fuß des gewaltigen Bergmassivs, unfern der Stelle, wo die beiden Quellflüsse des Tupungato zusammenkommen. Hier sollten wir die anderen Jäger treffen, die von Mendoza erwartet wurden, aber sie erschienen nicht.

Der Abend war herrlich. Bald brannte ein Feuer. Dann wurden die Eisen revidiert. Nur ein einziges war verloren, das sofort ersetzt wurde. Es wurde kühl. In unsere Ponchos gehüllt saßen wir um das Feuer herum und rauchten. Es folgte eine bitterkalte Nacht.

Am nächsten Morgen strahlte der wundervollste Sonnenschein. Der Himmel war tiefblau. Aber kein Mendoziner ließ sich sehen. So beschlossen wir, allein loszureiten.

Irgendwo in der Nähe mußte das Base campment gelegen haben, von dem aus Vines im Jahre 1897 zusammen mit Zurbriggen den Tupungato nach mehreren vergeblichen Versuchen bestieg; Stürme hatten die kühnen Bergsteiger bisher zurückgeschreckt. Sie hatten für die Besteigung eine sehr ungünstige Jahreszeit gewählt, waren erst im April aufgebrochen, also bei Herbstanfang, wo sich alle Hänge und Täler mit Schnee füllen und furchtbare Stürme um den Berg herumtoben. Daß es trotzdem gelungen, den Gipfel zu ersteigen, ist sehr anerkennenswert.

Wir aber waren nicht hierhergekommen, um den Berg zu erklimmen, sondern zum Jagen. Schlugen deshalb nicht den Weg ein, den Vines verfolgt, obschon in dieser Richtung im Sommer sehr viele Guanacos zu stehen pflegen, weil es selbst für die besten Bergpferde unmöglich ist, hier hinaufzukommen. Wir folgten dem rechten Flußarm. Alle Einzelheiten des oft sehr schwierigen Weges zu beschreiben, würde zu weit führen und ermüden.

Eine ungeheure Hochgebirgsszenerie baute sich rings um uns auf, besonders zur rechten Hand, wo das große Massiv des Tupungato lag, aus dem sein Dom gigantisch emporsteigt. Schon waren wir auf eine bedeutende Höhe gelangt. Die Luft wurde merklich dünn. Zwischen 4- und 5000 Meter mochten wir reiten, als wir ernstlich daran denken mußten, Guanacos aufzusuchen, nachdem wir uns lange genug an der großartigen Natur geweidet hatten. Ungeheure finstere Wände reckten sich auf allen Seiten in die Höhe; tiefe, schauerliche Abgründe kreuzten unseren Pfad und mußten durchklettert werden, ausgedehnte Schneefelder tauchten hier und dort auf, teils aus Neuschnee bestehend, teils von den heißen Sonnenstrahlen zu Büßerschnee ausgefressen. Dazwischen Halden mit dürrtigem Graswuchs und scharfkantigem, vulkanischem Gestein, auf denen auch riesige Felstrümmer, sog. Cantos rodados, umherlagen. Hier eine Reihe von hoch in die Luft strebenden Nadeln, oft aneinander gereiht wie Orgelpfeifen, kurz eine schaurig-schöne, wildromantische Hochgebirgsszenerie, einzig in ihrer Art. Ohne unsere vorzüglichen Pferde und die absolut zuverlässigen Führer wäre man selbst mit dem besten Kompaß nie aus dieser Gebirgswelt herausgekommen.

Plötzlich vernahmen wir hinter uns von einer Trümmerhalde her das Wiehern eines Guanacos. Es war nicht leicht, festzustellen, von wo es kam, denn die Färbung des Wildes harmoniert mit seiner Umgebung. Überall lagen klotzige Blöcke umher, und das Wild drückte sich hinter dieselben und verharrte regungslos. Viel Erfahrung gehört dazu, es auf größerer Entfernung anzusprechen. Hat man aber erst ein Stück weg, dann sieht man auch bald das ganze Rudel. An die 200 Guanacos mochten sich auf der Halde aufhalten. Zwischen uns und ihnen eine Senke von mäßiger Tiefe, die ganz mit großen Felsklötzen und Schotterstücken bedeckt war.

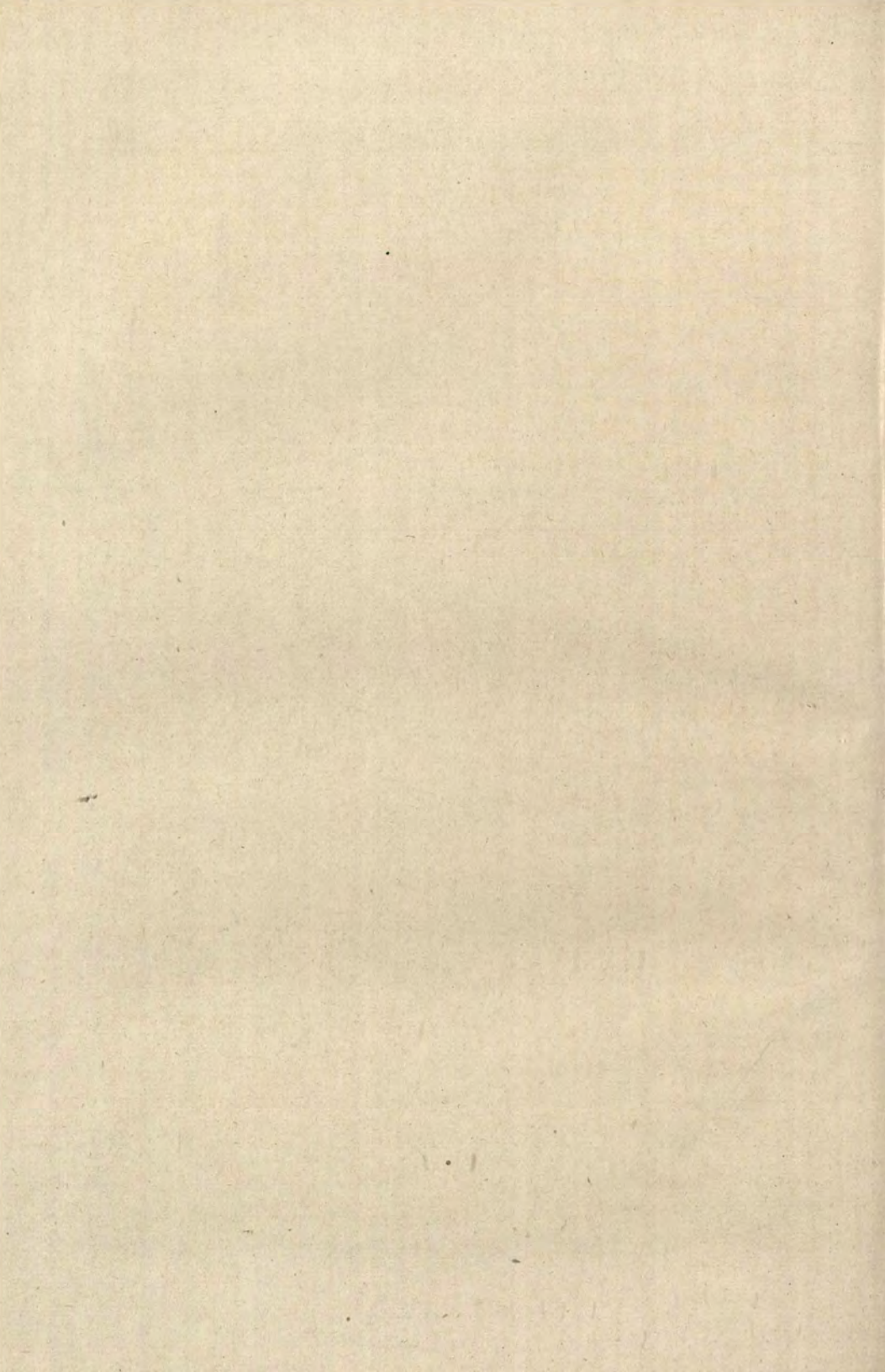
Die Peone sollten nun mit den Hunden von Süden her die Guanacos nach Norden vordrücken, wo wir uns auf einem Sattel anstellen wollten. Eine halbe Stunde wurde Frist gegeben. Und das war gar nicht zu reichlich bemessen, denn es war ein böser Abstieg am Hange entlang und durch die Schlucht, wo ein Gletscherbach den Weg sperrte, durch dessen tosende Fluten wir hindurch mußten. Oft sprangen die Pferde von Block zu Block, wobei sie nicht selten ausglitten, um trotzdem mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit wieder festen Fuß zu fassen. Dann stiegen wir über ein Feld von Büßerschnee empor, der zunächst



Bild 61.

Die Büßerfelsen (Cerros de los Penitentes).

Zu Kapitel 13.



im Schatten lag und uns trug, dann aber in der Sonne weich und schlüpfrig wurde.

Solange die Guanacos uns äugen konnten, zeigten sie große Vertrautheit, ja Neugier. Einige, wohl die Leittiere, näherten sich dem Rande der Halde und beobachteten, was wir da machten. Als wir uns aber entfernten, beruhigten sie sich vollständig. Ihr Benehmen war ganz anders wie das dieses Wildes in der Ebene oder in den Vorbergen, wo es stets sehr scheu war und meist schon auf weiter Entfernung flüchtig abging. Endlich hatten wir den jenseitigen Hang erklettert, waren abgesehen und hatten uns auf dem erwähnten Sattel, wo das Wild vorbeiwechseln mußte, an geeigneten Plätzen aufgestellt. Wir standen derart nebeneinander, daß wir die ganze Halde unter Feuer halten konnten. Jenseits stiegen die Felsen steil empor.

Wir waren noch damit beschäftigt, die Munition bereitzulegen, als schon die Leittiere des Rudels heranzogen, gefolgt von der Masse, die mit einer Frontbreite von 100 bis 200 m einer vorgehenden Kavallerie-Eskadron ähnelte. Auf die stärksten Böcke feuerten wir nun mehrere Minuten hindurch. Immer wieder neue Stücke wurden von den Hunden vor die Büchse gebracht. Was nicht getroffen, flüchtete über den Sattel. Das Feuer rief einen ununterbrochenen Donner hervor, denn der Schall der Schüsse wurde von den vielfachen Felswänden mehrfach zurückgeworfen. Auch hier befand sich unter dem Rudel ein flüchtender Puma. Aber niemand erkannte ihn rechtzeitig, so daß er unbeschossen entkam. Neun Stück Wild lagen verendet am Boden, eine stattliche Strecke.

Wir schöpften Luft nach der Anstrengung.

„Bravo, bravo!“ rief Don Alberto. „Jetzt habe ich den nötigen Vorrat für Sattelzeug, und die Peone können sich neue Kleider machen. Das danken wir Ihnen, Don Rodolfo, denn Sie haben den Löwenanteil.“

Plötzlich hörten wir Schüsse von der anderen Seite des Sattels, und nicht lange währte es, da erschienen die beiden Herren aus Mendoza, die wir schon am Abend zuvor erwartet hatten. Sie wollten lieber mit der Boleadora als mit der Büchse jagen. Don Alberto ging auf ihre Wünsche nicht ein.

Zwei Peone wurden zurückgelassen, um das Wild abzustreifen. Wir anderen bestiegen von neuem die Pferde, um den Sattel zu

überqueren und anderes Wild jenseits desselben aufzusuchen. Das Rudel aber war verschwunden.

Urpötzlich entdeckten wir auf einer höhergelegenen Halde den Hals eines Leittieres. Sofort wurde ein Hang erstiegen. Er hatte eine kolossale Steigung, die etwa 600 Meter aufwärtsführte. Man mußte sich vornüber auf den Hals des Pferdes legen, um nicht hinabzugleiten. Rastlos ging es vorwärts. Die Pferde keuchten, den Hunden hing die Zunge lang zum Halse heraus. Endlich waren wir oben. Nun wurde zunächst eine Pause eingelegt. Hinter einigen Felsblöcken gurteten wir nach, wobei die Hunde festgehalten wurden, damit sie das Wild nicht zu früh rege machten. Wir hielten auf einer Schneehalde auf hartem Schnee, der im Schatten einer Felswand lag.

Von den Guanacos war einstweilen nichts zu sehen. Waren sie bereits flüchtig abgegangen, so war der schreckliche Aufstieg umsonst gewesen. Tief unten sahen wir — ganz klein — unsere Leute, die mit dem Abstreifen der vorhin erlegten Guanacos beschäftigt waren. Die Aussicht auf die Schneekuppe des Tupungato und weiter hinten im fernen Nordwest auf die glitzernden Höhen des Aconcagua war zauberhaft. In den Lüften kreisten hoch über uns zahlreiche Kondors, die bereits Kenntnis zu haben schienen von dem, was sich auf der Halde unter uns vollzog.

Endlich waren unsere Pferde wieder bei Atem und die Menschen auch. Wie hoch wir standen, vermag ich nicht zu sagen, aber es mochten doch wohl an die 5000 Meter sein, wo die Luft schon verdammt dünn war.

Schließlich ritten wir mit vorgebogenen Flügeln an, auf der äußeren Seite ein hübscher junger Gaucho, namens Manuelito, ein netter Bursche von etwa 20 Jahren.

Da der Schnee trug und der Hang fast eben war, entwickelte sich von vornherein ein flottes Tempo, das bald in Jagdgalopp überging. Das Schneefeld zog sich mehrere Kilometer weit hin, bald breiter, bald schmaler werdend. Nach wenigen Minuten hatten wir ein ganzes Rudel Guanacos vor uns, wenigstens hundert Stück. Hei, war das eine Pace! Hoch wirbelte der Schneestaub in die Luft unter den Läufen des Wildes und der Pferde. Mit lautem Yellen jagten die Eingeborenen dahin. Immer näher kamen wir dem Wilde, denn unsere Pferde waren schneller. Plötzlich wurde das Tempo merklich langsamer. Die Jagd hatte eine Fläche erreicht, die tagsüber im vollen Sonnenbrande gelegen

hatte. Wild und Pferde brachen durch und keuchten mühsam vorwärts. Das Schneefeld verengte sich allmählich zu einem Engpaß, der vielleicht nur 30 Meter breit war. Vor uns auf dem rechten Flügel ritt immer noch Manuelito, der fröhliche kleine Gaucho, dessen Späße uns viel Freude gemacht hatten.

Ich schaute gerade einmal nach rechts, d. h. nach außen, als plötzlich — der Schrecken ließ mich einen Moment erstarren — Manuelito in der Schneemasse verschwand. Augenblicklich stoppten wir alle hart am Felsen, ließen die Jagd weitergehen und suchten festzustellen, was geschehen war. Es konnte leider kein Zweifel sein — Manuelito war mit einer Wächte abgebrochen und entweder in einen Abgrund gestürzt, auf dem Hang zu Tal gefahren oder verschüttet. Sofort ließ sich Alberto mit Lassos anseilen und kroch auf allen Vieren bis an den Schneerand vor, um zu sehen, was unter uns war. Er rief den Namen des jungen Burschen, aber keine Antwort ließ sich hören. Unter uns schien sich ein mäßig steiler Hang etwa 1000 Meter zu Tal zu ziehen, auf dem mächtige Blöcke, wie überall in dieser Gegend, lagen, bedeckt mit gewaltigen Schneemassen unregelmäßiger Dicke und Form. Ob die abgebrochene Wächte in Form einer Lawine niedergegangen, war nicht festzustellen, denn man konnte den obersten Rand des Hanges nicht einsehen. Was nun?

Wir teilten uns in zwei Gruppen. Die inzwischen herangekommenen Leute, die das Abstreifen des Wildes weiter unterhalb besorgt, sollten hier warten, während wir anderen versuchen wollten, der Unglücksstelle in die Flanke zu kommen, um festzustellen, wo Roß und Reiter geblieben waren. Wir ritten also weiter, der Fährte der Guanacos folgend. Sehr übel war es, daß in Kürze die Sonne verschwinden mußte. Was dann, wenn wir an irgendeinem Hange in dieser Höhe übernachten mußten, der zu erwartenden Kälte und den Stürmen schutzlos ausgesetzt? Die Lage war sehr bedenklich. Aber alle behielten die nötige Ruhe. Ich dachte an die Worte des Horaz: *Aequam mentem rebus in arduis servare mentem!* Das war gut gesagt, aber schwer getan! Der gute Horaz hatte sich wohl nie in ähnlicher Lage befunden. Mir kamen trübe Gedanken. Auch Don Alberto, auf den das Unglück tiefen Eindruck zu machen schien, sah die Lage als sehr ernst an.

„Ich fürchte, die Jagd nimmt für uns alle ein böses Ende, wenn die Nachtkälte einsetzt,“ hörte ich ihn sagen. Obendrein wurde

die Gangbarkeit des Geländes immer schlechter. Den Fährten des Wildes folgend, mußten wir von Block zu Block springen, an einem Hange entlang, dessen unteres Ende man in der einfallenden Dämmerung überhaupt nicht mehr sah. Nach oben hin war vor Fels-trümmern auch nichts zu sehen. Es galt nun, zunächst einmal an die eigene Sicherheit zu denken. Einige hundert Meter unter uns war ein ziemlich breiter Felsvorsprung, der auf einer Seite von einer hohen Wand flankiert wurde, so daß man hoffen konnte, hier eine einigermaßen geschützte Stelle zu finden. Die erreichten wir gottlob kurz vor Dunkelheit. Auch von hier war nichts Lebendes am jenseitigen Hange zu entdecken. Einer von uns wollte zwar gesehen haben, daß sich droben etwas bewegt, es mochte aber wohl eine Täuschung oder Einbildung gewesen sein.

Was sich in der Nacht ereignete, ist schon in einem anderen Abschnitt, der von den Kondors handelt, erwähnt worden. Hier will ich nur wiederholen, daß wir kolossales Glück hatten. Die Kälte war zu ertragen, denn es schneite stark und blieb windstill. Was wäre geschehen, wenn wir zwanzig und mehr Grade unter Null gehabt und der Sturm an den Hängen entlanggefegt hätte? Dann wäre Schluß gewesen! Daß es so gut ablief, hatten wir, neben einem guten Geschicke, der Bergkenntnis Don Albertos zu danken!

„Reite nie in die Berge, wenn der Vollmond scheint, sondern bei zunehmendem Mond,“ lautet eine alte Indianerregel.

Wir hörten schon, daß der Nachtfrost, der zur Zeit der Morgendämmerung am schärfsten auftritt, die Neuschneedecke so hart gemacht hatte, daß man ganz gut bergauf vorwärts kam. Alle waren trotz des glänzenden Jagdresultates auf Kondors und trotz des wundervollen Schießsports tief bedrückt durch das Unglück vom vorigen Abend, hatten den Jungen gern gehabt. So ritten wir denn schweigsam bergauf. Jeder war mit seinen Gedanken beschäftigt und der Vorsehung dankbar, daß das Abenteuer der letzten Nacht so gut abgelaufen. Die Jagdlust aber war abgekühlt. Umgehend sollte der Rückmarsch angetreten werden.

Oben von der Höhe hatten wir noch einmal einen wundervollen Blick auf den Tupungato, der nunmehr sich fast im Westen von uns befand. Der Neuschnee hatte ihn auf dieser Seite vollständig eingehüllt und war noch nicht vom Sturme weggefegt. Aber das Interesse an der wunderbaren Hochgebirgsszenerie hatte

wesentlich nachgelassen. So näherten wir uns der Stelle, wo gestern das Unglück sich ereignet.

Gonzalez ritt voran. Die Gauchos hatten ein Feuer angemacht und waren damit beschäftigt, den üblichen Matetrunk kreisen zu lassen. Sie saßen in Hockstellung um das Feuer herum, wie es ihre Gewohnheit ist. Für uns würde diese Stellung eine unerträgliche Anstrengung bedeuten. Wir können ja auch nicht fassen, daß die Stelzvögel, wenn sie sich ausruhen wollen, ein Bein hochziehen. Da sehe ich, wie Don Alberto, der vorn ritt, sein Pferd auspariert und höre ihn einen freudigen Jauchzer ausstoßen: „Manuelito!“

„Señor?“ lautet die Antwort. Schon springt der junge Bursche auf.

„Wie? Du bist am Leben? Gott sei Dank! Wie hast du dich gerettet?“ Und nun berichtet der Junge in seiner lakonischen Gauchoart und in der Sprechweise seiner Kaste:

„Wie ich mich gerettet habe? Es war doch der Andrés, der meine Rufe hörte und mir den Lasso zuwarf. Damit haben sie mich hinaufgezogen, ich konnte doch allein nicht hinaufkommen — sabe (wissen Sie), wegen des Schnees. Es war ein guter Sprung hinab, mit der Schneewand. Da fiel ich aber weich und lag mitten im Schnee drin. Caramba, me he asustao (ich bin aber erschrocken gewesen). Als ich erwachte, war mein Cava-jo (Pferd) weg. Im Schnee war's ganz warm. Aber dann — mire, cuando hacia frio (als es kalt wurde), arbeitete ich mich hinaus. Der Mond schien und der Schnee trug. Da kletterte ich bergauf. Allmählich erinnerte ich mich, wie ich hierhergekommen. Gran puta!“ — er spuckte aus. „Mire! (Obacht)“, fuhr er fort, „da hab ich gerufen: Andrés! Ramon! Por dios que me ayuden — estoy medio embro — mao! (Andrés, Ramon, helft mir, ich stecke in der Patsche). Da haben sie mich denn mit dem Lasso hinaufgezogen. Aber mein Cava-jo ist weg, quien sabe, adonde se ha mu-dao.“ (Wer weiß wohin.)

„Hombre . . . que suerte ha tenido!“ (Mensch, was für Glück hast Du gehabt.)

Jeder trat an den Wiedererstandenen heran und beglückwünschte ihn. Der Junge rauchte zufrieden seine Zigarette und sagte: „La Santa Virgen me ha protegido,“ (Die heilige Jungfrau hat mich beschützt) und bekreuzigte sich.

Damit war der Fall erledigt.

Nun hätten wir getrost weiter jagen können, aber das Wetter änderte sich plötzlich. Die Herren von Mendoza hatten uns verlassen, um durch die Pampa von Tupungato über Lujan zurückzukehren. Uns aber stand noch ein beschwerlicher Weg bevor. Vor allen Dingen galt es, aus der kolossalen Höhe in tiefere Regionen abzusteigen, denn die Dünne der Luft machte sich sehr fühlbar. Der Appetit blieb aus, Schwindel stellte sich ein und ein widerlicher Brechreiz. Rauchen wollte auch nicht mehr behagen. Dazu heulte ein furchtbarer Sturm durch die Talschluchten, der uns fast vom Pferde drückte. So waren wir denn froh, als wir den Zusammenfluß der beiden Quellflüsse des Tupungato wieder erreicht hatten. Hier wurde mir besser.

Abends legte sich der Sturm, der also lediglich Folge ausgleichender Luftströmungen gewesen. Unweit unseres früheren Lagers verbrachten wir die Nacht in einer geschützten Schlucht am Flusse Tupungato. Der Jagdherr war zufrieden, denn eine stattliche Anzahl Guanacodecken war auf den Handpferden verpackt. Während wir am Feuer saßen und plauderten, sagte Don Alberto: „Sie erwähnten kürzlich, daß Sie das Buch Fitz Gerald's über die Besteigung des Aconcagua und des Tupungato gelesen haben. Erzählen Sie doch noch etwas von diesen Vorgängen, die mich um so mehr interessieren, als der Aufstieg auf den Tupungato von hier aus vor sich ging.“

„Gern,“ antwortete ich, „soweit ich mich der Einzelheiten noch erinnere. Viel ist nicht zu erzählen. Fitz Gerald selbst nahm ja an der Besteigung nicht teil. Vines erreichte die Spitze, nachdem er zweimal vom Sturm zurückgetrieben. Zurbriggen kam etwas nach ihm hinauf, Pollinger, ein anderer Schweizer Führer, mußte zurückkehren, bevor er die Spitze erreichte. Ein Vulkan befindet sich nicht auf dem Berge. Der alte Krater ist ganz ausgefüllt. Aber an einer anderen, seitlich gelegenen Stelle wurde ein vulkanischer Riß beobachtet, dem große Rauchwolken entstiegen. Außerdem aber sah man von oben — und das ist interessant — im Norden einen in Tätigkeit befindlichen Vulkan, dem viel Rauch entströmte. Um welchen Berg es sich da handelt, ist einstweilen noch völlig unbekannt. Bisher war man ja der Ansicht, daß nur der Maipo noch ab und an Tätigkeit entfalte.“

Ich glaube bestimmt, daß Vines Angaben zuverlässig sind, denn woher kommen die vielen Erdbeben, die im Hochsommer die Ge-

gend zwischen Valparaiso und Mendoza heimsuchen? Die Spitze des Domes besteht aus drei Piken, von denen Vines und Zurbriggen die beiden höchsten bestiegen haben. Der Rundblick von oben soll wunderbar sein, wie sich denken läßt. Nach der einen Seite überblickt man Chile und den Stillen Ozean, auf der anderen die weiten argentinischen Pampas. Wie wär's, wollen wir morgen hinauf?"

„Nein, mein Freund, tun Sie es, wenn es Ihnen Spaß macht. Ich sagte Ihnen schon einmal, daß ich fest davon überzeugt bin, daß ein Berg höher ist als der andere.“

„Ich ziehe es vor, morgen nach Mendoza zurückzukehren, denn ich sehne mich nach Wärme, nach viel Wärme.“

Die Nacht war eine der kältesten, die ich in den Kordillern erlebt. Es zog durch alle Täler. Fest bin ich davon überzeugt, daß die leitenden Ärzte des Weißen Hirsches bei Dresden ihre Ansicht, daß der sogenannte Zug nicht schädlich ist, ändern würden, wenn sie auch nur eine einzige Nacht am Tupungato zubrachten. Am schlimmsten war die Kälte, wie immer, in den ersten Morgenstunden kurz vor Sonnenaufgang. Besonders schmerzten die Augen. Unser Gesicht war naturgemäß äußerst empfindlich nach den in so großer Höhe auf den blendenden Schneefeldern zugebrachten Tagen.

Ein flotter Ritt brachte uns am folgenden Tage nach Vacas. Unterwegs wurde nicht mehr gejagt, obschon sich mehrmals günstige Gelegenheiten boten. In Vacas setzte ich mich auf die Bahn und bald saß ich im Hotel de Paris in Mendoza, wo ich meine Erlebnisse in der Hochkordillere einem Kreise guter Freunde erzählte. Meine angeknackste Rippe aber erinnert mich noch heute an die Steinlawine am Mercedario, sobald der naßkalte Winter am Niederrhein einsetzt.

Je weiter nach Norden, um so höher wird der Gebirgswall der Anden, wenn auch die einzelnen Berge nicht ganz die Höhe der Bergriesen des Zentrums erreichen. Gleichzeitig wächst die Höhe der Pässe. Der auf der Grenze zwischen der Provinz Catamarca und dem Gouvernement Andes gelegene Paß von San Francisco, über den bedeutender Verkehr nach den im Norden Chiles gelegenen Bergwerksbezirken geht, und über den demnächst eine Bahnlinie führen wird, hat eine Höhe von 4000 m, die Hochebene der sogenannten Puna von Atacama eine Höhenlage von

3000—4000 m. Hier ist die Heimat des Vicuñas, jener kostbaren wilden Lamaart, die sich — ein Halbbruder des Guanacos — durch seidenartiges Haar auszeichnet. Vicuña-wole liefert sehr feine Gewebe, die außerordentlich warm halten. Ein Poncho aus Vicuña-wole ist unentbehrlich im Hochgebirge. Er ist sehr teuer, weil das Vicuña verhältnismäßig selten ist und nicht annähernd so häufig wie das Guanaco. Naturgemäß wird ihm viel nachgestellt, besonders von den dort oben lebenden Indianern. Die Jagd auf dieses Wild ist eine der schwierigsten und anstrengendsten, die man sich denken kann. Es hat ähnliche Gewohnheiten wie das Guanaco, ist aber ausschließlich Bewohner der Hochalpen. Seine Geschicklichkeit, Geländeschwierigkeiten zu überwinden, steht derjenigen europäischer Gemsen und der Bergschafe Asiens nicht nach.

Die hauptsächlichsten Gefahren, die den Jäger in jenen Breiten bedrohen, in denen das Vicuña lebt, bestehen in den schweren Sandstürmen und der eisigen Kälte, die dort herrschen, im Mangel an Wasser und Lebensmitteln und der Bergkrankheit, die hier oft sehr ernsten Charakter annimmt.

Diese hochgelegenen Gegenden werden nur selten von Europäern aufgesucht. Wer es nicht nötig hat, vermeidet es, sich solchen Gefahren und Entbehrungen auszusetzen. Meist sind es wohl Ingenieure, die den Weg auf diese unwirtlichen Höhen finden, deren Reichtum an Erzen sehr bedeutend sein dürfte. Es handelt sich nämlich um noch fast völlig unerschlossene Gebiete. Bisher ist Kupfer gefunden, auch sind große Lager von Boraten in den Salzwüsten nachgewiesen. Im übrigen sind die charakteristischen Merkmale dieses Hochplateaus, dessen Oberfläche die des Königreiches Bayern noch um 14 000 qkm übertrifft, im ersten Teile dieses Buches geschildert.

Ich gebe nun meinem verstorbenen Jagdfreunde, dem Baron M., das Wort, von dem schon mehrfach in diesem Buche die Rede war, denn es widerstrebt mir, mich immerfort in den Vordergrund stellen zu müssen, obschon wir in einer Zeit leben, in der Nietzsches Ichkultus sehr hoch geschätzt wird — unberechtigterweise. Der Baron war, wie ich schon an anderer Stelle bemerkte, eine Art fahrenden Ritters, bald hier, bald dort daheim. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, aus den Bälgen selbst erlegter Vicuñas einen Poncho weben zu lassen. Zu diesem Zweck unternahm er einen Jagdausflug in das Gouvernement Andes. Er hat auch

einige Vicuñas erlegt, stieß dann aber auf unüberwindliche Schwierigkeiten bei Herstellung des Ponchos. Hätte er seine Idee nicht aufgegeben, so wäre ihm der Poncho vielleicht teurer gekommen als die ganze Reise. Deshalb hat er es schließlich vorgezogen, sich ein solches Bekleidungsstück zu kaufen und die Decken der von ihm selbst geschossenen Vicuñas zu anderen Zwecken zu verwenden. Ich lasse hier seine Aufzeichnungen sprechen: „Als ich dort ankam, wo ich jagen wollte, d. h. an den Hängen des Lullailaco, war ich vollständig kaput. Ich konnte durchaus die dünne Luft nicht vertragen. Kam aus dem Herzklopfen gar nicht heraus. Dazu wahnsinnige Kopfschmerzen und Übelkeit, so eine Art von Seekrankheit, die nicht zur Perfektion kommt. Ich war von Antofagasta de la Sierra gekommen, wo ich zum ersten Male einen Vorgeschmack bekam von dem, was mir in dieser Gegend bevorstand. Antofagasta ist der Punkt, an dem alle Wege zusammenlaufen, die von Catamarca herüberkommen und auf denen die argentinischen Viehherden nach den chilenischen Provinzen Atacama und Antofagasta getrieben werden. Von einer Stadt ist hier nicht viel zu merken. Sie besteht zur Hälfte aus in Trümmern liegenden Häusern, der Rest ist nicht viel besser. Ich zählte 15 Hütten, in denen im ganzen etwa hundert Indianer wohnen mögen. Das Hotel war dementsprechend. Immerhin konnte ich hier einen Führer verpflichten, der mich nach Somenta bringen sollte, von wo man auf den Vulkan Lullailaco hinaufsteigt. Die Entfernung beträgt zwar nur 235 km, aber das Gelände ist sehr schwierig. Meine Pferde waren an diese Verhältnisse nicht gewöhnt, so daß ich ganz zufrieden war, in Antofagasta de la Sierra einige Maultiere mieten zu können, die das Klima vertragen konnten. Zunächst war der Weg gar nicht übel, dann aber, zwischen Calataste und Antofalla wurde er recht schlecht. Meine Reise fiel in den Monat März, wo es noch sehr heiß ist. Die Hitze war am Tage sehr groß — etwa 60°, was durchaus nichts Ungewöhnliches. Alle Metallteile des Sattelzeuges glühten fast. Wir wickelten Pflanzen um die Bügel, damit das Fußzeug geschont wurde. Aber am Nachmittage, wenn die Sonne hinter den hohen Vulkanketten verschwand, wurde es plötzlich niederträchtig kalt, und so um 8 herum begann es zu frieren. Ein entsetzlicher Temperaturwechsel! Nie hat mich mehr gefroren als in jenen unwirtlichen Gegenden. Besondere Schwierigkeit machte das Herbeischaffen von Wasser, denn alle Seen, Teiche und Flüsse in der

Puna sind salzig, und wie! Am unangenehmsten empfanden wir den ununterbrochen wehenden Wind, der uns feinen Sand und scharfe, kleine Steine ins Gesicht peitschte. Ungeheuer die Menge scharfkantiger Steine, an denen die Reittiere sich leicht verletzen. Aber interessant war der Ritt durch die unendliche Hochgebirgs-einöde, in der sich die Salzseen wie langgestreckte Schneeflächen von ihrer Umgebung abheben und riesige Vulkane mit schneebedeckten Häuptern drohend die Hochflächen flankieren.

Am Salar (Salzfeld) von Antofalla hielten wir uns einige Zeit auf, um auf Kordilleren-Flamingos (*Phoenicopterus andinus*) zu jagen, deren es hier eine Menge gab. Es sind wunderbar schöne Tiere. Sie ließen uns zunächst ganz nahe heran, so daß wir mehrere Exemplare erlegten. Dann strichen sie ab, kreisten einige Zeit malerisch in der Luft umher und fielen schließlich wieder ein. Ich hätte gern noch einige besonders schöne Stücke gehabt, namentlich weiße Exemplare, um dem Berliner Museum die Bälge zu schenken. Machte deshalb einen Versuch, mich erneut anzupürschen. Es war aber vergebens. Das Salz trug plötzlich nicht mehr. Ich brach durch und steckte bis zum Leib in einem Salzsumpf, was meinen Schuhen, Gamaschen und Beinkleidern nicht sehr zuträglich war. Am Abend wurden die Bälge sorgfältig abgestreift, präpariert und verpackt. Die Ernährung unserer Reitpferde machte große Schwierigkeiten. Außer dürrtigem Ichu-Gras war Grünfutter nicht aufzutreiben. Mit dem Mais aber mußte sehr sparsam umgegangen werden.

In dieser Nacht überfiel mich die Bergkrankheit. Wir mochten uns zwischen 3000 und 4000 m aufhalten. Das ist an sich keine besondere Höhe, aber der Ort, wo wir uns befanden, war eingeschlossen, lag in einer Senkung, von der umliegende Anhöhen den Zuzug frischer Luft fernhielten. Ich konnte weder essen noch trinken und rauchen. Wenn ich meine Arme nur etwas hob, wurde mir schwindelig und übel. Es war eine entsetzliche Nacht. Dazu klopfte das Herz, daß es kaum auszuhalten war. Ruhen in ausgestreckter Lage gewährte einige Erleichterung, genau wie bei der Seekrankheit. Ich war froh, als der Morgen dämmerte. Sobald wir aus dem Loch heraus waren, wurde mir besser. Wir passierten Cavi, Cori und erreichten Somenta, elende kleine Hüttenplätze, in denen man wenigstens von den Indianern einige Eier erstehen konnte. Die Hütten selbst betraten wir nicht, denn sie versprachen wenig mit Bezug auf Reinlichkeit. Hinter So-

menta soll der Weg über Tinajas und Tilomonte nach S. Pedro de Atacama sehr schlecht werden.

In Somenta warb ich einen Berufsjäger und noch einige Maultiere, damit meine Pferde ruhen konnten. Lebensmittel wurden gekauft, d. h. einige kümmerliche Bergschafe, Mehl und Mate. Am nächsten Morgen ging es dann quer durch vegetationsloses Gelände gen Westen zum Llullaillaco, der sein schneegekröntes Haupt hoch in die blaue Luft reckte. Wir hatten einen Fehler begangen, hatten alle Lebensmittel auf ein Maultier gepackt. Auf den Satteltieren führten wir nur etwas Mate mit uns. Das Wetter war genau das gleiche wie an den Tagen zuvor, glühende Hitze am Tage und nachts schneidende Kälte. Trotzdem wir am Abend mindestens 4000 m Höhe erreichten, litt ich nicht wieder unter der Bergkrankheit, weil Luftbewegung vorhanden. Vicuñas hatten wir noch nicht zu Gesicht bekommen. Die Flora war sehr dürftig. Hier und dort an den Hängen ein Flecken Berggras, das man an seiner gelblichgrünen Färbung erkennt, dazwischen Cortaderas (Porstbestände). Nicht alle Futterarten sind verwendbar. Man muß die Indianer zu Rate ziehen, damit die Tiere nicht in Gefahr kommen, denn der Verlust der Maultiere ist gleichbedeutend mit Tod, die sogenannte Paja brava (Hartgras) oder Pajonal (*Stina frigida*) wird gern von den Maultieren genommen, sofern sie nicht in Salzfeldern wächst. Das Sumpfg Gras (*Ciénaga* genannt) aber verursacht den Tieren Durchfall. Schlimmer noch ist ein Gras, *Viscachera* genannt, das giftig sein soll und dem oben erwähnten Hartgras derart ähnelt, daß die eingeborenen Führer das Futter zuvor sorgfältig prüfen müssen.

Unter den Medizinalpflanzen ist besonders die *Chachacoma* erwähnenswert, die ein glänzendes Mittel gegen die Bergkrankheit, hier *Soroche* genannt, liefert. Die Mulas brauchen nur daran zu riechen und zu kauen, und schon bessert sich ihr Zustand. Sie wächst nur an ganz hochgelegenen Stellen. Seltsam, daß die Natur an Ort und Stelle ein Mittel schuf, das gegen diese Krankheit wirksam ist. Brennholz gab es in diesen Höhen nicht mehr. Wir nahmen deswegen Algarobbo- und Chañarholz mit, das bei den Indios zu haben war, die es von tieferen Plätzen geholt haben mochten.

Am Llullaillaco gab es überhaupt keine Wege, nicht einmal Saumpfade. Worauf wir uns fortbewegten, waren Hufschläge von Maultieren der Vicuñajäger, die lange Zeit im Boden stehen-

bleiben, weil es hier nur selten regnet. Nur unter Leitung ortskundiger Führer darf man sich ihnen anvertrauen. Sie kreuzen nämlich häufig Strecken, die von Cururos (Wühltiere) unterwühlt sind. Solche Flächen sind für beladene Maultiere schwer passierbar. Dann führen sie durch Sümpfe (Ciénagas) und feuchte Hangwiesen (Vegas), die große Gefahren bilden, weil man in ihnen mit dem Reittier verschwinden kann. Muß man sie kreuzen, so werden lose Tiere vorausgeschickt, die vermöge ihres Instinktes den rechten Weg finden.

Wir kamen glücklich durch diese Gefahren hindurch und stiegen am zweiten Tage einen steilen Hang empor, um auf die Halden zu gelangen, wo sich die Vicuñas vorzugsweise aufhalten sollten.

Am Mittag des zweiten Tages stießen wir in etwa 4500 m Höhe auf die ersten Vicuñas, die sich sehr scheu zeigten und schon auf 1000 m Entfernung flüchtig abgingen. Man merkte, daß wir nicht die ersten Jäger waren, die auf diesen Höhen jagten. Tatsächlich beschäftigen sich die in der Puna lebenden Indios fast ausschließlich mit der Jagd auf diese wertvollen Pelztiere, deren Wolle für viel Geld verkauft bzw. von den Weibern der Indianer zum Weben von feinen Ponchos verwandt wird. Dieser Auftakt unserer Jagd war nicht gerade ermutigend. Nun folgte Unglück auf Unglück. Zunächst brach beim Übergang über eine Vega — es war eine sehr feuchte Hangwiese — ein Maultier ein. Eine Stunde mußten wir bei glühendem Sonnenbrand schuften, um es wieder auf festen Boden zu ziehen. Dann mußte eine steile Höhe erklettert werden. Wir hatten schon beobachtet, daß die Packmula nicht ganz auf dem Damm war. Sie litt an Durchfall, was wir auf das salzige Wasser schoben, das die Tiere genommen. Tatsächlich aber lag die Ursache wohl im Genusse von Sumpfgas. Damals kannten wir die Eigenschaft dieses Grases noch nicht. Was auch die Ursache gewesen sein mag, der Erfolg war für uns niederschmetternd. Plötzlich begann nämlich die Mula an einer besonders steilen Stelle zu taumeln, fiel in die Knie und rutschte wie ein Bündel mit ihrer Last einige hundert Meter abwärts, wo sie schließlich auf irgendeinem Vorsprung liegen blieb. Sie schien mausetot, hatte anscheinend das Genick gebrochen. Da unten lagen nun unsere ganzen Vorräte, einschließlich einer Flasche Whisky. Die Mula war natürlich zu ersetzen. Nun wäre es das zweckmäßigste gewesen, umzukehren und den drohenden Ge-

fahren aus dem Wege zu gehen, aber das ging aus anderen Gründen nicht. Erstens mußten einige Vicuñas erlegt werden, um den Verlust der Mula zu decken. Sodann waren wir ja überhaupt noch nicht zu Schuß gekommen. Drittens hätten wir unser ganzes Ansehen bei unseren Leuten verloren, wenn wir umgekehrt wären. Also beschlossen wir, uns unseren Lebensunterhalt zu erjagen. Mate hatten wir ja für alle Fälle, Mate, die über das Hungergefühl hinweghilft. Wir waren nun auf Hänge gekommen, wo sich viele Vicuñas aufhalten sollten. Aber wir fanden keine. Da die Hitze sehr stark war — das Gestein glühte —, mochten sie sich mehr hinaufgezogen haben. Deshalb stiegen auch wir zu größeren Höhen empor. Dort gab es wenigstens einigen Schnee, um den brennenden Durst zu löschen, denn Wasser fanden wir nicht. Eigensinnig, wie wir waren, ließen wir uns durch nichts abschrecken und ahmten das Beispiel unserer indianischen Führer nach, die fabelhaft bedürfnislos waren und uns auf das Wild vertrösteten, das nun bald in die Erscheinung treten sollte. Aber Stunde auf Stunde verrann, höher und höher stiegen wir über Trümmerhalden und Schneefelder, ohne daß sich Wild gezeigt hätte. Endlich, am Abend des zweiten Tages nach dem Unfall, erschien ein stärkeres Rudel auf einer Halde. Die Indios versuchten, es heranzuholen, aber die Vicuñas drückten sich nach der Seite bergauf. Obendrein trat die Dämmerung ein. Die Nacht war entsetzlich. Scharfer Wind war aufgekommen, der uns durch und durch auskühlte, so daß an Schlafen nicht zu denken war. Erneut überfiel uns die Soroche: Übelkeit bei völlig leerem Magen, dazu Herzklopfen und ein Pulsschlag, wie ich ihn noch nicht erlebt hatte. Hier konnten wir nicht bleiben. Da der Mond schien und die langen schneebedeckten Hänge, die aufwärts zum Gipfel des Vulkans führten, mit silbernem Licht bestrahlte, konnte man gut marschieren. Also ging's bergab, wobei freilich häufig Pausen eingelegt werden mußten, weil die Beine versagten. Bei Tagesanbruch hatten wir in tieferen Regionen eine Ciénaga erreicht, die gutes Wasser enthielt. Die Puna war gewichen. Wir befanden uns soweit ganz gut, aber nun stellte sich ein Hunger ein, der sich durch den Genuß von Mate nicht mehr beschwichtigen ließ. Schon mußte der Rückzug in die Ebene ernstlich erwogen werden — mit welchen Empfindungen, kann man sich denken. Ergebnislose Jagd! Und deshalb war ein so weiter Weg zurückgelegt, war so viel Geld geopfert worden! Dazu die Blamage! —

Wir waren in einer Laune, die man sich wird vorstellen können. Und all das nur, weil man den grundsätzlichen Fehler beging, die Lebensmittel sämtlich einem Tragtier anzuvertrauen und nicht für eiserne Rationen zu sorgen. Die Indios wurden angeschnauzt, was sie übrigens ruhig hinnahmen und mit der richtigen Bemerkung widerlegten, daß sie nicht die Schuld daran trügen, wenn uns die Puna aus den höheren Gegenden vertrieben. Wir waren überzeugt, daß die Kerle Schindluder mit uns trieben und uns aus Jagdneid überhaupt nicht dahin bringen wollten, wo sich Wild befand. Wir beschlossen deshalb, nach dem Kompaß auf Somenta zurückzureiten, ohne weiter auf die Ratschläge unserer dunkelfarbigen Führer zu hören. Und das war das Richtige! Plötzlich sah mein Jagdgefährte drei Vicuñas, die auf weiter Entfernung über eine Schneefläche langsam bergaufzogen. Wir herunter von den Pferden, hinter einen Felsblock, wo wir anstreichen konnten, und dann Feuer! Aufsatz 800 m. Auf den zweiten Schuß fiel ein Stück in den Schnee. Weiter feuern wir, Rahmen nach Rahmen. Als der letzte Schuß des zweiten Rahmens das Rohr verlassen hat, sind alle drei Stück Wild gestreckt.

Laut haben wir gejauchzt, daß die Indios geglaubt haben mögen, wir seien toll geworden. Mit einem Schlage hatte sich nun die Lage zu unseren Gunsten geändert, denn wir hatten Fleisch in Hülle und Fülle. Wohlschmeckend mochte es nicht sein, aber der Hunger konnte gestillt, die Lebensenergie wieder hergestellt werden. Im Nu waren die herrlichen Decken mit den seidenweichen Haaren abgestreift. Inzwischen war ein Feuer mit trockenem Hartgras angemacht, das keine richtige Hitze gab, aber schließlich doch genügte, um ein großes Stück zu braten. Das Wildbret schmeckte übrigens besser als das des Guanacos. Jedenfalls war es uns sehr willkommen und bekam auch gut. Der wohlthätige Einfluß der Mate auf die Magennerven machte sich geltend.

So schien denn alles wieder in bester Ordnung zu sein. Trotzdem entschloß ich mich, nicht noch einen zweiten Vorstoß zu unternehmen, denn es schien zwecklos, mit unseren Führern, die wir für falsch hielten, zu jagen. Bei dem verschlagenen Charakter der Indianer dieser Gegend konnte man hundert gegen eins wetten, daß ein neues Unternehmen ebensowenig Erfolg haben würde wie das bisherige."

Hier enden die Aufzeichnungen des Barons. Aus irgendwelchen mir unbekanntem Gründen ist M. verhindert worden, sie

zu Ende zu führen. Ich bin aber in der Lage, dies zu tun. Nach den großen Anstrengungen der letzten Tage, die doch allen Teilnehmern, mit Ausnahme der stumpfsinnigen Indios, reichlich auf die Nerven gegangen waren, gab man sich zunächst einmal der Ruhe an einem gegen den Wind geschützten Platze hin. Die Maultiere weideten in der Nähe an einer Ciénaga. Die Nacht war ein wenig gelinder, so daß es möglich war, die Augen zu schließen und etwas zu schlafen. Wir ruhten denn auch länger als gewöhnlich. Die Sonnenglut machte sich schon bemerklich, als wir erwachten. Da nahte sich ein alter Indio, der auch länger geschlafen haben mochte als er sonst wohl zu tun pflegte, und brachte eine Hiobspost. Sämtliche Maultiere litten an schwerem Durchfall, weil sie anscheinend irgendwo in der Ciénaga Sumpfigras gefressen haben mochten. Es war also ausgeschlossen, zu reiten. Höchstens konnten die Tiere getrieben werden. Von Somenta trennten uns schätzungsweise nur noch 40 bis 50 km, an sich keine weite Entfernung, jedoch bedeutend, wenn man Temperatur und Geländeverhältnisse in Betracht zog. Aber was war da zu machen? Der alte Indio hatte nicht achtgegeben. Nun hatten wir das zweifelhafte Vergnügen, den vereinbarten Preis zahlen und dafür zu Fuß durch die Wüste laufen zu müssen. Es gab nichts weiter zu bedenken. Der Alte bekam einige deutliche Grobheiten zu hören. Dann setzten wir uns in Marsch. Die Hitze war kolossal und wuchs von Stunde zu Stunde. Gegen Mittag tanzte alles hin und her infolge der starken Vibration der Luft. Mit etwas Phantasie hätte man irgendwo eine Fata Morgana entdecken können, die ich übrigens nirgends, nicht einmal in Afrika, habe bemerken können. Wir waren als alte Jäger an Laufen gewöhnt. So kamen wir rüstig voran und hatten obendrein noch Weidmannsheil. In einer Ciénaga, die wir kreuzen mußten, entdeckten wir einen Fuchs, der im Porst verschwand, und gleich darauf drei Vicuñas, die zu uns herüberäugten. Im Nu hatten wir die Büchsen an der Wange, und zwei Vicuñas schlegelten mit den Läufen. Das war eine unerwartete Freude. Lange hielten wir uns nicht auf. Wir waren froh, als die Sonne hinter den Bergen verschwand und die übliche Kühle und bald darauf Kälte eintrat. Endlich, um Mitternacht, erreichten wir bei Mondschein Somenta.

Der Baron hat noch einen Versuch gemacht, Vicuñas zu jagen, mit welchem Ergebnis, kann ich nicht sagen. Ich selbst bin nie wieder auf ein Vicuña zu Schuß gekommen.

Jedenfalls ist die Jagd auf dieses Wild außerordentlich schwierig. Es ist sehr scheu und äugt vorzüglich. Darin besteht aber nicht die Hauptschwierigkeit. Könnte man über Pferde und Maultiere verfügen, wie wir sie in den mittleren und südlichen Kordillern zur Verfügung hatten, so würde diese Jagd außerordentliche Freude bereiten, denn das Gelände ist, abgesehen von den in den Ciénagas schlummernden Gefahren, weit einfacher als in den Gebirgen der Mitte. An den Hängen dieser Vulkane konnte man ohne jede Schwierigkeit in jeder Gangart entlangreiten.

„Wo bleiben denn nun die Schrecken des südamerikanischen Hochgebirges?“ höre ich fragen. „Wenn doch alles zu einem guten Ende kommt, weshalb dann von Schrecken sprechen?“ Gemach, gemach! Nicht allen Jägern stehen so vortreffliche Führer, Pferde und Maultiere zur Verfügung, wie ich sie fast immer hatte. Es ist naturgemäß eine einfache Sache, hinter einem erfahrenen Führer zu reiten, der jeden Schritt des Geländes und die Tücken der Witterung kennt.

Aber die Lage ändert sich sofort, wenn man nicht über diese Mittel verfügt, und wäre man ein noch so erfahrener Alpinist. Herr Winthrop Young, der das ausgezeichnete Buch „Die Schule der Berge“ geschrieben und ohne Zweifel ein erstklassiger Bergsportler ist, würde drüben in Lagen kommen, die ihm trotz seiner Erfahrung kritisch, ja gefährlich werden könnten. Gegen die Puna und infolge Erdbebens entstandene Steinlawinen gibt es keine theoretischen Mittel, man muß sich praktisch mit ihnen abfinden, so gut es geht. Es kommt einzig darauf an, ob man von den Steinen getroffen wird oder nicht, also auf Glück. Wir haben damals das Glück gehabt, unversehrt dem Kreuzfeuer am Mercedario zu entgehen. Andere — obschon wenige, denn in den Kordillern sind Menschen ebenso selten wie in den Alpen häufig — wurden zerschmettert und blieben unter den Trümmern. Niemand wußte von ihrem Ende, und so blieben sie für immer verschwunden. Höchstens, daß später einmal von anderen Reitern die Knochen der Verunglückten gefunden und zusammengetragen werden. Vielfach schwemmt der Regen sie fort, oder die Pumas tragen sie in ihre Höhlen. Das Skelett im Cañon del Volcan, das Güßfeldt erschreckte, warnt den Hochgebirgsjäger mit Recht, vorsichtig zu sein, alles vorher zu bedenken und sich nicht leichtsinnig in die Gefahren unbekannter Hochgebirge zu stürzen. Wer das im Winter tut, begeht überlegten Selbstmord. Und trotzdem



Bild 62.

Der Cerro Tolosa.

Zu Kapitel 13.

geschieht es. In jedem Jahre verunglücken auf dem großen Paß über die Cumbre Menschen — besonders Deutsche, die von Chile kommen, und es versuchen, das Hochgebirge zu Fuß zu überschreiten. Ein tüchtiger Schneesturm genügt, um sie zu vernichten. Nicht einmal die Guanacos und Vicuñas bleiben dann oben, weil der Aufenthalt im Hochgebirge im Winter unmöglich ist — wieviel weniger kann sich der schwache Mensch in den ungeheuren Schneewüsten bei so furchtbaren Stürmen retten!

Deshalb halte ich es für meine Pflicht, jeden Jäger, der beabsichtigt, in den Hochkordillern zu jagen, zu warnen, seine Aufgabe nicht zu leicht zu nehmen, denn die Schrecken der südamerikanischen Hochgebirge drohen jedem, der sich in ihr Labyrinth hineinwagt. Nur der wird wieder herauskommen, der reiche Erfahrungen besitzt oder treffliche Führer. Wem beides fehlt, der geht zugrunde und wird ein Opfer der Berge.

Am Abgrund leitet der schwindlichte Steg,
 Er führt zwischen Leben und Sterben;
 Es sperren die Riesen den einsamen Weg
 Und drohen Dir ewig Verderben.

Schiller.





Durchquerung des Trafulfusses.

Vierzehntes Kapitel.

Mit Indianern hinter dem Huemulhirsch in den Alpen von Traful (Pirschen und Parforcejagden).

Herrliche, unvergeßliche Tage lagen hinter mir, deren jeder angenehme Überraschungen gebracht hatte. Aus dem Quellgebiet des Aluminé, von den Thermalbädern von Copahue kommend, hatte ich das ganze im Südwesten des Territoriums Neuquen gelegene Seengebiet durchstreift, jenes jungfräulich alpine Land, das noch kein Herdenmensch betrat. Nach endlosen Ritten in den kahlen Trümmer- und Felswüsten der mittleren Kordillere endlich einmal wieder Wald — und was für Wald! Zunächst zwar nur Buchengebüsch, oft untermischt mit wilden Apfelbäumen, daran anschließend Araucaria-Fichten, schließlich geschlossener Hochwald, tausendjährige Laubholzstämmе aller Arten, unter ihnen dichtes Unterholz, aus armdicken Bambusstangen (Colihues) bestehend, die weder Mensch noch Pferd durchlassen. Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben!

In diese urigen Wälder eingebettet smaragdgrüne Bergseen, riesigen Edelsteinen vergleichbar, die an Schönheit mit den herrlichsten Schweizer Seen wetteifern. Alle Einzelheiten dieser köstlichen Wanderung zu schildern, muß ich mir versagen. Sie gehören auch nicht in den Rahmen dieses Buches. Nur dies und jenes will ich herausgreifen, denn Wald und Wild gehören eng

zusammen. Besonders interessant erscheinen mir die hundertjährigen Araucarias, die weit schöner sind als ihre brasilianischen Schwestern, entweder in Gruppen nach Art englischer Parks stehend, oder — seltener — in geschlossenen Beständen ganze Berghänge bedeckend. In den stillen Bergtälern, auf kugelförmigen, unzugänglichen Bergstümpfen gelegen, alte indianische Friedhöfe, Fundstätten für Waffen, Silberschmuck und Gefäße. Hier und dort im Walde ein araukanischer Indianer oder eine Skwaw, die die Wälder durchstreifen, um die Früchte der Fichte, die sogenannten Piñones, zu sammeln, die bei ihnen eine beliebte Speise sind. Dann steht urplötzlich, einer mächtigen grünen Wand ähnelnd, der südliche Urwald in gigantischer Pracht vor uns. Ihn durchquerend, klimmen wir auf schmalem Waldpfade vom Malleo, durch dessen Tal ein Paß nach dem chilenischen Victorica führt, auf die Bergeshöhe und genießen eine wunderbare Aussicht auf den herrlichen See von Huechú-Lafquen, auf dessen jenseitigem Ufer eine mit Wald bestandene steile Felswand sich hoch in den Himmel reckt, sich in den dunkelgrünen Fluten des Sees widerspiegelnd. „Spiegelsee“ sollte man ihn taufen. Um eines Haares Breite hätte ich hier meine irdische Laufbahn abgeschlossen. Ich hatte das Bedürfnis, ein erfrischendes Bad in seinen kristallinen Fluten zu nehmen und mich ohne Zaudern mit einem Kopfsprung ins Wasser gestürzt. Als ich wieder ans Land wollte, gab der lockere vulkanische Sand des steil ins Wasser abstürzenden Ufers überall nach, so daß es unmöglich war, herauszukommen. Ich war allein, meine Leute für mich unerreichbar. Weithin schwamm ich am Ufer entlang — immer das gleiche Bild. Dazu das Wasser eiskalt. Endlich — schon begann die Sache bedenklich zu werden — sah ich eine alte Wurzel, die über das Ufer in den See hineinragte. An ihr zog ich mich — nicht ohne Mühe — in die Höhe und gelangte ans Land. Ich war sehr matt geworden, ruhte mich eine Weile aus und stierte ins Wasser. Es war wohl eine Täuschung, vielleicht das Abbild der großen Baumwurzel, aber ich sah wirklich so etwas wie ein Bild, das dem Sensenmann nicht unähnlich war. Indessen denkt man in Amerika nicht lange an unangenehme Dinge. Dort ist jeder Optimist. Später erzählte mir ein Chilene, der am See wohnte, daß das junge Vieh häufig in den See stürze, wenn es saufen wolle, und daß es dann immer ertrinke, weil es nicht an Land kommen könne.

Dieser See ist encantador — bezaubernd —, nur vermißten

wir ein gutes Hotel — und nicht nur das, auch Dörfer, Städtchen, Kapellen, deren Abendläuten die Bergtäler der Schweiz mit einem so eigenartigen Zauber erfüllt, kurz gesagt — Kultur. Man kann eben doch den Menschen nicht entbehren, so wenig sympathisch er auch in Massen sein mag. Hier fehlte er ganz. Höchstens irrte sich gelegentlich ein Chilene hierher, der seine Herde verbotenerweise auf argentinischen Boden trieb, ein Bandit, der nach Beute ausspähte, oder ein araukanischer Indianer, der die Fichtenzwälder durchquerte.

Nicht ungefährlich war der Ritt durch diese rauhen Gegenden. Da galt es beispielsweise eine schwierige Felspassage zu überwinden, die am See Lolog gelegen war und Naranja (Apfelsine) genannt wurde. Hunderte von Metern über dem See führte ein Saumpfad über die Kuppel eines Felsens, in einer Länge von etwa 10 m ohne Geländer. Geländer in der Kordillere — da muß ich noch heute lachen! Selbst die berggewöhnten, sonst so sicheren Maultiere befahl ein Zittern, wenn sie über diese Wölbung mußten. Ein Straucheln, ein Gleiten — und rettungslos sauste der Passant aus gewaltiger Höhe in den lockenden See. Ein Seil wurde gespannt, an dem man sich hielt, wenn der Übergang mit bloßen Füßen vorgenommen wurde, während die Tiere langsam über die Kuppel hinabkletterten. Als letzter folgte ein Eingeborener, der an dergleichen Schrecknisse gewöhnt war und keine Nerven besaß. Noch heute denke ich mit Grauen an die Naranja zurück. In demselben Jahre ist sie verschwunden. Wie das gekommen, hat kein Mensch erfahren. Wahrscheinlich ist sie infolge eines Erdbebens oder eines Bergrutsches in den See gestürzt. Zuverlässige Leute haben es mir bestätigt, daß sie nicht mehr vorhanden sei, worüber eitel Freude herrschen mag.

Durch zahlreiche Bergflüsse führte unser Weg, deren Passieren durchaus nicht ungefährlich war. Die Strömung ist so stark, daß große Steine auf dem Grunde talwärts gerollt werden. Schlagen sie gegen die Beine der Reittiere, so können diese stürzen und sind dann meist verloren. Die Wellen der Strömung erreichen oft die Höhe eines halben Meters. Alles wirbelt und tanzt um einen herum. Das Brausen des Wassers ist so laut, daß die menschliche Stimme nicht mehr verstanden wird. Fest muß man den Blick auf das jenseitige Ufer richten, um nicht schwindelig zu werden. Wird man aber schwindelig, so verliert man die Richtung der Furt, kommt ins tiefe Wasser und wird fortgeschwemmt. Im Chimihuin

wäre ein Herr meiner Kommission um ein Haar ertrunken, hätten nicht der Kommissar von Junin und ich ihn am Kragen gepackt und ihn trotz seines Sträubens in der Furt gehalten. Er wollte absolut ins tiefe Wasser hinein. Die eiskalten Gletscherwasser umtanzten uns aber auch in einer Weise, daß es schwer war, einen klaren Kopf zu behalten. Das ereignete sich dicht bei dem Städtchen Junin de los Andes. Bei diesem Namen fällt mir eine heitere Episode ein, deren Erwähnung hier am rechten Platz sein dürfte.

Kaum zwanzig Einwohner mochte Junin zählen und war doch eine Stadt, Sitz eines Polizeikommissars und eines Richters. Letzterer hieß Jones und mochte englischer oder amerikanischer Abstammung sein, ein prächtiger alter Herr, gesegnet mit einem Humor, wie man ihn selten findet. Das spricht dafür, daß er von Yankees stammte! Längst mag der grüne Rasen am Chimihuín ihn decken.

Richter Jones erzählte, er habe einen bekannten Obersten der Kavallerie einst zu einer Geldstrafe verurteilen müssen. Darauf habe der Oberst einige Leute abgesandt mit dem Befehl, den Richter zu fangen und ihm die Viehmarke der Estancia auf einen gewissen Körperteil zu drücken. Er, Jones, habe aber Wind davon bekommen und sich schleunigst nach Chile aus dem Staube gemacht. Dort habe er ein halbes Jahr gewartet, bis die Sache im Sande verlaufen, und sei dann zurückgekehrt.

„So waren damals unsere Obersten an der Grenze,“ schloß er seine Rede, „ausgesprochene Juan Manuels¹⁾, aber forsche Herren waren es doch.“

Wir haben über diese wahre Geschichte viel gelacht.

Die Tage in Junin waren sehr unterhaltend. Der Kommissar, ein liebenswürdiger und sehr tüchtiger Argentinier, erzählte u. a. folgendes: „Sie werden sich kaum eine Vorstellung machen können, in welcher schwieriger Lage wir uns hier befinden. Uns stehen für das ganze Territorium mit seinen 105 000 qkm großenteils alpinen Hochgebirges nur etwa 45 Gendarmen zur Verfügung, von denen der dritte Teil beschäftigt ist, die Viehherden des Gouverneurs am Vulkan Tromen zu bewachen.“

„Hab' ich gesehen“, bemerkte ich. „Donnerwetter!“ fuhr ich fort, „das ist ja 2½mal soviel Land, wie die ganze Schweiz besitzt.“

„Und dabei müssen Sie bedenken“, fuhr er fort, „daß fast die

¹⁾ Juan Manuel Rozas, der bekannte Tyrann von Buenos Aires.

ganze Bevölkerung hier herum aus Chilenen besteht, die hier eigentlich nichts verloren haben, sog. intrusos (Eindringlinge), die uns durchaus nicht freundlich gesinnt sind, schließlich, daß die ungeheuren Wälder hier und im Süden Chiles mehr Banditen beherbergen als das ganze übrige Argentinien. Es wäre zum Lachen, wenn es nicht so verdammt ernst wäre. Ich will Ihnen mal etwas erzählen, was Sie nicht für möglich halten, und doch ist es buchstäblich wahr. Vor etwa drei Jahren machten wir einen gefährlichen Banditen fest, dem mindestens ein Dutzend Morde nachgewiesen waren. Mir standen damals — wie übrigens noch heute — nur zwei Polizeisoldaten zur Verfügung, ein tüchtiger cabo (Gefreiter) und ein junger Mensch, dem Erfahrung fehlte. Wie sollte ich nun den Banditen nach unserer Hauptstadt Chos Malal ins Gefängnis schaffen? Meinen Gefreiten konnte ich nicht entbehren, also mußte ich den jüngeren Mann beauftragen, den Mörder nach Chos Malal zu bringen. Es waren ungefähr fünf Tagemärsche zurückzulegen. Wenn ich die beiden Menschen verglich, so packte mich Mitleid mit dem jungen milico. Aber die Sache lief gut ab. Obschon die beiden viele Nöte auszustehen hatten infolge Hochwassers, gelang es — so darf man wohl sagen — dem Banditen, seinen Reisegefährten gesund nach Chos Malal zu bringen. Er hatte dem milico sogar das Leben gerettet, als das Hochwasser des Collon curá den unerfahrenen Jüngling abgetrieben. Infolgedessen hatte man den Räuber in Chos Malal freudig begrüßt. Dort schlief er gehörig aus, überstieg die Lehmmauer des alten Forts, watete durch einen Fluß, stahl ein Pferd und verschwand nach Chile, freilich nicht auf Nimmerwiedersehen.

Sechs Monate später hatten wir nämlich denselben Kerl im Tale des Malleu wiedergefangen. Er hatte einen Laden ausgeplündert, war an mehreren Morden beteiligt und hatte das überfallene Kaufhaus niedergebrannt. Unser Wiedersehen löste allgemeine Zufriedenheit aus. Zunächst fragte der Bandit mit humoristischem Lächeln, wann die Reise nach Chos Malal vor sich gehe und ob er wieder den kleinen milico dorthin bringen müsse. Dann möge man ihm doch gleich die esposas (Handschellen) abnehmen, denn damals am Collon curá wäre der milico ertrunken, wenn der ihm nicht, bevor sie ins Wasser ritten, die Dinger abgenommen. Das Reiten mit esposas, Herr, sagte er, ist sehr lästig, man kann nicht rauchen, wenn man die Hände nicht frei hat. Diesmal schickte ich den cabo, der den Kerl denn auch glücklich nach Chos Malal brachte. Dann

aber wiederholte sich die Flucht des Delinquenten, wobei er ein Pferd des Gefängnisvorstehers stahl. Ist es nicht zum Lachen?"

„Von der Geschichte hab' ich in Chos Malal gehört“, bemerkte ich.

Wir lachten noch, als ein Chilene eintrat, der ganz aufgeregt erzählte, daß er auf dem Wege zwischen dem Huechú und Junin einen toten Landsmann auf dem Wege gefunden, der anscheinend ermordet sei. Er habe einen Schuß in den Kopf und keine Mittel bei sich, sei also anscheinend beraubt. Hm, hm! Ob der Tote Mittel bei sich, das hatte ihn wohl am meisten interessiert.

„Auf!“ rief der Kommissar voll Eifer. „Kommen Sie mit! Es wird Ihnen Freude machen, meinen cabo arbeiten zu sehen. Der ist ein geborener rastreador (Fährtenfinder).

Es war ein Sonntag. Mochte zehn Uhr sein.

Jenseits des Chimihuin setzte uns der Chilene auf die Fährten. Drei Pferde waren aus dem Fluß herausgekommen.

Der cabo betrachtete die Spuren eingehend und sagte: „Sind Chilenen gewesen, alle drei. Der mittlere hatte ein loses Eisen am linken Vorderfuß, und nun weiß ich auch, wer der Ermordete war — Antonio Bustos aus Villarica. Er war noch gestern abend in Junin. Hat Geld einkassiert.“

„Woran sehen Sie, daß es Chilenen waren?“

„Am Beschlage.“

Nun folgten wir den Hufspuren. Plötzlich hielt der rastreador sein Pferd an.

Ich beobachtete ihn mit dem größten Interesse, hatte ich doch soviel von der angeblich untrüglichen Sicherheit der rastreadores gehört, ohne je so einen Wundermenschen zu Gesicht bekommen zu haben. Wohl hatte ich feststellen können, daß die Eingeborenen über eine bemerkenswerte Sicherheit verfügten, Spuren von Pferden selbst durch hohes Pampasgras zu verfolgen, aber ihre Fährtenkenntnis auf der Jagd war nur mangelhaft gewesen. Da war ich ihnen zu jeder Zeit überlegen.

Der Mann sann einen Moment. Dann sagte er: „Hier hat der mittelste Reiter ein Streichholz angezündet, vermutlich eine Zigarette in Brand gesetzt.“

Ich war zunächst paff, hielt sein Benehmen für einen Bluff und fragte: „Woraus schließen Sie das?“

„Sehen Sie einmal dorthin“, antwortete er, auf die am weitesten rechts befindliche Hufspur zeigend. „Das rechte Pferd hat

einen Seitensprung gemacht, weil es vor dem Aufblitzen des Streichholzes erschrak. Sie erkennen das deutlich an den tieferen Eingriffen auf der rechten äußeren Seite."

Das stimmte.

„Und dort liegt das abgebrannte Streichholz“, ergänzte der Kommissar.

„Also sind die drei hier in der Nacht geritten, denn bei Tage würde das Pferd nicht gescheut haben.“

Das war unzweifelhaft richtig.

Nun ging es in flottem Galopp auf den Spuren vorwärts. Nach einiger Zeit erreichten wir das Tal des Flusses Malleu.

Plötzlich hielt der cabo wieder, dicht an einer Wegebiegung inmitten dichten Waldes.

„Hier“, sagte er, „hat der linke Reiter den Bustos erschossen, während der rechte einige Schritte zurückblieb, um nicht auch getroffen zu werden. Also arbeiteten die beiden nach einem gemeinsamen Plane. Achten Sie mal auf die Spuren. Das mittlere Pferd ist plötzlich, als der Schuß fiel, $1\frac{1}{2}$ m zur Seite gesprungen, muß sich also heftig erschrocken haben, und ist dann wild umhergesprungen, weil der Sterbende es im Maule riß und hin- und herschwankte. Das rechts gehende Pferd erschrak nicht, weil es weiter zurück ging. Dort der erste Blutspritzer am Boden! Gleich werden wir den Toten finden.“

Wir bogen um eine Ecke. Da lag der Mann. Schuß in die linke Schläfe. Die Geldkatze, die alle Viehhändler dort zu tragen pflegen, fehlte.

Das Resultat war verblüffend!

Es war Mittag. Die Mörder hatten einen Vorsprung von etwa zwölf Stunden. Es war also kaum daran zu denken, daß wir sie noch einholen würden.

„Hier sind sie aufgesessen“, sagte der cabo, „und weitergeritten. Der linke Reiter hat Bustos Pferd am Zügel geführt. Sehen Sie die leichten Eindrücke der Hufe des Handpferdes und die eigentümliche Stellung der Vorderhufe.“

Unzweifelhaft hatte er recht.

Nun ging es wieder flott auf dem Hufschlag vorwärts. Da hielt ich den cabo an und fragte, weshalb die Banditen den Erschossenen nicht in den Wald geschleppt, wo sie vor jeder Entdeckung sicher gewesen sein würden.

„Sie wurden gestört“, antwortete er. „Sie sehen hier, aus der

entgegengesetzten Richtung kommend, zwei Hufspuren, eine ältere und eine frischere. Letztere gehört dem Pferde des Chilenen, der uns begleitet. Vergleichen Sie die Hufabdrücke. Die ältere rührt von einem Manne her, der hier in der Nacht durchkam und die Räuber veranlaßte, wegzureiten. Er hat den Toten nicht bemerkt, weil es zu dunkel war."

Auch das mochte stimmen, denn unser Chilene erzählte, daß er zu jemand gehöre, der vor ihm abgeritten.

So erreichten wir die Farm eines Deutsch-Chilenen, namens Enschelmeyer, die am Malleu gelegen ist. Wir hatten dort noch vor wenigen Tagen eine Nacht zugebracht.

Auf dem Gehöfte war nur die Frau zu Hause. Sie wußte von nichts, aber der Verwalter hatte die Kerle gesprochen und sie fortgejagt. Sie waren in Richtung auf die Grenze geritten.

Während wir uns noch unterhielten, kam von der nahen Grenze her eine Kavalkade, aus 6 bis 7 Leuten bestehend.

„Ah!“, bemerkte der Kommissar, „der Oberst Trissano“.

„Wer ist das?“ fragte ich.

„Der Chef der chilenischen Grenzpolizei, der am meisten gefürchtete Mann in dieser Gegend.“

Inzwischen näherte sich der Gewaltige. Es folgte nun die übliche Begrüßung.

„Sagen Sie mir, Herr Kommissar, ist in Ihrem Bezirk jemand ermordet worden?“ fragte der Oberst!

„Jawohl, Herr Oberst, ein Landsmann von Ihnen, und zwar in letzter Nacht.“

„Ich habe die Mörder erwischt. Wir waren heute früh dicht an der Grenze, als wir zwei Kerle herangaloppieren sahen. Wir lauerten ihnen auf und stellten sie. Der eine hatte eine Geldkatze um den Leib, mit mehr als 500 Pesos darin. Er behauptete, das Geld für verkaufte Vieh einkassiert zu haben. Er kam mir aber bekannt vor. Mit einem Male ging mir ein Licht auf. Der Andrés aus Temuco, ein schlimmer Straßenräuber! Gleich wurden ihm die esposas (Handschellen) angelegt. Den suchen wir schon lange. Wo ist der Mord geschehen?“

„Dort, wo der Weg nach Junin vom Malleu abzweigt.“

„Reiten wir dahin!“

Bald erreichten wir den Tatort.

Die Geldkatze paßte dem wohlbeleibten Toten wie angegossen. Der Schnalleneindruck stimmte genau. Auch die Hufeindrücke

sämtlicher Pferde waren die gleichen wie die am Tatorte vorgefundenen. Schließlich paßte das Geschloß in die Wunde, und der Revolver des Andrés war frisch abgeschossen. Die leere Hülse steckte noch in der Trommel.

Die Tat war bewiesen.

„Wollt Ihr noch leugnen?“

Da faßte sich der kleine sonnenverbrannte Bandit ein Herz und gestand die Tat zu.

„Wir wußten, daß der ricacho (der reiche Kerl) Geld inkassiert hatte. Da haben wir ihn erledigt.“

„Wer hat den Mann erschossen?“

„Dieser hier,“ sagte der Gefreite, auf den Geständigen deutend. „Es ist der, welcher links ritt. Die Hufe stimmen überein.“

Da lächelte der Braune und sagte: „Mire, der milico versteht sein Handwerk. Es stimmt.“

Es wurde abgesehen und, südamerikanischer Sitte entsprechend, zunächst einmal eine Zigarette angesteckt. Auch die Banditen durften rauchen.

Nun meldete ich mich zum Wort und bat den Kommissar, die früheren Angaben des rastreadors auf die Richtigkeit zu prüfen.

„Wer hat sich nach der Durchquerung des Chimihuín eine Zigarette angezündet?“

„Der ricacho,“ antwortete der Braune. „Dann gab er uns Zigaretten. Wir haben sie an seiner angezündet.“

„Hat er ein Streichholz benutzt?“

„Jawohl!“

„Und nun, wie habt Ihr ihn umgebracht?“

„Ich habe nichts damit zu tun,“ bemerkte der zweite Bandit.

„Er lügt,“ sagte der Kleine. „Er blieb absichtlich zurück, um nichts abzukriegen. So war es verabredet. Ich setzte dann dem ricacho den Revolver an die linke Schläfe und drückte ab. Er hat den Knall nicht mehr gehört.“

„Auf welcher Seite rittet Ihr, rechts oder links?“

„Links, Herr, so war's bequemer.“

Der rastreador hatte also vorzüglich gearbeitet.

Wir trennten uns. Trissano nahm die Kerle mit und entfernte sich auf dem Wege nach Chile.

„Weshalb nahmen Sie die Leute nicht mit?“ fragte ich den Kommissar. „Das Verbrechen wurde doch auf argentinischem Boden begangen.“

„Ganz recht, aber die Mörder sind in Chile gefaßt worden und haben auch dort Morde begangen. Wir könnten ja ihre Auslieferung beantragen. Das aber würde keinen Zweck haben, denn in einer Stunde sind beide erledigt. Trissano läßt die Kerle laufen und dann erhalten sie Feuer, weil sie ausgerissen. So macht man das und spart Protokolle und Scherereien. Was sollte ich auch mit den Kerlen anfangen? Sie nach Chos Malal eskortieren? Gott möge mich davor bewahren! Die Chilenen haben eine einfachere Justiz als wir, die für diese Gegenden besser paßt als unsere humanen Vorschriften. Ja, Trissano, das ist ein Mann! Nebenbei bemerkt, ist er kein Chilene, sondern stammt aus Paraguay, ein ganzer Mann.“

Als wir nach Junin zurückkamen, hörten wir, daß tatsächlich bei Tagesgrauen ein Mann aus Chile eingetroffen sei.

Da habe ich den Kommissar beglückwünscht und dem rastreador einen Geldschein überreicht, den er schmunzelnd in seinen fettgetränkten Brustbeutel schob.

Abends haben wir dann noch lange beim Whisky über den Vorfall geplaudert.

So war es damals. Heute wird vieles anders geworden sein, namentlich nachdem sich vor einigen Jahren in Patagonien eine kommunistische Räuberbande gebildet, aus allen Völkern sich zusammensetzend, die sich im Weltkriege bekämpft, was zur Aufstellung von zwölf Kompagnien Gendarmerie für die Nationalterritorien führte. Die Wildwestzustände werden vorüber sein. Das ist natürlich zu begrüßen, andererseits aber mögen diese einsamen Waldgegenden heute viel von ihrem abenteuerlichen Zauber verloren haben.

„Ich sehne die Kultur nicht herbei,“ sagte der alte Jones. „Wir leben hier so weit behaglicher. Ich gehöre noch zum alten Argentinien, zur Zeit der caudillos (Führer). Das war noch eine Zeit! Da war der Mann noch was wert! Heute herrschen die Abgeordneten und Advokaten. Als der General Levalle zur Zeit der Revolution gegen Juárez Celman 1890 das Fort am Retiro angriff, und die Leute nicht recht vorwärts wollten, ließ er präsentieren und unter Feuer die Nationalhymne spielen. Na, Sie wissen ja, wie lang die ist. So waren unsere alten Soldaten, Männer von Stahl, ähnlich wie Euer alter Blücher.“

„Aber die Viehmarke!“ bemerkte ich halblaut.

„Ach was!“ sagte er. „Das war ein guter Witz, freilich ein wenig ernst.“

Wir schüttelten uns vor Lachen. Meine Diagnose mußte stimmen. Der alte Richter stammte sicher von Yankees ab. Nur die haben so einen „blutigen“ Humor.

„He is a peculiar man,“ sagte mir später der Amerikaner Jones, sein Namensvetter, am Nahuel Huapi, „and he is doing more good, than he is conscious of doing.“

An diesem Abend taten wir alle mehr des Guten, than we were conscious of doing.

Dann hatte ich einige Tage an dem entzückenden Alpensee Lacar zugebracht, wo in San Martin ein Kavallerie-Regiment in Garnison lag, dessen trefflicher und weltgewandter Kommandeur sich sehr entgegenkommend benahm. Die Umgegend des Lacar zeigt die charakteristischen Eigentümlichkeiten des südchilenischen Urwaldes, wundervolle Bäume und großartige Szenerien. Hier veranstalteten wir eine Jagd auf Huemuls in Richtung auf den Ipelapaß, aber ohne Erfolg. Das Gelände war zu schwierig, der Wald zu undurchdringlich. Wir bekamen zwar ein paar Huemulhirsche zu Gesicht, konnten aber nicht auf Schußentfernung herankommen. Ich hatte einmal einen Hirsch auf zwanzig Schritt vor mir, war aber zufällig ohne Waffe. Trotzdem erinnere ich mich gern der hier verlebten Tage. Der Wald war so wundervoll, so einzig in seiner Art, daß ich die dort erhaltenen Eindrücke nie vergessen werde. Oft konnte man überhaupt nicht in sein Inneres eindringen, nicht einmal den Arm seitwärts des mit dem Buschmesser freigehaltenen Weges in das Unterholz hineinstecken. Zwischen den tausendjährigen Buchenstämmen standen nämlich Stamm an Stamm 5—6 m hohe Bambusstauden, in dieser Gegend Colihues genannt. Im übrigen gab es im Innern des Urwaldes überhaupt keine Fauna außer zahlreichen Spechten, deren Hämmern ununterbrochen erschalle.

An einem Fließchen, das dem See Lacar zuströmt, lagen fünf bis sechs Reihen von Baumriesen übereinander, mit den Kronen im gurgelnden Wasser, die ausgerissenen Wurzeln hoch in die Luft reckend. Nach Oregon muß man reisen, um ähnliche Naturbilder zu sehen.

Von Martin aus schickte ich meine Begleiter über den See von Metiquina nach dem Nahuel Huapi, dem sogenannten „Großen See“, wie er in den Bergen genannt wird, während ich selbst auf

einem Umwege dorthin gelangen wollte. Ich hatte nämlich auf der Karte in den Vorbergen zwei Ortsnamen gelesen, die meine Neugier reizten — Puttkamer und Ahlefeldt, beides mir aus der Heimat wohlbekannte Namen. Da der Regimentsarzt von San Martin dem Herrn von Ahlefeldt einen ärztlichen Besuch abstaten wollte, schloß ich mich ihm an. In Puttkamer fand ich zwei Brüder dieses Namens, die gleichzeitig mit mir in Hannover gestanden hatten. Wir nahmen bei ihnen das Frühstück ein und tauschten Erinnerungen aus vergangenen Zeiten aus. Ahlefeldt besaß eine Schaffarm am Collon-curá, nahe der Furt Sharples, die ihren Namen von einem unglücklichen Kavallerie-Fährnich bekommen hatte, der hier auf einem Patrouillenritt ertrank.

Herr von Ahlefeldt stammte aus meiner engeren Heimat Holstein. Nahe familiäre Beziehungen verbanden uns. In seinem Blockhause fand ich Bilder aus meiner Heimat.

Für den nächsten Tag erhielt ich einen indianischen Führer, der mich zu der Estancia Traful, dem Besitz eines argentinischen Freundes, namens Santiago Córdoba, bringen sollte, die am Flusse Traful in den Trafuler Alpen gelegen war.

„Der Mann ist absolut zuverlässig,“ sagte mein Gastgeber, „aber — por las dudas — für alle Fälle — lassen Sie ihn stets vor sich reiten. Vor einiger Zeit erschien hier ein älterer kranker Herr, der sich von einem Indianerarzt kurieren lassen wollte. Der hatte ihn in die Berge geschickt, damit er dort ein Kraut suchen sollte, das ihm sichere Heilung bringen würde. Er ritt auch in Begleitung einiger Indios in das Tal des Malleu, aber niemals hat man ihn wiedergesehen. Jedenfalls ist er von seinem Leiden, wenn auch nicht schmerzlos, befreit worden. Also, Vorsicht auf alle Fälle!“

Am nächsten Morgen hielt der Indio mit zwei ausgezeichneten Pferden vor der Tür. Sie waren nach indianischem Brauch gesattelt. Glücklicherweise waren Bügel am Sattel. Am meisten interessierte mich die originelle Zäumung. Ein einfacher, aus Füllleder gedrehter Strick mit einfachem Kopfstück war so geschickt um die Zunge gelegt, daß er nicht abrutschen konnte. Das Pferd war glänzend zugeritten und außerordentlich weich im Maul. Selten habe ich ein Pferd mit solchem Genuß geritten wie dieses.

Wir galoppierten nun nach Landesbrauch den ganzen Tag hindurch nach Südwest, quer durch bergiges Gelände, bald durch Wald, bald über Almen, immer genau in der Richtung Südwest,

trotzdem Wege so gut wie gar nicht benutzt wurden. Mein Führer gefiel mir. Er war schweigsam wie alle Indios und absolut sicher, verstand auch etwas Spanisch. Übrigens muß man nicht denken, daß die Indianer in diesen Gegenden unbekleidet umherlaufen. Sie sind gekleidet wie die übrigen Landleute, meist mit dunkel-schwarzem Hemd — wohl aus Reinlichkeitsgründen —, dunklem Anzug und kleinem schwarzen Filzhut, was mit dem dunkel-bronzefarbenen Gesicht harmoniert. Die Zeiten, wo die patagonischen Indios — die Tehueltschen — nackt auf Decke ohne Bügel umherritten, nur mit einem Lendenschurz und dem breiten Stirnband bekleidet, einen Poncho um den Leib bzw. die Schultern, sind vorüber — aber noch nicht lange.

Nur die araukanischen Indianer, die auf der chilenischen Seite der Kordilleren in großen Reservationen leben, z. B. im Tale des Bio Bio, unfern Lonquimays, reiten noch vielfach in jener charakteristischen Indianertracht umher, wie wir sie aus dem Lederstrumpf kennen. Es ist ein Genuß, ihre braunen muskulösen Körper und unvergleichliche körperliche Gewandtheit zu bewundern. Die Frauen sind auch bei den Araukanern ganz bekleidet, und zwar sehr geschmackvoll. Unbekleidete, noch im Urzustand lebende Indianer treten erst im äußersten Süden Patagoniens, im Feuerland, auf. Aber auch diese hüllen sich in Felle. Sie sind häßlich, während die Indianer des mittleren und nördlichen Patagoniens gutgewachsene, oft schöne Menschen sind, die sich mit dem europäischen Bauern nicht nur messen können, sondern dem sie — obschon Analphabeten — in mancher Hinsicht überlegen sind. Sie haben feste Wohnsitze, leben nicht mehr in Zelten wie ihre Väter. Auch sind sie reinlich an ihrem Körper. Ob sie in den Wohnungen auf Sauberkeit halten, kann ich nicht sagen, da ich es stets vermieden habe, letztere zu betreten, schon der Hunde wegen. Auf so einem Indianergehöft halten sich nämlich eine Menge scharfer Köter auf. Etwa 10 m um das Gehöft darf man sich niemals lagern, wenn man nicht in die Gefahr kommen will, von Flöhen aufgefressen zu werden. Daraus darf man wohl schließen, daß auch im Inneren der Behausungen allerlei Plagegeister zu finden sind.

Jagdlich ereignete sich nichts Besonderes. Ab und an wurde ein Stück Wild hochgemacht, z. B. ein einzelner Strauß, wir hatten aber keine Zeit, uns aufzuhalten. Mich interessierten besonders die Avutarden (Trappen) und Bandurrias (Regenpfeifer), die

einzeln auf den Hutungen standen und uns auf 40—50 Schritte herankommen ließen. Die Bandurrias — woher der Name kommt, weiß ich nicht — Bandurria heißt „Mandoline“ — sind dem Äußeren nach riesige Regenpfeifer, etwa 70 cm hoch, und haben ein gelblich-bräunliches Gefieder. Ich habe aber nicht auf sie geschossen, weil es keinen Zweck hatte. Präparieren konnte ich sie nicht, ebensowenig braten, wenigstens nicht so, wie es sich gehört hätte. Unsere Küchenmittel bestanden ausschließlich in einem Bratspieß, wozu ein Ladestock bzw. ein Chañarnknüppel verwandt wurde, Salz und rotem Pfeffer. Damit kann man natürlich einen Brachvogel nicht schmackhaft zubereiten.

Ab und an rutschte ein Fuchs heraus, von denen es in diesen Gegenden viele gibt, einmal sogar ein großer Fuchs, der sogenannte patagonische. Ich riß meinen Karabiner von der Schulter und feuerte ihm vom Pferde aus nach. Das Geschoß ging aber wohl zu hoch. Dieser Fuchs, der einem jungen Wolf ähnelte, entkam unverletzt. Auch Guanacos wurden mehrfach regemacht. Einmal tauchte ein Rudel von mehreren Hunderten auf, die aber durch eine Cañada (Senkung des Geländes) nach dem Limay zu verschwanden. Das Rudel war kaum 100 m von mir entfernt. Der Indio machte mir das Zeichen des Gewehranlegens, aber ich rührte mich nicht. Zu welchem Zwecke auch? Mit Leichtigkeit hätte ich ein halbes Dutzend auf die Decke legen können, aber wozu? Um dem Indianer die Felle zu schenken? Dazu kannte ich den Burschen zu kurze Zeit.

Am Nachmittage erreichten wir den reißenden Traful, dicht an der Stelle, wo er in den Limay mündet. Hier liegen Stromschnellen, an denen schon mehrmals Boote umgekippt waren, die vom großen See kamen und zum Río Negro wollten.

Bei einer solchen Gelegenheit verunglückte der berühmte chilenische Forscher Cox. Das Wasser des Limay hat milchig-grüne Färbung und strömt mit außerordentlicher Geschwindigkeit.

Allerhand seltsame Bergformationen tauchen auf — Nadeln und Klippen, Kuppeln und Türme, auf denen oft uralte Zypressen stehen, die der ganzen Landschaft einen düstern Anstrich geben. Dieser Charakter verstärkt sich, je weiter wir im Tale des Traful emporsteigen. Obendrein verdunkelte sich der Himmel. Düstere Bergwände mit finsternem Walde engen zu beiden Seiten das Tal ein, viele Zypressen erscheinen. Wir haben den Eindruck, als ob wir in einer Riesenallee zu einem Friedhof wandeln.

Wir Männer des Nordens sind an einen grauen, düsteren Himmel gewöhnt. Für mich selbst war es deshalb eine Freude, in den rauen Urwäldern des Südens von Südamerika zu weilen, den Sturm in ihren Baumkronen brausen zu hören und mir den Regen ins Gesicht klatschen zu lassen. Wie singt doch Geibel:

Durch den Wald mit dumpfem Schallen
Singt der Herbst sein Sterbelied — — —.

Meine argentinischen Kameraden konnten dieses Empfinden nie verstehen. Ihnen, den Söhnen des Sonnenlandes, verkörperten diese kalten Regenwälder alle Schrecken.

„Wären wir erst wieder heraus, der Sonne wiedergegeben,“ so stöhnten sie.

Diese Abneigung erklärt es auch, daß man hier unten, etwa vom Rio Negro an, nur selten Romanen findet. In diesen rauen Gegenden siedeln sich meist nur Leute des Nordens an, Germanen und Angelsachsen, sonst meist nur Südchilenen, namentlich Chilloten, Leute von der Insel Chiloe, ausgezeichnete Seeleute, gewöhnt an Sturm, Wassersnot und rauhes Wetter.

Kälte durchschauert uns. Es dunkelt. Endlich ein Licht. Vor uns ein festungähnliches Blockhaus, von einer mächtigen Palisade umgeben: die zeitweilige Residenz Santiago Córdobas.

Ein Klappe im Palisadenzaun wird geöffnet. Man mustert uns und fragt nach unserem Begehr. Als ich Bescheid gegeben, wird ein schwerer eichener Torflügel geöffnet. Wir reiten ein. Hinter uns schließt sich der knarrende Flügel. Ein argentinischer Capataz heißt uns willkommen. Der Patron (Herr) ist nicht anwesend. Er hat aber befohlen, daß wir alles haben sollen, was wir wünschen.

Drinne brennt ein mächtiges Feuer auf der Tenne. Sein rötlicher Widerschein flackert auf den rohbehauenen Stämmen, aus denen das Blockhaus zusammengezimmert ist. Auf seiner Außenseite und auf dem Dach ist es durch Steine gegen Witterung und Feuersgefahr geschützt. Zwei Indianerinnen handhaben Kessel und bringen Mate herbei. Zigaretten werden ausgetauscht. Es ist ganz behaglich. An den Wänden hängen allerhand Waffen und Felle, hauptsächlich vom Puma. Man konnte sich einbilden, in der Hütte eines alten Germanenhäuptlings zu sein. Nur der Metbecher fehlte. Es gab einen saftigen Braten, dem ich tüchtig zusprach. Die Unterhaltung war schleppend, die Leute etwas



Bild 63.

Am Tronador (Kolonistenhaus).

Zu Kapitel 15.



Bild 64.

Picada vieja (Alte Schneise) im Chaco.

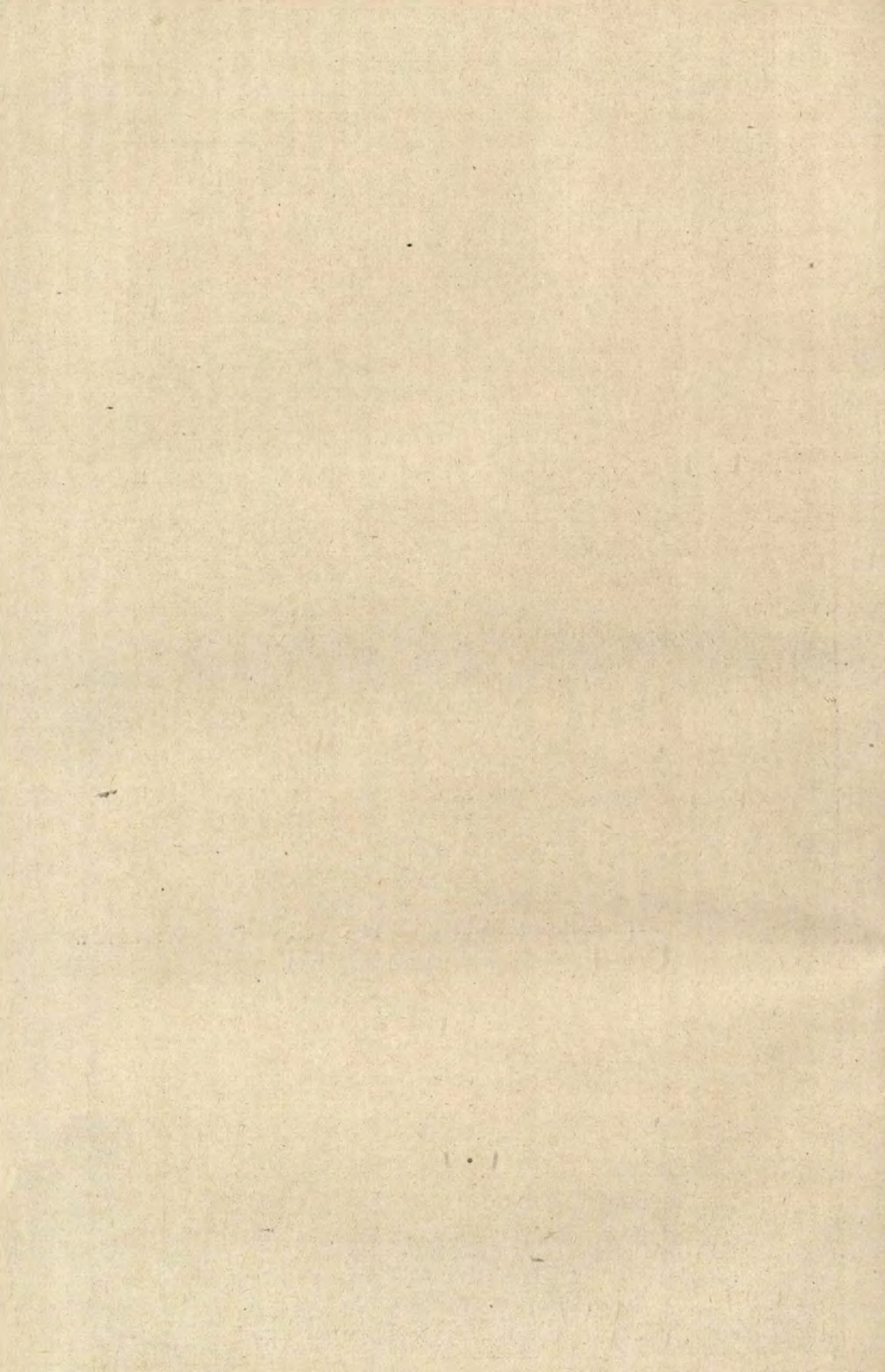
Zu Kapitel 7.



Bild 65.

Santiago Cordobas Blockhaus im Tale des Traful.

Zu Kapitel 14.



scheu und zugeknöpft, spiegelten ihre kühle Umgebung wider. Woher und wohin des Weges, Witterungsfragen, Räuber- und Banditenwesen bildeten die Hauptthemata. Nur der Capataz saß neben mir. Die übrigen Leute mochten sich in irgendeinem anderen Raume aufhalten. Vor einigen Jahren, erzählte er, sei das Farmhaus von chilenischen Banditen niedergebrannt, wobei auch mehrere Leute umgebracht wurden. Jetzt sei es den Ladrones (Räuber) weniger leicht gemacht. Ein Dutzend scharfer Wolfshunde halte hinter den Palisaden Wache.

Ich erinnerte mich, daß der Juniner Polizeimeister von diesem Überfall gesprochen. Dieselben Banditen hatten kurz darauf ein Almacén in der Nähe des Collon-curá niedergebrannt und seine 13 Insassen, ausnahmslos Frauen und Kinder, abgeschlachtet. Die Polizei verfolgte die Banditen und trieb sie der chilenischen Grenzpolizei in die Arme, die dann kurzen Prozeß machte und sie sämtlich erschöß.

Die dichten, auf der Grenze der beiden Nachbarreiche gelegenen Wälder bieten naturgemäß unentdeckbare Verstecke, in denen entsprungene Zuchthäusler, Deserteure und professionelle Banditen sich verbergen und von wo aus sie die Gegend brandschatzen. Deshalb hat in den Bergen jeder Almacenero (Ladenbesitzer) ständig einen geladenen Karabiner unter dem Verkaufstisch. Mehr als einmal bin ich in den Waldpässen berittenen Banditen begegnet, ausnahmslos Chilenen, was man leicht erkennt, da der Menschenschlag ein ganz anderer wie auf der argentinischen Seite. Sie hüteten sich aber wohl, gegen uns aggressiv zu werden. Es wäre ihnen auch schlecht bekommen.

Nach dem Abendessen wies man mir meine Schlafstelle an. Ich war damit zufrieden, trotzdem es noch früh war, etwa sieben Uhr. Zu welchem Zwecke noch aufbleiben? Zu lesen gab es nichts, auch nichts zu trinken. Also besser schlafen und neue Kräfte sammeln als wach bleiben und sich vom Capataz etwas erzählen lassen. Mein Schlafraum schien der des Hausherrn zu sein, ein Raum, an dessen Kopfende nach außen ein rohgezimmertes Bett aus Eichenbohlen stand, über das weiche Guanacofelle ausgebreitet waren. Ein Kopfkissen mußte man sich selber machen. Wie immer, nahm ich dazu meine Stiefel, über die eine Satteldecke gelegt wurde. Ein schwerer hölzerner Riegel sperrte den Raum ab. So war ich denn gefangen.

„Gehen Sie nicht bei Nacht hinaus,“ warnte mich der Alte, „die Hunde werden gleich losgemacht. Sie würden Sie zerreißen.“

Angenehme Aussichten! Es dauerte auch nicht lange, da hörte ich die Meute draußen einen Mordsspektakel machen, auch an den Balken meines Salons kratzen und schnubbern. Trotzdem schlief ich sofort ein.

Mein einziger Wunsch war, daß die chilenischen Banditen uns in dieser Nacht verschonen möchten, und das taten sie.

Am nächsten Morgen war ich bei Tagesanbruch auf den Beinen. Nachdem der Morgenimbiß eingenommen, sah ich mich nach den Leuten um, die mich begleiten sollten. Es waren zwei ältere Indianer, ganz in Schwarz gekleidet, mit schwarzbraunen Gesichtern. Sie sprachen nur wenig Spanisch. An ihren Sätteln hingen ihre Waffen, Lasso und Boleadora. Ich setzte ihnen nun meine Absichten auseinander. Zwei Tage stellte ich zur Verfügung. Sie sollten mich dorthin führen, wo die meisten Huemulstän­den. Dort wollte ich zunächst allein pirschen, später gemeinsam mit ihnen zu Pferde jagen. Sie sagten, daß sie mich verstanden. Fleisch wurde für zwei Tage mitgenommen. Dann ritten wir los.

Langsam ging es auf schmalem Saumpfade im Tale des Traful bergauf. Dichte Araucaria- und Buchenwälder begleiteten uns zu beiden Seiten. Zur linken toste der Traful über sein felsiges Bett. Schroffe Felsformationen am Flusse, meist gekrönt von düsteren Zypressen. Nach längerem Anstieg lag plötzlich der See Traful vor uns, aus dem sich nach allen Seiten steile, mit dichtem Wald bewachsene Felswände erheben. Tiefdunkel seine Wasser, auf denen eine Menge wilder Schwarzhalsschwäne umherschwammen. Ein wunderbares Bild hochalpiner Natur. Obendrein eine Bock­linsche Landschaft. Modell für die Toteninsel.

Nun kreuzten wir den Traful nahe seinem Ausfluß und erklimmen in Serpentina von rückwärts her die Felsen. Mühsam war der Aufstieg, oft schwierig, aber die schweigsamen Indianer führten mit unglaublicher Sicherheit. Mein vorzügliches Pferd kletterte tadellos. Der Capataz hatte mich belehrt, daß ich meinen Führern volles Vertrauen schenken könne. Ich tat es und bin nicht getäuscht worden, mußte es ja, denn was hätte ich machen wollen ohne sie in diesem entsetzlich schwierigen Ge­lände, wo jeder Irrtum in der Richtung sicheren Tod bedeutete.

Kismet — man muß seinem Stern vertrauen, wenn sein Licht auch noch so schwach! Nach einigen Stunden hielten wir auf der Höhe und genossen den herrlichsten Ausblick, den ich je gehabt. Tief unten zur rechten Hand der silberne Spiegel des Lago Correntoso, des äußersten nördlichen Ausläufers des Nahuel Huapi; hinter uns die finstere Spalte des Traful. Zur linken himmelhohe Waldberge, der Cerro Belvedère, und jenseits des Correntoso ein Kranz von Hunderten von Kuppeln, Zacken und Domen, eis- und schneebedeckt, Berge ohne Namen und Zahl, dazwischen das mächtige Gletschermassiv des Tronador.

Nun über Matten am Hange des Belvedère entlang nach der Gegend, die von den Indios für die Jagd ausgesucht war. Dort wurde an einem Gebirgsbache ein Lager eingerichtet, d. h. ein Feuer angemacht und eine Mahlzeit bereitet. Inzwischen war es Nachmittag geworden. Bald verbreitete ein Hammelbraten liebliche Düfte. Etwas Alkohol wäre mir in dem frischen Klima willkommen gewesen, das an das der bayrischen Alpen erinnerte, aber erstens gab es in Traful Schnaps überhaupt nicht und zweitens hätte ich mich wohl gehütet, Alkohol mitzunehmen. Allem kann nämlich eine Rothaut widerstehen, nur nicht dem Alkohol. Die Versuchung wäre für meine Begleiter zu groß gewesen — und ich war allein und sozusagen in ihren Händen!

Ich steckte etwas Proviant ein für den Fall, daß ich meine Begleiter verlieren sollte, und machte mich allein auf den Weg, um an den Hängen zu pirschen, nachdem ich mir hatte sagen lassen, wo die Huemuls sich hauptsächlich aufhielten. Ich besaß eine einigermaßen brauchbare Karte, hatte auch die Richtungen festgelegt, so daß ich sicher war, nötigenfalls zu Fuß nach der Farm Traful zurückzufinden. Die Sache war ja nicht schwierig. War man erst einmal am See, so brauchte man nur dem Flusse zu folgen.

Kurz bevor ich fortging, traf noch ein dreizehnjähriger vergnügter Junge ein, der persönliche Diener Córdobas, den der Capataz nachgeschickt hatte. Seine Ankunft war mir sehr willkommen, konnte er doch den Dolmetscher bilden zwischen mir und den Indios.

Ich hätte jauchzen können, als ich allein war und die trunkenen Augen schweifen ließ über die wunderbare Alpenlandschaft, die sich rings um mich her ausbreitete. Das rauschte und brauste in den Riesenwäldern wie daheim im Herbstwald. Das war eine

andere Luft wie in den subtropischen Urwäldern, waren reine ozonreiche Winde, die von den Gletscherfeldern des Tronador herabwehten!

Vor mir senkte sich das Gelände in Gestalt grüner, durch Waldstreifen voneinander getrennter Matten zum Nahuel Huapi, hinter mir die waldigen Höhen des Belvedere, jenseits des großen Sees eine wunderbare alpine Hochgebirgslandschaft.

Während ich noch die Gegend betrachtete, die später von der Argentinischen Regierung zum Nationalpark erklärt worden, verdunkelte sich der Himmel. Der Wind wurde stärker und fegte mit elementarer Wucht an den Hängen entlang und wie durch einen Kamin über den langgezogenen Hauptarm des Nahuel Huapi. Die Riesenbäume bogen sich im Winde, der genau in der Richtung wehte, in der ich pirschen wollte. Wieder mal ein verdammtes Pech! Ich mußte also oben am Rande des Hochwaldes bleiben und mir nötigenfalls durch weite Umwege günstigen Wind holen, soweit es möglich war. Es kam aber noch schlimmer. Eine Husche Regen und Schlackerschnee ging über mich hinweg, die meine Hände erstarren machte. Mein alter erprobter Jagdrock aber hielt glänzend Stand. Ebenso bewährte sich die Baskenmütze, die ich über die Ohren zog. Nach kurzer Zeit war die Husche vorüber. Ich putzte mein Zeißglas und suchte nun Hang für Hang sorgfältig ab. Etwa einen Kilometer vor mir schien ein Bach zu Tal zu stürzen, dessen Ufer von Galeriewald eingefast waren. Auf seinem jenseitigen Ufer zog sich ein Hang in die Höhe, auf dem vereinzelt Gruppen von Araucarien standen. Hier schien vor Zeiten ein Waldbrand gewütet zu haben, die in diesen Gegenden häufig sind. Aus Erfahrung wußte ich, daß das Wild mit Vorliebe solche Stellen aufsucht, weil die Gräser hier besonders zart und üppig sind.

Bewegte sich nicht dort etwas am Hange? Tatsächlich — — —, deutlich sah ich, daß ein Stück Wild über den Hang zog. Ich folgte mit dem Glase und entdeckte nun auch andere Stücke. Was tun? Viel Zeit blieb mir nicht. Schon fiel die Dämmerung ein. Immerhin wollte ich mein Glück versuchen. Also vorwärts, einen Bogen am Waldrande herum machen und dann gegen den Wind vopirschen! Die Schwierigkeiten, die das Gelände bot, waren zu groß. Auch machte sich das Fehlen genagelter Bergschuhe sehr unangenehm bemerkbar. Ich kam zu langsam vorwärts, brauchte zu viel Unterstützung durch die Hände. So er-

reichte ich denn reichlich spät den Bach, der zu der Brandstelle hinabführte, wo ich die Hirsche gesehen. Der Abstieg war steiler als ich gedacht, ging über mächtige Felsblöcke hinweg, so daß ich mich oft an den Colihues festhalten mußte. Wieder hatte sich der Himmel bezogen, ein feiner Sprühregen fiel, das Gras durchnässend und die Steine glättend. Während ich mich an einer besonders schwierigen Stelle an den Büschen festhalte und daran gehindert bin, den über dem Rücken hängenden Karabiner abzunehmen, tritt keine 50 Schritt vor mir, dort, wo der Bach eine Biegung macht, ein kapitaler Huemul-Hirsch um die Ecke und äugt mich an. Breit steht er da, deutlich erkenne ich sein dunkles Gabelgeweih, die vom Regen feuchte Decke mit dem langen, dem des deutschen Winter-Rehs ähnlichen Haar. Ich rühre mich nicht. Der Hirsch tritt ruhig seitwärts und verschwindet im Bachbett. Das war ja ein großartiger Anfang! Der erste Huemul-Hirsch, den ich auf günstigster Schußentfernung antreffe, steht anderthalb Minuten breit vor mir, äugt mich an, schüttelt die Decke, daß die Tropfen herumspritzen, und verabschiedet sich unbeschossen, weil ich auf einem Felsblock hänge und weder vor noch zurück kann. Das nennt man Pech! Könnte den Hirsch noch heute zeichnen, so genau sehe ich im Geiste den auffallend langen Leib, die niedrigen dunklen Läufe, den etwas tiefen Halsansatz und den charakteristischen Hirschkopf mit den langen Lusern vor mir.

Nun war die Gelegenheit versäumt, nie würde sie in dieser Art wiederkehren! Was war nun zu tun? Es dunkelte. Es hatte keinen Zweck mehr, zu pirschen; würde vielleicht das Wild vergrämt haben. Zurückkehren zum Lager, war auch unmöglich; hätte mich verlaufen können. Also am Wilde bleiben! Ich kletterte deshalb wieder am Bache empor bis an den Hochwald, um dort ein Nachtlager zu beziehen. Angenehme Aussichten! Zwölf kalte Stunden standen mir bevor — und nichts zum zudecken, kaum die Möglichkeit, ein Feuer zu entzünden, weil alles Holz feucht sein mußte. Aber ich war an solche Sachen gewöhnt, hatte ich doch manch' kalte Nacht im Hochgebirge verbracht. Die edle Jagdpassion, die Möglichkeit, den seltenen Hirsch, den nur wenige Europäer in freier Wildbahn gesehen haben, zu erlegen, ließ keine Sorge aufkommen. Ich gedachte einer in den Mendoziner Bergen auf 3000 Meter verbrachten Nacht, wo ich in einem dünnen Khaki-Anzuge den eisigen Stürmen ausgesetzt gewesen, die vom Aconcagua herunterbrausten. Damals war ich

alle Augenblicke aufgesprungen, um die erstarrten Glieder durch Freiübungen wieder geschmeidig zu machen. Dieses Rezept würde auch hier wohl helfen.

Um sechs Uhr hatte ich endlich den Rand des Hochwaldes erreicht. Da — was ist das? Ein Felsblock poltert zu Tal. Eine dunkle Gestalt kommt auf mich zu. An die Backe fliegt der Karabiner.

„Alto!“ rufe ich. „Quien vive?“ (Halt! Wer da?).

„Soy yo“ — (Ich bin's), lautet die Antwort.

Das sagte wenig genug. Aber ich erkenne den Sprecher. Vor mir steht der Junge, der uns nachgesandt war, eine Satteldecke über dem Arm tragend; hinter ihm folgt einer der Indios. Nun gab José mir Aufklärungen. Mochten wohl gefürchtet haben, daß ich bei Dunkelheit nicht zum Lager zurückfände, wollten mir eine warme Unterlage bringen für den Fall, daß ich draußen zu bleiben beabsichtigte. Brave Leute! Ich schickte den Indio zurück und behielt José bei mir. Sollte mir helfen, das Nachtlager einzurichten. Das geschah. Bald hatten wir einen Platz gefunden, wo wir innerhalb der Bambusstangen Schutz gegen den Wind fanden. Einige Stangen wurden abgehauen und ein Dach konstruiert. Auf dieses wurden Panguelblätter gepackt, so dicht, daß das Wasser nicht mehr durchkam. Drinnen im improvisierten Häuschen machten wir ein Feuer an, dessen Rauch uns zwar belästigte, weil das Holz feucht war, dessen Hitze aber kolossal wohlthat. Es war ganz gemütlich in unserem Chalet. Solange der Tabak reichte, konnte man es schon aushalten. In der Nacht freilich wurde es barbarisch kalt. Oft erwachte ich vor Kälte und lauschte dann dem Brausen des Sturmes in den Riesenbäumen, die um uns herumstanden.

Natürlich begrüßte ich das Tageslicht mit Gefühlen aufrichtiger Dankbarkeit. Ein heißer, aus Extrakt bereiteter Kaffee erfrischte die Lebensgeister. José erhielt Befehl, im Lager zu bleiben, bis ich zurückkehren würde. Ich selbst kletterte beim ersten Morgengrauen, während noch Wolken über die Hänge strichen, zum Schauplatz der letzten Ereignisse des gestrigen Tages hinab. Der Wind war wesentlich schwächer geworden, hatte aber noch die gleiche Richtung, stand also gut. Nun war der Bach zu überqueren, um auf das andere Ufer zu gelangen, wo die Brandhalde — Quemazón auf Spanisch — lag, auf der ich gestern das Wild beobachtet hatte. Das war keine einfache Sache, denn überall setzte

eine dichte Bambuswand Widerstand entgegen. Schließlich konnte ich mich aber durchklemmen. Mit dem Buschmesser war hier nichts zu machen. Die Colihues sind so hart, daß sie nur mit Beil und Säge gefällt werden können. Nun war das eiskalte Wasser zu durchwaten, dann wieder eine Reihe Colihues zu durchbrechen; schließlich durch mannshohe Pangues, eine breitblättrige Wasserpflanze, die alle Wasserläufe des Südens umsäumt, hindurchzukriechen. Uff! — Endlich war ich hindurch. Es war kein leichter Übergang, hatte vielleicht eine Viertelstunde in Anspruch genommen.

Vor mir lag nun die gut zu übersehende Halde. Wild war nicht zu entdecken, die halbe Halde lag noch in Wolken eingebettet, die bald näher heranwoigten, bald sich entfernten. Ich zog zunächst die Stiefel ab und wrang die Strümpfe aus, damit die Stiefel beim Pirschen nicht quietschten.

Was tun, pirschen in dem mir völlig unbekanntem Gelände, oder warten? Jedenfalls war es das richtigste, zunächst einmal die weitere Entwicklung der Dinge abzuwarten. Die Halde war mit meterhohem Gras und wilden Erdbeerpflanzen bewachsen.

Wie es nun so geht — trotz der Wichtigkeit des Augenblicks schweiften die Gedanken in die Ferne, weit über Land und Meer, hin in die Schweizer Alpen und stellten Vergleiche an, kehrten dann zur Wirklichkeit zurück und blieben plötzlich wie gebannt an einer Stelle des Hanges haften. Von rechts wie von links trat ein Rudel Huemuls aus dem Nebel heraus, je 2—3 Stück, darunter je ein Hirsch. Sie standen auf etwa 200 Meter, ästen — verschwanden wieder im Nebel. Diesen Augenblick nützte ich, sprang vor und postierte mich hinter einer Araucaria, die etwa 50 Meter vor mir lag. Nun wurde die Geduld auf eine lange Probe gestellt. Statt heller wurde es dunkler, denn die Sonne blieb beharrlich hinter den Wolken. Harzwetter! Endlich . . . nach halbstündigem gespannten Warten steigen die Wolken plötzlich am Hange empor, nur hier und dort einen Fetzen zurücklassend — die ganze Halde liegt völlig klar vor mir.

Das rechts befindliche Rudel hat sich weithin entfernt, steht auf 300 Meter, links — und geradeaus ist nichts zu sehen. „Verdammt noch mal!“ ein richtiger Jägerfluch war hier am Platze. Und der half. Ob das vorhin entdeckte Rudel in irgendeiner Deckung gestanden, kann ich nicht sagen, aber mit einem Male steht es auf 100 Meter vor mir. Gerade in diesem Augen-

blick brechen die Sonnenstrahlen durch und beleuchten Hirsche und Hintergrund.

Automatisch geht die Büchse an die Backe — ein wenig schlägt das Herz doch. Da knallt der Schuß, rollt durch die Berge, vielfach vom Echo zurückgegeben, zuletzt aus ganz weiter Ferne vom jenseitigen Ufer des Sees, — — — mein einziger in den Trafuler Alpen abgegebener Schuß!

Wie vom Blitz getroffen bricht der Hirsch zusammen. Das Kahlwild eilt in plumpen Fluchten ein wenig zur Seite und äugt neugierig herüber. Vermutlich hörte es zum ersten Male den Knall einer Feuerwaffe, denn die Eingeborenen jagen nur mit Boleadoras. Das Wild ist im übrigen an ähnliche Geräusche gewöhnt, hat den Knall wohl für Donner gehalten oder für das Krachen von Felssturz oder Lawinen. Das zweite Rudel nahm von dem Knalle überhaupt keine Notiz.

Im Südwesten erstrahlte das Grenzgebirge in unbeschreiblicher malerischer Pracht, beleuchtet von der Morgensonne. Aber was war alle Herrlichkeit der Natur gegen das erhebende Weidmannsgefühl, ein so seltenes Wild erlegt zu haben! Mit gespanntem Gewehr kletterte ich den Hang empor nach der Stelle, wo der Hirsch gefallen. Er war im Verenden. Wunderbarer Zufall! Das Geschoß saß zu hoch, hatte die Wirbelsäule durchschlagen. Ein klein wenig höher, und der Hirsch wäre unverletzt geblieben. Sollte Jagdfieber Ursache des Hochschusses gewesen sein? Mit meinem ersten Rothirsch war mir bei Hermannsburg in der Lüneburger Heide just dasselbe passiert. Einerlei — ich hatte ihn. Brach einen Zweig von einer araukarischen Fichte, tränkte ihn mit dem Schweiß des Edlen der Berge und steckte ihn quer durch die Baskenmütze. Der zielt noch heute meine Jagddiele. Wie einen kostbaren Schatz habe ich ihn gehütet und hüte ihn weiter.

Dann betrachtete ich die Beute. Es war ein guter Hirsch, wenn auch ein wenig geringer als der, den ich Tags zuvor gesehen. Stärkere Hirsche sollen übrigens selten sein. Die Indios sagten, alle seien so, nie hätten sie stärkere Geweihe gesehen. Brehm behauptet, daß es auch Sechser und Achtender gebe, Sallac erwähnt sogar einen Zehnder. Die Argentinier und Chilener behaupteten, das könne nicht stimmen. Mögen sich vielleicht geirrt haben, denn in Südamerika kennt man nicht den Kultus, den wir mit Jagdtrophäen treiben. Keine Hausfrau in Südamerika

duldet, daß im Hause Geweihe und Gehörne an die Wand gehängt werden, wie bei uns. Diese Abneigung gegen einen alten Weidmannsbrauch zu erklären, genügt es, eine dort übliche Redensart zu erwähnen: „Poner los cuernos á alguno“ heißt: „Jemandem Hörner aufsetzen.“

Hinc illae lacrimae!

Zunächst interessierte mich die Decke des Huemuls, deren Haar lang, dicht und leicht brüchig ist, genau wie das Winterhaar des europäischen Rehs in Farbe und Beschaffenheit, aber etwa doppelt so lang und an den äußersten Spitzen schwärzlich.

Während José zum Hauptlager zurückging, um die Indios mit den Pferden zu holen, versuchte ich mein Glück noch einmal und pirschte quer über die Halde, ohne jedoch auf das zweite Rudel zu Schuß zu kommen. Am jenseitigen Rande der Brandstelle gingen einige Stücke Kahlwild auf etwa 50 Meter vor mir flüchtig ab, so daß ich sie deutlich beobachten konnte, die eigentümlich schwerfälligen Fluchten, die denen des Sumpfhirsches ähnlich sind. Auch fielen mir die eigenartig geformten Lauscher auf, die dem Kahlwild ein mauleselartiges Aussehen verleihen.

Kurz darauf kamen die Peone und brachten die Pferde und die Packmula. Der Hirsch wurde aufgebrochen, was die Indios meisterhaft verstanden, und verschnürt. Mit dem Packtier sollte José auf seinem Doppelpony ins Hauptlager reiten und dort auf uns warten. Wir übrigen brachen nach Südwesten auf, um den zweiten Teil unseres Jagdprogrammes zur Ausführung zu bringen — die Jagd zu Pferd im Hochgebirge!

Es war ein langer Ritt, bis wir den Punkt erreichten, wo die Jagd beginnen sollte. Auf Wildwechseln und quer über Halden ging es weit nach Norden hinauf, bis auf die Wasserscheide zwischen dem „Großen See“ und dem „Falkner See“, und dann in das waldumrauschte Tal eines zum Correntoso strömenden Flübchens.

Hier sattelten wir zunächst einmal gründlich nach. Dann ritten die beiden Indios, die Hundsmen markierend, vor und schickten ihre beiden Köter in den schmalen Galeriewald hinein. Ich selbst folgte gewissermaßen als Master hinterdrein. Mein Pferd ging ja ausgezeichnet. Ich konnte mich fest auf dasselbe verlassen. Das Wetter hatte sich aufgeklärt, wenn auch die Sonne nicht hinter den Wolken hervortreten wollte. Ich ritt auf derjenigen Seite des Baches, auf der die Bergwälder näher an ihn

herantraten, denn es war anzunehmen, daß das Wild hier ausbrechen würde, um die Deckung zu erreichen. Der alte Indio hatte mich hierhin dirigiert. In mäßigem Galopptempo ging es nun zunächst bergab, weil der Fall des Geländes steil war. Dann wurde letzteres günstiger, — lange Halden mit Pampasgras bedeckt, ab und an ein quer vorüberfließender Bach, auch mal eine felsige Stelle, aber immerhin auch bei flotterem Tempo passierbar. Nun gaben die Hunde Hals, hatten anscheinend Wild hochgemacht, das innerhalb des Waldstreifens am Flusse entlang bergab flüchtete. Ein flotter Jagdgalopp setzte ein, während die Indios durch Jellen und andere schrille Laute die Hunde anfeuerten. Vom Wilde war noch nichts zu sehen. Wir folgten dem Geläute der Hunde. Hörte es auf, so stoppten auch wir. An die 1000 Meter mochten wir bergab zurückgelegt haben, da wurde das Gelände fast eben. Infolgedessen wurde auch das Tempo automatisch lebhafter. Plötzlich brachen drei Hirsche aus dem Dickicht auf unserer Seite aus, wohl deshalb, weil die Colihues zu dicht standen am Flusse, und jagten in voller, wenn auch schwerfälliger Flucht am Rande des Waldstreifens entlang, ab und an in ihm verschwindend, dicht gefolgt von den Hunden. Lauter wurde das Jellen der Indios, aufregender die Jagd. Wenn diese Hirsche auch weniger flüchtig sind als das deutsche Rotwild, so war die Pace doch immerhin recht anständig. Nun verengte sich das Tal. Eine bewaldete Bergnase stieß bis an das Flößchen vor. Erreichten die Hirsche diesen Punkt, so waren sie für uns verloren.

Der alte Indio hatte, wie ich beobachten konnte, seine Boleadora vom Sattel abgenommen und mir ein Zeichen gemacht. Gleichzeitig drehte er kolossal auf. Ich hielt mich dicht an ihn heran. Aus dem flotten Tempo wurde zuletzt eine windende Fahrt. Schon waren wir auf 50 Meter an die Hirsche heran, kaum 100 Meter trennten uns von der Bergnase. Da schwang der Alte die Boleadora über dem Kopfe und warf sie. Sausend flogen die Schlingen nach vorn, umschnürten die Hinterläufe des Hirsches und rissen ihn zu Boden. Die beiden Stücke Kahlwild entkamen, kletterten an den Hängen der Bergnase empor und verschwanden im Hochwalde. Blitzschnell war der Alte aus dem Sattel und hatte den Hirsch im Nu abgefangen, nicht nach deutscher Jäger Art, sondern nach indianischer, durch einen Halschnitt. Auf Spanisch degollar (den Hals abschneiden). Wird dieses Verfahren bei Menschen angewandt, so nennt man es „tocar

el violin" (Violine spielen), was zweifellos recht bezeichnend ist. Dieser Hirsch glich dem von mir erlegten auf ein Haar.

Es war eine herrliche Jagd gewesen. Der alte Peisker in Hannover hätte seine Sache nicht besser machen können. Von einer Verteilung von Brüchen wurde Abstand genommen. Die Indios hätten für diesen Brauch kaum Verständnis gezeigt.

Der Hirsch wurde aufgebrochen und auf dem Pferde des jüngeren Indios festgemacht, der inzwischen herangekommen war, quer durch den Fluß reitend. Auch bei ihm waren ein paar Stücke Wild ausgebrochen, aber auf zu weiter Entfernung.

Wir waren ganz in der Nähe des Lago Correntoso, dessen milchiggrüne Gletscherwasser zu beiden Seiten des Waldstreifens herüberschimmerten. Ich genoß die wunderbare Landschaft, für die die Rothäute offenbar wenig oder gar kein Verständnis zeigten. Der Alte deutete auf dunkle Wolken, die von der chilenischen Grenze heranzogen, und sagte etwas, was ich nicht verstand, wozu sein Genosse lebhaft nickte. Es sollte wohl heißen, daß wir bald einen tüchtigen Guß zu erwarten haben würden. Das wunderte mich nicht weiter, denn diese ganze Gegend ist, ähnlich wie die Umgegend von Berchtesgaden und Reichenhall, bekannt wegen ihrer reichlichen Niederschläge. Auf der chilenischen Seite der Anden, d. h. in den Waldprovinzen Chiles, Llanquihue und Valdivia, regnet es während elf Monaten des Jahres.

Also war es Zeit, nach Traful zurückzukehren. Dazu mußten wir auf Talwegen aufwärts zu unserem früheren Hauptlager. Das war eine schwere Arbeit, aber die dauerhaften Bergpferde leisteten sie spielend. Oben schloß sich José uns an, nachdem dem Tragtier auch der zweite Hirsch aufgepackt war.

Inzwischen war es später Nachmittag geworden. Dunkelheit setzte ein, gleichzeitig heftiger Regen, der uns vollkommen aufweichte. Das bewog mich, sofort weiterzureiten, denn meine Anwesenheit am Großen See war dringend erforderlich. Trotz der großen Schwierigkeiten, die das Gelände bot, konnten wir es riskieren, selbst bei Dunkelheit über die Berge zu reiten, denn die Indianer führen in stockfinsterner Nacht genau so sicher wie bei Tage. Ich wußte das aus eigener Erfahrung. Ich möchte hier ein früheres Erlebnis einschieben, das die Eigenschaft des Indianers in das richtige Licht stellt.

Vor nicht langer Zeit hatte ich am mittleren Collon-curá den Kaziken Namun-curá auf seiner Farm aufgesucht, jenen in Süd-

amerika wohlbekannten alten Krieger, der noch in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Schrecken der Landstädte des argentinischen Südens gewesen. Der alte Herr hatte, nachdem der bekannte General Roca 1879 die Indios über den Rio Negro zurückgedrängt, den Rang eines Ehrenobersten der argentinischen Reiterei erhalten, auch Land und eine Pension. Der Häuptling empfing mich und Begleiter feierlich in seinem sogenannten Arbeitszimmer. Er hatte einen wundervollen, wie aus Erz gegossenen Charakterkopf, besonders Augen, die einem Furcht einjagen konnten.

Gleich darauf durchritten wir den Collon-curá auf einer etwa 250 m breiten Furt, die sehr schwierig war, weil sie in Form eines S durch den hochgehenden Bergfluß hindurchführte.

Am Abend saßen wir nun in dem Kaufhause eines Italieners und plauderten über die sich immer wiederholenden Themata, über die man mit den Naturkindern der Berge verhandelt. Etwa um neun Uhr erschien ein sehr zivilisiert ausschauender Indianer in Begleitung mehrerer berittener Frauen, die er zu Namun-curá bringen sollte. Es herrschte rabenschwarze Finsternis und regnete obendrein. Der Mann trug den deutschen Namen „Schneider“ und war der Adoptivsohn eines argentinischen Obersten, alias dessen natürlicher Sohn. Nachdem Schneider sich verabschiedet, begleitete ich die kleine Kavalkade bis an die Furt, um zu beobachten, wie die Leute sich verhalten würden. Eine Gestalt nach der anderen verschwand in den Fluten des hochgehenden Flusses, aber niemand sprach ein Wort, als handele es sich um etwas ganz Selbstverständliches. Es war wirklich eine bewunderungswürdige Leistung, die Weiße den Indios kaum nachgemacht haben würden.

Doch zurück zu unserem nächtlichen Ritt! Trotz Regens und eines fürchterlichen Sturmes, der durch die Schluchten tobte, trotz des nächtlichen Übergangs über den Traful, gelangten wir bei Tagesanbruch gesund und heil zur Estanzia Traful, die ich eine Stunde später wieder verließ, um mit José nach dem Großen See weiterzureiten. Noch einmal mußte der Traful nahe seiner Mündung durchquert werden, dann ging es eine kurze, aber steile Schurre hinauf und schließlich auf ebenem Gelände am Limay entlang zum Nahuel Huapi. Ich muß hier eines Ereignisses gedenken, an das ich noch heute mit größtem Vergnügen zurückdenke, ein seltsames Zusammentreffen seltsamer Umstände. Schon von weitem erkannte ich mit Staunen, daß dicht am See ein großes Lager auf-

geschlagen war, in dem Hunderte von Pferden und Maultieren im Biwak standen, militärisch geordnet, Lasten hinter den Tieren, dem Sattelzeug, vorn ein großes Zelt. Ich vermutete, es sei das Lager irgendeines Truppenteils und ritt auf das Zelt zu, um das Nähere festzustellen.

Mehrere Herren in Zivil kommen aus dem Zelt, ordnen sich, ziehen die Hüte und begrüßen mich mit einer gewissen Feierlichkeit.

Ich lüfte ebenfalls meinen verwitterten Chambergo und stelle mich vor, meinen Namen so aussprechend, wie die Argentinier ihn auszusprechen pflegten: „Capitán Colditsch“.

Darauf der Sprecher: „Seien Sie uns willkommen, Capitán. Wollen Sie absitzen und zu uns ins Zelt kommen. Das Frühstück wird soeben aufgetragen. Wir erwarten Sie schon seit mehreren Tagen.“

Ich: „Sehr freundlich von Ihnen und dankend angenommen. Es würde mich aber interessieren, zu erfahren, weshalb Sie mich eigentlich erwarten?“

„Nanu“ — sagt der Sprecher und schaut mich an, als ob er mich für einen Verrückten halte. „Ihr Vater hat doch dem Dr. Moreno gesagt, Sie würden vom Ipelapasse kommen, er selbst werde morgen mit dem Doktor über den Perez Rozález eintreffen.“

Nun wurde mir die Sache zu bunt. Am liebsten wäre ich in ein schallendes Gelächter ausgebrochen. Das hätte aber nicht in die Situation gepaßt, denn die Herren machten sehr feierliche Gesichter. Also hieß es, die Würde wahren.

„Nun, meine Herren,“ antwortete ich, „hier liegt wohl ein Irrtum zugrunde. Ich komme von Mendoza — auf Umwegen — — — und habe meine Leute vor einigen Tagen nach S. Carlos voraufgeschickt, mit denen ich am See zusammentreffen will. Nun bitte, sagen Sie mir, wer Sie sind und wen Sie erwarten?“

Jetzt folgte des Rätsels Lösung. Es waren Herren vom Museum La Plata, der Ornithologe Onelli, später Direktor des Zoologischen Gartens in Buenos Aires, Professor Roth und andere, deren Namen mir entfallen, die zum Gefolge des argentinischen Kommissars Moreno¹⁾ gehörten. Oberst Holdich war Chef des Geographischen Instituts in Kalkutta. In seinem Gefolge befand sich auch sein Sohn, Kapitän in einem bengalischen Lancier-Re-

¹⁾ Dr. Francisco Moreno — der sogenannte „perito“ (Sachverständige) — vertrat die Argentinische Regierung vor dem Schiedsgericht im Grenzstreit zwischen Argentinien und Chile. Der Präses des Schiedsgerichts, das von Eduard VII. eingesetzt war, hieß Holdich, Oberst der englischen Armee.

giment. Infolge der ähnlich klingenden Namen — beide werden ausgesprochen: Holditsch bzw. Colditsch — hatten die Herren geglaubt, ich sei der englische Kapitän, dessen Eintreffen vom Ipelaß angekündigt war.

Allgemeines Gelächter folgte der Aufklärung.

„Nun aber — à la mesa!“ (zu Tisch), lud man mich ein.

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen, denn nach den Strapazen der letzten Tage meldete sich bei mir ein Löwenhunger. Die Augen gingen mir über, als ich die wohlbesetzte Tafel sah. Das Schiedsgericht konnte der Zukunft getrost entgegensehen. Seien wir dankbar und verschwiegen! Zur Ehre der Briten muß man sagen, daß sie alle Luxusgegenstände verschmähten und sich auf ihr Nationalgetränk — Whisky mit Soda — beschränkten.

Den Nachmittag verbrachte ich mit meinen Leuten bei einem verschrobenen alten Yankee, der seinen Kramladen genau dort aufgebaut hatte, wo der Limay dem Großen See entströmt. Es war ein Sonntag. So kam es, daß alle am See ansässigen Farmer sich hier ein Stelldichein gaben, Yankees, Briten und Österreicher, auch Deutsche von der in San Carlos am See liegenden Hauptetappe der Bremer Firma Hube-Achelis. Unter ihnen Mr. Jones, ein Yankee, der die größte am See gelegene Farm besitzt, die Gebrüder Tauscheck u. a. m. Es wurde Whisky getrunken und ausgewürfelt. Jeder mußte der Abwechslung halber ein neues Knobelspiel vorschlagen. Als an mich die Reihe kam, schlug ich das bekannte Spiel „Stein, Schere, Papier“ vor, indem ich die Worte ins Englische übersetzte. Das machte nun den Hinterwäldlern einen kolossalen Spaß. Wie wild fuchtelten sie mit den Händen in der Luft herum und suchten sich auch wohl gegenseitig zu bemogeln. Bis in die späte Nacht hinein knobelte die Gesellschaft. Ich erwachte mitten in der Nacht von dem Lärm, den der Wirt und einer seiner Gäste beim Schlafengehen machten. Deutlich hörte ich jedes Wort durch die Bretterwände des Holzhauses.

„Yo-sabe“ (typisch englisches Spanisch, sabe statt sé) — sagte der alte Yankee, „que eso es algo muy bueno“¹⁾.

Am nächsten Tage erklärte er, mir nichts abnehmen zu können, da er infolge des famosen Knobelspiels mehr als 200 Pesos eingenommen habe.

¹⁾ Ich weiß, daß dies eine gute Sache ist.

„Stone, scissors, paper!“ brummte er selig vor sich hin.

Der Große See hat mir kolossal imponiert. Ich kenne keinen See auf der Welt, der ihn an Großartigkeit überträfe. Auf 740 m Höhe ü. M. gelegen, erstreckt sich dieser hochalpine Bergsee in der allgemeinen Richtung SO nach NW und entsendet in seiner Mitte zwei Fjords nach Westen, die tief in das Hochgebirge einschneiden. Seine Länge beträgt 80 km, die Oberfläche 250 qkm. Seine Umgebung ist im Osten, wo seine Breite am größten, flach, im übrigen rahmen ihn hohe, waldbedeckte Bergketten ein. Über einen der westlichen Arme läuft die von der deutschen Firma Hube-Achelis hergestellte großartige Verbindung nach dem chilenischen Seehafen Puerto Montt¹⁾. In dem See liegt eine große Insel, auf der ein reicher Argentinier eine Art Wildpark eingerichtet hat, d. h. kürzlich. Damals kannte man nichts Derartiges. Angeblich sollen alle Arten Wild, einschließlich Bären und anderes Raubwild, auf der Insel ausgesetzt sein. Ich denke mir, daß das Resultat null gewesen. Fische habe ich damals außer der argentinischen Forelle (Trucha), die aber weit davon entfernt ist, eine Forelle zu sein, nicht gesehen. Später hat ein amerikanischer Fischmeister alle möglichen Sorten nordamerikanischer Forellen hier ausgesetzt, so daß man wohl annehmen kann, daß es in allen Flüssen und Seen des Südens heute Forellen²⁾ in großer Anzahl gibt. Infolge der tief in das vereiste Hochgebirge einschneidenden Seearme herrscht eigentlich immer auf dem See, namentlich in der Mitte, schweres Wetter bzw. Sturm. Nirgendwo kann man leichter seekrank werden als auf dem Nahuel Huapi.

Am folgenden Tage fuhren wir auf dem Dampferchen, auf dem eine Spieluhr liebliche Weisen erschallen ließ, nach Pto Blest, kreuzten dann im Boot die Lagune Frias, die eine fabelhafte Ähnlichkeit hat mit dem Königssee bei Berchtesgaden, und machten

¹⁾ Von Pto Blest über Knüppeldamm nach dem See Frias, per Ruderboot über diesen, dann auf Knüppeldamm über den Paß Perez Rozales hinüber nach Chile (Peulla). Von hier per Dampfer über den See von Todos los Santos (Allerheiligensee), wiederum Knüppeldamm bis zum See von Llanquihue und per Dampfer nach Varas, das an der chilenischen Längsbahn gelegen ist, die nach dem Hafen von Montt läuft. Über diesen Weg führte damals die Firma Hube-Achelis die in Patagonien aufgekaufte Wolle usw. aus.

²⁾ Tatsächlich sind alle Seen, Flüsse und Bäche des Südens heute mit Bach- und Regenbogenforellen gefüllt. Im Traful gibt es Salme (*Salmo solar*) von 7 bis 8 kg.

einen kurzen Jagdausflug an den Hängen des Tronadors, dieses wunderbaren Berges, den man mit der Jungfrau vergleichen kann. Landschaftlich war der Ausflug herrlich, aber es regnete zu sehr.

Total durchnäßt trafen wir am Abend in Peulla ein. Dort stand unter tausendjährigen Buchen nahe dem Flusse, der vom Gletschermassiv des Tronadors herabkommt, ein Etappen-Gasthaus des Hauses Hube-Achelis, geleitet von einem freundlichen jungen Ehepaar.

„Legen Sie sich schnell ins warme Bett,“ sagte der Gerent, „sonst können Sie sich eine schlimme Erkältung holen.“

Wir ließen uns das nicht zweimal sagen. Zuvor aber zogen wir eine Spieluhr auf, deren es hier überall zu geben schien. Bald wurde uns im Bett ein treffliches Mahl serviert, mit altem chilenischem Wein und guten Zigarren. Und dann schliefen wir — —

Am nächsten Morgen weckte uns ein Rumpeln und Poltern, verbunden mit Wackeln des Hauses. War ein Erdbeben oder war einer der Riesenbäume gestürzt? — Keineswegs, aber das Holzhaus wurde auf Walzen langsam bergauf gezogen, weil der Fluß stieg — — — und wir schliefen weiter.

Um Mittag traf die Grenzkommission ein, mit der wir nach San Carlos zurückkehrten. Es dunkelte, als wir uns dem Hafen näherten. Am Ufer brannte ein gewaltiges Feuer. Es hatte schwer gestürmt, so daß der kleine Dampfer große Not litt. Nahe ans Ufer durfte er nicht wegen der schweren Brandung, deren weißer Gischt durch das Dunkel herüberleuchtete.

Nun folgte die Ausbootung. Das erste Boot, mit dem Obersten und Moreno, verschwand in der Dunkelheit. Dann das zweite, in dem ich mich befand, neben mir ein älterer Herr, ein britischer Kaufmann aus Iquique. Im Nu hatte uns die Brandungswelle gepackt. Irgendwo aber saßen wir unterwegs fest, während die Welle unter uns fortlief. Da sprangen die braven Matrosen — Chilloten von der chilenischen Insel Chiloe — in das eiskalte Wasser und machten das Boot wieder flott. Die nächste Brandungswelle hob es dann wie eine Nußschale empor, schwang es auf den Strand, wobei es umkippte, so daß das eiskalte Wasser uns durch und durch näßte. Erstarrt kletterten wir unter dem Boot hervor und enteilt der nächsten Welle, die schon schaumgekrönt herangefegt kam.

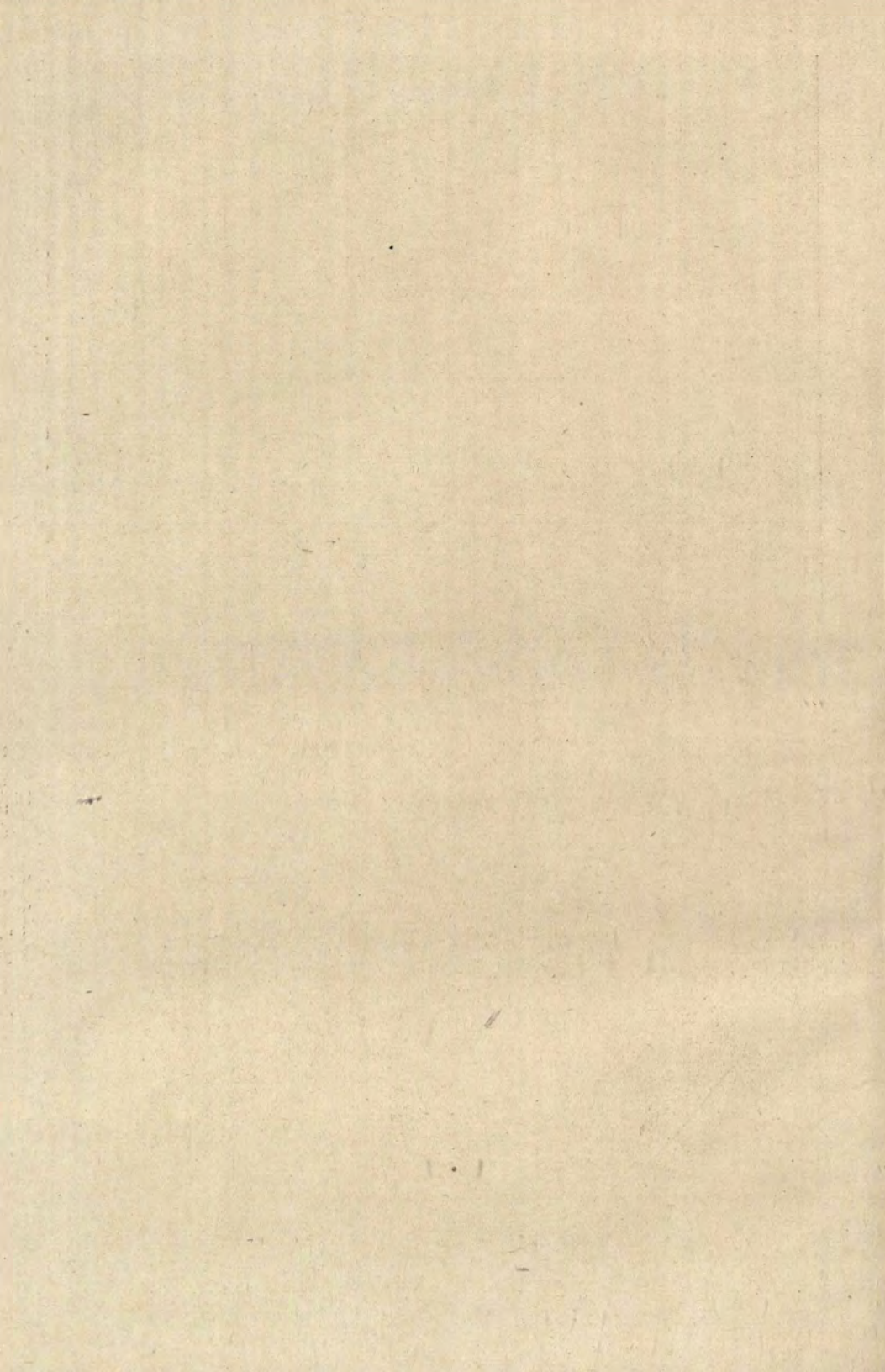
Im Wirtshaus von San Carlos aber erhielten wir alles Erforderliche, um uns von dem Bade zu erholen. Der alte Engländer



Bild 67. Uralte Cypresse, an der der Geograph Moreno 1876 von den Indianern gefoltert wurde, im Hintergrunde der See Nahuel Huapi und die Estanzia Jones. Zu Kapitel 14.



Bild 66. Tunnel der Transandinbahn (El Caletón). Zu Kapitel 13.



kroch sofort ins Bett, wir aber waren an derartige Dinge gewöhnt. Bei einem heißen Grog von Whisky hielt ich dann dem Schiedsrichter meinen ersten Vortrag über meine Jagderlebnisse mit den Huemul-Hirschen. Der alte Herr war Feuer und Flamme. Habe später noch öfter über dasselbe Thema gesprochen, aber der erste Vortrag in San Carlos wird für mich unvergeßlich sein. Draußen tobte der Sturm und klapperte mit den Fensterläden, und die Brandung donnerte, daß die Gläser auf dem Tische zitterten, übertönte sogar das Schnarchen des Briten aus Iquique.





Biwak am Steffensee.

Fünfzehntes Kapitel.

Erlebnisse mit patagonischen Rothäuten und Füchsen in den Urwäldern des Südens.

Unser Maultiere und Pferde mußten sich auf den guten Weiden am Großen See erholen, bevor der Weitermarsch angetreten werden konnte. Sie hatten gewaltige Anstrengungen hinter sich. Vor drei Monaten waren sie von Mendoza aufgebrochen und ununterbrochen über die Höhen der Hochkordillere gewandert, von Tagesanbruch an bis zur sinkenden Sonne, mit nur einer kurzen Mittagspause. Dazu war die Ernährung nicht immer die beste gewesen. Das Maultier ist freilich von einer fabelhaften Genügsamkeit. Es ist zufrieden mit etwas hartem Grünfutter, mit Schilfblättern und sogar mit Baumrinde, wenn es nichts Besseres gibt. Naturgemäß lassen die Leistungen bei schlechter Ernährung bald nach. Dann muß man den Tieren 10 bis 14 Tage Ruhe geben, aber auch nicht mehr, sonst entwöhnen sie sich, werden indolent und unachtsam. Unglücksfälle, besonders Abstürze, ereignen sich eigentlich nur mit Tieren, die frisch von der Weide kommen, speckfett sind und einen glänzenden, bestechenden Eindruck machen. Wer mit solchen Tieren ins Hochgebirge geht, wird schlechte Erfahrungen machen, es sei denn, er unterwürfe sie zunächst einem Training.

Wir wären sozusagen lahmgelegt gewesen, wenn wir nicht von Malargüe eine kleine Anzahl Reservepferde mitgenommen

hätten, die ich gekauft hatte, denn die Pferde in jenen Gegenden sind sehr billig. Nur 50 Pesos hatte das Stück gekostet, also etwa 85 Mark. Es waren schöne, stramme Tiere, etwa von der Qualität unserer früheren Durchschnitts-Chargenpferde. Was konnte man nun Besseres tun, als hinausgaloppieren in die romantische Umgebung des Großen Sees und nebenher noch allerhand Studien machen, die für uns hier kein Interesse haben, Ergo wollte ich eines Tages einen Ritt nach dem herrlichen, südlich gelegenen See Mascardi machen, der ein Juwel ist unter den südamerikanischen Bergseen. Ich hatte meine Rückkehr zweifelhaft gelassen, weil ich nicht wissen konnte, was sich ereignen würde. Nur einen Begleiter hatte ich bei mir, der mein volles Vertrauen genoß.

Am See stand noch das Lager des obersten Schiedsrichters, der sich ebenfalls rüstete, aufzubrechen. Die einzige Beschäftigung, die das Lagerleben dem bot, der keine Tätigkeit bei der Grenzkommission hatte, war die, gut und reichlich zu frühstücken und entweder in San Carlos mit den aus der Umgegend herbeigeströmten Engländern Cocktails und Whisky auszuwürfeln oder bei Mr. James, am Ausflusse des Limay, Stone, Paper, Scissors zu spielen. Beides kam auf dasselbe hinaus — es wurde pokuliert. Nun konnte man zwar in der rauhen Bergluft einen gehörigen Stiefel vertragen, es schmeckte auch, weil man sich seit so langer Zeit einem strengen unfreiwilligen Temperenzlerleben hatte unterwerfen müssen, aber zuletzt bekam man doch die ewige Kneiperei mit gleichgültigen Menschen über, die man vermutlich nie im Leben wiedersehen würde. Ich war also froh, einen Grund zu haben, wieder hinauszureiten in die Wildnis, wo es keine guten Drinks, dafür aber herrliche frische Luft gab. Man hatte sich so an das Schlafen auf der harten Mutter Erde gewöhnt, daß es einem im warmen Bett gar nicht behagen wollte. Man wurde dort von bösen Träumen gequält, versank oft in den Wolken und wachte mit gesträubten Haaren auf, von irgendeinem Alp gepeinigt. Der Magen mochte sich wohl wehren gegen den Alkohol, der ihm so ungewohnt geworden.

Kurz, eines Morgens ritt ich gen Süden, während ein steifer Südwest über den See fegte und haushohe, schaumgekrönte Wogen auf die felsige Küste warf. Ein Stündchen mochte ich fort sein, hatte gerade zum Schritt auspariert, als uns ein Reiter überholte, der plötzlich neben mir in Schritt fiel und mich freundlich begrüßte. Es war ein indianischer Führer aus San Martin, der auf

dem Wege zur 16. Oktober-Kolonie war, einer der wenigen Indianer, die das Spanische völlig beherrschten.

Nun folgten die üblichen Fragen: woher des Wegs und wohin, und andere mehr. Wortkarg wie die Indianer sind, sagte er nur das allernötwendigste, aber was er sagte, war richtig. Mir war das Zusammentreffen sehr lieb, denn ich wollte allerlei Auskunft von ihm haben. Es war mir aufgefallen, daß die Indianer in Mr. James Kramladen am See außer wundervollen Kijangos mehrfach Bälge des großen patagonischen Fuchses zum Kauf angeboten hatten, der ebenso selten ist wie der graue Azarafuchs häufig. Hier bot sich vielleicht eine Gelegenheit, etwas über diesen Fuchs zu erfahren und eventuell auf ihn zu Schuß zu kommen.

„Mariluan wird den Herrn zu seinem Freund am grünen Bergsee bringen, und der wird ihm zeigen, wo die großen Füchse sind.“

Damit war ich zufrieden. Wir waren gerade um eine Wald-ecke gebogen, als wir zwei Pferde erblickten, die an einen Baum gebunden waren. Man erkannte sofort an der Zäumung und den Sätteln, daß es Indianerpferde waren. Also mußten auch ihre Besitzer irgendwo in der Nähe sein. Wir brauchten nicht lange zu suchen. An einem Bache zur Seite lagen die beiden und schliefen den Schlaf des Gerechten. Zwischen ihnen eine zertrümmerte Flasche und ringsumher starker Fuselgeruch. Aha — also schwer betrunken! Sie mochten wohl gestern abend spät bei Mr. James gewesen sein, um Pelzwerk zu verkaufen. Eine Flasche Schnaps hatten sie wohl mitgehen heißen und hier geleert. Der Erfolg war unverkennbar.

Mariluan verzog keine Miene, ging zum Bache, holte einen Hut voll Wasser und goß es den beiden Schläfern ins Gesicht. Reflexbewegungen erfolgten, dann schlug der Ältere die Augen auf, blinzelte und richtete sich halb auf.

„Dies ist Mankopan, Mariluans Freund, mit dem Ihr Füchse jagen sollt!“

Ich konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, obschon die Indianer dafür kein Verständnis haben, wenigstens nicht, wenn sie mit Europäern zusammen sind. Na, dachte ich, wenn der Kerl sich auf der Fuchsjagd auch so besäuft, da werden wir ja weit kommen. Beide Indianer waren ohne Kopfbedeckung. Ihr dickes Filzdach von strähnigem Haar mochte einen Hut entbehrlich machen. Ein Poncho und eine Chiripá — voilà, die ganze Kleidung!

Mit einem Satz waren sie hoch und torkelten zu ihren Pfer-

den, auf die sie dann mit der bekannten Gewandtheit des Indianers aus dem Stand hinaufsprangen.

Nun nahm Mariluan den Alten vor und sprach mit ihm in einem mir unverständlichen Idiom, vielleicht auf Tehueltsche oder Araukanisch, denn Mariluan war Araukaner. Dann ritt er an mich heran und sagte: „Mankopan wird den Herrn auf Füchse führen, wenn Ihr ihm die Felle laßt oder ihm dafür Geld gebt.“

„Nicht nur das. Er soll auch für seine Führung belohnt werden. Aber er wird das Geld erst am Großen See erhalten, denn ich habe nichts bei mir.“

Das sagte ich zur Vorsicht, denn ich mußte mich ja ganz in die Hände der Rothäute geben.

„Das braucht Ihr nicht,“ sagte der Alte mit ruhiger Bestimmtheit, „denn Ihr habt Geld bei Euch. Meine Freunde werden Euch nichts antun. Ihr könnt ihnen vertrauen. Mariluan sagt Euch, daß Ihr vertrauen könnt und bürgt für Eure Sicherheit.“

„Gut“, entgegnete ich, „aber, was ich sagte, ist die Wahrheit. Er soll schon jetzt einiges Geld erhalten, aber er wird mit mir zum See zurückkehren. Dort soll er den Rest bekommen. Frage ihn, ob er das will.“

Nun sprachen die beiden miteinander. Dann sagte der Alte:

„Es ist gut. Nun gebt ihm das Geld.“

Das tat ich, machte eine Anzahlung. Der braune Kerl nickte zufrieden und sprach zu mir sein erstes Wort in gebrochenem Spanisch.

„Große Füchse jagen und Rest am Großen See zahlen.“

Dem alten Burschen schien diese Regelung willkommen zu sein. Vor seinem geistigen Auge mochte eine Flasche Feuerwasser erscheinen, mit der er den Durst löschen wollte, der sein Inneres durchtobte.

So oder so, der Handel war abgeschlossen! Im leichten Jagdgalopp ritten wir auf dem guten Wege dahin, daß es eine Lust war. Gesprochen wurde nicht mehr, denn der Indianer ist schweigsam, genau so, wie er uns im Lederstrumpf geschildert wurde.

Spät am Nachmittag, als die Sonne zur Ruhe ging, langten wir bei einer Holzhütte an, in der Mankopan mit seinem Sohne und einigen Weibern wohnte. Wir kauften ihm ein Schaf ab, das wir draußen brietten, und richteten unser Nachtlager im Walde ein. Er forderte uns auch nicht weiter auf, in seine bescheidene Hütte einzutreten, denn der Indianer ist nicht gastfrei. Seume

hatte eine irrige Vorstellung von den Rothäuten, als er in seinem „Wilden“ dem Trapper Hummer, Lachs und frischen Bärenschinken vom Kanadier anbieten ließ. Nichts von dem ist der Fall. Ein Indio besitzt solche Schätze nicht, noch kümmert er sich überhaupt um das Blaßgesicht. Dies ist für ihn einfach nicht vorhanden.

Die Nacht war kalt, aber regenfrei, was in diesen waldigen Gegenden zu den Seltenheiten gehört. Der Mond schien in strahlender Helle. Vom See war nichts zu sehen. Dichte Nebelschwaden lagerten über dem Bergtal. Um die Hütte herum strolchten die Hunde, uns ab und zu anknurrend. Dicht daneben stampften Pferde, die mit Mais gefüttert wurden, weil man sie in den großen Wäldern nicht gern frei umherlaufen läßt. Es war eine wunderbare Nacht.

Der alte Mariluan war weiter geritten, sollte aber am nächsten Morgen zurückkommen. Mit unseren Führern konnten wir uns nicht verständigen. Mariluan hatte ihnen aber gesagt, daß wir zunächst mit ihnen Füchse und außerdem Guanacos und Strauße jagen wollten, und zwar mit Boleadoras, wie die Indianer zu jagen pflegen. Ein weiteres Programm war nicht gemacht. Wir waren ganz in ihre Hände gegeben. Wenn Mariluan uns getäuscht hatte, konnte die Sache ein schlechtes Ende nehmen. Aber der Alte aus San Martin genoß das absolute Vertrauen des Regiments. Also konnten auch wir ihm vertrauen und sind nicht getäuscht worden.

Am nächsten Morgen bei Tagesgrauen wachte ich von lautem Pferdegewieher auf. Die Indianer waren schon fix und fertig. Auch Mariluan war wieder eingetroffen. Er stand plötzlich vor mir, während ich Feuer anmachte, und sagte: „Herr, ich habe Euch zwei gute Pferde mitgebracht. Eure Bayos (Falben) sind nicht schnell genug. Ihr würdet zurückbleiben.“

Ich war damit einverstanden, weil ich mich aus der Zeit meines Rittes vom Collon-curá nach Trafal erinnerte, welches Vergnügen das Reiten auf einem Indianerpferde bereitet. Die Falben waren auch tatsächlich etwas schwerfällig und nicht genügend auf scharfe Gangarten trainiert, weil sie doch so lange gemeinsam mit den Mulas nur Dreischlag gegangen. Nach kurzem Imbiß stiegen wir in den Sattel und, ohne daß weiter ein Wort gewechselt wurde, ging es durch die Vorberge nach Osten zu. Fünf Indios ritten vornweg, alle auf ihre Art, d. h. mit Lasso und Bolea-

dora zur Jagd ausgerüstet. Die Pferde gingen ausgezeichnet. Mein Brauner trug meinen Sattel, da die Indianer Recados benutzten; gezäumt waren aber alle Pferde auf indianische Weise, d. h. nur mit der Trense aus Sehnen, wie schon früher beschrieben. Die Tiere gingen wundervoll im Gleichgewicht und sicher. Es war ein großartiges Vergnügen, so ein geradezu musterhaft zugerittenes Pferd zwischen den Schenkeln zu haben. Ich genoß es in vollen Zügen und überließ mich absolut der Führung meiner Begleiter, denn ich wollte zunächst nur Zuschauer und Beobachter sein. Die Fuchsjagd sollte erst als zweiter Akt folgen. Wie mir der Alte aus San Martin mitgeteilt, wollten wir mit einer Parforcejagd auf Guanacos oder Strauße beginnen; morgen sollte dann nachts die Jagd auf den großen Fuchs vorsichgehen. Schon in der letzten Nacht war ein Indio in die Berge hinaufgeritten, um an geeigneter Stelle ein verludertes Schaf hinzulegen und die Füchse mit Witterung anzukirren. Mir war es recht — so oder so, wenn wir nur Erfolg haben würden.

Wunderbar war der Ritt. Kein Regen. Den Araucaria- und Zederwäldern entströmte eine ozonreiche, würzige Luft. Teils auf breiten Wegen, teils auf Waldpfaden oder quer über Almen und Kare ging es im flotten Reisegalopp in die Vorberge hinaus, daß es eine Lust war. Bald erreichten wir den Hauptweg, der von San Carlos aus am Hochgebirge entlang nach der 16. Oktober-Kolonie führt, folgten ihm eine Strecke und bogen dann in das Tal des Chinquileo ein, eines Nebenflusses des Rio Chico. Der Wald hatte aufgehört. Kahle gelbgraue Höhenrücken, auf denen hier und dort bizarr geformte Felsklötze herumlagen, säumten die mit reichem Futter bewachsenen Cañadas (Senken) ein.

Noch am Nachmittage wurde ein starkes Rudel Guanacos gesichtet. Sofort wurde der Galopp verstärkt. Einige Leute verschwanden nach rechts, andere links hinter den Höhen, um das Wild herumzuholen, während wir zu dritt im Zentrum warteten, um eine Art von Sack zu bilden. Dies ist die indianische Jagdweise, wenn es nicht angängig, das Wild auf einen Engpaß zuzutreiben. Letzteres war hier ausgeschlossen. Dazu hätten weit mehr berittene Treiber und vor allen Dingen ein Engpaß gehört, der sich wohl im Hochgebirge vorfindet, aber nicht im welligen Hügelgelände.

Längere Zeit verging, ohne daß sich etwas Besonderes ereignete. Das Rudel, aus etwa 100 Stück Wild bestehend,

mochte — soweit es bei der diaphanen Luft möglich, die Entfernung richtig zu schätzen — 4 Kilometer von uns entfernt sein. Es stand am Rande der Cañada und äste ganz vertraut. Aber plötzlich kam Bewegung in die Gesellschaft. Zur Linken erschienen nämlich zwei Reiter auf der Geländewelle. Sofort setzte sich das Wild in Bewegung, um quer über das Tal zu flüchten. Währenddessen legte sich einer der Reiter in windender Fahrt nach Osten hin vor, so daß die Guanacos in schräger Richtung ausweichen mußten. Schon aber schwenkten auch von der anderen Seite zwei Rothäute ein, und nun kam das Rudel gerade auf uns zu, die Senke bergauf. Wir — d. h. der alte Mariluan, ich und mein Begleiter — warteten hinter einem Felsblock aufgesessen und brachen hervor, als die Guanacos nur etwa einen halben Kilometer vor uns waren. Das Rudel stutzte und suchte nach Norden auszubrechen — war also richtig eingekesselt, obschon wir nur sieben Reiter waren. Es tat mir eigentlich leid, aber hochinteressant war es, die Geschicklichkeit der Indios zu beobachten, die mit ihren Boleadoras ein Stück nach dem anderen zu Fall brachten, wie der Blitz absprangen, dem gefallenem Stück die Drossel durchschnitten — dies ist, wie schon mehrmals erwähnt, ihre nach unseren Begriffen unweidmännische Art des Abfangens —, die Boleadoras abwickelten, wieder in den Sattel sprangen und wie die Teufel hinter anderen flüchtenden Stücken herjagten. Eine wilde, fanatische Lust schien sie gepackt zu haben.

Kein Wunder, daß die ungeheuren Guanacoherden, die in früheren Jahren die Hochebenen von Patagonien bevölkerten — Herden von 1000 Stück waren keine Seltenheit —, immer mehr zusammenschmelzen. Man kann Gott danken, daß die Indios in verhältnismäßig geringer Anzahl hier leben, sonst wäre bald alles Wild verschwunden, ähnlich wie die Büffel in Nordamerika. Wehe, wenn die Indianer sich zu 20 und mehr zusammentun! In solchem Falle dürfte kein Stück Wild davonkommen.

Ich hielt unbeweglich, sah mir das grausame Schauspiel an und bedauerte, daß ich den Anlaß dazu gegeben. Etwa ein Dutzend Stück Wild waren der Geschicklichkeit der Tehueltschen zum Opfer gefallen, die schon damit beschäftigt waren, ihm die Decken abzustreifen. Das große Rudel war schließlich, nach allen Richtungen auseinanderstiebend, durchgebrochen und hatte sich größtenteils in Sicherheit gebracht.

In diesem Moment passierte neben uns ein starker Guanaco-

bock, der anscheinend in die Enge getrieben war und einige Zeit hindurch nicht gewußt hatte, wohin. Er nahm die Richtung bergab und legte eine kolossale Flucht vor. Sofort rief ich Mariluan, der neben mir hielt, zu: „Vamos! (Vorwärts) — Boliere ihn!“ Das gab eine Pace. Was die Pferde hergeben konnten, wurde herausgeholt. In windender Fahrt ging es über das schöne, wiesenartige Gelände zur Seite des Flusses die Senke hinunter. Es war ein wundervolles Reiten. Hätte jellen können wie ein Indio! Dann durchquerten wir den Bergfluß, der eine ziemliche Tiefe hatte, so daß wir bis an den Leib in das eiskalte Wasser eintauchten. Das war aber ganz gleich. Die Jagdpassion hatte uns in tollster Weise gepackt. Drüben flüchtete der Bock einen steilen Hang empor, wir ihm nach. Offenbar wollte er uns ausweichen in die Waldberge. Aber wir holten ihn oben auf der Hochfläche herum. Nun ging's denselben Steilhang wieder bergab. Wie wir da im Sattel geblieben, ist mir noch heute ein Rätsel. Aber wir kamen mit heilen Gliedern unten an. Dann wieder durchs Gletscherwasser, daß es hoch aufspritzte. Nun folgte langer Jagdgalopp. Immer von neuem versuchte der Bock talauf zu entweichen, weil er wohl wußte, daß er den Pferden im Klettern überlegen; jedesmal aber holten wir ihn herum. Nicht mehr fern vom Chico merkten wir, daß die Pace nachließ. Noch einmal versuchte der Bock, das Wasser zu durchqueren. Er stoppte einen Augenblick am Ufer, schien zu überlegen, da sauste die Boleadora Mariluan's durch die Luft, und das Wild stürzte. Es hatte uns warmgemacht.

Ein wundervoller Sport war es gewesen, der schönste, der mir je geboten. Was waren dagegen die Hannoverschen Parforcejagden, die uns in der Jugend so viel Freude gemacht!

Freilich waren sie schöner aufgezo-gen, wenn Hundsmen und Piqueure vorweg hinter der halsgebenden Meute ritten und dahinter der Master mit dem ganzen roten Felde folgte, wenn das Curée bereitet und Hallali geblasen wurde. Gewiß war das schön gewesen. Aber jeder kannte dort das Gelände. Hier aber war Alles unbekannt, Pferd, Wild, Weidgenossen und Gelände! In der freien Wildbahn gab es Überraschung auf Überraschung. Niemand würde es wagen, auf einem Spazierritt einen Hang zu nehmen, wie wir ihn im Sturm der entfesselten Leidenschaft genommen hatten, Niemand in voller Pace denselben Hang hinunter jagen, wobei jedes Gleiten des Pferdes sicheren Tod bedeutete.

Nichts geht über eine solche Parforcejagd durch unbekanntes Gelände!

Nun war es interessant, zu sehen, mit welcher Geschicklichkeit die Leute das Aufbrechen und Abstreifen besorgt hatten. Als es dämmerte, war die Arbeit erledigt. An einer geschützten Stelle bezogen wir ein Biwak. Die Pferde wurden mit Maneas gefesselt und zur Weide getrieben. Eine Wache blieb bei ihnen. Wir bereiteten ein einfaches Abendbrot. Die Indios rösteten sich die Unterschenkelknochen der Guanacos, deren Mark eine beliebte Speise ist. Dann wurde geraucht. Das ist für den Indio der Clou des Tages. Ich teilte ihnen von meinem guten englischen Tabak zu, den sie mit sichtlichem Wohlbehagen genossen. Im übrigen verlief die Sitzung schweigsam. Ich stellte Fragen, die sich natürlich nur auf die Jagd bezogen, denn über was sollte man sonst mit den Leuten reden: wie viele Jäger bei den großen Correrias (Reitjagden) zusammenkämen? ob das Wild auch in Fallen gefangen würde? und Ähnliches.

Der Araukaner gab Auskunft. Das Spanische der Tehueltschen war nicht zu verstehen. Wenn es auf eine Zahl ankam, machten sie Zeichen mit den Fingern. Im übrigen war das Biwak höchst romantisch. Der Vollmond schien in wundervoller Klarheit. Die großen um uns herum liegenden Felstrümmer warfen lange Schatten. Ab und an ertönte aus der Umgegend der Schrei eines unbekanntes Tieres, vielleicht eines jagenden Pumas. Dazu die tiefdunklen, bronzefarbenen Gesichter unserer roten Freunde, die stumm am Feuer saßen, rauchten und von uns Bläßgesichtern so zu sagen kaum Notiz nahmen, nur ab und zu — auch das mit souveräner Würde — ausspuckend. Wie habe ich bedauert, daß diese Söhne der Wildnis nicht mehr ihre Nationaltracht trugen, den Poncho und das Stirnband, daß auch sie schon — wenigstens halbzivilisiert — in Chiripás und Stiefeln dasaßen. Mit Muße machte ich bei mir vergleichende ethnographische Studien. Im Yellowstone-Park hatte ich mit nordamerikanischen Indianern am Feuer gesessen und geraucht, in Florida die scheuen Seminolen kennengelernt, im Norden der Republik die zahlreichen roten Stämme gesehen und wieviele in Brasilien — Botokuden und andere! Diese Tehueltschen und Araukaner des Südens schienen mir die männlichsten zu sein.

Wenn der Araukaner zu den entwicklungsfähigsten aller südamerikanischen Indianerstämme gehört, seine vorspringenden

Backenknochen und die häßliche breite Nase machen ihn unsympathisch. Besser sehen schon die patagonischen Indios aus, wenn sie nicht zu dunkel sind. Ihre Gesichter haben einen edleren Ausdruck. Trügen sie Federschmuck wie die Indianer Nordamerikas, so würden sie bewundert werden. Die Kleidung macht eben viel aus, auch bei primitiven Völkern.

Als die Pfeifen ausgeraucht, wickelte sich jeder in seinen Poncho und schlief, die Weißen und Roten für sich. So will es die südamerikanische Etikette.

Am folgenden Morgen saßen wir wieder früh im Sattel. Ein weiter Weg war zurückzulegen, wie Mariluan mir sagte, denn am Abend sollten wir an dem für die Füchse nicht weit vom Lago Steffen eingerichteten Luderplatz sein. Eine Strecke ging es am Rio Chico abwärts, dann in die Cañada von Chacoi-buarucá hinein, an deren Eingang wir wieder auf einige Guanacos und Strauße stießen. Sie einzukesseln war nicht möglich, weil das Wild uns bereits geäugt hatte und, bergauf flüchtend, abging. So kam es denn auf ein einfaches Rennen hinaus. Den Guanacos gelang es zu meiner Freude, seitwärts einen steilen bewaldeten Hang hinaufzuklimmen, aber die Strauße rannten sich an einer Wand fest, flüchteten seitwärts und fielen hier den furchtbaren Boleadoras zum Opfer. Und wozu? Um der paar Federn willen, die eigentlich gar keinen Wert darstellen, denn sie werden nicht annähernd so bezahlt wie die des afrikanischen Straußes. Im wesentlichen werden sie nur zu Plumeros (Flederwische) verwandt, mit denen die Hausangestellten in Südamerika zum Schrecken deutscher Hausfrauen ausschließlich die Möbel abstauben.

Ich war zufrieden, daß wir nicht weiter auf Wild stießen. In den Nachmittagsstunden standen wir in einem waldigen Tale urplötzlich zwei Huemulhirschen gegenüber. Das war eine andere Sache! Es gelang aber nicht, die Hirsche vom Walde abzuschneiden. Das Gelände war zu schwierig und stieg zu sehr an. Sie verschwanden zwischen den Felsen.

Nun wurde abgestoppt, um eine Mittagspause einzulegen; es sollte sowieso Schluß gemacht werden. Wir hatten den Fluß Alto Chubut erreicht und lagerten uns am Fuße der Cerros Nevados, inmitten einer herrlichen Natur. Mächtige Wälder umrauschten uns, wie daheim in der norddeutschen Heimat. Hätte jubeln können, mich gern ausgesprochen, aber ich war allein unter schweigsamen Gefährten, die kein Interesse an den Schönheiten

der Natur nahmen. Ihr ewig gleichbleibender Gesichtsausdruck verriet keine Erregung, weder Freude, noch Trauer, weder Wohlbehagen, noch Schmerz. Einmal streifte mich der Alte mit einem Seitenblick und sagte etwas zu Mariluan.

Ich fragte, was er gesagt habe.

„El señor es muy guapo á caballo!“ (Der Herr ist sehr wacker zu Pferde.) Na also! Ich lächelte. Das war eine hohe Anerkennung. Schon bei anderer Gelegenheit bemerkte ich: in Südamerika wird man auf dem Lande nur dann beachtet, wenn man fest im Sattel sitzt und sich aus Gefahren nichts macht.

Ich hatte also die Hochachtung des mürrischen alten Burschen gewonnen. Er fing an, sich für mich zu interessieren, was ich in den folgenden Stunden sehr wohl gemerkt habe.

Nach kurzer Rast ging es weiter. Auf allerhand Schleichwegen, die nur den Indianern bekannt sind, ritten wir durch die Waldberge nach dem Steffen-See. Obschon die Luftlinie zwischen uns und dem See verhältnismäßig kurz, brauchten wir doch mehrere Stunden, bis wir in die Höhe der Seenkette gelangten, die sich vom Mascardi nach Süden zieht. Hier liegen die Seen Guillermo, Martin, Steffen und Escondido, eingebettet wie blaue Türkise in den dichtbewaldeten Höhen, über welche die Schneekuppe des Cerro Largo hervorragt. Über diese läuft die Grenze mit Chile. Jenseits derselben bedeckt der wunderbarste Urwald den pazifischen Hang der Kordilleren bis hinab zum Busen von Reloncavi. Die Grenze war den Indios total gleichgültig. Sie lebten wohl noch in anderen Zeiten. Der Streit zwischen Argentinien und Chile um die Grenze ließ sie vollständig kalt. Sie spielt auch in diesen völlig unbewohnten Gebieten einstweilen absolut keine Rolle. So kam es, daß auch wir nach langem Ritt bei Dämmerung jenseits der Grenze halt machten, in der Nähe eines Sees, der einstweilen noch namenlos. Er lag am Fuß des Cerro Largo. In den Bergen wogten Nebel über frischgefallenem Schnee.

Ich war sehr neugierig, was nun folgen würde. Ein Luderplatz sollte irgendwo angelegt sein. Wir fanden ihn schließlich auf der anderen Seite des Berges oberhalb eines Baches, der wohl ein Zufluß des uns schon bekannten Puella sein mochte, denn plötzlich sahen wir über der Wolkenschicht das Schnee- und Eismassiv des Tronadors. Die Landschaft war zauberhaft, der Marmolata in den Dolomiten ähnelnd. Ringsumher dichter Urwald von Buchen und Zedern und mächtige Panguedickichte an den

Bachläufen. Die untergehende Sonne färbte Bäume und Schnee purpurn. Auf einer durch einen Waldbrand verursachten Lichtung ein junger Indianer, ein Sohn Mankopan's, der uns erwartete und dem Alten berichtete.

Ein Schaf lag auf der Lichtung. Witterung war gelegt. Die Füchse hätten sie schon in den vorigen Tagen angenommen. Ein Schirm war gebaut.

Nun zog sich Mariluan mit dem Sohne des Alten zurück, um sich irgendwo im Walde zu lagern, während ich mit Mankopan in den Schirm kroch, der sehr geschickt gebaut war und zum Luder ein wenig erhöht lag.

Auf der Lichtung dichter Schnee. Von hier mußte man, wenn Mondschein war, jedes Wild deutlich erkennen, das sich dem Aase nähern wollte.

Der Wind stand gut. Es begann leicht zu frieren. In majestätischer Ruhe lag der Wald. Nur das Rauschen eines Baches ließ sich hören. Das Panguedickicht wogte hin und her. Dann stieg der Mond empor. Die Landschaft war von unbeschreiblichem Zauber. Von unserem Schirm aus überblickte man das ganze Tal von Rolonhue, das zum Reloncavi hinabfällt. Zu beiden Seiten waldbedeckte steile Höhen und im Hintergrund zur rechten Hand die silbern leuchtenden Zacken und Firne des Tro-nadors. Lange habe ich das Bild betrachtet, immer neue Reize ihm abgewinnend, und bedauert, keine mitempfindende Seele bei mir zu haben. Was galt diese Schönheit der Natur dem alten Indio neben mir, der nur seinen Luderplatz im Kopfe hatte, wohl an das Geld denkend, das ihm die Fuchsbälge einbringen sollten, und an das Feuerwasser, das er dafür kaufen konnte.

Es mochte neun Uhr sein, da fühlte ich einen leisen Stoß, sah ein Auge neben mir aufblitzen und beobachtete dann, daß zwei Füchse um das Luder herumschnürten. Einer setzte sich wie ein Hund auf die Hinterläufe. Es waren sehr starke Tiere, schienen der Größe nach Wölfe. Nach kurzer Zeit kam noch ein dritter. Zeitweilig verharteten sie völlig regungslos. Regenwetter wäre günstiger gewesen, denn bei klarer Beleuchtung ist der große Fuchs sehr vorsichtig, ehe er Luder annimmt. Das Zaudern währte etwa eine halbe Stunde. Schließlich faßte der vorderste Mut, sprang auf das Schaf los und machte sich an den Fraß. Die beiden anderen folgten. Nun zankte sich die Gesellschaft, keckerte laut, schließlich schienen sie sich geeinigt zu haben.

Ich wartete, bis zwei Füchse hintereinander standen, strich an und schoß. Der Knall erweckte ein gewaltiges Echo in den Bergen, das von allen Seiten zurückgeworfen wurde. Nach links sah ich einen der Füchse über die Schneedecke flüchten, warf noch zwei Schüsse hinterher.

Rasch sprangen wir auf, hin zum Luder. Ein Fuchs war verendet, der zweite schien krank. Ein Fangschuß streckte ihn vollends.

Der alte Indio strahlte. Es war die erste Veränderung, die ich in seinen Zügen bemerkte, seit ich ihn kannte. Die Bälge des großen patagonischen Fuchses standen nämlich hoch im Preise. Tatsächlich handelte es sich um solche. Es waren kapitale Burschen, zwei Rüden, nicht viel geringer als Wölfe, nur niedriger, kurzläufiger, nicht so rot, wie unsere europäischen Füchse, mehr grau gelb. Der eine hatte einen Blattschuß. Das gleiche Geschöß war dem zweiten durch den Kopf gegangen. Nun ging ich auf die Fährte des dritten und fand starke Schweißspuren. Die zeigte ich dem Alten, der den Kopf schüttelte und mich fortzog.

So gingen wir nach der Stelle, wo die anderen Rothäute ihr Lager angelegt. Ein nochmaliges Ansetzen hätte keinen Zweck gehabt, da unsere Spuren jeden Fuchs ohne Zweifel vergrämt hatten. Es fing an zu schneien. Starker Wind machte sich auf. In dem gewaltigen Laubdach über uns begann es zu brausen, rotbraune Blätter wirbelten hernieder. Langsam hüllte sich die Erde in ein Leichentuch.

Unsere Leute saßen an einer geschützten Stelle am Feuer und rauchten. Wir setzten uns zu ihnen und taten ein Gleiches. Die Füchse hingen an einem Baumast.

Als ich am folgenden Morgen erwachte, über und über mit Schnee bedeckt, war Mankopan schon fort, um nach dem dritten Fuchs zu sehen. Ich war ärgerlich, daß er mich nicht geweckt, aber er habe sich nicht getraut, sagte Mariluan. Das war eine Dummheit, denn was wollte er ohne Feuerwaffe machen, wenn er auf den Fuchs stieß. Da es nun unmöglich, ihn aufzufinden, ergab ich mich in mein Schicksal. Wir sattelten die Pferde und warteten auf Mankopans Rückkehr. Nach einer Viertelstunde kam er und hielt in der Hand den dritten Fuchs. Sein Hund hatte ihn nicht weit von der Stelle des Anschusses verendet gefunden.

Der Wind hatte nachgelassen. Der Schnee lag ungefähr 20 cm hoch, eine Neue, wie man sie sich nicht besser wünschen konnte.

In Deutschland wäre man jetzt spüren gegangen. Hier lag die Sache doch wohl anders. In den endlosen Wäldern hätte das Spüren nur problematischen Wert gehabt. Und doch — — —, konnte man sich nicht wenigstens ein Bild machen von dem vorhandenen Wildstand? War es nicht vielleicht möglich, irgendeinen Windbruch zu umschlagen, deren es in den Urwäldern so viele gab und in denen das Wild vorzugsweise zu stecken pflegte? Ich sah mir meine finsternen Gefährten an, die Männer mit dem freudlosen Gesichtsausdruck, aus deren verschlagenen Augen Falschheit und Haß gegen den weißen Mann hervorblitzten, die sich nur an mich gefesselt glaubten durch die Aussicht auf materiellen Gewinn und die Hoffnung, nach Rückkehr das geliebte Feuerwasser zu erhalten. Hm, hm, ganz ohne Gefahr war es nicht, in Begleitung dieser schwarz-braunen Kavaliers, deren Psyche so ganz anders eingestellt war wie die unsere, noch tiefer in die Urwälder des Schweigens einzudringen. Immerhin konnte man Mariluan trauen, dessen Einfluß auf die übrigen Indios unverkennbar war. Ob den übrigen, das war eine offene Frage, auf die es keine Antwort gab, denn das Herz eines Indio ist verschlossen und finster wie ein Kratersee. Schließlich siegte die Jagdlust, der Reiz des Abenteuers und die Freude an der herrlichen Winterlandschaft.

Wir saßen um ein Feuer herum, rauchten und schwiegen uns aus. Nur Mariluan und Mancopan wechselten kurze Sätze.

„Was sagt Dein Freund?“ fragte ich den Vaqueano.

„Er fragt, ob Ihr jetzt schon zum Großen See zurückkehren oder den Neuschnee benutzen wollt, Herr, um Füchse und Hirsche zu jagen. Wenn wir noch Zeit hätten, zum Rio Manso und zum Tagualaguasee zu reiten, so könnten wir viel Wild erlegen. Mancopan kennt dort Dickichte, die voll von Wild stecken. Pumas und große Füchse sind dort, weil es viele Wildenten und Ottern gibt. Es ist nicht weit dorthin. Freilich ist der Weg schlecht“.

Eine Pause folgte. Ich überlegte, ob die Zeit reichen würde, mich in das lockende Abenteuer zu stürzen. Schließlich siegte die Jagdpassion.

„Vamos!“ rief ich. Im Nu saßen wir alle im Sattel.

Nun ging es durch den frischen Schnee bergauf, bergab, auf geheimnisvollen Pfaden, die nur den Indianern bekannt waren, durch den herrlichen Winterwald. Keiner sprach ein Wort.

Lautlos ritten wir in Kolonne zu Einem, ich am Ende derselben — por las dudas! — Die Blicke waren auf den Boden gerichtet und suchten nach Fährten, von denen wir genug fanden. Meist stammten sie vom schnürenden Meister Reineke. Ab und an, aber viel seltener, stießen wir auf Hirschfährten. Die Hirsche schienen hier selten geworden. Sie waren schon an und für sich nicht häufig, ihre Zahl verringerte sich außerdem von Jahr zu Jahr infolge der Verfolgung durch die Indianer. Das Huemul stirbt langsam aus. Noch vor kurzem hörte ich, daß dieser seltene Hirsch jetzt nur noch im äußersten Süden Patagoniens vorkommen soll. Daran freilich glaube ich nicht. Wo sollten die Hirsche geblieben sein, die das chilenische Nationalterritorium im Süden bevölkern, wo es noch heute außer einigen Goldsuchern Menschen überhaupt nicht gibt? Wer will das festgestellt haben? Das Huemul ist zwar selten, aber immerhin noch dort zu finden, wo gute Äsung ist, namentlich in den Galeriewäldern, wo es Deckung neben Äsung findet.

Quer durch Alerce- und Zedernwälder ging es auf gewundenen Pfaden durch eine wunderbare jungfräuliche Gebirgslandschaft hinab zum Rio Manso. Mich interessierte es besonders, die Indios zu beobachten und die Sicherheit zu bewundern, mit der sie uns durch ein zerklüftetes Wald- und Berggelände hindurchführten. Die Kerle mußten über einen fabelhaften Ortsinn verfügen. Kein Wort wurde gewechselt. Mit eiserner Ruhe führte uns der Alte auf Pfaden, die als solche überhaupt nicht zu erkennen waren, die zweifellos schon seine Vorfahren benutzt hatten und deren Kenntnis sich von einer Generation auf die andere vererbte. Schließlich erreichten wir eine weite Senke im Osten des Sees Tagualagua, wo Weide und Wald abwechselten und wo sich Windbrüche von gewaltigen Abmessungen fanden. Mit vieler Mühe umschlugen wir einen solchen Windbruch in seiner östlichen Hälfte und stellten zahlreiche Fährten von Füchsen, Pumas und Hirschen fest. Der Alte hatte also nicht gelogen. Er allein konnte es wissen, denn diese Gegenden waren damals noch ganz unbekannt und figurierten in den Atlanten als „unerforschtes Gebiet.“ Außer Indianern mochte hier wohl kaum ein Mensch gewesen sein, höchstens ab und an ein Holzfäller und vielleicht auch ein Goldsucher, obschon diese sich im allgemeinen auf den Süden Patagoniens beschränkten.

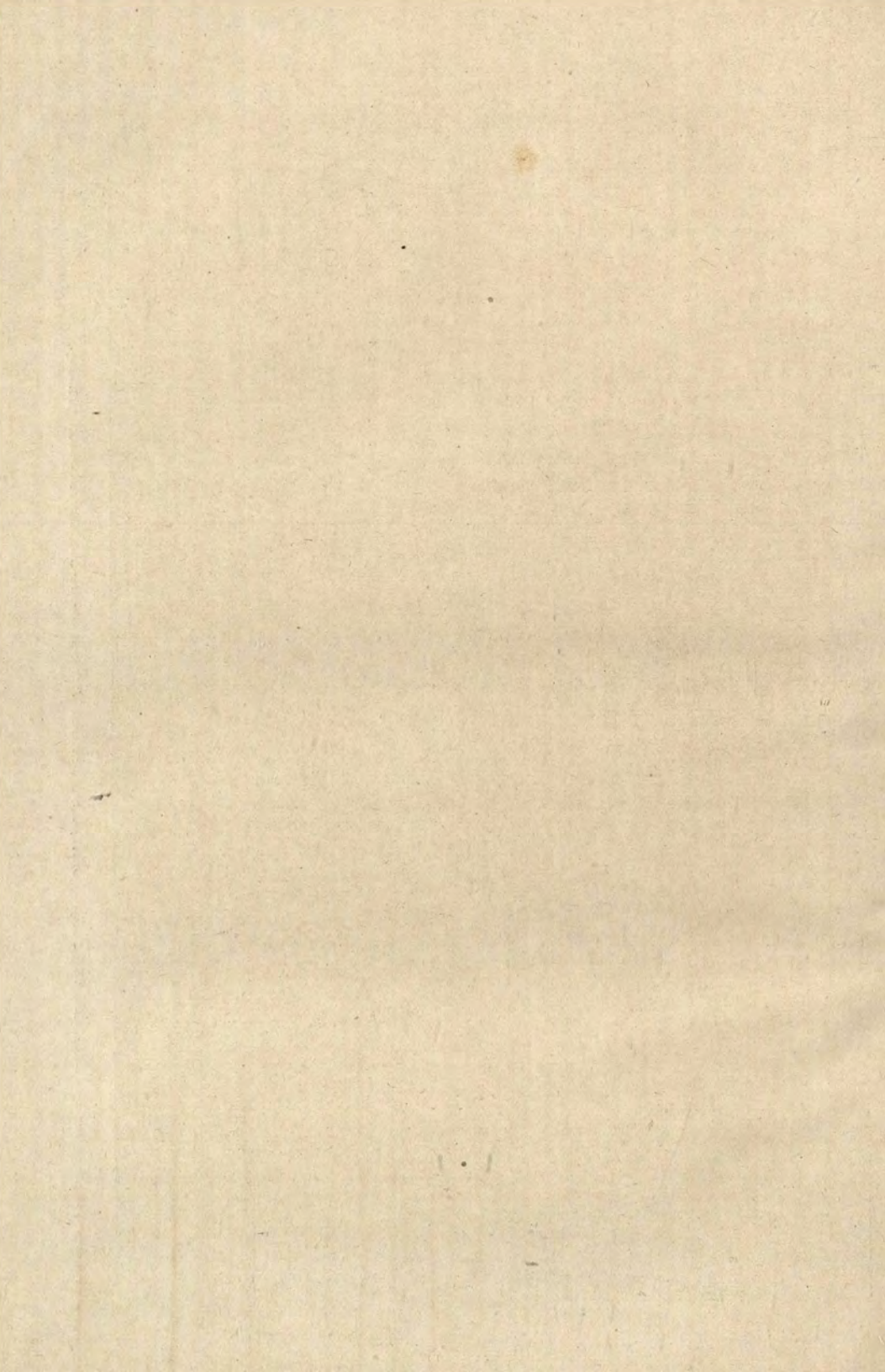
Wie aber sollten wir den gewaltigen Windbruch durch-



Bild 68.

Ausblick von Peulla (Chile) über den See von Todos-los-Santos (Allerheiligensee).

Zu Kapitel 14.



drücken, der mindestens zwei Kilometer lang war? Das war eine schwierige, ja eine unmögliche Sache. Endlich zeigte ich Mancopan, daß er die auf ebenem Gelände gelegene Hälfte mit seinen Leuten und Hunden durchdrücken sollte. Ein Bach trennte sie von dem bergigen Teile, und diese Stelle war die einzige, wo man etwas Übersicht finden konnte. Hier standen mehrere frisch begangene Wildwechsel, die durch den Wildbach hindurchführen mochten, in dessen Panguedickicht sie verschwanden. Die schienen auch Mancopan bekannt zu sein, der, auf sie hindeutend, allerlei mir unverständliche Töne von sich gab. Was sollten sie wohl anders bedeuten!

Es war früher Nachmittag. Noch schien die Sonne und beleuchtete die Schneelandschaft.

Nun richtete ich mich auf meinem Anstand ein. Besonders gut war das Schußfeld nicht, aber nirgendwo in der Umgebung schien es ein besseres zu geben. Jedenfalls konnte man das linke Ufer des Wildbaches einsehen und auch den ansteigenden Teil des rechten, soweit der Windbruch es erlaubte. Mächtige Zedern lagen über den tosenden Wildbach herüber, dessen Fluten selbst man nicht sehen konnte. Ein Bild gigantischer Zerstörung. Etwa fünfzig Schritte von mir entfernt befand sich der stark begangene Hirschwechsel. Störend war, daß die Wasser des Wildbaches so laut tosten, daß man kein Geräusch aus dem Innern hätte vernehmen können, höchstens das Halsgeben der Hunde. So mußte einem das Wild ganz überraschend kommen. Um so mehr war achtzugeben!

Das Panguedickicht wogte hin und her. Ich hatte nicht viel Hoffnung.

Da ereignete sich etwas Merkwürdiges, das mir nachdem noch zweimal zugestoßen, einmal in Groß Schretstaken in Lauenburg auf der Jagd meines Freundes Otto Bock und ein zweites Mal in der Eifel. Urplötzlich bemerke ich, wie sich unter dem Gewehrlauf etwas Rotgraues vorschiebt und sehe in meiner unmittelbaren Nähe einen kapitalen Magellansfuchs stehen und nach vorn äugen. Natürlich handelte es sich nur um Sekunden. Wie ich ihn bemerke, dreht auch er mir den Kopf zu. Ich sehe noch den fletschenden Fang, das Blitzen der Seher, dann hat der Fuchs kehrt gemacht. Mit der Lunte streift er mein rechtes Bein und ist im Windbruch verschwunden. Schießen — völlig ausgeschlossen. In den beiden anderen erwähnten Fällen habe ich noch

einen Schuß hingeworfen und natürlich gefehlt, worüber ich mich noch heute ärgere.

„Aha,“ sagte ich mir, „du stehst hier unmittelbar neben einem Fuchspaß. Das konnte der Teufel ahnen.“

Natürlich stellte ich mich nun etwa 20 Schritte rückwärts auf.

Ich hörte, daß die Hunde mit lautem Hals im Windbruch umherjagten. Das war eine ärgerliche Geschichte! Immer wieder schweiften die Gedanken zum Fuchse zurück.

Fünf Minuten mochten vergangen sein, da rutschten auf derselben Stelle, wo ich eben noch gestanden, dicht hintereinander drei wolfähnliche Füchse heraus, die, ohne abzustoppen und zu sichern, die Richtung auf das Panguedickicht nahmen. Ich bemerke hier, daß die patagonischen Füchse meist in Rudeln angetroffen werden, ähnlich wie die Wölfe. Ob sie auch in Rudeln zusammen jagen, kann ich nicht sagen. Ich kam auf zwei von ihnen gut ab, aber keiner brach im Feuer zusammen. Der dritte hatte inzwischen kehrt gemacht und war zurück in den Windbruch.

Dann folgte eine längere Pause. Endlich wurde es auch auf dem Wildwechsel rege. Zwei Stücke Kahlwild traten aus, verhofften und verschwanden hinter dem hohen Bachufer. Nun sollte der Hirsch folgen, aber er kam nicht. Endlich, nach fünf weiteren Minuten, stand er plötzlich da, mitten auf dem Wechsel. Schon hatte er das Geschoß, das ich deutlich aufschlagen hörte, machte eine schwerfällige Flucht nach vorn und verschwand in den Pangues. Ich fluchte innerlich, daß kein Stück im Feuer zusammengebrochen war. Mein ganzer Ruf bei den Indios stand auf dem Spiele, vielleicht gar meine Sicherheit. Hätte ich Uten-doerfersche abgeplattete Geschosse gehabt, so hätte alles Wild gelegen, die eingekerbten Militärgeschosse wirkten nicht annähernd so gut. Kein stopping power!

Kaum konnte ich vor Ungeduld auf meinem Posten ausharren. Aber außer einem Puma, auf den ich nicht zu Schuß kam, wechselte kein Wild mehr aus dem Windbruch, was ja auch nicht weiter Wunder nahm, da es noch andere Wechsel und Pässe gab.

Mit einmal stand Mancopan mit seinem Sohne neben mir. Seine gierigen Augen blitzten mich prüfend an. Er wollte vortreten, aber ich hielt ihn fest.

„Alto!“ (Stehenbleiben!), rief ich ihm zu. Die Nachsuche wollte ich allein machen mit meinem Gefährten, mit dem ich

sprechen konnte. Die Hunde wollte ich nachkommen lassen, sobald ich ihrer bedurfte.

Zunächst also auf den Anschuß. Starke Schweißspritzer führten über den Hang zum Bachtal hinab. Am Hange lagen beide Füchse verendet. Ein Seufzer der Erleichterung machte sich Luft. Ich hob die schweren Füchse auf und trug sie aus dem Busch. Da leuchteten Mancopans Augen. Er nickte mit dem braunen Kopfe, streichelte meinen Karabiner und sprach mir seine Anerkennung aus. Wenigstens schien es mir so. Er konnte auch das Gegenteil gesagt haben, etwa das: Könnte ich Dir, Du vermaledeites Blaßgesicht, Deinen Karabiner abnehmen und so damit treffen wie Du!

Inzwischen erschien auch Mariluan mit den Indios, die ihre Röcke abgelegt hatten, um besser in den Windbruch hineinklettern zu können. Ihre schwarz-braunen muskulösen Körper strotzten von Kraft. Famose Kerle! Im Bruch hatte angeblich viel Wild gesteckt, aber es war nicht herausgekommen. Das mochte wohl stimmen, Hier wäre wohl mit Eisen viel zu machen gewesen. Merkwürdigerweise benutzten die Indios keine Eisenfallen.

Zusammen mit Mariluan ging ich nun zum Hirschwechsel. Die Kugel mußte gut sitzen. Dunkler Schweiß lag auf dem Schnee. Aber der Hirsch war noch in die Pangedickung hineingekommen. Wenn nur die Strömung ihn nicht mitgerissen hatte.

„Hunde her!“ rief Mariluan.

Im Nu waren die braunen Jungs mit den Hunden zur Stelle. Schon jagten die Hunde in das grüne Blätterdickicht hinein. Die Burschen folgten. Kurz darauf ertönte ein richtiges Totverbellern. Dann schleppten die Indios den Hirsch heraus, den sie im Dickicht verendet gefunden.

Nun meldete sich der Hunger. Ich ließ den Hirsch aus der Decke schlagen und die linke Seite des Ziemers herauschälen und braten, während die Indios das übrige Wildbret zerlegten und die Stücke an ihren Sätteln festmachten.

Der Ausflug hatte sich also doch gelohnt. Hier hätte man mehrere Tage bleiben müssen, aber das ging nicht.

Von uns aus senkte sich das Gelände terrassenförmig nach Westen, vermutlich zum Tagualaguasee, den man aber nicht sehen konnte. Nur an einer Stelle blinkte am Horizont der Wasserspiegel des Großen Ozeans. Es froh leicht. Um uns herum wir-

belten die Blätter von den Bäumen, die Sonne war hinter den Bergen verschwunden. Tiefste Stille ringsumher! Kein Mensch zu sehen außer meinen roten Burschen, die schweigend am Feuer saßen und rauchten. Unten am Busen von Reloncavi mochten vielleicht chillotische Fischer vorübergehend ihre Hütten haben, hier oben aber war es völlig menschenleer. Jenseits des Sees und des Fjords leuchtete der Vulkan Hornopiren, dessen Massiv die ganze zwischen den Buchten von Reloncavi und Ancud gelegene Halbinsel einnimmt. Damals noch völlig unerforschtes Land! Heute wird auch wohl hier der Mensch erschienen sein, vermutlich als Goldsucher, denn Gold gibt es überall im Süden des süd-amerikanischen Kontinents.

Ich sagte nun Mariluan, daß ich morgen früh zurückkehren müßte, was dem alten Mancopan nicht paßte. Der wollte mit mir nach Süden reiten, bis nach Ushuaia. Wie gern hätte ich es getan! Aber dazu gehörte viel Zeit und viel Geld.

Inzwischen war der Mond aufgegangen. Unter dem Vorwande, während der Nacht auf Füchse zu lauern, hatte ich mich einige Hundert Schritte seitwärts auf einer kleinen Erhebung häuslich eingerichtet, von wo ich den ganzen Schneeang überblicken konnte. Mein Begleiter war bei mir und hatte unsere Pferde in unmittelbarer Nähe unter Augen. Ich hatte noch keine Lust zu schlafen, gab deshalb meinem Gefährten den Vorzug und beschäftigte mich mit der Natur. Die Nacht war zauberhaft schön. Leichte Nebelwände standen über der Senkung, in der der See liegen mochte. Die Schneefläche glitzerte im Silber des Mondscheins. Auf allen Seiten wurde das Bild von mächtigen Zedern- und Alercewäldern wie von Kulissen eingeschlossen. Von drüben leuchtete der Hornopiren mit seinen Gletschern. Kein Ton ließ sich hören. Waldeinsamkeit!

Nun begannen die Gedanken zu wandern. War es nicht ein kolossaler Leichtsinn, hier, fern jeder Kultur, in unerforschtem Wildnis mit unbekanntem Rothäuten eine Nacht zu verbringen, mit Menschen einer fremden Rasse, deren tierische Instinkte sie zu Mord und Totschlag anfeuerten! Was, wenn die Indios sich davonmachten und uns allein ließen? Würden wir nach der Sonne den Weg zurückfinden können quer durch die Wildnis der Waldgebirge? Wie den Rio Manso kreuzen? Und die Gedanken wanderten, waren mit einem Male in Paris, wo ich vor wenigen Jahren auch mal einen leichtsinnigen Streich gespielt. Damals hatte

ich die Yvonne, ein Mädcl aus Toulouse, in den folies bergères getroffen und mich ihr anvertraut für eine nächtliche Streife durch tout Paris. Alles wollte sie mir zeigen, selbst die Apachenkeller. Auf ihr gutes Gesicht, auf ihr Ehrenwort hin, hatte ich mich ganz in ihre Gewalt begeben. Und alles war gut abgelaufen. Die Nacht war wunderbar interessant gewesen. Wie ein Film war die ganze Verworfenheit Seine-Babels an mir vorübergezogen, ohne daß mir irgend etwas Unangenehmes passiert wäre, dank der Zuverlässigkeit Yvonne, des Mädchens aus Toulouse. Freilich hatte ich damals, wie auch jetzt, zunächst einmal coram publico festgestellt, daß ich nur wenig Geld bei mir hatte. Darauf kommt es in solchen Lagen an. Hast Du kein Geld bei Dir, schlägt dich auch niemand tot. Die Besitzlosen schonen sich.

Sieh da! Bewegte sich nicht etwas auf der Schneefläche? Auf kaum hundert Schritt sitzt ein Fuchs auf dem Schnee und bellt den Mond an. Dann kommt die Antwort, bald von links, bald von rechts, schließlich ist es ein vielstimmiges Konzert. Wovon leben nur die vielen Füchse, wo es doch nur wenige Säugetiere hier zu geben scheint! Von Ottern sollte es ja freilich wimmeln an den Bächen und Seen. Auch gab es unendliche Massen von Wasserwild, Schwäne und achtzehn verschiedene Arten von Enten, Wasserhühner, Regenpfeifer, Bekassinen, Reiher und viele andere Sumpf- und Schwimmvögel. Dazu im Urwald den Chucás und auf den Bergpampas einen Vogel mit dem spaßigen Namen „Tapaculo“, den ich hier nicht übersetzen darf. Dieser Reichtum an Geflügel aller Art mochte wohl die Ursache sein, weshalb sich hier überall so viele Füchse aufhielten.

Leichter Westwind kommt auf. Es rauscht in den Araucarien, die ihre Kuppeln 60 m hoch zum Nachthimmel emporrecken, und in den Alercen (*Fitzroya patagónica*), die bis zu 2500 Jahre alt werden sollen und 5 m Durchmesser erreichen. Schließlich wecke ich meinen Gefährten und strecke mich im Schnee zum Schläfe hin. Ganz dicht bei mir bellt ein patagonischer Fuchs. Laß ihn bellen!

Da höre ich Mariluans tiefe Stimme: „Herr das Frühstück wartet. Die Pferde sind gesattelt.“

Wir alle hatten fest geschlafen. Wenn die Indios ausgerissen wären mit unseren Pferden, wir hätten nichts davon bemerkt und säßen vielleicht heute noch als Robinsons am Hornopiren oder wären ein Opfer der patagonischen Füchse geworden.

Damit war meine Tätigkeit hier beendet. Auf nur den Indianern bekannten Waldpfaden ritten wir zurück, bis wir den großen Oktoberweg erreichten und die Hütte Mankopans, von wo uns am nächsten Tage ein flotter Galopp nach San Carlos brachte.

Der alte Yankee stand vor seiner Tür und schaute mich mit großen Augen an, höchst erstaunt über meine sonderbare Begleitung. Dann wurde die Rechnung beglichen. Einen Balg nahm ich für mich in Anspruch, der noch heute meine Jagddiele ziert, allerdings in etwas ramponiertem Zustand, denn ein boshafter Teckel hat ihm gelegentlich beide Lauscher abgeknabbert. Reichlich belohnt — auch mit einer Flasche Feuerwasser — zog der alte Murrkopf von dannen. Ob er wie damals sich wieder einen Rausch getrunken, wer weiß es. Ich hatte ihm Rum geschenkt, weil mir die klimatischen Verhältnisse ostpreußischen Maitrank für den Alten als das zweckmäßigste Getränk erscheinen ließen. Auch weiß ich nicht, ob er sich in der folgenden Nacht wieder am Luderplatz — eine Flinte besaß er — angesetzt, aber ich vermute es. Das aber weiß ich, daß diese Jagdexkursion mit den Tehueltschen herrlich war und daß ich sie gern jederzeit wiederholen möchte. Im Blockhaus des alten Yankee aber ging es noch einmal scharf her: Stone-scissors-paper!



Pudu.



Quer durch Patagonien.

Sechzehntes Kapitel.

Im Sattel quer durch Patagonien vom Nahuel Huapisee bis zum Rio Negro.

Die Mulas hatten nun am Großen See genügend Ruhe genossen, um den weiten Weg — über 700 km — quer durch Patagonien zum Rio Negro antreten zu können.

Der bevorstehende Marsch war keineswegs leicht. Was man in Europa einen Weg nennt, existiert hier überhaupt nicht. Ab und an sollte sich wohl ein Geleise vorfinden, das von den Ochsenkarren der Kolonisten stammte, die ihre Schafwolle an die Südbahn gebracht oder vom Städtchen Gral Roca Waren geholt hatten. Solcher Geleise konnte es aber nicht viele geben, denn seit einiger Zeit holten die Ochsenwagen (Catangas) ihre Waren aus den patagonischen Häfen, aus dem einfachen Grunde, weil die Seefrachten weit billiger waren als die teuren Frachten der englischen Bahnlinsen und damit auch die Waren.

Bergzüge waren zu übersteigen. Die Etappen wurden dadurch notgedrungen sehr lang, denn Siedlungen sind in Patagonien sehr spärlich gesät. 70 bis 100 Kilometer liegen zwischen den einzelnen Gehöften, unter denen sich nur ab und an mal ein Almacén oder eine Pulperia (Landkneipe) befindet, die meist von Spaniern aus dem Norden, sogenannten Gallegos, verwaltet werden. Das Hauptgeschäft dieser ländlichen Kaufhäuser besteht im Ankauf von Schafwolle, die von ihnen aus, in größeren Quantitäten gesammelt,

an die Bahn geschafft wird. Sodann werden hier von den Indianern der Umgebung Guanacofelle verkauft, besonders die sogenannten Kijangos (aus dem Bauchfell des Guanacos zusammengesetzte Decken), Fuchsbälge und Bälge der sogenannten Pampaskatze, die in Patagonien überall in großen Mengen vorkommt.

Wir hatten keinen Führer bei uns und wußten nur, daß der Weg im allgemeinen die Richtung Nordost innehält. Karten gab es damals noch nicht von dieser Gegend.

Auf gut Glück wurde losgeritten. In einer Hinsicht begünstigte das Wetter unser Unternehmen, insofern nämlich, als ein heftiger Regensturm aus Südwest blies, der ununterbrochen Wasser gegen unsere linke Schulter trieb. So lange diese vorzugsweise durchnäßt wurde, wußten wir, daß die Marschrichtung stimmte. Es läßt sich verstehen, daß wir zunächst nicht viel auf unsere Umgebung achten konnten. Eingehüllt in die Ponchos ließen wir die Sündflut über uns ergehen. Niemand sprach ein Wort, denn alle Aufmerksamkeit blieb darauf konzentriert, unsere Maultiere zusammenzuhalten, die hinter der Yegua madrina hertrabten und bald hier, bald dort auszubrechen suchten. Im Halbkreise folgten wir Berittenen. Nur ab und an ertönte der warnende Ruf: Mu-lal, wenn eines der Tiere sich zu drücken versuchte. Im übrigen ging es gleichmäßig in permanentem Dreischlag ohne Pause weiter. Selbst mittags wurde nur eine kurze Rast eingelegt, um das Mahl zu bereiten, denn von Ausruhen konnte keine Rede sein, weil das Gras pitschenaß war.

Die Nächte waren noch weniger genußreich. Da hieß es, sich mit den durchnäßten Kleidern in das durchnäßte Gras legen, denn irgendwelche Unterkunft gab es in den ersten beiden Tagen überhaupt nicht. Am Abend des zweiten trafen wir zwar auf ein indianisches Gehöft, aber das kam für Unterkunft nicht in Frage. Endlich am Mittag des dritten erreichten wir ein an einem See gelegenes Almacén, dem ein ziemlich großer Schuppen (Galpon) angeschlossen war, angefüllt mit Schaffellen. Wir waren derart durchgefroren, daß wir uns sofort aus den Schaffellen ein Lager machten, in dem es wenigstens warm war, wenn auch der Duft, der den frischgetrockneten Fellen entströmte, nichts mit Eau de mille fleurs gemeinsam hatte. Während wir die Wärme genossen, kam einer unserer Leute von draußen und erzählte, daß auf dem See große Mengen von Schwarzhals-Schwänen umherschwammen. Sofort war alles Ungemach vergessen. Hinaus ging's trotz des Re-

gens, Karabiner in der Hand. Die Jagdpassion überwog alle Unannehmlichkeiten.

Der See war auf unserer Seite von Hügeln umgeben. Am diesseitigen Ufer lagen erratische Blöcke umher, während auf dem jenseitigen hohe Berge emporstiegen. Etwa 300 bis 400 Schwarzhalschwäne schwammen auf dem See, dessen Wasser sehr hochgingen. Die nächsten mochten 200 m von uns entfernt sein. Da die Bälge dieser Tiere kostbar sind, eröffneten wir das Feuer, zunächst mit der kleinen Klappe. Wir waren zu zweit und gaben hier eine Menge Schüsse ab. Es war nun interessant, die Schwäne zu beobachten, die zum erstenmal in ihrem Leben überhaupt Feuer bekommen mochten. Sie schienen sich keine Rechenschaft abzulegen von der Gefahr, in der sie sich befanden, schwammen hin und her, sahen sich auch wohl verwundert um, strichen aber weder ab, noch entfernten sie sich. Die Schüsse wurden vom Echo vielfach wiedergegeben, so daß die Schwäne wohl gar nicht wußten, von wo die Geschosse kamen, die vielen der ihren das Leben raubten. Als etwa zwanzig Stück erlegt waren, hörten wir auf zu feuern, denn für mehr der kostbaren Bälge hatten wir keine Verwendung, konnten sie auch nicht verpacken.

Die erlegten Schwäne schwammen auf dem Wasser, aber der Südwestwind würde sie wohl ans Ufer treiben. Also hieß es, sich gedulden! Es regnete dabei weiter wie mit Bindfäden. Wir setzten uns hinter einen schützenden Felsblock und warteten. Langsam wurden die erlegten Schwäne vom Winde herantrieben. Da hielt urplötzlich ein Indianer vor uns, der sich zu Pferde genähert. Wir hatten ihn wegen der vielen Blöcke nicht eher bemerkt. Er grüßte, sprach von den erlegten Schwänen, wollte die Bälge kaufen und fragte uns schließlich, ob wir nicht Lust hätten, Füchse und Pampaskatzen zu schießen. Das gefiel uns.

Nun fragten wir ihn aus. Er behauptete, ganz in der Nähe zu wohnen, und machte sich anheischig, uns auf viele Füchse und besonders Katzen zum Schuß zu bringen. Allerdings müßten wir in frühester Morgenstunde zur Stelle sein. Wieviel er verlange? Nur die Felle, sagte er.

Gut, das war eine Bedingung, die angenommen werden konnte. Wir behielten den Burschen gleich bei uns. Da unsere Tiere sich doch nach den schweren Strapazen der letzten drei Tage etwas erholen mußten — und mehr noch die Leute, deren Waffen und Anzüge zu säubern waren —, ritten wir am nächsten Morgen um

2 Uhr los, Richtung Ost, um nach einer Stunde am Rancho des Indio einzutreffen.

Er nahm seinen Vater mit, und bei Sonnenaufgang befanden wir uns auf einer welligen Pampa, die mit hohem Riedgrase bedeckt war. Der junge Mann sprach gut Spanisch, der Alte nur Tehueltsche. Ein breiter Weg, der nach dem Hafen San Antonio führen sollte, war unbedeckt, während zu beiden Seiten hohes Gras stand, mit Porst untermischt. Wir einigten uns nun über folgenden Plan. Je ein Reiter mit Hunden — jeder Indianer in Patagonien hat mindestens ein Dutzend ruppiger, sehr scharfer Köter — sollte rechts, bzw. links vom Wege reiten und das Raubwild herausdrücken. Erfahrungsgemäß lief es dann über den Weg in die Dickung jenseits desselben.

Ich traute der Sache nicht ganz, fürchtete, daß wir ausgenutzt werden sollten, denn die Indianer sind gerissene Geschäftsleute. Andererseits aber mußte ich mir sagen, daß es keinen Zweck für sie haben würde, uns zur Jagd aufzufordern, wenn sie nicht die Gewißheit hätten, daß viel Wild zu erlegen war. Sie sind nämlich die Hauptlieferanten der Fuchs- und Wildkatzenfelle, die auf den Almacenes gesammelt werden, um von hier aus den Weg zu den Kürschnern in Buenos Aires zu finden. Zunächst war jedenfalls nichts weiter zu machen, als die Entwicklung der Dinge abzuwarten. Es kam besser als wir vermuteten. Die Indios kannten ihr Revier besser als wir.

In gleicher Höhe mit den Treibern folgten wir auf dem breiten Wege, der ein glänzendes Schußfeld bot. Nie hätte ich vermutet, daß so viel verschiedenartiges Wild im Pampasgrase stecken würde. Zahlreiche Copetonas, auch Bandurrias und Avutarden, die wir schon von anderen Gelegenheiten kennen, kreuzten den Weg, natürlich unbeschossen, denn wir hatten ja nur Karabiner bei uns.

Inzwischen kam die Sonne über die Berge. Der Wind hatte nachgelassen, gleichfalls der Regen. Vor uns lag ein weites Tal, das man bis auf mehrere Kilometer überblicken konnte. Schnurgerade strich der Weg hindurch, hell sich abhebend gegen seine Umgebung. Dünensand brach an vielen Stellen hervor. Man hätte glauben können, in der Lüneburger Heide zu sein, wenn nicht die Berge zu beiden Seiten gewesen wären.

Nun folgte ein wundervoller Sport! Als erstes Wild, das unser Interesse in Anspruch nahm, rutschte ein Fuchs über den Weg,

der kleine graurote südamerikanische Fuchs, den es überall gibt. Wir schossen beide, aber fehlten. Entfernung 100 m.

„Verflucht noch mall!“ schimpfte mein Kamerad, der ein ausgezeichnete Schütze war.

„Machen wir es das nächstemal besser,“ erwiderte ich.

Es ist eine Tatsache, daß die Naturvölker ausnahmslos am Fremden nur diejenigen Eigenschaften zu schätzen wissen, die ihnen selbst begehrenswert scheinen. Ist man in Südamerika ein ausgezeichnete Reiter und ein guter Schütze obendrein, so findet man überall Achtung und Entgegenkommen.

Wir hatten uns hier also schlecht eingeführt.

Beim zweitenmal kam es anders. Ein Fuchs wechselte von links, ein anderer von rechts über den Weg. Beide lagen im Feuer. So mußte es sein! Dann folgte eine wunderschöne Pampaskatze, die zwar kleiner ist als der Leopard, ihm aber, was Schönheit der Zeichnung anbelangt, nicht viel nachsteht.

Zwei Schüsse dröhnten — und verendet rollte die Katze in den Sand.

Dann folgten wieder ungezählte Copetonas, um derentwillen sich vermutlich das viele Raubwild hier aufhielt.

Zwischendurch rutschten wieder Katzen aus dem hohen Gras. Mancher Schuß ging, wie ja unvermeidlich, vorbei, aber die meisten saßen. Jedenfalls hatten wir nach kurzer Zeit neun Katzen und fünf Füchse zur Strecke gebracht.

Ein neuer Plan wurde entworfen. Die Indios ritten etwa eine halbe Stunde nach Westen, um einen großen Cortaderal (Porstdickicht) zu treiben. Wir stellten uns wieder auf dem Wege an. Mit ihren Hunden drückten sie das ausgedehnte Grasdickicht durch. Da kam mancherlei Wild vor die Büchse. Zunächst eine große Straußenherde, die sehr flüchtig die Schneuse überfiel und nicht von uns beschossen wurde. Es folgten einzelne Guanacos, von denen zwei umgelegt wurden. Dann steckte ein Fuchs die Nase aus dem Busch heraus. Schon lag er. Darauf wechselten mehrere Katzen zugleich über den Weg. Zwei rollten in den Sand. Die dritte bekam auch eine Kugel, entkam aber, vermutlich angeschweift. Plötzlich ein Puma in der ihm eigenen, der eines Barsoy etwas ähnelnden Gangart. Ich kam schlecht ab, schoß ihm einen Hinterlauf ab. Mein Begleiter aber streckte ihn, ehe er die jenseitige Deckung erreichte. Wieder wackelten Copetonas, 20, 30 und mehr Stücke, über den Weg.

Dann ein riesiger Fuchs, der einem Wolf ähnelte, einer von den ganz großen. Der Schuß war leicht. Er stand buchstäblich auf dem Kopf. Über diesen Treffer habe ich mich besonders gefreut. Es war der stärkste Fuchs, den ich drüben erlegte.

Damit war der Höhepunkt der Jagd erreicht. Wir ließen den Indios, wie verabredet, die Bälge, nur den des *Vulpes Patagonicus* nahm ich an mich, nachdem ich für ihn ein Lösegeld bezahlt.

Schon um 7 Uhr waren wir wieder am See. Eine halbe Stunde später wurde bei angenehmem Herbstwetter der Marsch fortgesetzt.

Rastlos ging es weiter! Ziemlich zerschlagen fühlten wir uns nach den Anstrengungen der letzten Tage. Der Regenschauer hatte uns zu sehr zermürbt. Richtige Nachtruhe hatten wir seit Tagen nicht gehabt, aber, seltsam, in der frischen Herbstluft jenes südlichen Landes kommt man bald wieder in Ordnung. Außerdem war unsere ganze Aufmerksamkeit durch den Weg in Anspruch genommen, der sehr schwer aufzufinden. Oft verlor er sich vollkommen im Gelände. Aus dem Fahrweg wurde ein Pfad, aus letzterem ein Geleise.

Dann war jegliches Zeichen eines Weges völlig verschwunden. Aber zwanzig Minuten später war er wieder da — urplötzlich, ein breiter schöner Fahrweg. Nun verschwand er in einem der Gebirgszüge, die wir kreuzten, beispielsweise in dem Bette eines trockenen Flusses. Aber unsere Leute verfehlten ihn nie. Mit dem Instinkt des Wildes begabt, fanden sie immer wieder den rechten Weg, welches auch die Umgebung sein mochte.

Wild sahen wir wenig unterwegs, einmal ein Rudel Guanacos, ein andermal Strauße. Eines Morgens kreuzte auch ein Puma unseren Pfad. Aber wir hatten keine Zeit, uns lange aufzuhalten, denn unsere Tiere gaben unverkennbare Zeichen steigender Ermüdung von sich. Man merkt es zuerst daran, daß sie auf dem Marsche nach den Seiten ausbrechen. Die Reiter fahren ihnen dann in die Flanke, lassen die Lasso's um die Ohren der Tiere sausen und rufen ihr lautes „Mula, vaya!“

An salzigen und süßen Seen ging es vorüber, auf denen ungezählte Mengen Wasserwild sich aufhielten. Wir hatten aber keine Zeit, zu verweilen. Unfreiwillige Störungen des Marsches gab es an sich schon in Hülle und Fülle. Einmal ritten wir in musterhafter Ordnung auf dem sandigen Ufer eines Sees entlang. Vorweg die Yegua madrina, dahinter in Kolonne zu Einem, mun-

ter trabend, die Maultiere, schließlich die beiden schweren Mulas, die unser weniges Gepäck und die Jagdtrophäen trugen. Aus irgendeinem Grunde hatte sich ein Reitstiefel, der einem unserer Leute gehören mochte, gelöst und baumelte hin und her, in regelmäßigen Zwischenräumen gegen den Bauch der Mula schlagend. Mit einem Male schien das der Mula nicht mehr zu passen. Sie setzte sich in Galopp, aber, je schneller sie lief, um so stärker klopfte sie natürlich der an einer Schnur hängende Stiefel. Nun rannte sie, wie die Cargeros (Lastmaultiere) es zu tun pflegen, die vor ihr gehenden Maultiere an, die sich ebenfalls in Galopp setzten. Schließlich fuhr sie mit ihrer Last der Yegua in die Flanken. Durch den Stoß mochte sich der Gurt verschoben haben, denn mit einem Male flog nach rechts ein Handkoffer, nach links ein Paar Stiefel, dazwischen ein Ballen mit Schwanenbälgen, und schließlich schleppte das Traggerüst auf der einen Seite nach. Es war, um einen krassen Ausdruck zu gebrauchen, eine kolossale Schweinerei!

Die Affäre kostete uns eine gute Stunde, bis alle Gepäckstücke wieder gesammelt und die durchgebrannten Tiere wieder zusammengebracht waren.

Niemand regt sich drüben über derartige Zwischenfälle auf. Man nimmt die Dinge eben wie sie sind, und das ist das einzig richtige!

Weiter ging der Marsch. Das Wetter hatte sich gebessert, wenn es auch, der herbstlichen Jahreszeit entsprechend, kühl blieb, besonders in den Nächten, waren wir doch in Patagonien. Meist lief der Weg über welliges Gelände, durch Täler und Cañadones (Senken), die für Viehzucht, aber auch für Ackerbau sehr geeignet sind. Damals lagen sie noch in demselben Zustand da, wie zur Zeit der Conquista (Eroberung des Landes durch die Spanier). Nichts hatte sich geändert. Die Indianer treiben keinen Ackerbau, bauen nicht einmal das bißchen Weizen und Mais, das sie zum Leben gebrauchen. Sie beschränken sich auf Viehzucht, besonders auf Schafzucht. Alles übrige tauschen sie im Almacen ein oder kaufen es. Die Indianer dieser nördlichen Gegend sind vielfach ganz zivilisierte Leute. Oft begegneten wir ihnen zu Pferde. Sie waren angezogen wie andere Landleute. Die Mädchen trugen Kleider in grellen Farben. Im allgemeinen unterschieden sie sich von den sonstigen Landbewohnern nur durch die braunschwarze oder gelblichbraune Hautfarbe. In letzterem Falle mochten es wohl Mestizen

sein, mehrere Tropfen Blutes von Weißen in sich tragen. Sie waren freundlich und grüßten. Es gab nur Schwierigkeiten, wenn wir abends einen Borrego (Hammel) von ihnen erstehen wollten. Regelmäßig verlangten sie hohe Preise, die wir nicht gewohnt waren zu zahlen. Nirgendwo auf dem langen Marsche haben wir mehr als 3 Dollar für einen Hammel gezahlt, nur die Indianer verlangten regelmäßig 5 bis 6. Sonst stellten wir keine Forderungen an sie. Aus schon anderswo erwähnten Gründen hielten wir uns ihren Siedlungen fern und zogen es vor, die Nächte unter freiem Himmel im Pampasgrase zuzubringen. Das war zwar kein Genuß, aber wir waren ja an die Unbilden der Witterung gewöhnt und fürchteten das Ungeziefer, das die indianischen Hütten bevölkern soll.

Wie mag es heute in jenen Gegenden aussehen! Gewiß hat sich vieles geändert, denn die Eisenbahn von San Antonio am Atlantischen Ozean nach dem Nahuel Huapi ist annähernd fertig. Aller Grundbesitz wird dadurch kolossal im Werte gestiegen sein, auch in den der Eisenbahn fernerliegenden Gebieten. Es ist die Bahn, die vom Golf von San Matias über Valcheta nach Westen führt. An diese Bahnlinie werden die Produkte der Landwirtschaft über Hunderte von Kilometern mit dem landesüblichen Ochsenwagen (Catanga) herangeschafft. Diese Ochsenwagen erinnern an die Zeiten der Völkerwanderung. Sie sind denkbar einfach gebaut. Ein Kasten mit zwei aus Holzscheiben bestehenden Rädern — voila tout! Man hört aus großer Entfernung das entsetzliche Quiet-schen der Räder. So ein Kerl, der eine Catanga führt, muß gar keine Nerven haben, sonst würde er im Laufe einiger Wochen verrückt werden. Solche schmalspurige Karren passieren ohne Schwierigkeit die höchsten Pässe in den Gebirgen. Man trifft sie überall in der südlichen Waldregion. Die Karrenführer haben einen schlechten Ruf, denn sie sind oft die Ursache der vielen Waldbrände, die bald hier, bald dort auftreten und große Bestände vernichten. Mittags und abends machen sie ein Feuer an, um ihren Mate zu bereiten, dann aber löschen sie es aus Faulheit oder Unachtsamkeit nicht aus. Vielfach auch mag es ihnen Freude machen, in den Höhlungen am Fuße alter Bäume Feuer anzuzünden und den Baum in Brand zu setzen. Ich selbst habe in den südlichen Kordilleren viele in dieser Art angekohlte Stämme gesehen, aber auch ausgedehnte abgebrannte Strecken. Die Indianer sind in keinem Falle die Übeltäter. Ehe nicht eine geordnete Forstwirtschaft eingeführt ist, wird der Unfug nicht verschwinden. Mehr

als einmal sind wir durch brennende Wälder geritten. Die Gefahr ist im Winter nicht so groß, weil der Brand sich dann gewöhnlich auf den Boden beschränkt. Im Sommer aber ist es sehr gefährlich, in einen Waldbrand hineinzureiten, wenn das Holz von der Sonne ausgedörft ist.

Noch einmal machten wir an einer anderen Stelle einen Versuch, Wildkatzen zu jagen. Es kamen auch viele vor die Büchse, indessen, ob wir an jenem Tage nicht so gut schossen wie sonst, das Ergebnis war ein ziemlich dürftiges — fünf Stück und einige Füchse. Zwei große patagonische Füchse schnürten auf 200 Meter vor uns über eine Wiesenschlänke. Die Entfernung war wohl reichlich groß. Die Geschosse gingen fehl. Das habe ich sehr bedauert, denn gern hätte ich noch ein Exemplar dieses mächtigen Fuchses gestreckt.

Inzwischen fingen unsere Maultiere an, ernstlich zu streiken. Immer häufiger wurde das Ausbrechen aus der Marschkolonne, immer lauter die Rufe der antreibenden Arrieros. Häufiger mußten die Lassos zu Hilfe genommen werden und sausten auf die Drückberger hernieder, daß sich große Streifen auf den Decken abzeichneten.

„Vaya, mula — vaya!“ Das waren die einzigen Laute, die man ununterbrochen hörte. Dabei konnte man es den armen Tieren, die schon etwa 4000 Kilometer Hochgebirgswege zurückgelegt hatten, nicht übelnehmen, daß sie ein Ende der Schinderei herbeisehnten. Ein so angenehmes Reiten es auf frischen Maultieren im Hochgebirge ist, so wenig erfreulich ist es, auf einem ermüdeten zu sitzen. Die Tiere werden dann leicht widerspenstig und tückisch. Der Verkehr mit ihnen bietet in solchem Falle große Schwierigkeiten, wie man sie beim Pferde nicht kennt. Sie legen dann die großen Ohren an und schielen nach rückwärts, überlegend, wie sie den Reiter ärgern können. Gute Zusprache hilft meistens, nur muß man, mehr noch als bei Pferden, darauf achten, stets von vorn an sie heranzutreten. Vernachlässigt man sie in dieser Hinsicht, so wird sofort darauf in empfindlicher Weise quittiert.

Ich erinnere mich aus der Zeit, wo ich meine Erfahrungen darüber sammelte, daß meine Mula eines Tages auf dem Marsche plötzlich auf einem Hinterlauf lumpte. Das Tier war so zahm wie ein Hund, folgte aufs Wort und hatte nie die geringste Schwierigkeit gemacht, selbst wenn ich von hinten an sie herantrat, sofern

ich nur ihren Namen gerufen. Ich sprang also ab und sah, daß sich in dem Eisen des linken Hinterlaufes ein Stein eingeklemmt hatte. Während ich den Hinterlauf hob, um den Stein herauszuschlagen, sah ich den Burro (Esel) die großen Ohren anlegen und mich mißtrauisch beobachten, was ich da hinten an ihm machen wollte. Ganz vertraut strich ich am Hinterlauf von oben nach unten, um sodann den Huf zu heben, als ich eben noch kehrtmachen konnte, um gleich darauf einen gewaltigen Schlag mit beiden Hufen vor die — Backside zu erhalten, so daß ich in den Staub des Weges rollte. Gottlob schützte das Leder der Reithose im Verein mit der örtlich günstigen Lage des Schlages gegen üble Folgen.

Da trat ein Eingeborener aus einer am Wege liegenden Schmiede und lassierte die Mula an den Vorder- und Hinterbeinen, wie es des Landes Brauch. Dann rissen wir ihr die Beine fort, und sie fiel zur Erde. Nun war es leicht, den Stein aus dem Hufe herauszuschlagen. Ähnlich wird verfahren, wenn die Maultiere beschlagen werden. Im Gebirge schlägt man Pferden und Maultieren meist nur ein halbmondförmiges Eisen kalt auf, das sehr an arabische Eisen erinnert. Dieser Beschlag wird wahrscheinlich aus längst vergangenen Zeiten stammen, vermutlich noch aus der Conquistadorenzeit, wo man ihn aus Spanien mitbrachte.

Am Abend des sechsten Tages waren wir am Rande einer großen Salzwüste angelangt, deren Durchquerung eine ernste Angelegenheit war, denn die in einem Zuge zurückzulegende Entfernung betrug 150 Kilometer. Wasser gab es unterwegs nicht. Dazu waren die Maultiere sozusagen am Ende ihrer Kraft. Also mußte zunächst einmal das Gepäck erleichtert werden. Ich gab Befehl aus, alles irgendwie Entbehrliche auszuschalten. Dazu gehörte leider auch eine volle Last Guanacofelle und Schwanenbälge. Aber es mußte sein, so schmerzlich es war, die kostbaren Gegenstände aufgeben zu müssen.

Somit fragten wir auf einem Indianeranwesen an, ob dort rotbraune Damen anwesend seien. Sie sollten mit Pelzwerk beschenkt werden. Das ließen sich die roten Schönheiten nicht zweimal sagen. In einer Reihe bauten sich sechs junge Damen auf, die sehr freundlich, aber doch zurückhaltend waren, wie alle Indianerinnen es sind. Von ihnen können die Europäerinnen manches lernen.

Aber einige pikante Scherze nahmen sie ganz verständnisvoll hin. Jede wurde in ein paar Guanacofelle gehüllt. Auf ihre Köpfe wurden auch einige Schwanenbälge gelegt. Dann traten sie kreuz-



Bild 69.

Lager im Walde.

Zu Kapitel 15.



Bild 70.

In Patagonien. Ein Marterl.

Zu Kapitel 16.

fidel ab und machten in ihrer Indianersprache allerhand Bemerkungen, über die sie herzlich lachten. Vermutlich haben sie uns für verrückt gehalten. Die Ursache unserer Freigebigkeit konnten sie freilich nicht ahnen.

Der Beschlag wurde nochmals gründlich revidiert und den Tieren soviel Futter wie möglich gereicht. Wir selbst ruhten bis zum nächsten Nachmittag.

Ich persönlich machte noch einen Jagdausflug, um die Fauna kennen zu lernen, die am Ufer des großen Salzmeeres gedieh. Sie war spärlich genug. Immerhin fanden sich einige Füchse im Steppengras und allerhand Flugwild, besonders Copetonas, ab und an auch eine Bandurria. Ich habe aber auf Flugwild garnicht geschossen, weil wir bei der primitiven Einrichtung unserer Küche doch nichts mit ihm anfangen konnten.

Nun kam es darauf an, die Durchquerung des großen Salzfeldes derart vorzubereiten, daß wir glücklich mit unseren ermatteten Tieren durchkamen, denn steckenbleiben in demselben bedeutete alle möglichen unangenehmen Zwischenfälle, weil es nichts Eßbares in ihm gibt, weder für Mensch noch Tier. Die Salzfelder, deren es in dieser Gegend und an anderen Stellen Argentiniens viele gibt, sind alte Meeresböden, in denen das Seewasser besonders lange gestanden haben mag. Zurückgeblieben sind auf ihnen ungeheure Salzlager, die heute größtenteils industriell ausgebeutet werden. Das Salz liegt vielfach 20 bis 50 cm tief. An einzelnen Stellen finden sich infolge Regens entstandene Seen und Teiche, die mit reiner Lauge gefüllt sind. Soolbäder ließen sich da in großer Menge anlegen. Man erkennt den Salzgehalt des Wassers von weitem an dem bleiernen Glanz und der stahlbläulichen Färbung des Wassers.

Ich dachte an den Ausspruch Napoleons: „Bei anstrengenden Märschen alle Stunden eine kurze Pause zum ausruhen und etwas essen.“ Letzteres kam für uns nicht in Frage, wohl aber ersteres. Gewiß hat dieser Ausspruch des großen Strategen die französische Felddienstordnung beeinflußt, die für größere Märsche tatsächlich diese Forderung stellt. Es interessierte mich, das Reglement unter diesem Gesichtspunkte nachzuprüfen. Ich ordnete deshalb folgendes an: „Abmarsch 4 Uhr nachm. Alle 50 Minuten sind 10 Minuten Pause einzulegen, um Mitternacht eine Pause von 1 Stunde.

Eine Ration für die Tiere ist mitzunehmen.“

Punkt 4 Uhr nachm. ging die Reise los. Alles wickelte

sich programmäßig ab. Die kleine Pause von 10 Minuten, während der die Gurte gelüftet und die Kammern der Woylachs hochgezogen wurden, damit die kühle Luft über den erhitzten Rücken streichen konnte, erwies sich als sehr zweckmäßig. Der schönste Mondschein beleuchtete unseren Pfad, dessen Richtung mit dem Kompaß kontrolliert wurde. Es war, als ob man durch die Schneeflächen Rußlands ritte. Alle Leute vermeiden es, diesen Marsch bei Tage zu machen. Die Strahlung ist dann so stark, daß die ohnehin schon von dem Salzstaub angegriffenen Augen sie nicht ertragen. Außerdem greift das erhitzte Salz die Beine der Tiere an. All das vermeidet man, wenn man während der Nacht marschiert.

Um Mitternacht machten wir eine einstündige Pause, aßen eine Kleinigkeit, gaben den Tieren im Freßbeutel etwas Mais, streckten uns im weichen Salz aus und ruhten.

Punkt eins ging es weiter. Kein Maultier brach aus. Ihr Instinkt ließ es wohl nicht geraten erscheinen, mitten in der Salzwüste die Kolonne zu verlassen. Wunderbar war der Sonnenaufgang. Als die Morgendämmerung sich zeigte, fegte ein frischer Wind über die Wüste. Dann erstrahlte das weite, ebene Salzfeld in blutigrotem Scheine. Es war, als ob man über einen großen Purpurmantel dahinritte. Nichts ließ sich hören — die Einsamkeit des Todes — außer dem leisen Schlürfen der Hufe in dem Salz und dem Gebimmel der vorweg marschierenden Yegua marina.

Um sieben Uhr ging es eine leichte Geländewelle empor und zwei Stunden später standen wir auf dem hohen Ufer des Rio Negro, jenes Flusses, der die nördliche Grenze von Patagonien bildet. Drüben lag das Territorium „Pampa“, blinkten die Häuser des Städtchens Gral Roca in der Morgensonne, ertönte das Heulen einer Lokomotive der großen Südbahn, ein langentbehrtes Kulturgeräusch.

Ich hatte meinen Stolz darein gesetzt, alle Maultiere gesund nach Roca zu bringen, wo sie abgeliefert werden sollten. Es war mir gelungen. Nicht eines fehlte. Nur ein Tier, das eine Viertelstunde vor Erreichung des Überganges schlapp machte und auf keine Weise zu bewegen war, weiterzugehen, hatte bei einem Bauern eingestellt werden müssen. Ein Mann war bei ihm geblieben.

Hier sollte eine Fähre sein. Es war aber nur ein lecker Kahn ohne Schiffer vorhanden. Was sollte nun geschehen? Verbindung irgendwelcher Art konnte mit dem kleinen, wegen der Über-

schwemmungsgefahr eine gewisse Strecke vom Ufer gelegenen Städtchen Roca nicht aufgenommen werden. Also hinein ins Wasser und durch! Besorgt beobachtete ich meine Schutzbefohlenen, die von der starken Strömung des mächtigen Flusses — er ist dort in gewöhnlichen Zeiten etwa doppelt so breit als der Rhein in seinem Mittellauf — fortgerissen wurden. Zwei Mulas ließen zeitweilig eines ihrer langen Ohren herabhängen, ein Zeichen, daß ihnen Wasser hineingelaufen, was sehr nachteilige Folgen haben kann. Mitten im Strom blieb plötzlich die ganze Gesellschaft auf einer Sandbank stehen und ruhte sich aus. Dann, als die Yegua sich wieder in tiefes Wasser stürzte, folgten alle ihrem Beispiel. Kurz darauf landeten sie drüben, verstreut über 2 Kilometer. Nun wurden die Tiere zusammengetrieben und die Kolonne setzte sich wieder in Bewegung. Während der Durchquerung sah man im Flusse die Truchas (einheimische Forellen) hoch aus dem Wasser springen. Leider verbot es die Zeit, einige dieser köstlichen Fische für die Tafel mitzunehmen.

Der Rio Negro ist gefürchtet wegen seiner gewaltigen Überschwemmungen, die oft sehr bedenklichen Charakter annehmen. Der Fluß ist naturgemäß noch wenig reguliert. Vor nicht langer Zeit schien eine verheerende Überschwemmung stattgefunden zu haben. Überall sah man ihre bösen Folgen. So war z. B. der kleine Friedhof des Städtchens völlig aufgewühlt. Hier und dort lagen Sargreste, Fetzen von Leichentüchern, die Uniformreste eines Offiziers — Naturereignisse, gegen die sich der Mensch nicht schützen kann. Das darf nicht weiter wundernehmen, entwässern doch die beiden Flüsse, aus denen der Rio Negro entsteht, Limay und Neuquen, eine gewaltige Strecke des Hochgebirges und sind plötzlichen Steigungen ausgesetzt, deren Umfang man noch nicht im entferntesten kennt. Bis dieser große Strom reguliert ist, wird noch viel Zeit vergehen.

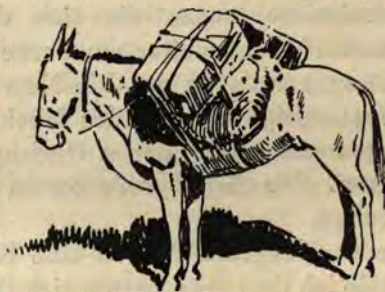
In Roca wurde vor längeren Jahren eine Kolonie von Deutschen gegründet. Als ich dort war, hatten sich die meisten wieder entfernt. Gegenwärtig waren nur noch ein Bäcker und ein Gärtner. Der letztere hatte mit viel Fleiß ein schönes Anwesen geschaffen. Allen übrigen fehlte die nötige Ausdauer und Energie.

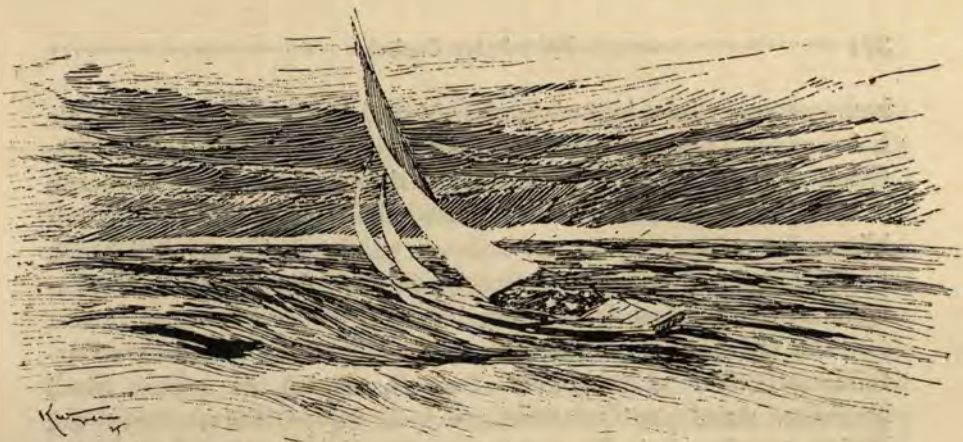
So sah es damals in Patagonien aus. Heute ist es anders! Nachdem dort gewaltige Petroleumfunde gemacht und mehrere Bahnlinien im Bau sind, wird es rasch vorwärts kommen. Es ist ein Land unbegrenzter Möglichkeiten. Gold ist auch vorhanden.

Nur eins wird sich nicht ändern, das ist der furchtbare Südwestwind, der während des größten Teiles des Jahres über die Hochebene braust und auf ihr die Entwicklung jeglichen Baumwuchses unmöglich macht. Aber in den Senken wird sich eine glänzende Viehzucht entwickeln.

Das Tal des Rio Negro, in dem sogar Wein wächst, gilt schon heute für eines der fruchtbarsten Gebiete der Republik. Der Weizen von Trelew hat glänzenden Ruf. Im allgemeinen aber ist Patagonien ein hartes, rauhes und sturmgeplühtes Land, geeignet für Schafzüchter, die aus nordischen Ländern stammen.

Je weiter man nach Süden vordringt, um so kälter wird es, um so schöner die Landschaft in den Cordilleren, bis diese zuletzt ganz in Eis und Schnee erstarrt und rein norwegischen Charakter annimmt. Wer diese großartige Landschaft kennenlernen will, der mache die Reise durch die Magellans-Straße, an der Westküste Chiles entlang, die zwischen Ushuaia und Puerto Montt landschaftlich das Schönste bietet, was man auf diesem Planeten schauen kann. Oder er umfahre Feuerland um Kap Horn herum, wo der Ozean fast das ganze Jahr hindurch sein brausend Lied singt, zum Schrecken der Seefahrer, von denen gar viele hier ein feuchtes Grab fanden.





Im Pampero auf dem La Plata.

Siebzehntes Kapitel.

Auf den Wassern des Silberstroms.

Montevideo, Hauptstadt der Banda Oriental, ist eine herrliche Stadt, 200 Kilometer von Buenos Aires und etwa 140 Kilometer von der Mündung des La Plata in den Atlantischen Ozean gelegen. Malerisch gruppiert sie sich auf einer Reihe von Hügeln um eine Bucht, die beherrscht wird von dem sogenannten Cerro (Hügel), auf dem sich eine alte Befestigung in Gestalt eines Forts befindet, das heute als Staatsgefängnis dient. Mit ihm hat mancher Orientale unfreiwillige Bekanntschaft machen müssen, denn Uruguay ist ein unruhiges Land, das bis 1904 (Sarravia Revolution) ununterbrochen von Aufständen durchtobt wurde. Und nicht nur das, — hier spielten sich auch eine Reihe von blutigen internationalen Ereignissen ab, denn Uruguay ist bekanntlich ein zwischen Argentinien und Brasilien gelegener Pufferstaat, dem eine ähnliche Rolle zukommt wie Belgien vor dem Weltkriege. Hier fochten die Grenzländer öfters ihre Streitigkeiten aus. Als eins der interessantesten historischen Ereignisse verdient die zehnjährige Belagerung Erwähnung, die von 1842—1852 dauerte, als der berüchtigte aber schneidige Tyrann von Buenos Aires, Don Juan Manuel Rozas, mit dem General Oribe, Führer der Blancos (Weißen), gegen General Riberas, Führer der Roten (Colorados), im Felde stand. Stolz nennt sich deshalb die Stadt noch heute das moderne Troja. Nun, sehr ernst wird die Sache

kaum gewesen sein, immerhin aber bietet sie eine stolze historische Erinnerung. Wie wir schon an anderer Stelle bemerkten, sind die Orientalen Abkömmlinge der kriegerischen Charrúas, in deren Adern heißes Blut rollt, ein stolzer, schöner Menschenschlag mit blitzenden schwarzen Augen und von großer Leidenschaftlichkeit. Es fehlt ihnen aber jenes großzügige Wesen, das den Porteño (Bewohner von Buenos Aires) auszeichnet.

Die Orientalen sind kleinstaatliche Fanatiker, denen ihre Parteiklügel über alles gehen. Damals, als ich die schöne Stadt besuchte, stand der Parteihaß noch in voller Blüte. Rote und Weiße sprachen kein Wort miteinander, und der Verschwörungen war kein Ende, obschon durch die Besiegung des Generals Sarravia die Weißen zur politischen Ohnmacht verurteilt waren. Doch wir wollen keine Geschichte schreiben!

Ich weilte mit meiner Familie einige Zeit zur Erholung in dem Nachbarstaate und erfreute mich bei herrlichem Herbstwetter der schönen Plätze, Parks und Gebäude der Stadt. Vom Cerro aus genossen wir den Blick über die weite Bucht, durch die Ozeandampfer ihren Weg vom Meere und zum Meere nahmen, und suchten vergebens, das argentinische Ufer mit dem Glase zu erkennen, denn der Strom hat hier bereits eine Breite von mehr als 100 Kilometern. Durch die Badeplätze der Stadt wurde promeniert, die Playa honda im Nordwesten und die weit schönere Playa Ramirez im Süden, Seebäder, die unmittelbar am Weichbilde der Stadt gelegen. Dort genoß man u. a. die wundervolle Weiblichkeit, denn die Frauen Uruguays sind von unvergleichlicher Schönheit. Sie können wohl mit den Damen von Bs. Aires sich messen, wenn ihnen auch der mondäne Charakter der vielgereisten Porteñerin abgeht.

Dort sieht man schmale rassige Gesichter mit wundervollem ebenholzfarbenen Haar, dunkle Glutaugen, umrahmt von kohlschwarzen Wimpern, wie man sie sonst wohl nur in Andalusien findet. Nach einem solchen genußreichen Spaziergang, verbunden mit erfrischendem Bade in den Wogen des Silberstroms, ein vorzügliches Frühstück im Hotel Lanata. Nachmittags Besuche bei Freunden oder der Umgebung, die sich durch herrliche Pappelalleen und reiche Villen und Landsitze auszeichnet. Abends aber, nach dem üppigen Diner, ein Spaziergang auf den großen öffentlichen Plätzen, wo regelmäßig Musikkapellen des bizarr gekleideten Militärs spielten, und die Schönen, wie überall in Südamerika

üblich, umherpromenierten. Oder man ging ins Theater Solis. Wahrlich, eine angenehme Stadt! Auch der weiteren Umgebung galt natürlich unser Besuch, vor allem dem auf hohem Ufer gelegenen Friedhofe von Boceo im Südteile der Stadt, der mit seinen uralten Zypressen und herrlichen Marmordenkmälern einen nicht minder malerischen Anblick gewährt als der berühmte Campo Santo von Genua. Welch' wunderbare Farbengegensätze — die dunklen Zypressen, darüber der azurblaue Himmel, von dem tag-ein, tagaus die goldige Sonne herabstrahlt, und tief unten der Silberstrom, durch den hier und dort Dampfer und Segler ihre Bahn ins Innere des Kontinents ziehen oder zum Ozean streben. Dazu unendlicher Friede, einzig unterbrochen von dem Rufe einer Doña Uraca oder irgend eines anderen Vogels. Italien!

Dann hatten wir einige Tage in dem schönsten der orientalischen Seebäder, Pocitos, zugebracht, das, im Südosten der Stadt gelegen, sich durch lebhaften Wellenschlag auszeichnet. Ein wundervoller Sandstrand vereint sich mit einem guten Hotel, an dem nur eins zu tadeln war, daß nämlich der französische Koch uns täglich Crêpe au beurre (Pfannekuchen) auf den Tisch brachte, der uns schließlich vertrieb.

Eines schönen Sonntags setzten wir uns auf einen kleinen Dampfer, um noch ein paar Tage in dem weiter östlich bereits am Ozean gelegenen primitiven Seebade Punta del Este (Ostspitze) zu verbringen. Trotz herrlichen Sonnenscheins blies ein strammer Seewind, der die Wasser des Stromes zu hohen schaumgekrönten Wogen aufpeitschte. Ein Vergnügen war es eigentlich nicht, diese Reise — etwa 100 Kilometer — auf einer Nußschale zu machen, auf der es nach allen möglichen Dingen, besonders nach Knoblauch roch, aber eine bequemere Gelegenheit gab es damals nicht. Der Seekranken waren genug, was nicht gerade zur Erbauung beitrug. Aber schließlich geht alles, Angenehmes wie Unangenehmes, einmal vorüber. Als uns aber zur Rückkehr Plätze auf der Jacht einer bekannten reichen Familie angeboten wurden, griffen wir mit Freude zu. Der Besitzer war ein alter Jagdfreund, der auf der Rückkehr nach Montevideo Ottern und Seehunde schießen wollte, deren es im Mündungsgebiet des La Plata große Mengen gibt. Ich hatte zwar keine Schußwaffen mitgenommen. Das machte aber nichts, denn der Jagdherr hatte mehrere Büchsen und genug Munition an Bord, auch Schrotgewehre zum Entenschießen. Für des Leibes Wohl war in opulentester Weise gesorgt.

Der Besitzer war ein Deutscher, der außerhalb Montevideos eine schöne Villa bewohnte, zu der eine Edelschafzucht gehörte. Seine junge Frau begleitete ihn. Ein Phonograph sorgte für Unterhaltung, während die „Iduna“ mit Seewind durch die schaumgekrönten Wogen an der Küste hinglitt.

Nicht weit von Punta Ballena gingen wir vor Anker und fuhren mit dem Beiboot in eine Lagune ein, der vom Westufer mehrere Bäche und Fließchen zuströmen, in denen es viele Ottern geben sollte. Wir bogen in den Zuckerbrodfluß ein und erreichten am Abend eine Stelle, wo die Ottern an Land zu gehen pflegten. Unser Jagdherr wußte hier genau Bescheid. Die Nutrias sollten in einem Felde stecken, wo es besonders zarte Äsung für sie gab. An Land gegangen, bewegten wir uns auf den Fährten der Tiere im Halbkreis nach außerhalb und stießen dann auch bald auf einige 20—30 Nutrias, die aus dem Grase so schnell es ging zum Fließchen zurückzukehren suchten. Es war eine leichte Jagd, bei der 15 Stück zur Strecke gebracht wurden. Die Beute wurde an Bord genommen. Dann ruderten wir bei Mondschein zurück und waren bald wieder an Bord. Unterwegs hatten wir noch ein Dutzend Enten aller Art erlegt.

Am nächsten Morgen ging es unter kreuzen hinaus in den Strom, in Richtung auf die Seehundsinsel. Nach einigen Stunden bekamen wir viele Seehunde verschiedener Gattung zu Gesicht, die oft dicht neben uns auftauchten und mit Feuer begrüßt wurden. Saß ein Schuß, d. h. im Kopfe, so fuhr sofort ein Mann mit dem Beiboot hinüber, um ihn mit einem Haken heranzuziehen, denn der gut getroffene Seehund versinkt sofort. Der Mann war darauf geacht. Er saß bereit in seinem Boot, ließ das Seil, an dem er sich hielt, fahren und war mit einigen Ruderschlägen dicht am verendenden Tiere. Schließlich setzten wir uns auch in das Beiboot und ließen die Jacht weitersegeln, weil wir bemerkt hatten, daß die Hunde in zu großer Entfernung von ihr blieben. Langsam uns treiben lassend, erlegten wir eine größere Anzahl. Zeitweilig sahen wir 40—50 Stück, die, um uns herum, uns neugierig beobachteten und sich durch die Knalle kaum stören ließen. Sie schienen sehr vertraut und niemals auf diese Art gejagt zu sein. Mehrfach versuchte der Jagdherr, einen Hund zu harpunieren. Einmal gelang es ihm, aber die Waffe hatte keine Blase am Seil, so daß sie schließlich geopfert werden mußte, denn der Seehund zog mit aller Kraft. Immerhin hatten wir am Abend 18 Tiere an Bord.

Die Nacht wurde unter dem Schutze der Insel verbracht.

Hier sollten wir am nächsten Morgen früh an Land gehen, um noch einige Tiere zu erlegen. Aber es kam anders. Der Wind hatte sich abends völlig gelegt, das Wasser wurde still. Schwüle herrschte. Ein köstlicher Abend! Nicht fern von uns zog ein großer Dampfer vorüber, dessen hellerleuchtete Fenster unter den Signallaternen zu uns herüberschimmerten. Abgerissene Töne einer Ballmusik wurden gehört. Ein wunderbarer Zauber lag über dem Wasser. Wir plauderten, rauchten und genossen in unseren Liegestühlen den Zauber der Nacht. Am Himmel glitzerten die Sterne. Das Kreuz des Südens war deutlich zu sehen. Eine kühle Bowle erquickte uns nach dem heißen Tage. Ungern trennten wir uns, um uns zur Ruhe zu legen.

Kurz nach Mitternacht erwachte ich von den starken Schwankungen des Bootes und einem brausenden Geräusch. Gut, daß wir unter dem Schutze der Insel lagen, sonst hätte es uns schlimm ergehen können.

Bei Tagesanbruch sahen wir, daß der mächtige Strom in wilder Aufregung war. Am jenseitigen Ufer der Insel schien eine gewaltige Brandung zu toben. An landen zum Anstand auf Seehunde war unter diesen Umständen gar nicht zu denken. Es hieß vielmehr, den Ankerplatz schleunigst verlassen und auf dem kürzesten Wege nach Montevideo zurückkehren, denn es bließ ein richtiger Pampero — und was für einer! Während dort, wo wir unter dem Schutze der Insel lagen, das Wasser verhältnismäßig still war, sahen wir auf beiden Seiten mächtige schaumgekrönte Wellen nach Norden rollen, die schweren mit Sand und Lehm gesättigten Wogen des La Plata.

Wie eine Möve schoß unsere Jacht davon, halbschräg durch die Wellen, obschon nur ein Lappen Segelleinwand am Mast stand. Dabei legte das Boot sich unter dem Druck des Windes schwer auf die Seite und erhielt fortgesetzt mächtige Stöße, die den Aufenthalt auf ihm für den nicht Seetüchtigen nicht gerade zu einem Genuß machten. Unsere Damen kamen deshalb aus dem Opfern nicht heraus. Uns aber bereitete die Fahrt viele Freude. Nach den letzten heißen Tagen urplötzlich ein Wetter wie an den heimatlichen nordischen Küsten: dichte Wolken, endlich einmal kein Sonnenschein. Man rauchte die Stummelpfeife und sah dem Rollen der gewaltigen gelblichen Wogen zu, die vom Pampero gegen die Küsten von Uruguay getrieben wurden, deren gelbe

Dünen über dem Horizont erschienen. Seehunde ließen sich ab und an in der Nähe des Bootes blicken, auch Pottwale in großer Zahl. Ihnen schien das Wetter nichts anzuhaben. An schießen war natürlich nicht zu denken, einmal wegen der Unmöglichkeit zu zielen und dann, weil es zwecklos gewesen wäre, denn nie hätte die Beute an Bord gebracht werden können. Alle Mann hatten genug zu tun, die Jacht bei dem starken Winde sicher durch die Wogen zu bringen. Wir fuhren mit kolossaler Geschwindigkeit. Wenn uns nun das passierte, was sich einst auf der Lagune Huanacache ereignete, wenn wir auf irgendein Hindernis stießen und leck wurden? Dann war es um uns geschehen. Aber die Jacht ging glänzend, und Steuermann wie Mannschaft arbeiteten mit vollendeter Sicherheit.

„Keine Besorgnis, meine Damen,“ sagte beruhigend der Jachtbesitzer, „wir verstehen uns auf den Pampero. Der macht uns nichts aus.“

Und so war es! Mit vollen Zügen durfte man den Zauber der Seefahrt genießen. Neben und über uns zogen mit heiseren Schreien Möven, ringsum rollten die Wogen, Gischt und Schaum ging über unser Fahrzeug, das wie ein Schwan die Wasser durchschnitt, sich tief auf die Seite legte, dann wieder hoch aufrichtete. Plötzlich hob sich ein weißes Etwas vor uns aus den Wogen, ein italienischer Kreuzer, der den La Plata hinauffuhr. Dem machte das bischen Seegang nichts aus. Wir kreuzten seinen Pfad quer durch das Kielwasser — dicht hinter ihm. Die Matrosen winkten, riefen uns etwas zu, was aber bei dem Sausen des Windes nicht zu verstehen war. Ein schmuckes Schiff, das ich später im Hafen von Buenos Aires besuchte. Fern im Süden stampfte ein Ozeanriese durch die Wogen dem Meere zu.

So verging Stunde auf Stunde. Endlich, um Mittag tauchte der Cerro über dem Horizont auf und rechts davon die hohen Ufer von Boceo, auf denen der wunderbare Campo Santo liegt. Das Wetter klärte auf, die Sonne strahlte von neuem, aber die Hitze wurde gemildert durch den kühlen Wind, der von Süden herüberwehte. Heute mußte es an Land ein herrlicher Tag sein. Kurz nach Mittag bogen wir um Punta Brava herum und nicht viel später machten wir fest.

An Land strahlendes Wetter. Obendrein ein Sonntag. Überall festlich gekleidete Menschen. Zunächst sollten wir uns nun von den Unbilden der Wasserfahrt erholen.

Im Auto ging's in windender Fahrt durch die Avenida Millan hinaus zum Bache Miguelete, wo unserer Freunde Landhaus gelegen. Dort erwartete uns ein gutes Frühstück, eine Siesta — und dann — eine freudige Überraschung.

„Jetzt fahren wir zu den Toros,“ sagte der Hausherr.

„Wieso, zu den Toros? — Gibt es denn hier Stiergefechte?“

„Wir besitzen eine herrliche alte Arena, die noch aus der Kolonialzeit stammt. Da werden ab und an Stiergefechte abgehalten, aber unblutige. Die Stiere haben Gummikugeln auf den Hörnern. Im übrigen ist der Verlauf der gleiche wie in den spanischen Arenas.“

Am Nachmittage entstiegen wir dem Auto in der Vorstadt Villa Union und betraten die Arena.

Was dort vorfiel, hat nun eigentlich mit Jagd nichts zu tun. Dennoch möchte ich die Ereignisse dem Leser nicht vorenthalten. Sie waren derart erheiternd, daß es ein Unrecht wäre, sie zu verschweigen. Schließlich handelt es sich um einen glänzenden Sport. Also gebührt ihnen auch an dieser Stelle ein Platz.

Die Arena hatte die Form eines Amphitheaters mit etwa 2½ m hohen, nach innen gewölbten Wänden, auf denen sich die Logen aufbauten, hinter denen die billigeren Sitze anstiegen. Sie war schon fast überfüllt, als wir eintrafen. Wir erhielten trotzdem eine vorzügliche Loge unmittelbar über dem Eingang. Genau wie in Spanien zogen unter den Klängen des unvermeidlichen Bizet'schen: „Auf in den Kampf, Torero!“ die gespornten Picadores auf mageren Rosinanten, mit schönen altspanischen Kostümen bekleidet, in die Bahn. Ihnen folgten die Banderilleros zu Fuß, mit roten Tüchern und den mit Fähnchen geschmückten Banderillas, schließlich zwei elegante Espadas mit den Zeichen ihrer Würde, dem Degen und der Muleta. Ein gewaltiger Applaus begrüßte die Matadores (Espada [Degen] oder Matador [der Töter] heißt der Mann, der dem Stier den Todesstoß versetzt).

Soweit war alles sehr feierlich und im Einklang mit der vorgeschriebenen Etikette, genau wie auf den Plazas de Toros von Madrid oder Sevilla.

Nun wurde der erste Stier losgelassen und stürmte in die Arena. Es schien ein Toro bravo (mutiger Stier) zu sein. Er schaute sich einen Moment um, stampfte, daß der Staub hoch aufwirbelte und rannte dann wie ein Bolzen auf einen der Picadores los. Der wich aber aus und stach ihn in die Schulter, während der

nächststehende Banderillero ihn mit dem roten Tuch ablenkte. Das machte den Stier ganz wild. Schon reizte ihn ein anderer Picador. Kurz wandte sich der Stier, packte den Klepper mit den Hörnern und warf ihn buchstäblich in den Staub.

Brausender Beifall erdröhnte. Hätte der Stier keine Gummikugeln auf den Hörnern gehabt, so wäre der Gaul hin gewesen, hätte seine blutigen Eingeweide durch den Sand der Arena geschleift, wie ich es einmal in Sevilla gesehen. Andere Picadores griffen nun an und hetzten den Stier so lange umher, bis seine Flanken dampften.

Dann trieben die Banderilleros mit ihm ihr Spiel, reizten ihn mit den roten Tüchern zu wachsender Wut und hefteten das kleine, mit Widerhaken versehene Fähnchen auf seinen Rücken. Ab und zu schwang sich einer von ihnen über den Stier. Endlich kam der Espada — einen Gummiknopf auf der Spitze des Degens — mit Grandezza in die Bahn, grüßte, erwartete den Angriff, ließ den Stier unter dem linken Arm durchlaufen und markierte den Todesstoß. Da der Stier sehr brav gewesen, lohnte ihn frenetischer Jubel von den Tribünen.

Das Hinausschleifen des Kadavers durch das Mulagespann blieb uns glücklicherweise erspart.

Der Held wurde nun aus der Arena gejagt und ein zweiter trat ein. Das eben geschilderte Spiel wiederholte sich. Dann folgte ein dritter, ein mächtiger aschgrauer Bursche mit riesigen Hörnern. Alle Welt klatschte, wie er so massig mitten in der Arena stand und seine Gegner blutunterlaufenen Auges maß. Da nahm das Spiel plötzlich einen ganz anderen Charakter an, wurde zur Buleske, die alle Zuschauer zum lachen brachte, wie ich Menschen nie habe lachen hören. Was sage ich da! Lachen? Nein, es war schreien und heulen vor Freude. Kein Emil Thomas, kein Richard Alexander hat je das Publikum in eine so ungeheure Heiterkeit versetzt, wie dieser aschgraue Stier, der unbewußt ein geborener Komiker war.

Am Eingang zur Arena, auf der Seite, wo die Behälter für die Kampftiere sein mochten, befand sich als Versatzstück eine etwa 4 m lange und 1,80 m hohe Mauer, zu deren beiden Seiten die Tiere in die Bahn gelangen konnten.

Unbeweglich hielten im Halbkreise um den Stier finsternen Angesichts Picadores und Banderilleros. In atemloser Spannung schaut das Publikum in die Arena.

Urplötzlich macht der wildblickende Langgehörnte kehrt, schlägt mit dem Schweif einen Reif und verschwindet blitzartig auf dem Wege, auf dem er gekommen. Zunächst ist alle Welt starr. Dann erhebt sich ein gellendes Pfeifen und entrüstetes Geschrei: „Cobarde, Cobarde!“ (Feigling). Andere rufen: „Afuera!“ (hinaus), noch andere: „Que vuelva“ (Er soll wiederkommen). Und er kam, diesmal zur Abwechslung von der anderen Seite. Erneut stolziert der flüchtige Stier bis in die Mitte, stampft und tut, als ob er einen Löwenmut habe. Da drängen die Picadores gegen ihn heran, um ihn zu reizen.

Einen Augenblick scheint der Stier zu überlegen, wen er zuerst angreifen soll. Dann mochte er wohl denken, daß Vorsicht der bessere Teil der Tapferkeit ist. Wieder schlägt er einen Reif, macht kehrt und rennt wie vorhin zum Ausgang. Aber er findet ihn versperrt. Der Empresario (Unternehmer) hat anscheinend, aus Besorgnis, daß das entrüstete Publikum seine Kasse stürmen werde, die Ausgänge sperren lassen. Aber der Aschgraue ist ein Tier von kurzem Entschluß. Er wendet sich, macht einen Bogen bis in die Mitte, kehrt um und überfällt mit großer Eleganz die 1,80 m hohe Mauer des Versatzstückes.

Einige der Zuschauer toben noch, die Mehrzahl aber bricht in Hohngelächter aus. Die Musik spielt einen Tango. Einer der Eingänge scheint freigemacht zu sein. Von neuem erscheint der Toro. Diesemal stürzen alle Stierfechter auf ihn zu, um ihn endlich zum kämpfen zu zwingen. Vergebens! In langem Galopp rennt der Toro um die Arena herum, verfolgt von den Picadores auf ihren Rosinanten und den Banderilleros, die nicht schnell genug laufen können, um den Witzbold zu erreichen.

In dieses Durcheinander hagelt es Apfelsinen, gesunde und faule Äpfel, die bald diesem, bald jenem an den Kopf fliegen. Schließlich überrennt der Stier die Scharen und verschwindet wieder.

Nun folgt eine mehrere Minuten andauernde Lachsalve. Im Hintergrunde hört man die Knechte den Feigling mit Rufen vortreiben. Der guckt dann auch einmal links, einmal rechts um die Ecke, zeigt aber keine Lust, länger an dem Possenspiel teilzunehmen. Schließlich hat man ihn wohl mit Feuer vorwärtsgetrieben. Genug, im langen Stechtrab betritt er wieder die Arena.

Wie er so dasteht und seine Gegner mustert, springen wie auf ein Kommandowort mit erstaunlicher Gewandtheit hunderte von

Zuschauern von den Logen $2\frac{1}{2}$ m tief in die Arena, schwingen Stöcke und Schirme, jellen und schreien, tanzen um den Stier herum, gestikulieren mit Armen und Beinen und springen über ihn hinweg. Schon sitzt ein hemdsärmeliger Kerl auf seinem Rücken und hat ihm einen Strohhut auf eins seiner Hörner gesetzt. Dazwischen hagelt es wieder Apfelsinen und andere Gegenstände. Da wird dem Aschgrauen die Sache zu dumm. Er rennt einige Leute um, macht kehrt und jagt, ehe sein Reiter seinen Sitz verlassen kann, in voller Pace auf die Versatzmauer los und springt mit seiner Last über sie hinweg. Der Reiter gleitet und purzelt seitwärts, über die Mauer hinüber, in den Sand.

Nun hat der Stier die Lacher auf seiner Seite. Mit Beifallklatschen wird der Empresario herausgerufen und nimmt die Ovation entgegen. Statt eines Fiaskos hat er einen glänzenden Erfolg erzielt.

Wenn ich heute an Montevideo zurückdenke, so erscheint mir der aschgraue Komiker. Er war der größte Witzbold, den ich auf orientalischem Boden sah.





Streife auf Hasen bei San Federico.

Achtzehntes Kapitel.

Allerlei Niederwild in den Ebenen Argentiniens.

Nach den teilweise schaurigen Eindrücken der vorausgehenden Abschnitte soll der letzte dieses Buches in angenehmer Weise ausklingen, denn nicht alle Tage ist die Jagd in südamerikanischen Ländern mit schweren Strapazen und Gefahren verbunden. Im Gegenteil, es gibt auch dort Jagdgelegenheiten, wie sie sich in Europa, allerdings nur in wenigen bevorzugten Gegenden, finden, z. B. in Oberschlesien und Österreich, wo große Magnaten ihren Wohnsitz haben. Solche Grands seigneurs gibt es auch in Argentinien und selbst in Chile, wenn auch dort in geringerer Zahl. Wir haben einen von ihnen in Don Alberto Gonzalez kennengelernt, der etwa 1000 qkm im Hochgebirge sein eigen nannte und dennoch ein bescheidener Mann geblieben war, der nicht viel anders lebte wie die einfachsten seiner Peone. In der Hauptstadt gibt es andere, die zu den ersten Familien des Landes gehören und über unendlichen Landbesitz verfügen. Sie widmen sich meist der Politik oder werden Viehzüchter oder leben überall in der Welt, wo es angenehm ist, vorzugsweise in Paris und an der Riviera. Diese Großgrundbesitzer haben die Viehzucht auf eine Höhe gebracht, wie sie kaum in einem anderen Lande existiert, unterstützt durch tüchtige deutsche und englische Berufsviehzüchter. Fast alle großen Besitzungen werden nämlich

von deutschen oder englischen Inspektoren geleitet, zur größten Zufriedenheit der Besitzer, die sich auf ihre Angestellten verlassen können.

Sobald die Jagdzeit nahte, brauchte man nur abends in den Jockey-Klub oder in der Club de esgrima in Buenos Aires zu gehen, denen die oberen Zehntausend ausnahmslos angehören, und sich an einen der Großgrundbesitzer heranzumachen, um mit ihm en passant über Jagd zu plaudern und nach dem auf seinen Lati-fundien befindlichen Wild zu fragen.

„Nimmt der Herr Interesse an der Jagd?“ lautete meist die Gegenfrage. Nach Bejahung hieß es dann: „Wollen Sie nicht mal zu mir nach E. . . . kommen? — Da können Sie viel Wild schießen, ganz nach Belieben. Wagen und Pferde stehen zu Ihrer Verfügung. Leider müssen Sie mich entschuldigen, denn ich bin hier in der Stadt unabkömmlich. Wann wollen Sie kommen?“

„Mit dem größten Vergnügen und jeder Zeit, wie es Ihnen paßt. Dank für Ihre freundliche Einladung.“

Dann fuhr man hinaus und wurde an der Station mit einem leichten, dem typischen argentinischen, Landwagen abgeholt, quartierte sich in dem schloßartigen Landhause behaglich ein und jagte nach Herzenslust, wann und wo man wollte.

Ich will zunächst den Besuch auf einer deutschen Viehzucht-farm schildern, um den Leser aus dem fremden in ein heimatliches Milieu hinüberzuleiten, in dem er sich wohlfühlen wird, wie wir uns dort wohlbefunden haben. Nicht weit von dem kleinen, im Norden der Provinz Buenos Aires gelegenen Landstädtchen Pergamino liegt die damals der Familie Roth gehörende Estancia Santa Ana, die von dem mir befreundeten Herrn K. verwaltet wurde, den ich seit langen Jahren kannte. Es war ein prächtiger alter Herr, einer der tüchtigsten Schafzüchter der Republik, der allgemein als eine Autorität auf diesem Gebiete galt. Früher hatte er — so sagte man — zwei Güter am Fuße des Erzgebirges be-sessen bzw. in Pacht gehabt, aber aus irgendwelchen Gründen seinen Besitz verloren. Dann war er mit einem Rebaño (Schaf-herde) nach Argentinien gekommen, um den Besitzern der Farm — den Gebrüdern Roth — eine Edelschafzucht einzurichten. Unterstützt wurde er dabei von einem alten Mecklenburger Schäfer, dem braven Hamann, der in seiner Art ein Original war. Wenn in Palermo bei Buenos Aires die großen Tierschauen stattfanden, sammelten sich die Leute um die Schafställe der Sta Ana, um



Bild 71. Trophäen vom Huemulirsch. Zu Kapitel 14.



Bild 72 bis 74.

Geweihede des Sumpfhirsches.

Zu Kapitel 7.

den alten Hamann zu begrüßen oder ihn kennenzulernen. Es war aber auch ein Vergnügen, den alten schnurrigen Kauz mit seinen argentinischen Peonen sich unterhalten zu hören.

„Segg mal, Juan,“ rief er beispielsweise einem Jungen zu, „hest Du de Ovejas uck Agua tau beben gäven?“

„Si, señor,“ lautete die Antwort.

„Na, dann sett Di man up Dienen Culo (Backside) un toif, bit de Patron kümmt¹⁾.“

Dieses mecklenburgische Spanisch verstanden seine argentinischen Peone. Wesentlich besser sprach sein Herr, aber mit einer derart sächsischen Aussprache, daß ich ihn überhaupt nicht verstehen konnte, wohl aber seine eigenen Leute ihn verstanden.

Wir werden an anderer Stelle noch davon hören.

Bei Gelegenheit der Ausstellungen traf ich mich mit meinem Freunde, dem alten Herrn K., den jetzt schon lange der Rasen deckt. Wir pokulierten viel zusammen im Café Paris oder bei Charpentier, den Pfortes der La Plata-Metropole. Da wurden dann Verabredungen getroffen, sobald die herbstliche Jagdzeit herannahte, z. B. im wundervollen Monat Mai, der diese Bezeichnung drüben noch mehr verdient als in Europa, bringt er doch nach des Sommers Glut die ersten kühlen Herbsttage. Dann strahlt vom blauen Himmel eine Sonne, die zwar noch das Antlitz bräunt und um die Mittagszeit genügend wärmt, aber nicht mehr lästig fällt. Den Ackerschollen entströmt ein würzig aromatischer Duft. Die Stoppeln dehnen sich bis in schier endlose Fernen, ebenso die Maisfelder, deren Stauden und Blätter sich bereits gelb färben, während Alfalfa (Luzerne) noch die weiten Potros (eingeteilte und abgezäunte Feldbreiten) bedeckt, oder, schon geschnitten, in Parvas (Diemen) aufgehäuft ist. Unglaublich diaphan ist dann die Luft. Viele Kilometer weit überblickt man die endlose Ebene, bis sie fern am Horizonte in bläulichem Nebel zerrinnt.

Ich bin immer ein Freund des Herbstes gewesen. Schon in meiner Jugend waren mir die Herbstferien die liebsten, nicht nur deshalb, weil dann die hohe Zeit der Jagd war, während der man den ganzen Tag im Busch und Feld lag, den Krammetsvogel fing,

¹⁾ „Sag mal, Johann, hast Du den Schafen auch Wasser zu saufen gegeben?“

„Jawohl, mein Herr.“

„Na, dann sett Dich nur auf Deine vier Buchstaben und warte, bis der Herr kommt.“

Großartig hatte er das eingerichtet. Sein Weinkeller lag auf diese Weise unter seiner höchst eigenen Überwachung.

Wollte er wieder die Leiter emporklimmen, fragten wir von oben herab zunächst einmal, wieviel Flaschen Pomméry — das war damals ein beliebtes Nationalgetränk im Lande — er in seinen Korb gepackt habe. Unter zwanzig kam er nicht davon. Hatte er weniger, so wurde die Klappe wieder geschlossen. Kein Flehen half ihm, kein Schimpfen. „Verfluchte Bande!“ hörte man ihn unten rumoren. Wir ließen aber nicht locker, bis der alte Herr mit seinem goldigen Humor nachgegeben hatte. Mit Hurra wurde er dann ins Eßzimmer gebracht, wo zunächst ein tadelloser Cocktail gebraut wurde — Pomméry mit einigen Tropfen Angostura. Dann folgte ein einfaches, aber treffliches Mahl, über das eine deutsche Hausfrau den Kopf schütteln würde.

Die Shorthorns haben von allem Rindvieh das zarteste Fleisch. Nichts geht über ein Rostbeef von einem zweijährigen Novillo (junger Stier) dieser Edelrasse. Das Fleisch schmilzt auf der Zunge — und Stücke gibt es, Stücke, von denen jedes einzelne in Europa genügen würde, eine ganze Familie zu ernähren.

A propos Familie! Die gabs hier nicht. Der alte Herr K. wirtschaftete allein. Das einzige gebildete weibliche Wesen seines Hausstandes war, wie er selbst sagte, seine Diana, eine Jagdhündin, die draußen auf dem Flur in ihrem runden Korbe schnarchte.

Nach dem Mahl wurde die halbe Nacht hindurch Skat gespielt. Das war des alten Herrn Rache für alle ihm angetane Unbill, denn er war ein wundervoller Meister in diesem Spiel und zog uns nach allen Regeln der Kunst das Geld aus der Tasche. Ich war ein schlechter Spieler und habe regelmäßig meine Mahlzeit nebst Quartier bezahlen müssen.

Spät ging's ins Bett, aber dafür früh hinaus!

Der Wagen hielt um sieben vor der Tür. Vorwärts ging's ins Revier hinein. Wir waren nur wenige Schützen, im ganzen drei. Um so besser! Zunächst wurden Rebhühner (*Perdices*) gejagt, deren es in Argentinien überall große Mengen gibt. Hundert Stück kann ein guter Schütze mit Leichtigkeit in einigen Stunden erlegen. Diese Hühner tragen denselben Namen wie unsere Feldhühner, sind aber eigentlich keine, sondern eine Wachtelart. Sie liegen nie in Ketten, sondern immer paarweise. Sie sind auch kleiner als unsere Feldhühner, haben ein helleres Gefieder, locken aber ähnlich und stehen auch mit demselben Geräusch auf. Sie liegen meist sehr fest und

jenem Tage erlegten wir zwischen 50 und 60 im Laufe einer halben Stunde, trotzdem die Hunde nicht viel taugten, wenigstens eine Hündin, die trotz der Hitze jedem Hasen erst mal einige Minuten nachjagte, ehe sie sich an ihre Pflicht erinnerte.

Dieser Kötter begleitete mich und gehörte einem benachbarten Gutsverwalter.

„Die Bestie“, sagte der alte Herr K., „ist genau so ein Windhund wie ihr Herr. Hinter jeder Schürze müssen sie herlaufen.“

„Schürze? Sie meinen wohl Blume“, entgegnete ich, „denn der Hase hat eine Blume.“

„Kommt auf dasselbe heraus. Hier Schürze, dort Blume, d. h. die Hündin rennt mit der Schürze hinter jeder Blume her und der Herr mit der Blume hinter jeder Schürze.“

Wir lachten noch, während wir über einen Potrero gingen, als sich uns ein Schauspiel bot, das jeden frisch eingereisten Europäer in Schrecken versetzt haben würde.

Bekanntlich rennen Kühe auf jeden Jagdhund los, der in ihre Nähe kommt. Hier setzte sich nun plötzlich eine Menge von etwa 1000 Bullen und Kühen, die in der Nähe weideten, in Galopp und preschte in breiter Front auf uns los. Die Hunde rissen natürlich aus und flüchteten zu ihren Herren, um sich hinter ihnen zu verbergen. Es war ein Lärm, als wenn ein Kavallerieregiment zur Attacke anreitet. Der schützende Drahtzaun befand sich etwa 100 m hinter uns. Ergo, ausgeschlossen, ihn zu erreichen und rechtzeitig zu überklettern, denn die Drahtzäune sind in Argentinien hoch (1,50 m), damit das Vieh sie nicht überfallen kann. Die Tranquera (Tor), durch die wir gekommen, war gleichfalls unerreichbar.

„Stehen bleiben!“ kommandierte der alte Herr. „Sie werden uns schon aus dem Wege gehen. Wenn's nicht anders geht, bekommen sie Feuer auf die Jacke.“

Es war nicht nötig, denn dicht vor uns schwenkte das Rindvieh rechts und links ab und attackierte mit den Hörnern die Hunde, so daß diese in beschleunigtem Tempo durch den Drahtzaun entwischten. Dann schwenkte die Herde kurz vor dem Zaun sozusagen mit Zügen rechts und jagte im Galopp seitwärts davon, eine gewaltige Staubwolke hinter sich zurücklassend.

Und das war mestiziertes Vieh!

„Mir ist im Süden mal etwas Ähnliches passiert“, erzählte ich dem alten Herrn. „Da gab es aber keine Drahtzäune. Etwa tausend Stück Vieh kamen so schnell wie Wild auf uns zugerannt, in

eine dichte Staubwolke gehüllt. Ich war zu Fuß mit Baron M. und seinem Hunde, der sich natürlich hinter uns versteckte. Da sind wir stehengeblieben, Front nach der Herde, und haben mit Schrot dazwischen gepfeffert. Hoch keilten die getroffenen Stücke aus und schlugen mit den Schweifen, sobald sie die Ladung bekamen. Der Erfolg war verblüffend. Auch damals schwenkten die Kühe ab und verschwanden in beschleunigtem Tempo, als sie noch Schüsse von hinten bekamen."

Es ist kaum zu glauben, welche Geschwindigkeit das nicht mestizierte (nicht mit Edelrassen aufgebesserte) Vieh entwickeln kann. Dieses ist hochbeinig und mager. Sein Fleisch ist nicht viel wert. Deshalb wird nur das Fell abgezogen, der Rest bleibt für die Geier liegen. Man findet Criollo-Vieh nur noch in den von Bahnstationen sehr entfernt liegenden Gegenden. Fast alle Viehzüchter sind zur Mestizierung übergegangen. In den Cordilleren und den nördlichen Gegenden der Republik, auch in Rio Grande (Brasilien) sind wir freilich noch manchen Criollo-Herden (so heißt das nicht mestizierte Vieh) begegnet, die in ihren Bewegungen mehr an Wild als an zahme Tiere erinnern. Es ist erstaunlich, wie hohe Hindernisse das Criollo-Vieh überfällt. Ein Drahtzaun, wenn er nicht sehr hoch, bildet kein Hindernis. Zu Pferd ist man natürlich ganz sicher, denn Pferden weichen die Tiere aus, aber zu Fuß, namentlich in Begleitung von Jagdhunden, ist man immerhin in übler Lage.

Nach diesem Intermezzo gingen wir durch die nächste Tranquera und suchten den Rand eines anderen Maisfeldes ab, ohne indessen Martinetas anzutreffen.

Inzwischen war es spät geworden. Wir bestiegen den bereitstehenden Wagen, auf dem unsere Strecke verladen wurde, und fuhren der Estanzia zu. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten die gelbgrünen Maisfelder, während vor uns drei prächtige Trakehner über den breiten grünen Weg dahintrabten, daß es eine Freude war. Die Feldwege in Buenos Aires wie zumeist in der Republik haben eine Breite von etwa 50 Metern, damit man Wasserlöchern und Sümpfen aus dem Wege gehen kann, denn Chausseen oder auch nur gepflegte Feldwege gibt es in Südamerika noch nicht. Man fährt um die mit Wasser oder oft mit Sumpf gefüllten Löcher herum. Im freien Kamp, wo es noch keine Drahtzäune gibt, z. B. in Rio Grande, fährt jeder Wagen dort, wo ihm das Gelände am günstigsten zu sein scheint. Der Weg besteht dann vielfach aus zehn und mehr Geleisen, die in einer Breite von

oft 100 m nebeneinander herlaufen. Läßt sich ein großes Schlammloch nicht vermeiden, so müssen die Pferde hinein und den Wagen durchziehen, wobei sie oft bis an den Bauch im Modder versinken. Dann heißt es, sich gut festhalten, um nicht aus dem Wagen geschleudert zu werden.

An diesem Abend gab es ein köstliches Mahl von frischgebratenen Martinetas. Sie schmecken wundervoll. Es ist ein Irrtum, wenn man glaubt, Wild müsse erst Hautgout angenommen haben, ehe es auf die Tafel gebracht werden darf. Frisch gebraten, bevor Starre eingetreten, schmeckt es genau so gut wie lang ausgehanges. Die Pomméry-Reserve erlitt an diesem Tage schwere Verluste, denn der Durst war nach der Tageshitze groß.

„Wenn das so weitergeht,“ meinte unser Gastgeber, „mache ich die Bude zu. Morgen geht's nach San Federico zum Mecklenburger. Da kriegt Ihr aber keinen Pomméry, es sei denn, daß wir einen Korb davon mitnehmen. Der Obotrite nährt sich nur von Quellwasser. Wollen mal sehen, wie's mit dem Skat heute abend ausläuft.“

Nun, es lief gut ab, d. h. ich zahlte meinen Obolus, wie üblich, und der alte Herr schmunzelte sehr zufrieden.

„Also“, lautete sein Nachtggruß, „ein Körbchen wird mitgenommen.“

Am nächsten Morgen ging die Reise nach San Federico vor sich. Vier Stunden dauerte die Fahrt quer durch das leichtgewellte Gefilde, zwischen endlosen Potros, Mais- und Stoppelfeldern. Trotzdem das Bild immer das gleiche blieb, war es doch in keiner Weise eintönig, denn auch diese Landschaft hat ihre eigentümlichen Reize, wenn man die Fahrt in Begleitung eines alten, erfahrenen Landmannes macht, der über alles Aufschluß zu geben imstande ist.

Wir plauderten über Viehzucht und Jagd und rauchten wie die Schornsteine.

Hasen sollten wir am nächsten Tage jagen, weil dieses Wild so kolossal zugenommen hatte, daß es abgeschossen werden mußte. Patronen waren in großer Menge zur Stelle.

Gegen Mittag trafen wir auf der Estanzia ein und wurden mit Hallo von dem Verwalter, einem unverfälschten Mecklenburger, empfangen.

Wir sind aus dem Lachen nicht herausgekommen. Der alte Herr und der Mecklenburger, dessen Name mir entfallen, foppten

woher die Schützen nehmen? Städte sind fern und die nächsten Estanzias liegen meist viele Kilometer fort.

Mit einer Hupe wurde angeblasen. Rumpelnd und klirrend polterte die Kette durch den halbhohen Klee, die Hasen vor sich aufscheuchend, die meist sehr festsaßen, weil sie ja sonst gar nicht gestört wurden. Peng! Peng! — eine Doublette. Ununterbrochen knallte es. Waren mehrere Hasen gefallen, machte die Linie halt. Drei Jungen, von denen je einer hinter den Schützen marschierte, sammelten das Wild. Waren etwa 8 Stück erlegt, wurde hinter der Linie Strecke gemacht und dem Führer des Hasenwagens ein Zeichen gegeben, damit er das Wild auf den Karren lade.

So ging es mit kurzen Pausen weiter. Schon nach einer halben Stunde hatten wir 50 Hasen erlegt und ebensoviele Feldhühner. Neue Munition mußte verteilt werden. Eine kleine Pause wurde eingelegt, während welcher eine Zigarette uns erfrischte. Von neuem wurde die Jagd angeblasen. Nun kam ein langes, niedriges Stück Alfalfa, wo naturgemäß weniger Wild saß. Trotzdem mußten noch 30 Lampes den Hasentod sterben, bevor wir am anderen Ende des Potreros anlangten. Dann wurde kehrt gemacht und einige hundert Meter weiter eine neue Streife begonnen. Diesemal jagten wir in einer Tour durch und schossen 63 Stück. Gegen Mittag lagen 143 Krumme auf der Strecke. Der Hasenwagen war voll und wurde nach Hause geschickt, während wir unter freiem Himmel im Schatten eines riesigen Ombús das Frühstück einnahmen. Unser Mecklenburger Wirt hatte gut für uns gesorgt. Ein trefflicher Asado (Rindsbraten) wurde am Feuer gebraten, während Criollo-Empanadas (creolische Pasteten), angewärmt, den ersten Gang bildeten. Dazu Moselwein vom Pfarrgut in Trier, gekühlt in nassen Tüchern.

„Das läßt man sich gefallen“, gab ich meiner Zufriedenheit Ausdruck. „Wenn wir so etwas in der Kordillere hätten haben können. Aber da gab es nur Wasser, an besonderen Tagen mit Kaffee-Extrakt vermischt.“

Ich war nicht lange zuvor in Uruguay und Südbrasilien gewesen und mußte nun auf allgemeinen Wunsch erzählen.

Wie ich den Handelsattaché beim Kaiserlich deutschen Generalkonsulat ins Buenos Aires, den bekannten asiatischen Forschungsreisenden Dr. Carl Th. Stoepel, auf einer Reise durch das brasilianische Rio Grande do Sul begleitete, um die dortige Fleisch-

industrie kennenzulernen und bei dieser Gelegenheit auch die jagdlichen Verhältnisse zu studieren.

Wir besuchten damals zunächst den großen Saladero von Sta Elena, der, in Entre Rios gelegen, der Fray Bentos-Gesellschaft gehört. Bei dieser Gelegenheit machten wir mit der bewaffneten Macht der Orientalischen Republik Uruguay in sehr eigentümlicher Weise Bekanntschaft. In Uruguay war nämlich damals zum soundsovielten Male Revolution, d. h. es bekriegten sich wieder einmal die Blancos (Weiße) und die Colorados (Rote), die beiden Parteien, deren Kämpfe um die Regierungsgewalt seit langer Zeit das Land zerfleischen. „Blancos“ nannten sich die, hauptsächlich im Norden sitzenden und mit Argentinien sympathisierenden Großgrundbesitzer, während die „Colorados“ es mit Brasilien halten und sich aus den in den Städten, besonders in Montevideo lebenden Bürgern zusammensetzen. Letztere hatten damals tatsächlich die Regierungsgewalt in Händen, wie auch heute noch.

An einem schönen Sonntagmorgen landeten wir mit einem Motorboot der Gefrieranstalt von Santa Elena unter Führung des deutschen Konsuls in Salto am Uruguay. Der Konsul, der leider verstorbene Herr Dütting, hatte zunächst allerlei Geschäfte zu erledigen und gab uns als Treffpunkt das erste Hotel des Landstädtchens an. Kaum hatten wir uns in das Innere der Stadt begeben, als wir von einer Patrouille orientalischen Regierungsmilitärs angehalten wurden. Die Leute schienen zur Miliz zu gehören, trugen Gauchokostüme mit Chiripá und als einziges Zeichen ihres militärischen Berufs eine rote Baskenmütze und Winchesterkarabiner. Der Führer war ein Rechtsanwalt aus Montevideo. Er fragte uns nach unseren Pässen. Wir hatten keine. Ich verwies ihn an den deutschen Konsul und erklärte ihm den Zweck unseres Besuches. Ob wir denn nicht wüßten, daß die Stadt heute früh von den Weißen angegriffen worden sei, und daß draußen vor der Stadt die Truppen sich noch gegenüberlügen?

„Mein Herr,“ sagte ich, „davon haben wir keine Ahnung. Wir haben auch gar nicht die Absicht, uns an dem Gefecht zu beteiligen, sondern ausschließlich die, hier zu frühstücken.“

„Nun,“ entgegnete er, „das wird wohl nicht ohne weiteres gehen. Sie werden uns auf die Wache begleiten müssen. Vamos!“ (Gehen wir.)

Nach zehn Minuten traten wir in die Wache ein und mußten zunächst, wie bei solchen Gelegenheiten üblich, warten. Wie es

allgemeiner Brauch bei den südamerikanischen Behörden, kam nach einigen Minuten ein Schwarzer und servierte uns ausgezeichneten heißen Kaffee. Dann erschien der Advokat und teilte uns mit, daß er sich telephonisch mit Herrn Dütting in Verbindung gesetzt habe, und daß unsere Angaben stimmten. Wenn wir unseren Kaffee eingenommen, stände nichts im Wege, daß wir zum Hotel gingen. Nur möchte er uns bitten, nicht an die Front zu gehen. Er könne keine Verantwortung dafür übernehmen, daß wir nicht irgendwo zu Schaden kämen. Einen Sauf conduite gab er uns nicht. Das sei nicht erforderlich. Wenn man uns anhalten sollte, möchten wir nur auf ihn bezugnehmen.

Dabei bot er uns ausgezeichnete Zigaretten an. Wir schüttelten uns die Hände, verabschiedeten uns und wünschten uns gegenseitig alles Gute.

Damit war der Konflikt mit der bewaffneten Macht eines im Kriege befindlichen Staates erledigt. Zweifellos war der Fall sehr kavalierrmäßig gehandhabt worden.

Wir frühstückten nun in aller Gemütlichkeit, während der Ortskommandant, ein alter Oberst, am Nebentische mit seinem Sekretarius, ohne sich durch die kriegerischen Ereignisse stören zu lassen, sein Mittagsmahl einnahm. Ab und an knallte ein Schuß herüber, daß die Fensterscheiben klirrten, auch hörte man das Tacken eines Maschinengewehres. Das war alles! Niemand kümmernte sich um die Ereignisse, die sich draußen abspielten. Schließlich bestiegen wir unser Motorboot und fuhren wieder nach Sta Elena zurück.

Und doch handelte es sich hier um eine ernste Sache. Die Weißen waren durchaus keine zu verachtenden Gegner, denen freilich Maschinengewehre und Geschütze fehlten."

„Stimmt," warf der alte Herr K. ein. „Die Orientalen sind schneidige Soldaten, Abkömmlinge der kriegerischen Charrúas. Ich habe sie an Ort und Stelle kennengelernt. Wie ist denn eigentlich die Sarravia-Revolution verlaufen?"

„Schlecht für ihn, denn er ist gefallen," entgegnete ich. „Ein glücklicher Zufall ließ mich der Stelle nahe sein, wo dieser tapfere Mann sein Leben aushauchte.

Als ich von meiner Jagdreise durch Südbrasilien zurückkehrte — Dr. Stoepel hatte mich in Porto Alegre verlassen, weil er in Buenos Aires ein Telegramm erwartete —, ritt ich bei Santa Ana do Livramento über die Grenze, um auf dem kürzesten Wege an

Ich hatte zwar eine Waffe mitgenommen, indessen fehlte es an Munition. Auf der Lagoa dos Patos (Entensee) und der Lagoa Mirim habe ich viel Wasserwild geschossen. Besonders erfolgreich war ein Ausflug, den ich mit mehreren Landsleuten östlich von Porto Alegre nach den Sümpfen von Peixoto unternahm. Da hatten wir einen herrlichen Sport — zunächst einen wundervollen Ritt über die Porto Alegre umgebenden Höhen, von denen aus man die ganze Ebene von Viamão überschaut, und dann Jagd zu Fuß und zu Wasser. Von Palmares aus fuhren wir auf einem Kahn durch die Sümpfe und jagten später an der Lagunenkette entlang, die sich zwischen den Peixotosümpfen und dem Atlantischen Ozean hinzieht. Es ist eine schier endlose Reihe von Seen in allen Größen, die sich über 150 Kilometer an der Küste ausdehnen und zum großen Teile mit dem Meere durch die Barra von Tramandahy in Verbindung stehen.

Von der ungeheuren Menge Wasserwild, die es dort gibt, können Sie sich keine Vorstellung machen. Tausende von Enten aller Sorten, Gänse und Schwäne machten wir hoch. Wir haben viel Wild erlegt. Schließlich ging die Munition aus. Was mich am meisten interessierte, waren die vielen Chajás, die wir auf dem Rückwege antrafen.

Ich habe in Entre Rios über ein Dutzend dieser stattlichen Vögel erlegt."

„Wie hat Ihnen denn Rio Grande gefallen?“

„Vortrefflich. Herrliches Land, unendliche leichtgewellte Kämme im Süden, auf den höchsten Punkten hier und da eine Farm, weithin leuchtend mit ihren grellen Farben, Bilder, die an Portugal erinnern. Dazwischen Wasserläufe, von dichtem Galeriewalde umgeben, aus dem einzelne Palmen hervorragen. Heiß ist es freilich, auch besteht im Süden Gefahr von Dürren, weniger in der nördlichen Hälfte. Nördlich des Jacuhy, Waldgebirge mit subtropischen Tälern auf dem Südhang der brasilianischen Urscholle.

Mein Begleiter kehrte zu Schiff nach Buenos Aires zurück, während bei mir die Jagdpassion überwog. Ich fuhr den Jacuhy stromauf und mietete in Sta Maria da Bocca do Monte Pferde, um auf dem kürzesten Wege über Uruguay zurückzukehren. Der Jagdausflug in die Sierra Geral, wohin ich eine Empfehlung bekommen, hatte sich nämlich infolge Todesfalls des Besitzers zer schlagen.

Das ganze Unternehmen war leider ein Fehlschlag. Wild gab

es wenig und die Pferde taugten nichts, obschon ich viel Geld zahlen mußte. Die Brasilianer sind ganz gerissene Geschäftsleute. Der Kerl, dem ich die Pferde abgemietet, wußte gar nicht Bescheid. Außer Straußen, deren es sehr viele gab, und Wasserschweinen, die ich am Sta Maria schoß, habe ich nicht viel Bemerkenswertes gefunden. Die Kolonisten haben anscheinend schon zu sehr mit dem Wilde aufgeräumt.

Nur wenn man Wasserwild jagen will, bietet Rio Grande in seinem Osten die beste Gelegenheit, im übrigen ist es zwecklos, dorthin Jagdexkursionen zu unternehmen.

Im Santa Maria hätte ich übrigens ums Haar ertrinken können.

Ich verbrachte die Nacht vor dem Übersetzen in der Nähe einer Übergangsstelle bei einem brasilianischen Capataz (Aufseher).

Mit ihm saß ich abends in seiner bescheidenen Lehmhütte am Feuer und labte mich an einer Tasse tadellosen Kaffees, den man dort selbst beim ärmsten Tagelöhner in erstklassiger Qualität erhält. Wir rauchten Zigaretten und unterhielten uns in angenehmer Weise. Der alte Herr hatte Manieren wie ein wirklich vornehmer Hidalgo — kein Lächeln, ganz Steifheit und Würde!

Er schien Vater einer zahlreichen Familie zu sein. Seine Kinder hatten kolossalen Respekt vor ihm. Eins nach dem andern kam an die Tür der Hütte, um den Vater zu begrüßen.

„Bom noite, Papa“, (Gute Nacht Papa) — worauf sie verschwanden. Keines wagte einzutreten und uns zu stören. Diese altväterliche Zucht hat mir sehr gefallen und verdient Nachahmung.

Am nächsten Morgen ließ ich mich über den Sta Maria setzen. Zur Verfügung standen lediglich ein kippeliger Einbaum, der von einigen schlimm aussehenden Burschen ins Wasser geschoben wurde. Der Fluß war breit. Mitten im Strom schlug der Einbaum um. Ich, der brasilianische Pferdebesitzer und ein Farbiger flogen ins Wasser. Gottlob waren die Sättel schon drüben. Ich fürchtete, es sei ein Überfall. Es war aber nur ein böser Zufall. Wir schwammen durch und trockneten uns am jenseitigen Ufer in der warmen Sonne. Dann ritten wir nach Süden über das Schlachtfeld von Ituzaingó nach Sta Ana do Livramento an der Grenze von Uruguay. Was wir da unten erlebten, habe ich Ihnen eben erzählt.“

„Auf, auf!“ mahnte nun plötzlich der Obotrit. Der Wildkarren nahte. Patronen wurden nachgezählt, 150 standen noch zur Verfügung. Die Sonne schien nicht mehr so warm wie am Mittag. Es war also Zeit, die Jagd fortzusetzen, wenn wir noch

ein paar Streifen machen wollten. Wieder rasselten die Ketten durch den Klee, wieder sprangen die Hasen vor uns auf und schossen ihre Purzelbäume. Es war ein großartiger Sport! Man kam sich vor wie ein Fürst. Als die Dämmerung einfiel, waren noch 80 Stück zu verladen. Dazu im ganzen über 100 Perdices, wahrlich, eine kapitale Strecke!

Schließlich ging es, während der Hasenwagen zur Estancia zurückkehrte, in flotter Fahrt zu einem Maisfelde, wo wir noch einen Versuch machen wollten, die köstlichen Martinetas zu jagen. Dieses Mal hatten wir einen sehr guten Hund bei uns. Die Temperatur war kühler geworden, so daß die Hunde flott suchen konnten. In kurzer Zeit hatten wir noch fünfundzwanzig dieser herrlichen Vögel am Galgen. Auf Hasen wurde nicht mehr geschossen. Dann wurde der Rückweg angetreten.

Unterwegs entdeckte ich vom Wagen aus auf einem kahlen Potrero eine große Menge Batitús, eine sehr schmackhafte Wildart, die zu gewissen Zeiten aus Brasilien nach Süden wandert und sehr scheu ist. Wir fuhren in den Potrero hinein und kamen auch so nahe heran, daß wir vier Schüsse in die abstreichenden Vögel hineinfuern konnten. Drei fielen.

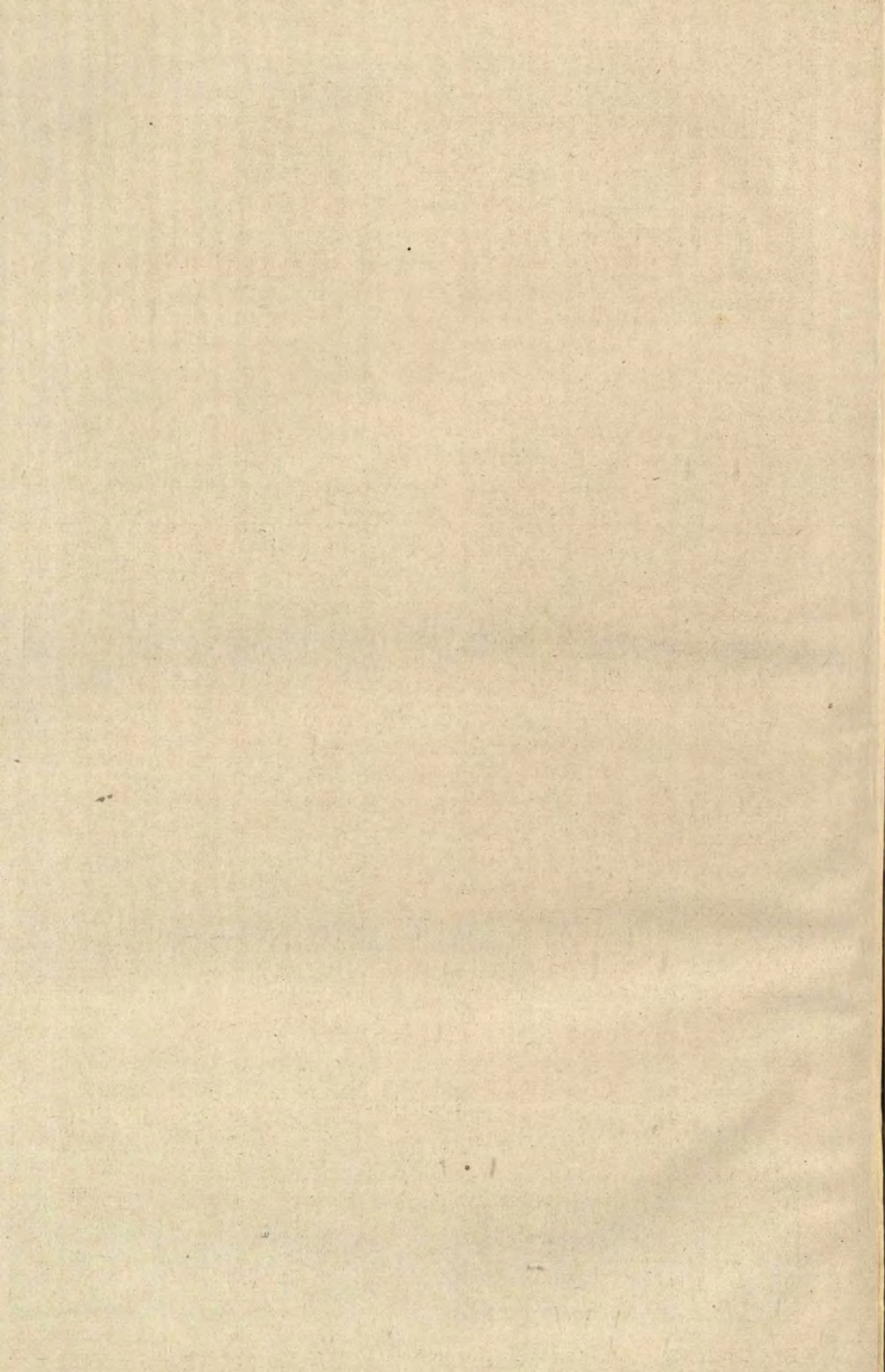
Ich habe bei Buenos Aires oft auf Batitús gejagt, auch ziemlich viele erlegt, meist mit den größten Schwierigkeiten. Diese Vögel fliegen außerordentlich schnell und haben die Größe eines Wachtelkönigs. Sie liefern ein äußerst schmackhaftes Wildbret, das dem unserer Wachtel ähnelt. Sie sind noch schwerer zu jagen als der Chorlo, den man zu gewissen Zeiten in großen Mengen im freien Kamp antrifft. Am besten kommt man an ihn heran, wenn man sich, neben dem Pferde schreitend, anpürscht. Aber mehr als einmal kommt man selten zu Schuß. Auch der Chorlo schmeckt ausgezeichnet. Beide Vögel sind zoologisch nicht festgestellt.

Auf dem Hofe konnte eine kolossale Strecke gemacht werden. Was sollte nun mit all' den Hasen geschehen? Einige wurden nach Pergamino geschickt, andere an Freunde in Buenos Aires. Da die Argentinier sich — damals wenigstens — nichts aus Hasenbraten machten, auch nicht verstehen, ihn zuzubereiten, wurde der Rest dazu verurteilt, Dünger zu werden. *Horribile dictu!*

Das Flugwild schickten wir nach Rosario an Händler. Einige Batitús und Martinetas wanderten sofort in die Küche, um noch auf dem Abendtisch Verwendung zu finden.

Kurz vor Tisch — um acht Uhr fand das Abendbrot statt —





zigen war. Seine äußere Erscheinung war tadellos, die eines hochgestalteten vornehmen Briten mit schmalem Kopf und eng anliegenden Ohren. Wir hatten uns öfter auf den Gesandtschaften getroffen. Bei einer solchen Gelegenheit hatte er mir viel erzählt von seinen Erlebnissen während der Kommuneherrschaft 1871 in Paris: daß die Communards ihn auf der Straße aufgegriffen und gezwungen hätten, am Ausheben von Schützengräben mitzuarbeiten. Er hatte aus jener Zeit eine reiche Anzahl von Photographien, die allerlei Schauerszenen darstellten, die Ermordung des Erzbischofs und der Priester und ausgegrabene Leichen von Communards. Er war ein interessanter Mensch, wie man sie in England nicht selten findet, hatte sich in der ganzen Welt umgesehen und wußte in Indien, Afrika und Südamerika ebensogut Bescheid wie auf der Regentstreet in London. Ohne Geselligkeit konnte er nicht leben, mußte immer einen Schwarm von Gästen um sich haben. Also ganz das Gegenteil vom alten Herrn K., dem große Geselligkeiten mit ihrem faden Getriebe ein Greuel waren.

So fand ich in dem gastlichen Hause des Mr. Ho. eine bunte Gesellschaft, u. a. seine liebenswürdige Tochter und ein paar sehr schöne junge Amerikanerinnen jener hypernervösen Rasse, wie sie die Altengland-Staaten hervorbringen.

Im übrigen war das Leben sehr behaglich eingerichtet wie auf allen englischen Landsitzen. Am Tage konnte jeder tun und lassen, was ihm behagte. Ob er zum Frühstück kam, niemand fragte danach. Am Abend gab der Hausherr das Programm für den nächsten Tag aus und erkundigte sich nach den Wünschen jedes einzelnen. Nur zum Diner mußte jeder in großer Toilette erscheinen, Frack oder Smoking. Nach Tisch wurde geflirtet und musiziert oder im Park promeniert, ganz nach Belieben. Zu jagen gab es hier nicht viel, aber doch einiges, was interessieren dürfte. Da waren zunächst die Gürteltiere, deren es hier besonders viele gab. Die wurden bei Mondschein 'gejagt. Ein Indio diente als Führer. Alle Welt war dazu im Sattel, selbst die ältesten Damen. Hatte der Indio eine Mulita entdeckt, dann ging es in flottem Galopp vorwärts, damit dem Tiere keine Zeit verblieb, sich einzuscharren. Hierbei wurde das Gürteltier oft an den Hinterläufen ergriffen und nach südamerikanischer Art abgefangen, d. h. ihm wurde der Hals abgeschnitten. Es folgte ein herrlicher Galopp bei Mondschein durch den Kamp.

In den Nachmittagsstunden wurde in ähnlicher Weise auf Vis-

feinen Sport hin. Mehrere Male schlugen wir Rad, denn die Pferde können es gar nicht vermeiden, in die zahlreichen Löcher zu treten. Daraus darf man sich nichts machen. So schnell wie man den Sattel verlassen, muß man auch wieder drin sitzen. Den Erdboden darf man dabei nur mit den Füßen berühren. Stürzt das Pferd, schlägt man ein Bein über den Sattel und steht neben ihm. Dann hilft man dem Gaul auf und springt wieder in den Sattel. Selbst die Damen verstehen dies meisterhaft.

Abends vereinigten wir uns en grande tenue um den Abendtisch. Dann wurde Ping pong gespielt und im Mondschein geflirtet.

So war das Leben auf den englischen Landsitzen drüben!

Diese Bilder aber würden nicht vollständig sein, brächten wir nicht auch noch eine Schilderung, wie es auf den rein argentinischen Estanzien zugeht.

Zwei Tage später hatte ich den Paraná überquert und einen argentinischen Großgrundbesitz erreicht, auf dem die Familie des Besitzers weilte, eines sozial sehr hochgestellten Herrn.

Von der Station holte uns ein geräumiger Char à bancs ab, bespannt mit vier tadellosen Pferden, der uns in flotter Fahrt unserem Ziele rasch näher brachte. Hin- und hergeschleudert wurden wir, daß es nicht mehr ein Vergnügen war. Keine andere Gangart wurde gefahren als Galopp. Und doch war das noch eine gemütliche Fahrt im Vergleich zu den Reisen in einer argentinischen Postkutsche. Ich muß hier eine Episode einflechten, die ich einst in Mendoza erlebte.

Wir hatten eine bei San Carlos in den Bergen gelegene Estanzia, „La Consulta“ genannt, besucht, auf der eine Verwandte meines Freundes lebte, eine vornehme charmante ältere Dame, deren ich mich gern erinnere. Da es uns zweckmäßig schien, auf einem anderen Wege nach Mendoza zurückzukehren, als auf dem, den wir bei der Hinreise, die wir zu Pferde machten, eingeschlagen, beschlossen wir, in S. Carlos die Postkutsche zu nehmen, die von S. Rafael am Diamante kam.

Um zwei Uhr nachts sollte die Diligeance das Städtchen passieren. Von der Consulta bis S. Carlos braucht man einige Stunden — wie viele, weiß ich nicht mehr genau. Das tut auch nichts zur Sache. Ich hätte den Weg gern zu Pferde gemacht, aber mein Freund, der sich nicht ganz wohl befand, wünschte, den Weg zu

Wagen zurückzulegen. Etwa um 10 Uhr abends fuhren wir ab. Es war eine pechrahenschwarze Nacht. Im Inneren des mit einem Plandach versehenen Wagens lagen vorn unsere Sättel und einiges Gepäck, hinten saßen wir, rauchten und unterhielten uns. Der Wagen schaukelte, meist im Schritt, langsam durch die Nacht, denn wir fuhren auf schauerhaften Wegen durch die Berge zu Tal. Wie üblich in Amerika, ritt vornweg ein Peon, um als Führer zu dienen, denn Wege im europäischen Sinne gibt es hier draußen nicht. Plötzlich hielt der Wagen, und der Führer sagte, er sei sich nicht im klaren, ob wir im rechten Geleise. Wir führen am Rande eine Abhanges, unten sei ein Rio seco (trockener Fluß).

Ich stieg der Vorsicht halber aus, nahm Streichhölzer und leuchtete. Da stellte ich nun fest, daß das eine Wagenrad etwa 2 cm vom Rande eines Steilabfalles lief, der mehrere Meter zum Flußbett abfiel. Ich warnte den Kutscher und stieg wieder ein. Nicht fünf Minuten waren vergangen, da fuhr plötzlich die glimmende Zigarette meines Freundes, des Obersten, auf mich zu. Im selben Augenblick schlug der Vorderzwiesel eines Sattels gegen meinen Kopf, dann drehte sich das Unterste zu oberst und schließlich gab es einen dumpfen Knall. Der Wagen war umgestülpt und lag auf der Seite im Bette des Trockenflusses.

Ernstliches war keinem von uns zugestoßen, nur der Oberst hatte eine blutige Schramme im Gesicht und einen verstauchten Arm. Auch mein Arm schmerzte. Gebrochen war aber nichts.

Ohne weiteren Unfall trafen wir in S. Carlos ein, wo dem Oberst eine Armbinde angelegt wurde. Um 2 Uhr früh kam der Postwagen von S. Rafael. Das Gefährt sah schlimm aus. Ich erinnerte mich, nur einmal eine solche Kutsche gesehen zu haben, und zwar bei Buffalo Bill am Kurfürstendamm. Der hohe Kasten, an dessen Rädern mit Tauen Herstellungsarbeiten verschiedener Art gemacht waren, präsentierte sich grau in grau, eine so dichte Staubschicht bedeckte ihn überall. Die inneren Plätze waren sämtlich besetzt. Wir stiegen deshalb auf die Imperiale, einmal, weil wir dort am wenigsten von dem fürchterlichen südamerikanischen Staube belästigt wurden, dann, weil es uns — wenigstens mir — Freude machte, die Fahrer zu beobachten. Frische Pferde wurden vorgespannt, drei Vorder-, drei Mittel- und vier Stangenpferde. Dazu ein Vorder- und ein Mittelreiter. Die Stangenpferde wurden vom Bock gelenkt — mit vier Zügeln. Dann ging's los, vom Fleck aus Galopp. Hügelauflauf, Hügelablauf, mit furchtbarem

Geratter und Schwanken des Wagenkastens. Es war, als ob Luzifer selbst uns durch das Gelände führe. Arme Insassen des Marterkastens! Wir hatten wenigstens den Himmel über uns, konnten uns also nicht die Köpfe einstoßen. Ab und an hörte man klagende Töne aus dem Innern des Wagens, die unwillkürlich an den ersten Akt von Tosca erinnerten. Nun war es eine Freude, die Fahrer zu beobachten, die mit ihren je drei Pferden geradezu wunderbar ritten. Das waren Fahrer für reitende Artillerie!

So ging es mit ganz kurzen Unterbrechungen zwei Stunden durch bis zur nächsten Umspannstation. Hier wurden zehn Minuten Pause eingelegt, die unsere Fahrer benutzten, um, in Hockstellung auf dem Boden sitzend, eine Zigarette zu rauchen. Blitzschnell spannte man frische Pferde vor, und das Martyrium begann von neuem. Kurz vor Mittag rollten wir in Mendoza ein und entstieg den Folterbänken, mehr tot als lebendig. Und doch war unsere passive Leistung bescheiden, verglichen mit der aktiven unserer Fahrer, die ausgerechnet 269 km Galopp im Leibe hatten und keine Zeichen von Ermüdung blicken ließen.

Heute wird diese Postkutsche nicht mehr in Tätigkeit sein. Sie ist durch die Eisenbahn ersetzt worden. Ich hoffe, daß man sie einem Museum in Mendoza einverleibt hat, wo sie eine Sehenswürdigkeit bilden dürfte.

Nun zurück zu meiner Entrerianer Wagenfahrt! Das war eine andere Sache. In windender Fahrt ging es durch den Kamp, und nach einer Stunde rollten wir auf den Hof einer vornehmen Estanzia.

Zahlreiche Paddocks, in denen Kühe, Pferde und Schafe in großen Mengen standen, wurden durchfahren, denn der Besitzer dieser Estanzia nannte 50 000 Stück Rindvieh sein eigen. Nun hielten wir vor einem etwa 100 m langen, nur aus einem Erdgeschoß mit Giebeldach bestehenden Herrenhause, das über zwei zurückgelegene Flügel verfügte. Nur die gemeinsamen Haupträume hatten Glasfenster, alle Einzelzimmer erhielten ihr Licht durch die weit geöffneten, zum Patio (Hof) führenden Türen. Umgeben war das Haus von einem schönen Park mit alten Eukalyptusalleen, denen man nachsagt, daß sie die Moskitos vertreiben.

In jedem Schlafzimmer standen zwei mit Moskitonetzen überzogene Betten. Die Einrichtung war einfach, wie auf den deutschen Gütern, nur die Badeeinrichtungen luxuriös.

Ein Teil der Familie war anwesend: der Hausherr, seine

verhältnismäßig wenig interessierte, denn ich hoffte, hier einen Sumpfhirsch erlegen zu können. Zunächst wurde daraus nichts, obschon ich überall im Busch Hirschfährten fand. Einmal sprang ein Alttier ab. Sonst war kein Rotwild zu entdecken. Mehrere Nutrias (Ottern) konnte ich zur Strecke bringen. Schließlich gelang es mir doch noch, am späten Vormittage auf einen herumbummelnden Hirsch zu stoßen, der plötzlich auf 20 Schritt vor mir stand, mich groß anäugte und dann langsam fortrollen wollte. Er hatte ein Geweih auf dem Kopfe wie ein Klaub Holz. Ich traf ihn aufs Blatt, und er brach im Feuer zusammen. Rasch wurde er aufgebrochen und abgestreift. Die Moskitos, die am Paraná eine Landplage bilden, begannen sich in unangenehmster Weise bemerklich zu machen.

Wohl hatte ich gehofft, noch auf eine Jaguarfährte zu stoßen, indessen, obschon dieses Raubwild auch heute noch in den Uferwäldern des Paraná, des Gualeguay und des Gualeguaychú vereinzelt vorkommen soll, ist es doch zu einer großen Seltenheit geworden.

Zufrieden kehrte ich mit meinen Decken zur Estanzia zurück, um mich sofort zu einem neuen Ritt fertig zu machen. Ich sollte der Zählung junger Pferde beiwohnen. Dies geschah auf besonderen Wunsch der jungen Damen des Hauses. Es wurde sehr flotter Galopp geritten, bis wir die Stelle erreichten, wo die Domadores (Pferdebändiger) tätig waren. Nicht jeder wird verstehen, was damit gemeint ist. In Südamerika werden die Remonten nicht langsam im Laufe von Jahren zugeritten wie in Europa, dazu fehlt es an Zeit und vor allem an Reitern. Ein abgekürztes Verfahren wird angewendet, dem man eine gewisse Berechtigung nicht absprechen kann, wenn es auch brutal genannt zu werden verdient. Aus der Herde heraus wird eine Remonte mit dem Lasso eingefangen. Dann wird ihr ein anderer Lasso um die Vorderbeine und ein dritter um die Hinterbeine geschlungen. Ein Ruck, und sie liegt am Boden. Darauf werden die vier Beine fest aneinandergezogen, während ein Mann auf der Kruppe, ein anderer auf dem Halse des Tieres kniet. Sogleich wird das junge Pferd gezäumt und gesattelt. Als Gebiß legt man ihm eine scharfe Kandare mit langen Anzügen ohne Trense ins Maul. Als Sattel dient der Recado, ein einfaches Holzgestell, das auf eine Anzahl wollener Decken aufgelegt wird. Auf das Gestell packt man noch Schafelle, die dem Reiter nachts als Unterlage dienen. Ganz oben

Schönen waren auf mich — den „Gringo“ (Fremder) teils wohlwollend, teils spöttisch gerichtet.

Wupp! Auf sprang der Gaul, und ein wildes Bockchen begann, wie wir es so oft in den Wild-West-Zirkussen gesehen haben, wo die Cowboys Nägel unter die Sättel legen, damit die Pferde sich wie wild gebärden.

Gottlob überschlug sich der Gaul nicht nach rückwärts, — dies ist die einzige Gefahr — wie das eine Remonte bei den 22. Dragonern in Mülhausen regelmäßig machte, als ich dort eine Übung von der Kriegsakademie aus absolvierte. Endlich gab der Bock nach und sauste in die Pampa hinaus, zwei Gauchos hinterdrein. Wie weit wir geritten, weiß ich nicht, aber schließlich rollte er auf einer Düne in den Sand. Es gelang mir, rechtzeitig aus dem Sattel zu kommen und nicht mit zu fallen, was in Argentinien für unreiterlich gehalten wird.

Wie ein echter Gaucho kehrte ich nach einiger Zeit im Schritt zurück, mit Händeklatschen begrüßt. Ich hatte mir die Sporen verdient.

Wie einst in den Kordilleren bei Uspallata, hatte ich mich auch hier einem Examen unterwerfen müssen. So ist Amerika: Erst beweise, daß du es so gut kannst wie wir, dann zeige, daß du es noch besser kannst. Die Theorie gilt dort nicht viel, und das ist eine ganz verständige Auffassung!

Ich habe die Domadores nicht um ihren Beruf beneidet. Er ist fürchterlich anstrengend. Tatsächlich gehen die meisten von ihnen bald an Lungenleiden ein.

Wir machten noch einen wundervollen Jagdgalopp durch die Pampa und kehrten in großen Bogen zur Estanzia zurück.

Ein ander Bild! In der Provinz Buenos Aires, namentlich in der Nähe der Hauptstadt, haben die Landsitze einen luxuriösen Charakter! Prachtvolle Parks sind angelegt und moderne schloßartige Villen stehen inmitten schöner Anlagen. Auf Einzelheiten einzugehen, liegt nicht im Rahmen dieses Buches, da meine Jagderlebnisse dort nichts Neues bringen würden.

Anderseits werden die Farmhäuser um so einfacher, je weiter wir uns von der Hauptstadt entfernen.

Im nördlichen Patagonien steht auf den weitausgedehnten Besitzen nur ein Blockhaus, oft nur eine geräumige Lehmhütte, und noch weiter im Süden nur eine aus Wellblech gebaute Baracke,

um die das ganze Jahr hindurch Winde und Stürme brausen. Aber im Inneren herrscht dieselbe Gemütlichkeit, soweit die Bewohner Deutsche sind, wie im alten Heimatlande. Waffen und Gewehre schmücken die Wände und Bilder von daheim, alte Erinnerungen aus längst vergangenen Tagen. Wir haben dort unvergeßliche Stunden verlebt und den Wert eines behaglich durchwärmten Heims schätzen gelernt. Da saßen wir um den Kamin herum und labten uns an einem heißen Grog von Whisky, plauderten von Jagd und Sport und gedachten der fernen Heimat. Draußen heulte der Schneesturm, als wenn Hackelberend auch dort durch die Luft führe. Plötzlich schlugen die Hunde an. Ein hungriger Puma mochte das Gehöft umkreisen. Niemand schenkte ihm Beachtung.

Und um dieselbe Zeit mochte hoch oben im Nordwesten ein deutscher Farmer, mein alter Jagdfreund Oberhofer, abends aus den Wäldern von Misiones in sein Heim zurückkehren, sich vor seinem Blockhaus niederlassen, um sich mit Weib und Kind alles dessen zu freuen, was sein rastloser Fleiß aus dem Nichts erschaffen. Der Tabak stand gut. Er sah, daß er vorwärts kam und gedachte der schönen Tage, die er mit mir einst am oberen Paraná verbracht hatte. Die Trophäen an den Wänden seines Häuschens erinnerten an die glückliche Vergangenheit.

Jahre sind seitdem vergangen, aber nichts von alledem, was ich im sonnigen Südamerika erlebt, ist aus dem Gedächtnis geschwunden. Als ob es gestern gewesen, steht alles vor dem geistigen Auge: die endlosen Ritte durch die Pampas und Hochgebirge bei Sonnenglut und eisiger Kälte, schließlich die unvergeßlichen Jagdabenteuer, von denen man noch heute zehrt, nachdem die Revolution und die Folgezeit den Wildstand in Deutschland sozusagen vernichtet haben.

Für nichts in der Welt möchte ich diese Erinnerungen hergeben!

Sie sind mir aber auch nicht in den Schoß gefallen, sondern in bitteren Kämpfen erobert worden — und das gerade macht sie mir so wertvoll, denn „das ist der Weisheit letzter Schluß: Nur der verdient sich Freiheit und das Leben, der täglich sie erobern muß.“



Neunzehntes Kapitel.

Schlußwort.

Durch das Tal des Rio Negro braust der Zug der Südbahn, eingehüllt in eine mächtige Staubwolke. Zur rechten der grüne Strom mit seinen mit Trauerweiden bestandenen Ufern und Inseln, deren größte Choele-Choel heißt. Ab und an, aber nur selten, ein Farmhaus. Dort eine größere Estancia, dem Obersten Belle Isle gehörig, auf der ich einst — soeben erst ins Land gekommen — mit herrlichen Gravensteiner Äpfeln überrascht wurde, die mich an meine engere Heimat erinnerten.

Der Zug durchquert weite Salzwüsten und kreuzt den Rio Colorado, um demnächst das Emporium des Südens, Bahia blanca, zu erreichen. Damals noch ein in Sand- und Muschelkalkdünen gelegenes Nest, ist es inzwischen zu einer größeren Stadt herangewachsen, die bald ein großer Hafen- und Handelsplatz sein wird.

Weiter donnert der Zug in den dämmernden Abend hinein gen Norden, um die ganze Provinz Buenos Aires zu durchheilen, deren Oberfläche etwa der des Königreichs Italien entspricht. Flach wie eine Tenne ist das Gelände. Endlose Hutungen, zahlreiche Viehherden, ab und zu Landseen mit viel Wasserwild, besonders Flamingos, Straußenherden — dann sinkt die Nacht herab. Noch ein Plauderstündchen bei Whisky mit Soda, dann hinein ins Bett. Bald sind wir in Morpheus Arme gesunken, denn das breite Bett — die argentinischen Bahnen haben russische Spurweite — bietet uns einen langentbehrten Genuß. Hatten wir doch viele Monate lang uns auf Mutter Erde ausstrecken und mit dem Himmel zudecken müssen.

Endlich rollen wir am Vormittage durch zahlreiche Vororte mit den typischen Eukalyptusalleen, Wasserwindmühlen und den schachbrettförmigen Häuserklötzen südamerikanischer Ortschaften. Nun waren wir der Kultur zurückgegeben.

Wie sahen wir aber aus — wir schämten uns. Verschlissen die Knickerbockers, fleckig und geflickt die Khakiröcke, zerknittert der Chambergo, ungepflegt der Bart, und Gesicht wie Hände schwarzbraun vom Sonnenbrand.

Auf dem Bahnhof eine hochelegante Gesellschaft, wohl Verwandte erwartend, die von ihrer Villegiatur in Mar del Plata, dem San Sebastian Argentinien, zurückkehren mochten. Bekannte von mir unter ihnen. Scheu drücken wir uns zur Seite aus dem Bahnhof und fahren mit einem flotten Fiaker nach Hause. Der neapolitanische Kutscher ist wie immer fröhlich, singt leise ein Lied seiner schönen Heimat vor sich hin.

Herrlicher Sonnenschein strahlt. Es ist ein Samstag. Mein erster Gang gilt dem römischen Bade. Draußen hatten wir freilich, sozusagen, ein permanentes römisches Bad gehabt, tagsüber uns bei Gluthitze im Sattel trainiert und abends eine kalte Dusche im Gletscherbach oder Wasserfall genommen. Aber dies war doch etwas anderes — Seife, gar Handtuch und Massage! Welch ein Luxus! Und dann — ein Friseur, duftendes Haarwasser, dazu eine Zeitung und gute Zigaretten.

Wie ein Phönix erstand man aus der Asche, betrachtete sich im Spiegel und fand, daß man schön war. Kein Lot überflüssigen Fleisches, alles Muskel und Gesundheit. Nur die Hände und Arme hätten nicht so dunkelbraun, fast schwarz sein müssen. Die schauten aus, als ob sie mit Schokolade bestrichen seien.

„Sie haben wohl einen Schokoladenpudding angerührt?“ fragte mich ein boshafter Bekannter im Bade.

Dann ein tadelloses Frühstück im Fremdenklub — Kaviar und Langusten —, der hauptsächlich von Briten besucht wird, mit denen man damals noch auf gutem Fuße stand. Und dann hinaus zur Feria (Vieh Ausstellung) in Palermo. Diese Feria findet mehrmals im Jahre statt und bildet eine große Sehenswürdigkeit. Unter alten Eukalyptusbäumen stehen da hunderte edler Pferde, Rinder und Schafe, der Stolz der argentinischen Landwirtschaft. Militärkapellen spielen, Tiere werden zu Hunderten vorgeführt und prämiert. Ein Hochgenuß auch für den Laien.

Dort treffe ich meinen alten Freund K. von Sta Ana, auch

meinen Jagdfreund, den Baron M. und einen anderen norddeutschen Baron, der Weizen baut und dessen Kopf noch immer kahl ist wie eine Billardkugel. Man verabredet sich —, nur der alte Herr muß mit Hamann bei seinen Hammeln bleiben. Wir anderen nehmen ein Auto, fahren durch den herrlichen Park von Palermo, am Club Hipico vorüber, zur Rennbahn des Jockey-Klubs, wo gerade die großen Herbststrennen vor sich gehen. Tausende von Menschen bedecken den weiten Rasen, promenieren und plaudern, Kapellen spielen, über den Rasen jagen die kostbaren Pferde. Am Totalisator rauscht und braust es wie am Meeresstrande. Auf den Tribünen die Creme der Hauptstadt, hochelegante Damen, bei denen man nicht weiß, was man mehr bewundern soll, die kostbaren Toiletten oder die edlen Rasseköpfe. Daneben hastet die große Menge, die um schnöden Geldes willen zum Rennen kommt, Friseure, Wirte, Schuster und ähnliche Völker, denn hier wird gejagt wie an keinem anderen Platze der Welt.

Gegen sechs sind die Rennen zu Ende. Da beginnt eine Jagd der Wagen und Autos, die einzig ist in ihrer Art. In zehn und mehr Reihen nebeneinander fahren Tausende von Autos durch die herrliche Avenida Alvear dem Inneren der Stadt zu. Niemand kann diesem Strome widerstehen, der mit elementarer Gewalt dahinbraust. Rechts und links fliegen Villen vorüber, die Wintersitze der argentinischen Großgrundbesitzer, eingebettet in Palmenhainen. Vorüber geht's an der Recoleta, der Totenstadt mit herrlichem Park. Schließlich ebbt der Strom ab, sein Hauptarm ergießt sich in die Florida, die Rue royale der Hauptstadt.

Ein anderes Bild! Wir haben uns in den Frack geworfen und fahren zum Jockey-Klub, der einer der vornehmsten Klubs der Welt ist. Weder in London, noch auf der 5. Avenue in New York habe ich Schöneres gesehen. Heut machen wir nicht wie wohl sonst zunächst einen Gang mit einem der italienischen Fechtmeister, sondern setzen uns sofort an die reich gedeckte Tafel. Irgendwer hat eine Loge zur Oper im Theater Colon. Dort trifft man die erste Gesellschaft der Hauptstadt. Überall blitzt es von Edelsteinen — schöner noch der wundervolle Flor der Damen des Landes, durchweg dunkelhaarig, oft aber auch rotgold mit schwarzen Augen. Dazu die wunderbar feingeschnittenen Gesichter. Auf der Bühne singt Caruso. Gounods Faust wird gespielt. Wir lauschen mit Wonne den herrlichen Tönen dieses Sängers. Caruso gibt den Faust, Tito Rufo den Mephisto, irgendeine andere Größe

der Mailänder Scala den Valentin. Das Publikum jubelt. Zehnmal werden die Sänger hervorgeufen. Das ist Buenos Aires mit seinem unerreichten Glanz und vornehmen Luxus, der weit sympathischer ist als der der nordamerikanischen Plutokratie.

Dann hin zum Deutschen Club mit seinem lauschigen Garten. Nach altgermanischer Sitte wird dort ein ebenso guter wie tiefer Trunk eingenommen. Gut, daß die Landesväter damals den französischen Sekt nicht besteuerten — heute ist es anscheinend anders. Pomméry war das beliebteste Getränk in der Hauptstadt. Wir stießen an und freuten uns, wieder daheim zu sein.

Nun mag es wohl manchem scheinen, daß man in der Argentinischen Capitale wie im Schlaraffenlande lebt. Das ist doch nur sehr ausnahmsweise der Fall. Buenos Aires ist in erster Linie eine Stadt der Arbeit, wenigstens für alle die, die nicht das Glück haben, von ihren Vätern Latifundien geerbt zu haben, deren Wert mit dem Aufschwung des Landes ständig wächst. Wer wollte es uns wohl verdenken, daß wir nach so langen Entbehrungen einmal die Freuden der Großstadt mit vollen Zügen genossen? Wer wird die ernstesten Männer tadeln, die jahrein, jahraus auf dem Kampfe das entsagungsvolle Leben rastloser Arbeit führen, wenn sie bei einem gelegentlichen Besuche der Metropole dasselbe tun! Man macht sich drüben keine Sorgen. Geht's gut, so laß ich es geh'n, geht's schlecht, was kann mir geschehen. Wenn keine Heuschrecken kommen, keine Dürren oder Nachtfröste eintreten, so bringt die nächste Ernte das Verlorene doppelt und dreifach ein. Das Land ist ja wahnsinnig reich, und die Grundlagen seines Reichtums sind maßlos solide: Getreide, Fleisch, Häute, Zucker und Baumwolle, ausnahmslos Produkte, die der Welt unentbehrlich sind. Dazu Petroleum und wie viele noch nicht entdeckte Schätze! Ohne rastlose Arbeit hätte das Land sich nicht eine so bedeutende Stellung auf dem Weltmarkt erobern können, Argentinien, eines der ersten Agrarländer der Welt. Deshalb ist drüben jeder mit Recht Optimist. Davon könnte man im bedrückten Deutschland manches lernen. Und noch ein anderes könnte man von diesem Sonnenlande annehmen, — das gesunde politische Empfinden. Dort wie in Chile gibt es keine 24 Parteien, sondern nur zwei; eine, die regiert, und eine zweite, die an die Krippe heran will, zwei Parteien, wenn man die kleine sozialistische außer Acht läßt, die, so sehr sie sich untereinander befehden



In kanadischer Wildnis

Trapper- und Farmerleben

Von

Max Otto (Kanadajäger)

Siebente Auflage

Mit Kapittleisten und 2 farbigen Tafeln von KARL WAGNER

62 Naturaufnahmen auf 32 Tafeln und 1 Karte

In Ganzleinen gebunden, Preis Rm. 13,—

Inhalt: Kanadas Lage, Größe, Provinzen und Territorien — Die Rassen der Eingeborenen — Kanadas Einwanderungspolitik — Landwirtschaft und Viehzucht — Forstwirtschaft und Fischerei — Das Deutschtum Kanadas — Die Tierwelt Kanadas — Jagdgesetze und Jagdscheinpreise — Pelzhandel und Rohpelzpreise — Mein Lehrjahr im hohen Nordwesten — Mit Indianern auf Pelzjagd — Achthundert Meilen im Schlitten — Kriegsausbruch und Kriegsjahre 1914/1917 — Im Biberfluß-Distrikt — In den Rocky Mountains — Als Freiwilliger in den Pesthöhlen — Schlußwort

„Ottos Schilderungen sind ungemein fesselnd, bildkräftig und in unvergleichlicher Weise belehrend. Es ist hier einmal ein Werk geschaffen, in dem der Atem eines in edelstem Sinne wirkenden Trappers vom ersten bis letzten Satz mitreißend enthalten ist. Die gewaltige Größe der kanadischen Winterlandschaft, die großartige Macht, die noch unermesslichen Wälder, und in ihnen wieder die staunenerregende Kühnheit des einzelnen Menschen, der sich in dieser gigantischen Einsamkeit durchzusetzen hat, sind von Otto meisterhaft gezeichnet worden. Hier ist ein Werk, das weiteste Verbreitung verdient.“
(Deutsche Zeitung.)

Jugendausgabe

Trapper- und Farmerleben in kanadischer Wildnis

Von Max Otto

Für die Jugend herausgegeben im Auftrage der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege, Berlin, von Schulrat ALEXANDER TROLL

Zweite Auflage

Mit Kapittleisten und 29 Bildern nach Naturaufnahmen auf 8 Tafeln.

In farbigem Ganzleinenbände | Preis Rm. 6,50

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

In den Wildnissen Afrikas und Asiens

Jagderlebnisse

Von

Dr. H. v. Wissmann

weil. Gouverneur z. D., Major à la suite der Armee

Mit 28 Vollbildern und 42 Textabbildungen von WILHELM KUHNERT

Dritte Auflage

In Ganzleinen gebunden, Preis Rm. 25,—

Aus dem Inhalt: Flußpferd — Leopard — Giraffen — Der Hirsch des Altai — Straußen — Nashornjagd — Jagden in Indien — Jagd auf Elenantilopen in Südafrika — Ein Tag in den Steppen des Kilimandjaro — Gazellen und kleine Antilopen — Ein Jagdtag am Elefant-Marsh — Jagd auf den Katschgoar — Wildschwein — Büffeljagd — Krokodile, Schlangen und anderes Ungeziefer der Wildnis — Auf Antilopen in den Steppen Asiens — Jagd auf das Gnu — Große Antilopen — Zebrajagd — Afrikanische Elefanten — Steinböcke — Das Nilgai und ein Jagdfrevel in Indien — Waffenausrüstung des Jägers — Ratschläge zum Jagen in der Wildnis

Hermann von Wissmann, der erste Durchquerer Afrikas von West nach Ost, darf als unser größter Afrikaner gelten. Was er auf seinen langen Entdeckungs-, Kriegs- und Jagdzügen von der Tierwelt erlauschte, das schildert er hier mit der Zuverlässigkeit des Forschers und dem sonnigen Humor des Weidmannes. Prachtvoll sind die Bilder von Wilhelm Kuhnerts Meisterhand. In der jetzigen Zeit politischer Erniedrigung, in der wir zähneknirschend zusehen müssen, wie fremde Staaten in unserem mit so viel Liebe entwickelten Kolonialgebiet schalten und walten, soll es ein Trost für uns sein, von ehemaligen besseren Zeiten zu lesen, die sich für uns in unserem großen Afrikaner Wissmann verkörpern. Sein Werk wird gleichzeitig die Überzeugung wachhalten, daß wir unsere Kolonien zurückgewinnen müssen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Werke von Dr. Arthur Berger

Aus einem verschlossenen Paradiese

Dritte, durchgesehene und erweiterte Auflage

von „Eine Welt- und Jagdreise“

Mit dem Bildnis des Verfassers, 121 Abbildungen auf Tafeln und einer Karte

In Ganzleinen gebunden, Preis Rm. 12,—

Mit Büchse und Kamera reisen wir mit Dr. Berger um die Welt. Bilder aus märchenhafter Tropenschönheit tauchen vor uns auf aus dem geheimnisvollen Wunderlande Indien, den wralten ostasiatischen Kulturländern und aus Afrika, der schwarzen Sphinx, aus einem Paradiese, das uns jetzt verschlossen ist. Dr. Berger ist bekannt als kühner Forscher und Jäger. Sein Buch ist prächtig in jeder Hinsicht.

In Afrikas Wildkammern als Forscher und Jäger

Zweite, neubearbeitete Auflage

Mit 169 Abbildungen auf 112 Tafeln

In Ganzleinen gebunden, Preis Rm. 12,—

In anschaulicher Weise erzählt Dr. Berger, wie er und seine Begleiter Land und Leute erschauten und kennen lernten. In vorzüglichen Abbildungen werden uns dazu alle Seiten des Landschaftsbildes und des Völkerlebens vor Augen geführt. Seine Photographien lebender wilder Tiere, oft unter unsäglichen Mühen und rücksichtsloser Einsetzung des Lebens aufgenommen, sind die vollendetsten Tageslichtaufnahmen aus dem äquatorialen Afrika.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Mit der Büchse in fünf Weltteilen

Beschreibung von 14 Jagdexpeditionen

Von **Paul Niedieck**

Vierte Auflage, vermehrt um den jagdlichen Teil von „Kreuzfahrten im Beringmeer“ von demselben Verfasser / Mit dem Bildnis des Verfassers, 154 Abbildungen nach Originalaufnahmen auf 94 Tafeln und einer Karte

In Ganzleinen gebunden, Preis Rm. 12,—

Die Beschreibung von Niediecks Jagdreisen liest sich wie ein spannender Roman. Wir lernen mit ihm die Schönheiten und Wunder der Welt im Verlaufe von vierzehn Jagdexpeditionen kennen. Wir jagen mit ihm auf Tiger und Hirsche in Indiens Dschungeln — auf Rhinozerosse und Löwen, Büffel und Elefanten in afrikanischer Wildsteppe — auf Elche und Bären in den Urwäldern Alaskas — auf den Wapiti in den Rocky Mountains. Ein herrliches Buch für jeden, der Freude an Fahrten und Abenteuern in fernen Ländern hat.

Afrikanische Wanderungen

eines Naturforschers und Jägers

Von **Theodore Roosevelt**

Deutsche autorisierte Ausgabe / Übersetzung von Dr. MAX KULLNICK
Mit Illustrationen auf 48 Tafeln nach Photographien von KERMIT ROOSEVELT u. anderen Mitgliedern der Expedition u. nach Zeichnungen von PHILIP R. GOODWIN

In Ganzleinen gebunden, Preis Rm. 13,—

Roosevelt schildert die Jagd auf das afrikanische Wild, das in unendlicher Zahl und Mannigfaltigkeit die Berge und Täler, die Steppen und Wälder, die Sümpfe und die Seen, „die Meeren gleichen“, in diesen „größten unter den großen Jagdgründen der Welt“ bevölkert. Er läßt uns den Zauber mitempfinden, den die afrikanische Wildnis auf jeden ausübt, der sie mit offenen Sinnen für die Schönheit und Erhabenheit der Natur durchwandert.

Das nackte Leben

Roman aus Marokko und dem Rifkabylengebiet

Von **Friedrich von Gagern**

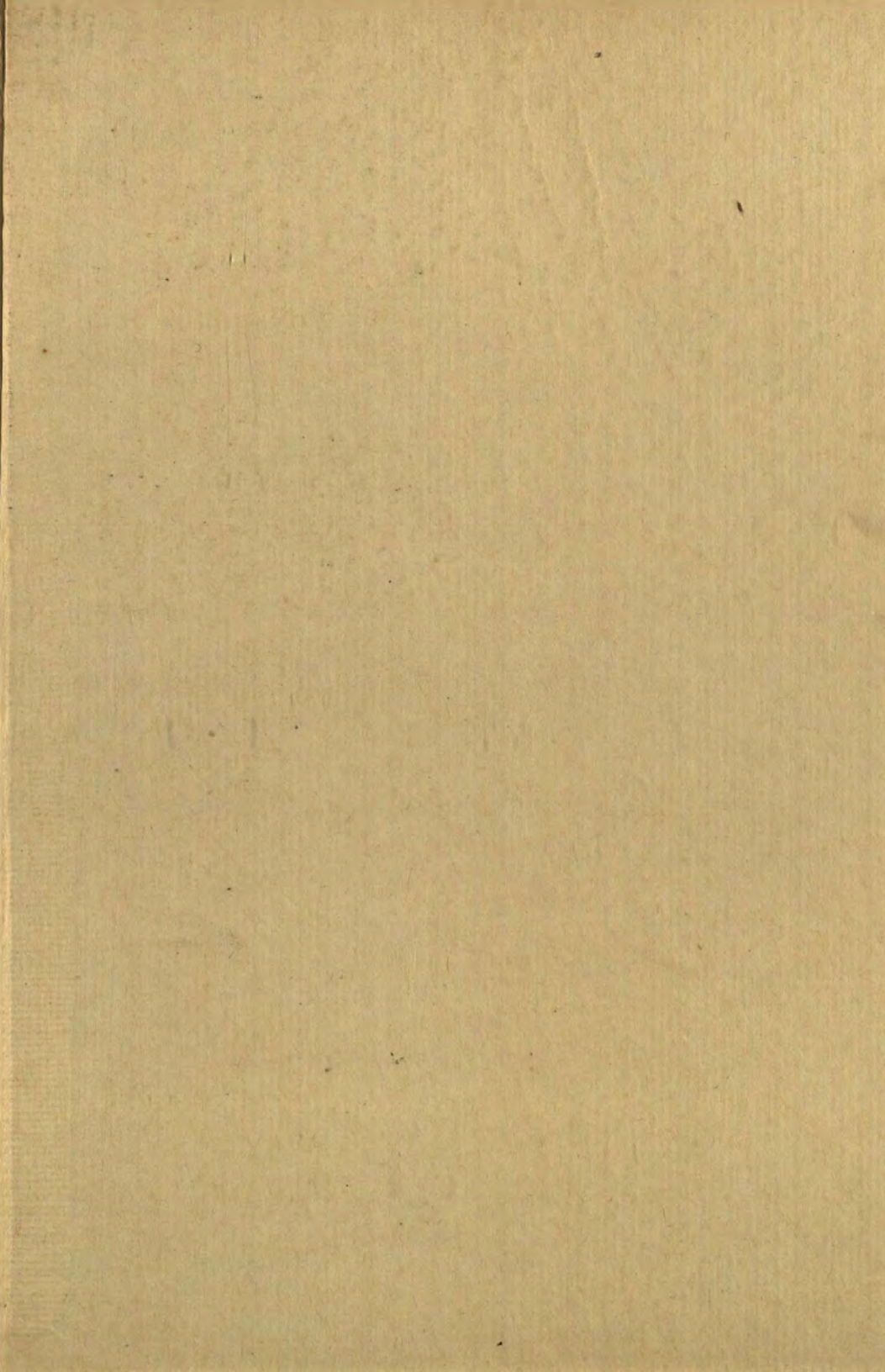
In Ganzleinen gebunden, Preis Rm. 6,50

„Friedrich von Gagern, der bekannte österreichische Dichter, braucht eigentlich nicht mehr empfohlen werden. Wunderbar ist sein neuer Roman. Interessant, unterhaltend und belehrend. Der Roman spielt im Orient und endet in Marokko. Was der Held da unter heißer Sonne durchlebt und durchkämpft, das ist einzigartig und wird jeden Leser fesseln.“
(Friedrich Kipp: Waidmannsheil)

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Abc. 5042/15/51





4154